Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,463,258

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Property of
University of
Illinois
Library

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Achtzehnter Jahrgang. Erster Band

Oktober 1920 bis März 1921

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Leipzig, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

An die Jugend. (Oktober 1920.)

	Seite
Warnung vor der Geschichte	1
Adolf Schiedt, Hoffnung auf Jung-Deutschland	2
Mathilde von Kemnitz, Ein Wort an die weibliche Jugend	5
Max Hildebert Boehm, Die Front der Jungen	8
Ludwig Curtius, Der Student und die deutsche Gegenwart	13
Hans Loewe, Ein Führer der Jugend?	21
Traugott von Stackelberg, England an die jungen Deutschen. Reiseeindrücke einer Englandfahrt	29
Josef Hofmiller, Das Vermächtnis Otto Brauns	32
Karl Alexander von Müller, Land-Tagebuch	40
Behandlung deutscher Studenten in Bonn	45
Ernst Bertram, Speyer	49
Ludwig Thoma, Salzburg	50
Leopold Weber, Wie der Hexenmeisteranderl den Sennmartl vorm Teufel gerettet hat. Erzählung	52
Georg Karo, Gerechtigkeit	63
Adolf Dirr, Deutsche Einheitsstenographie	66
Martin Spahn, Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich	68
Josef Hofmiller, Neue Bücher	70
Auswandern?	72

Fortschritte der Physik und Chemie. (November 1920.)

	Seite
Vorwort	73
Hugo Seeliger, Fortschritte der Astronomie	74
Arnold Sommerfeld, Die Relativitätstheorie	80
Wilhelm Wien, Die Leistungen der Experimentalphysik während des Krieges	88
Walther Kossel, Neue Wege der Atomforschung	91
Paul Ewald, Die Erforschung der Kristalle mit Röntgenstrahlen	100
Kasimir Fajans, Aus den Fortschritten der allgemeinen Chemie	106
Rudolf Pummerer, Fortschritte der organischen Chemie seit Kriegsausbruch	113
Friedrich von Müller, Fortschritte der biologischen Chemie	119
Josef Hofmiller, Bemerkungen zur französischen Literatur	127

Digitized by Google

2 - 137/16

	Seite
Wissenschaft in Frankreich	137
Hermann Cordes, Beginnendes Zeitalter der Menschlichkeit	137
Hermann Kerschensteiner, Ärztliche Lebensfragen	138
Hugo Bruckmann, Die Illustrationsverfahren	143
W. T. B.	144
Zitat aus Dostojewskij	148
Das Verbot der Südd. Monatshefte in den besetzten Gebieten	148

Unsere Ernährung. (Dezember 1920.)

	Seite
Deutsche Wärme	149
Max von Gruber, Die Ernährungslage des deutschen Volkes	152
Theodor Paul, Neue Wege der Lebensmittelchemie	163
Franz Fischler, Die Einwirkung der Zwangswirtschaft auf die Gesundheit	174
Paul Ehrenberg, Wie stehen wir heute zur Zwangswirtschaft?	182
Eduard Hamm, Zwangswirtschaft oder freie Wirtschaft?	187
Karl Alexander von Müller, Land-Tagebuch	192
Joseph Bernhart, Die Kette. Novelle	202
Julia Wirth-Stockhausen, Briefe von und an Joseph Joachim	211
Josef Hofmiller, Weihnachtsrundschau	213
Fernere Bücher zum Schenken	222

Los von Preußen? (Januar 1921.)

	Seite
Alfred von Tirpitz, Zum 18. Januar 1921	225
Karl Alexander von Müller, Los von Preußen?	226
Max von Gruber, Die Verbesserung der Gesundheit während des Kaiserreichs	233
Arthur Graf von Posadowsky-Wehner, Im alten und im neuen Reich	239
Karl Alexander von Müller, Rückblick und Ausblick	247
Tim Klein, Berlin	256
Erich Brandenburg, Bismarcks Reichsgründung und die Gegenwart	259
Sebastian Schlittenbauer, Die deutsche Frage	264
Martin Spahn, Bismarck	267
Josef Pschorr, Der wirtschaftliche Aufschwung im neuen Reich	270
Josef Hofmiller, Das verrückte Schuljahr	271
Carl Friedrich Wiegand, Das Theater in der Schweiz	275
Vergangenheit und Gegenwart	279
Hannibal Leschanoffsky und Alfred Mensi-Klarbach, Österreichisches Deutsch	280
Max Meidinger und Adolf Dirr, Deutsche Einheitsstenographie	282
Max von Gruber, Der Schwachsinn des Herrn Blüher. Aus einem Brief an den Herausgeber	285
Fritz Endres, Neue Bismarckbücher	286

Digitized by Google

Meisterwerke der russischen Erzählungskunst.

(Februar 1921.)

	Seite
Thomas Mann, Zum Geleit	289
Alexander Puschkin, Ägyptische Nächte	297
Nikolai Gogol, Pjotr Petrowitsch Pjetuch	304
Michaïl Lermontow, Der Fatalist	311
Iwan Turgenjew, Die lebendige Reliquie	317
Fjodor Dostojewskij, Raskolnikows Traum	325
Nikolai Ljesskow, Eine Teufelsaustreibung	329
Leo Tolstoi, Der Tod des Soldaten Awdejew	336
Anton Tschechow, Die Jungens	342
Maxim Gorkij, In der Steppe	346
Fjodor Ssologub, Die weiße Birke	353
Walerij Brjussow, Aus den „Abendliedern"	356
Michaïl Kusmin, Der unvermutete Proviant	357
Alexej N. Tolstoi, Terentij Generalow	361
Russische Dichter in deutscher Sprache	367

Aus dem deutschen Heldenkampf. (März 1921.)

	Seite
Eugen Zimmermann, Um Schlieffens Plan (mit unveröffentlichten Briefen von Ludendorff, Fürst Bülow, Bethmann-Hollweg)	369
Gustav von Schoch, Tannenberg	385
Friedrich Lützow, Der Lusitania-Fall (auf Grund des amtlichen Materials)	391
Helene Hoerschelmann, Bei den deutschen Verwundeten in Moskau	404
Hans Gerhard Creutzfeldt, Wie wir Euch sahen! Eines Deutschen Beobachtungen und Betrachtungen während des Waffenstillstandes in der Türkei	420
Tim Klein, Die Kinder sterben	437
Theodor Georgii, Adolf von Hildebrand	438
Fritz Behn, C. G. Schillings	440
Arnold Sommerfeld, Volkstümliche naturwissenschaftliche Schriften	442
Geologische Bücher	443
Karl Alexander von Müller, Eine Geschichte der neuesten Zeit	443
Adolf Dirr, Dostojewskij geschildert von seiner Tochter	443
Berichtigung	444
Hermann Kerschensteiner, Populäre Medizin	444
Tim Klein, Emil von Schleinitz	444
Aus Peru	445
Erzberger in der Deutschen Verlagsanstalt	446

F. Bruckmann A. G., München.

Digitized by Google

Warnung vor der Geschichte.

„An die Jugend"? Hat es noch einen Sinn? Sind wir nicht ein für allemal verraten und verkauft?

Es ist einer der großen Irrtümer, zu denen wir uns bekennen, daß wir allerdings angesichts der schwerfälligen Frivolität der deutschen Politik den Untergang des deutschen Volks erwartet hatten, wenn es nicht mit den Waffen siege. Den Frieden hatten wir uns für diesen Fall genau so erwartet wie er ist — dazu gehörte keine Prophetengabe, die Feinde haben nie einen Hehl aus ihren Kriegszielen gemacht, nur deutsche Trottel haben nicht daran geglaubt — aber wir haben gedacht, wenn es aus sei mit dem Deutschen Reich, sei es auch aus mit dem deutschen Volk.

Man sieht, wie schwer es ist zu prophezeien, auch nur auf ein paar Jahre hinaus. Hintennach, als Historiker, kann man dann leicht sagen, es sei alles ganz klar, naturnotwendig mußte aus der Vorkriegszeit der Krieg, aus dem Krieg die Revolution kommen, hintennach als „umgekehrter Prophet", wie sich die Historiker gern heißen lassen. „Umgekehrter Prophet" gehört zu jenen Sinnlosigkeiten, die so sinnlos sind, daß man glaubt, ihr Sinn müsse verborgen sein. Bitte, meine Herrn Historiker, zu prophezeien so lange es Zeit ist. Es scheint, Sie haben mehr Mut gegenüber toten Helden als gegenüber lebenden Kollegen. Was haben Sie zu prophezeien? Aber nicht umgekehrt, sondern geradeaus. . . . . Nichts. Daß es Völker gegeben hat, die untergegangen sind und solche, die nicht untergegangen sind, wissen wir anderen auch. Wir glauben an die historischen Gesetze nicht. Sie können nur aufgestellt werden wegen ihrer Ungefährlichkeit. Wollte der Historiker auf Grund von Gesetzen, die so unsicher sind wie die historischen, Brücken bauen oder Menschen kurieren, so käme er ins Gefängnis. Nur die Jugend kann prophezeien. Wenn sie die Zukunft in sich trägt, so haben wir eine. Sonst nicht.

Was wir tun können, das ist, ihr unsere Erfahrung zu übertragen, so wie der alte Spatz, der einmal in einer Trichterfalle gefangen wurde, durch seinen Angstruf die jungen Spatzen vor Trichterfallen warnt und dieser Angstruf von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, nachdem der alte Spatz längst tot ist und keiner mehr weiß, was es mit Trichterfallen auf sich hat. Das Übertragen der Erfahrungen darf aber keine Nebenzwecke haben. „Damit man für die Zukunft daraus lernt", ist der vorgebliche Zweck bei den literarischen Übungen unserer Diplomaten; damit man sieht, wie gescheit sie waren, das ist der wirkliche Zweck. Außerdem wollen sie ihre Gegner herabsetzen. Denn es sind rachsüchtige Luder darunter. Manche von ihnen haben jetzt den einzigen Wunsch, irgendwo andershin, möglichst weit fort, ins Ausland zu kommen, weil sie das deutsche Volk nicht ausstehen können. Ihr Denken ist ein rückwirkendes. Nur ein vorwärtswirkendes Denken, aus Liebe zum deutschen Volke geboren, kann uns retten. Es gibt nichts, was seiner Schöpferkraft nicht zugänglich wäre. C.

Digitized by Google

Hoffnung auf Jung-Deutschland.

Von Adolf Schiedt.

Die Jugend haßt im Schulmeister den Feind und liebt im Lehrer den Freund und hat in beiden Empfindungen recht, wie in allem natürlichen Empfinden gutes Recht steckt. Wer die Jugend nicht ernst nimmt, nimmt sich selbst nicht ernst, denn jeder ist bis in seine letzten Tage nur ein weiteres, nicht einmal immer ein höheres Entwicklungsstadium seiner eigenen Jugend. Die deutsche Jugend ernst zu nehmen, ihr mit allen Kräften Gelegenheit zum Lieben und so wenig wie möglich zum Hassen zu geben, ist eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Gegenwart.

Ich habe eine große Dankbarkeit in mir, daß ich die Wende in dem großen Drama Deutschland, dessen letzter Akt von dem Geschick noch lange nicht geschrieben ist, das auch keinen tragischen Ausgang zu nehmen braucht, wenn wir alle ihn nicht wollen und wenn die Jugend hilft, ihn abzuwenden, noch in einem Alter der geistigen Elastizität und Wandlungsfähigkeit erleben durfte. Schwer genug ist es mir, wie uns allen, geworden und ich fühle es: Hätte es mich zehn oder zwanzig Jahre später getroffen, so wäre ich vielleicht zerbrochen worden, wie so viele andere. Damit wäre ich aber auch des inneren Rechts verlustig, zur deutschen Jugend zu sprechen. Ich denke nicht daran, der Jugend einzureden, jemand könne ihr mehr sein als ein Wegweiser. Will sie eine Strecke durchmessen auf dem steinigen Wege zu dem nie erreichbaren Ziel der Vollendung, so muß sie jeden Schritt selbst zurücklegen. Aber helfen kann man ihr wohl auf dem beschwerlichen Marsch.

Wer die Gärung dieser Zeit überstehen, sich einigermaßen in ihr zurechtfinden und trotz allem zu einer gedämpften Harmonie mit der Welt und ihrem Geschehen gelangen will, das im einzelnen so trostlos und sinnlos erscheint, kommt schwerlich aus ohne den demütigen Stolz, den der Pantheismus verleiht, ohne das Vermögen der Erkennung des Geistes in allen Dingen, ohne die Gewißheit der gleichberechtigten Zugehörigkeit zum All, ohne die Achtung vor dem gleichen Recht jeder anderen Kreatur. Gibt es überhaupt Sein ohne Leben? Gibt es unbelebte Materie? Noch immer übt der greuliche Schematismus, der durch seine Unterscheidung zwischen organischer und anorganischer Substanz und Chemie die Schöpfung zerreißen wollte, in so vielen Köpfen seine Wirkung. Glaubt nicht an die Irrlehre! Alles fließt und alles lebt. Und beim Fließen und Wandeln ist alles gleich lebenswichtig. Den ersten wahren Begriff von dieser Gleichberechtigung habe ich einmal beim zufälligen Schinden eines chemischen Kollegs erhalten, als der Dozent den gewöhnlichen Verbrennungsprozeß umkehrte und Luft in einem Behälter mit Leuchtgas verbrannte. Da habe ich gelernt, daß nur beide zusammen brennen. Kein Mensch ist denkbar ohne die übrige Welt. Aber dafür ist die Welt, wie sie ist, auch nicht denkbar ohne jeden einzelnen Menschen. Jeder ist ein Teil des Ganzen und als solcher für das Ganze Bedingung des Seins. Nur durch diese Grundanschauung hindurch gelangt man zum Verständnis der Vorgänge in Welt und Leben und Politik, nur so paart sich dem Selbstbewußtsein die Toleranz, nur so kommt der soziale Mensch zustande, den wir brauchen und der allein die Zukunft für sich hat. Der Mensch mit der das Ganze umfassenden Güte, der Mensch ohne Scheu, der Mensch, dem das eigene Behagen durch den Gedanken an das Unbehagen der anderen verkümmert wird. Wir haben das Recht, und die Jugend hat ein noch größeres

Digitized by Google

Recht, die politischen Sünden des deutschen Volkes der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart zu beklagen. Aber das gibt noch lange kein Recht, das ganze Volk oder auch nur einen Teil des Volkes zu verdammen. Was ist das für eine kümmerliche Vaterlandsliebe, die auch nur den Geringsten des Volkes ausschließt von ihrem Gemeinschaftsgefühl! Maßlose Überhebung spricht aus dem Gebaren des Radikalismus, und es muß gesagt werden, nicht nur des nach links gerichteten, der sich nicht scheut zu verkünden, nur das Deutschland seiner Fasson sei ihm liebenswert. Das ist eine Liebe mit Wenn und Aber, eine Liebe auf Kündigung. Deutschland aber, der deutsche Gedanke, ist weit erhaben über die jeweilige Staatsform und niemand hat das Recht, Deutschland zu schmähen, weil ihm Herr Ebert nicht paßt. Sonst sinkt er auf die Stufe derer, die nur für ihre Klasse, Schicht oder Partei wirken und kämpfen wollen und damit offen oder schlecht verhüllt bekennen, daß ihnen das Schicksal aller übrigen nicht nahe geht.

Die große Liebe zum Ganzen muß die Leidenschaft für das als richtig Erkannte zeugen. Güte ist nicht Schlappheit und Trägheit, denn sehet, der große Künder der Liebe trieb die Wechsler zum Tempel hinaus. Kampf ist im menschlichen Leben, in der Politik, so unvermeidlich wie in der Natur. Auch ist es nur natürlich, daß Kämpfer mit gleichen Zielen sich zusammenschließen, um durch ihre Geschlossenheit mehr zu erreichen. Aber niemals darf die Partei mehr als Mittel zum Zweck sein. Sie ist ein notwendiges Mittel der Politik und ein notwendiges Übel. Denn nur zu leicht engt sie den Geist der Personen, ja die Personen selbst ein und läßt den Glauben entstehen, die Partei sei das Vaterland, sei die Welt. Es gibt keinen politischen Stein der Weisen und es gibt keine allein seligmachende Partei. Wohl aber gibt es Wahrheiten in allen Parteien, und wenn sie sich noch so absurd gebärden. Diese Wahrheiten in allen Parteien zu suchen und zu entdecken, sich durch alle Systeme, alle Möglichkeiten der politischen Organisation hindurch zu denken, ist eines der schönsten Vorrechte der politischen Jugend, denn nur auf diesem Wege ist die feste eigene Meinung, das sichere Urteil in der Politik zu gewinnen. Nur dieses Hindurchwühlen, das immer mit Anfechtungen verbunden sein wird, gibt die Sicherheit im Sturm, gibt die Stetigkeit der Überzeugung, auch in Umwälzungen. Ein Mann, mit dem mich jahrelange Freundschaft verband, so nahe, daß mir sein Sozialdemokratentum kaum noch im Bewußtsein war, kam eines Tages zu mir, um mir zwar nicht die Freundschaft, aber mit ehrlichem Schmerz den Verkehr zu kündigen, weil seiner Partei der Umgang mit Menschen (im Gegensatz zu Genossen) nicht genehm war. Erst als ich ihn auslachte und erklärte, ich würde einfach mit ihm verkehren, wenn er nicht mehr mit mir verkehren wolle, keimte der Trotz in ihm gegen die ihm zugemutete Würdelosigkeit. Und wenn wir uns heute sehen, lachen wir beide über den Unsinn, der in der Überspannung des Parteibegriffes liegt.

Wer die begrenzte Nützlichkeit der Parteien richtig schätzen gelernt hat, wird auch gegen Schlagwörter gefeit sein. Er wird sie nicht gedankenlos in sich aufnehmen, nur weil sie ihm immer um die Ohren schwirren. Und ein gesundes Mißtrauen wird ihn erfassen gegen alle politischen Klischees. Freilich enthalten auch sie häufig genug einen richtigen Kern der Weisheit. Aber es ist nicht immer leicht, ihn herauszuschälen. Als der große Krieg ausbrach und sich das ganze Deutschland ohne Unterschied der Bekenntnisse erhob, als sich im jahrelangen Kampfe dann zeigte, wie das katholische Deutschland in nichts, in gar nichts zurückstand gegen das Deutschland anderen Glaubens, weder in Tapferkeit

Digitized by Google

noch in Treue, weder im Leisten noch im Dulden, da hat mancher sich selbst und anderen bekannt, wie er sich des alten Schlagworts vom Ultramontanismus, das einst auch auf ihn gewirkt, geschämt habe. Das Schlagwort war sinnlos geworden, bis es Herrn Erzberger vorbehalten blieb, ihm wieder einen Sinn zu geben, den es bis heute noch nicht wieder verloren hat. Aber gerade diese teilweise Wiederbelebung hat gezeigt, daß der alte Sinn des Ultramontanismus nicht zutraf, daß weder Glaube noch Kirche einer reinen Vaterlandsliebe entgegenstanden, daß nur Mißbrauch dieser Begriffe den großen Schaden anrichten konnte, den wir alle kennen, und daß die schädlichen Einflüsse nicht immer erst über die Berge und nicht aus Rom zu kommen brauchen. Manchmal kommen sie auch aus dem karlistischen Wien.

Blickt die Jugend so mutigen Auges um sich, willig zu hören und zu lernen, aber nie ohne zu prüfen, nie ohne eher zuzustimmen, als bis sie begriffen hat, dann wird sie auch erkennen, was ihr nützt, und sie darf dann getrost für sich fordern und wirken; denn was ihr nützt, nützt dem ganzen Volke. Welche gesunde Jugend wird es sich gefallen lassen, daß dem Verdienste nicht seine Krone werde? Der Unfug der schematischen Gleichstellung, der es nun bereits bewirkt hat, daß in so vielen Berufen reife Könner nach Lehr- und Wanderjahren nur noch wenige Mark mehr verdienen als der Hilfsarbeiter ohne Lehre, den die wirtschaftliche Terminologie mit einem greulichen Wort den „Ungelernten" nennt, kann unmöglich den Beifall einer ehrlich strebenden Jugend finden, die ein Recht darauf hat, nach Fähigkeiten und Gebühr vorwärts zu kommen.

Einer so auf Grund eigener Arbeit an sich selbst und eigener Prüfung aller Probleme zur Reife heranwachsenden Jugend werden auch die Schwierigkeiten und Gefahren des vielgestaltigen Internationalismus nichts anhaben können. Ihr wird es ohne weiteres klar werden, daß schon die Gerechtigkeit gegen das eigene Volk und gegen sich selbst verlangt, zuerst guter Deutscher und dann erst guter Europäer und schließlich guter Weltbürger zu sein, ja daß die weiteren, dafür aber auch dünneren und luftigeren Begriffe des Europäer- und Weltbürgertums das feste Nationalbewußtsein zur Voraussetzung haben. Man kann einfach nicht über die engere Volksgemeinschaft hinweg und ohne Rücksicht auf sie zum Weltbürger werden, schon deshalb nicht, weil es auch die Glieder der anderen Völker weder können noch wollen. Und das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte verlangt zur Erzielung der richtigen Resultante die volle Einsetzung jeder einzelnen Kraft. Sicher werden die großen internationalen Fragen gerade für uns Deutsche in Zukunft, die eine Zeit der Abhängigkeiten und Kompromisse sein wird, von allergrößter Bedeutung werden. Möge die Jugend im edlen Streben zum höheren Menschentum, zur Veredlung der Lebensformen dabei nie vergessen, sich den festen Boden im eigenen Volkstum zu schaffen, möge sie dabei die unermeßlichen Schätze der deutschen Sprache entdecken, möge sie fremde Sprachen lernen und dabei erfassen, daß es unendlich viel schwerer ist, gut Deutsch als schlecht Französisch zu sprechen. Muttersprache und Vaterlandsliebe sind nahe Verwandte; nur durch sie, die alle politischen Tugenden in sich schließen, kann Deutschland neu erstehen, kann die deutsche Jugend das Glück finden, soweit dieser recht relativ zu verstehende Gast auf unserer Erde überhaupt heimisch werden kann. Deutschlands Jugend ist Deutschlands Hoffnung.

Digitized by Google

Ein Wort an die weibliche Jugend.

Es gibt kein Gebiet des menschlichen Lebens, auf dem das wertvolle Urteil so sehr von dem ohrenbetäubenden Lärm kranker, flacher, niedriger und dummer Auffassungen übertönt wird, als das Gebiet der Erotik, und das hat nicht zum letzten seine Ursache in der Abneigung tief empfindender Menschen in der Öffentlichkeit über Sexualprobleme zu sprechen. Vor allem widersteht dies dem weiblichen Geschlecht.

So sieht sich besonders die weibliche Jugend in der grotesken Lage, von dem eigenen Geschlechte ebenso häufig mißverstanden zu werden wie vom männlichen und verlernt leicht, der eigenen inneren Stimme zu trauen. Sie folgt, wie es für die Jugend selbstverständlich ist, am liebsten den „Führern", die ihre Lehren mit viel Geist, mit viel Temperament und mit möglichst großer Abneigung gegen die althergebrachten Meinungen vorbringen. Das gesunde Empfinden wird sogar offensichtlich kranken Anschauungen (wie z. B. den Blüherschen geistreich umkleideten Verherrlichungen der Homosexualität) zuliebe unterdrückt.

Wenn das weibliche Geschlecht seine, so ungeheuer wichtige Mission erfüllen will, so darf es freilich nicht geduldig in den Vorurteilen alter Sklavenketten ausharren und sich damit begnügen, von Zeit zu Zeit unter innigem Mitleid mit sich selbst ein wenig mit diesen Ketten zu rasseln. Es muß aber vor allem auch nicht nach kraftvollem Sprengen der Fesseln freiheitstrunken irgendeinem wohltönenden oder geistreichen Wortschwall über „wahre Erotik" folgen!

Die Kulturvölker des Abendlandes taumeln an einem Abgrund. Es darf kein einziger von uns wertvolle Jahre auf Irrpfaden wandeln um endlich mit gebrochnen Kräften seinen Weg zu finden. Jeder muß das Wertvollste entwickeln und geben, was immer seine Seele birgt, wenn wir nicht allesamt ersticken sollen an Entartung, an Narrheit, an Krankheit und an seelischer Genügsamkeit.

Darum möchte ich jedem jungen, vom sexuellen Leben noch unberührten Menschen, besonders jedem, der dem leichter und tiefer verwundbaren weiblichen Geschlechte angehört, zwei Fragen vorlegen, die er sich klar beantworten muß, ehe noch das erste erotische Erlebnis ihn erfaßt hat:

Willst du ein gesunder Mensch sein und bleiben oder ist dir Krankheit sympathischer?

Willst du deine Seele innerhalb des Lebens zu immer lichteren Höhen moralischer Vervollkommnung führen oder in moralische Niederungen?

Es hat nicht den geringsten Wert, diesen beiden Fragen irgendwelche Drohung oder Lockung beizufügen; im Gegenteil wird es von unendlicher Wichtigkeit sein, solcherlei Beeinflussung auszuschließen. Darum mache ich absichtlich darauf aufmerksam, wie wohltuend in unserer Zeit die Vorurteile gelockert sind. Gretchen wird rechtzeitig vor dem Schicksal außerehelicher Mutterschaft bewahrt, schmachtet nicht mehr in geistiger Umnachtung im Kerker, sondern wird in den meisten Fällen von liebevollen Rettern umgeben oder heilig gesprochen. In weiten großstädtischen Kreisen ist jedes Verurteilen polygamer Lebensweise verpönt, im Gegenteil, ein zurückhaltend oder monogam lebendes Mädchen wird in ähnlicher Weise verspottet wie früher und heute der ähnlich geartete junge Mann. Auch die Verurteilung des „mannmännlichen" und „weibweiblichen Eros" und der Selbstbeglückung ist einer Verherrlichung dieser erotischen Formen gewichen.

Ausdrücklich erinnere ich außerdem vor der Beantwortung der beiden Fragen daran, daß auch die „Stimme des Gewissens" nicht unangenehm werden kann, wenn das Gewissen die gleichen Moralideale hat.

Wer nun unter all diesen so günstigen Auspizien das Kranke dem Gesunden

Digitized by Google

gleichwertet, der möge kranke und gesunde Sexualität im bunten Wechsel erleben. Wer kranke Sexualität vorzieht, der meide gesunde. Aber keiner möge die heute herrschende Unwahrhaftigkeit begehen; als sei es Auffassungssache, Sache eines Vorurteils, welche Formen der Erotik krank und welche gesund zu nennen sind! Dies ist ein Blendwerk von kranken Menschen, die sich gesund nennen möchten.

Wie immer sich der Mensch auch zur ersten Frage stellt, eines ist unbestreitbar: das wahrlich nicht verlockende Recht krank zu sein hat jeder Mensch, aber er hat nicht das geringste Recht krank zu machen und darf auch nicht murren, wenn die Mitwelt, die gesund bleiben möchte, ihn in denkbar nachdrücklicher Weise isoliert. Die Gesundheit ist an sich auch im erotischen Leben von so viel kraftvolleren Glücksgefühlen begleitet, daß es genügt, das Kranke vor der Jugend ganz klar zu umgrenzen, dann ist sie am besten durch sich selbst geschützt.

Die zweite ungleich wichtigere Frage, ob eine stetige moralische Vervollkommnung das Ziel des Lebens ist, wird von einer weit größeren Zahl bejaht als gelebt. Immerhin werden alle die Bejaher, die ihr im praktischen Leben zuwiderhandeln, sich in den Niederungen des Sexuallebens nie recht wohl fühlen, ganz im Gegensatz zu denen, die sich bei unserer zweiten Frage freudig für diese Wohnart entscheiden. Von diesen ist freilich eine Hebung des sexuellen Tiefstandes nicht zu erwarten. Sie erleben ihr Triebleben mit sattem Behagen in den Sumpfniederungen. Wer das Quaken dieser Froschteiche in den Großstädten anhörte, der weiß, wie „glücklich“ sich all diese Wesen an ihrem Wohnort fühlen, besonders seit sie ihre Gedichte in Prachtausgaben verkaufen und ihre Wedekinddramen zur Aufführung bringen dürfen. Ordentlich stolz aber sind sie geworden, seit ihnen wissenschaftlich klar gemacht ist, daß ihre sexuellen Ideenverbindungen eine tiefgründige Symbolik, ja das wichtigste Gerüste des ganzen Geisteslebens der Menschheit sind. Das alles ist ein zusammenhängendes Ganze, aus dem man nicht mit Entrüstung Einzelheiten herausgreifen sollte. Der Frosch im Sumpf hat das Bedürfnis, seine erotische Kunst, seine Sexualethik und seine Seelenanalyse zu besitzen. Aber das möge jeder bedenken:

Für das ganze Leben werden aus einer Epoche im Froschsumpf Phantasien, Vorstellungen, Assoziationen erworben, die weder der eigene eiserne Wille, noch ein Gott, noch ein Teufel aus der Seele, so lange sie atmet, tilgen kann!

Diese Tatsache führt mich zu der Behauptung hin, daß auf der weiblichen Jugend vor allem die Hoffnung auf Genesung aus der Triebentartung ruht: der beim Manne häufigere und deshalb für ihn typische sexuelle Entwicklungstypus[1]) begünstigt das in seiner Wirkung so unheimliche Zweikammersystem der Seele in bezug auf moralische Forderungen für Freundschaft und moralische Genügsamkeit für sexuelle Gemeinschaft.

Seine Frühentwicklung der orgastischen Fähigkeit vor vollendeter Vergeistigung seiner Sexualität führt nur zu häufig zu einem geistig und vor allem moralisch unsagbar genügsamen Ersterlebnis, oft empfängt er die erste erotische Jugendweihe im Froschteiche selbst. Dies ist so schmerzlich, weil das sexuelle Ersterlebnis sich mit allen Einzelheiten, für das ganze Leben bedeutsam, tief in die Seele eingräbt. Von dem Unheil dieser nur allzu häufigen Tatsache flüchtete sich das männliche Geschlecht in ein trügerisches Dogma: „Falls keine geistige Zuneigung zu dem Sexualgefährten besteht, spielen sich die Sexualerlebnisse in einem bestimmt abgegrenzten Bezirke der Seele ab, der mit dem eigentlichen Geistesleben nicht das geringste zu tun hat.“ — Tatsächlich läßt sich das Gegenteil solcher Wahnvorstellungen beweisen. Eine bestimmte

[1]) Siehe mein Buch Erotische Wiedergeburt. E. Reinhardt-Verlag, München.

Digitized by Google

Stufe der Geistigkeit, eine bestimmte Stufe seelischer Harmonie ist für jeden Menschen vollkommen unerreichbar, der seine moralischen Forderungen, wie er sie an den Charakter seines Freundes stellt, nicht vor allen Dingen auch bei dem Menschen erfüllt sehen muß, mit dem er in sexueller Gemeinschaft lebt.

Das weibliche Geschlecht, dessen häufigere, also typische Sexualentwicklung eine Spätentwicklung der orgastischen Fähigkeit, aber Frühentwicklung der geistigen Verehrung („Schwärmerei") aufweist, pflegt weitaus häufiger auch bei dem erotischen Ersterlebnis einen geistigen Zusammenhang zu verlangen. So ist es zwar bei den Irrwegen des Sexuallebens seelisch verwundbarer als das männliche Geschlecht, zeigt aber von vornherein mehr gesunde Kritik an dem genannten unheilvollen Bequemlichkeitsdogma. — Da nun überdies das weibliche Geschlecht in seiner Sexualität nicht wie der Mann vor allem durch den Anblick, sondern durch die Werbung anregbar ist, so tritt es weit seltener als der Mann in flüchtige sexuelle Hörigkeit und aus diesen beiden Gründen ist es so recht dazu geschaffen, die Genesung des Sexuallebens durch das Leben und Lehren der ernsten Wahrheit zu unterstützen:

Kein erotisches Erlebnis, ganz besonders aber kein Jugenderlebnis, ist gleichgültig für die seelische Entwicklung zur Höhe. Es wird die Seele herabziehen oder hinaufheben und zwar das erstere auch ganz unabhängig davon, ob ein geistiger Zusammenhang der Gefährten besteht. Ein krankes Sexualleben kann getragen sein von hohen geistigen und moralischen Ansprüchen und steht in diesem Falle über einem gesunden Sexualleben ohne diese moralischen Anforderungen. Daher verdient ein krankes Sexualleben nicht von vornherein eine Verurteilung. Das gesunde Erleben wird von gesunden Menschen stets erstrebt werden auch ohne den verhängnisvollen Schutzwall der moralischen Verpönung. Weit wichtiger ist es, die seelische Genügsamkeit im Sexualleben in ihrer ganzen Armut, besonders auch in ihrer Abstumpfung des gesamten Charakters und ihrer Minderung der seelischen Höhe über dem Meeresspiegel zu kennzeichnen.

Alle die gegeneinander wogenden Meinungen über die „höchste Form" der Erotik, alle die widersprechenden moralischen Wertungen der verschiedenen polygamen und der monogamen Lebensformen sind im Grunde genommen nichts anderes als einer der zahllosen Beweise der rettungslosen Verwirrung der Moralbegriffe überhaupt. Menschen durch moralische Wertungen zu einer dieser Formen erotischen Erlebens erziehen zu wollen, ist töricht. Es gibt selbstverständlich für jede Art der sexuellen Fixierung eine unmoralische und eine moralische Lösung. Rücksicht auf die Höhenentwicklung der eigenen Seele und der des Gefährten ist das charakteristische Merkmal eines moralischen Sexuallebens, das nur in einer Gruppe von Fällen noch eine Erweiterung erfährt durch die gleiche Berücksichtigung anderer Angehöriger, vor allem der Kinder.

Am allerseltsamsten sind aber besonders die moralischen Anpreisungen der Monogamie. Jeder Mensch, der in sich die seelische Möglichkeit fühlt, den unendlichen inneren Reichtum einer individuellen, vergeistigten, durch inneres Zusammengehörigkeitsgefühl bedingten monogamen Gemeinschaft zu erleben und zu schenken oder gar — was weit seltener ist — sie in glücklicher Verwirklichung erlebt, wird sich selbst nicht so verarmen wollen, die abwechslungsreiche Monotonie vielfältiger Fixierungen der Liebe, die man Polygamie nennt, selbst anzustreben. Gar oft wird allerdings das Leben dieser Menschen, eine Kette trübster Enttäuschungen, oberflächlich eher einen polygamen Eindruck machen. — Man wird hoffentlich einsehen, daß heilige, köstliche, seltene Lebensgüter den Menschen nicht aufgedrängt werden dürfen!

Digitized by Google

Man zeige statt dessen, wie leicht und wie unwiderruflich man durch ein unseliges „Begnügen" mit flachem, erotischem Erleben die beglückende Fähigkeit zur geistig begründeten Monogamie verlieren kann. Die herrliche Symphonie einer hohen Minne kann plötzlich und unerwartet verstummen für immer durch ein Erinnern an die Niederungen!

Und nun noch ein Wort an die deutsche weibliche Jugend als Deutsche. In naher Zukunft werden die Frauen aller Länder dem Manne die Einheit des erotischen Erlebens mit den geistigen Idealen wiederschenken und dadurch die wichtige Voraussetzung zu kultureller Entwicklung schaffen, doch hängt die Erfüllung dieser Mission ganz besonders innig mit der Selbstbesinnung der deutschen Frau auf ihre Eigenart als Deutsche zusammen!

In den furchtbar ernsten Tagen, in denen unser geschlagenes Volk sich aus unseliger Zerrüttung, Verwirrung und unsagbarem Elend zu neuem Leben aufrafft, muß und wird es sich endlich auf die alten Quellen seiner Kraft zurückbesinnen, aus der Entfremdung von seinem innersten Wesen zurückkehren zur bewußten Pflege seines Volkstums. So wird auch ein Erinnern aufleben an die Ehrfurcht, mit der das germanische Volk das Ahnen und Wissen des Weibes raten und walten ließ. Nicht um der „Gleichberechtigung" im Staate, sondern um der Gleichberatung des Staates willen wird in diesem Volke des Weibes Wirken vom Manne gewollt werden! — Weh, wenn in dieser köstlichen Stunde der nahen Zukunft die deutsche Frau ihrem ureigensten Wesen entfremdet durch planloses Irren auf den Pfaden der Niederungen, die Ehrfurcht vor sich selbst und somit die Kraft zum Höhenflug verloren hat!

Darum sprengt die Ketten unwürdiger Hörigkeit, ihr deutschen Frauen, aber nicht um in die Fesseln flachen Trieblebens zu eilen! Findet zurück zur Liebeskraft und Keuschheit eurer Ahnen! Denkt daran, daß in dem Volke der geächteten und geknechteten „Barbaren", in dem Volke der stolzen, seelisch-freien Germanen des Weibes Weisheit erwacht, die der Welt die wirksamen Runen des Friedens schenken wird.

Mathilde von Kemnitz.

Die Front der Jungen.

Von Max Hildebert Boehm.

Die nachfolgenden Ausführungen geben über die Ideenbewegung des „Ringes" Aufschluß, der sich aus der Lesergemeinde der Wochenzeitung „Gewissen" herausgestaltet hat und der in der Arbeitsgemeinschaft des „Juniklub" seinen Mittelpunkt besitzt. Der Verfasser arbeitet insbesondere an der Formung des korporativen Gedankens, der in seinem „Ruf der Jungen" (Verlag Gewissen, Berlin) Ausdruck gefunden hat. Eine ausführlichere Darstellung seiner Grundgedanken bietet seine soeben erscheinende Programmschrift „Körperschaft und Gemeinwesen" (Verlag K. F. Koehler, Leipzig). Wir verweisen ferner auf die (im gleichen Verlag erschienenen) Bücher von Eduard Stadtler „Die Weltkriegs-Revolution" und „Diktatur der sozialen Revolution". Diesem Kreis gehören junge Männer an, die aus allen Parteien gekommen sind und sich von allen Parteien abgewendet haben. Wenn wir ihn zum ersten Male hiermit zu Wort kommen lassen, so geschieht es, weil wir unter den täglich ins Kraut schießenden Parteien und Bünden fast nur dem „Ring" ernsthafte Bedeutung beimessen. Es genügt anzuführen, daß diese jungen Männer täglich zu radikalen Arbeitern sprechen, um zu zeigen, daß da etwas aufkommt, das mit dem Maß keiner der bestehenden Parteien gemessen werden kann.

Es kommt ein neuer Mensch auf, der mit fragenden Augen dem Leben gegenübertritt, das er in seinem Kreise, in seinem Volke, in der Welt leben soll. Es ist der Mensch der Wende, der sich durch ein tiefes Gefühl der Fremdheit

Digitized by Google

von den Selbstverständlichen getrennt weiß. Es gibt die Selbstverständlinge der Restauration, die nur wiederherstellen wollen, es gibt aber auch Selbstverständlinge der Revolution, die das Chaos benutzen, um überständige Doktrinen durchzudrücken, es gibt Rechts- und Linksreaktionäre, denen die eigenen Gewöhnungen und Vorurteile ebensowenig fragwürdig geworden sind, wie den Gegnern, die sie so heftig bekämpfen. Die Philister der Revolution sind selber die fragwürdigsten Erscheinungen einer an Fragwürdigkeiten wahrhaftig nicht armen Zeit.

Der Mensch der Wende will mit beiden nichts zu tun haben. Er ist nicht der östliche Nihilist, wie ihn Hermann Hesse ausdeutet. Er ist auch nicht der Utopist, der Schlaraffenländer aus dem blutgedüngten Erdboden heraufsteigen sieht. Der Mensch der Wende sieht einen Bestand an Überkommenem und einen Bestand an Gefordertem in die gleiche Problematik verstrickt. Er glaubt nicht, daß aus fauler Übereinkunft nach dieser Erschütterung unserer abendländischen Existenz noch Bestandhaftes erwachsen kann. Er sieht innen und außen den Kampf fortdauern, und bindet auch nach der Niederlage — auch die westlerische Novemberrevolution war für alles Junge und Frische eine Niederlage — den Helm fester. Doch findet er für seine Kämpfe ein Schlachtfeld vor, in dem von altem Streit her falschgerichtete Schützengräben das Bild der neuen Fronten verwirren. Der Mensch der Wende verirrt sich auf dem Schlachtfeld. Er verwickelt sich in falsche Solidaritäten. Einsam kämpft er oft im alten Lager gegen einstige Freunde, sieht nicht, will nicht sehen, wie ihm Kampfgenossen im „feindlichen" Lager aufstehen. Schwer ist es, sich zu lösen, schwer, sich zu finden. Hie rechts, hie links; hie Arbeitgeber, hie Arbeitnehmer; hie Nationale, hie Internationalisten; hie Revolution, hie Reaktion: so gellen die Losungen von gestern und vorgestern noch immer fort und stören die Sammlung derer, die zusammengehören. Wo stehen eigentlich die Ludendorff, Schmude, Bischoff: wo stehen diese „Militaristen"? Rechts oder Links? Sind sie nicht revolutionärer als Max von Baden, Herr von Payer und der General Gröner zusammengenommen? Wie ist es mit Stinnes? Gehört er nicht zum „werktätigen Volk" oder haben Eisner und Toller mehr Industriearbeit geleistet? Waren das nicht internationalistische Arbeitermassen, die in Oberschlesien gegen den Polen streikten, und was hörte man von Verhandlungen höchst nationaler Gruppen der Bourgeoisie mit Frankreich, wo es dynastisch-separatistische Zettelungen galt? Die Fronten der alten Schützengräben laufen falsch. Der Mensch der Wende sucht die neuen Fronten. Er will nicht den Untergang des Abendlandes wollüstig genießen, sondern — ob er es weiß und sagt oder nicht — er sucht ein neues Leben für den deutschen Menschen auf der deutschen Erde. Und wer näher zusieht, kann bereits eine innere Annäherung derer feststellen, die sich in Doktrinen und Idealen noch meilenfern scheinen, obschon sie die Gemeinsamkeit der Instinkte und Antriebe bereits zur heimlichen Gemeinschaft eint. Wir brauchen die Front der Jungen, die sich für Zukunft selber einsetzen wollen. Und diese Front wird wachsen, je klarer zutage tritt, daß unter der Scheinordnung vom November 1918 sich nichts verbirgt als fortschreitende Zersetzung.

Mögen doch die Alten sich um ihre Etiketten „national" und „internationalistisch" zanken: uns ist erste Voraussetzung für Willenserweckung eines gelähmten Volkes, daß die Lähmung weicht, daß das Blut wieder alle Glieder durchpulst, daß unser Volk wieder Leib wird. Anstatt dessen sehen wir alle Parteien und Klassen an der Arbeit, den Prozeß der Massenwerdung, der mechanistischen Zersetzung zu fördern. Das Reich besteht als Katechumene des ententistischen „Völkerbundes", die Reichsregierung als Fronvogt der Versailler Diktatoren gewohnheitsmäßig fort. Willensäußerungen von „Volksparteien" aller Art wer-

Digitized by Google

den im parlamentarischen Mosaikspiel zum „Willen des Volkes" zusammengesetzt. Niemand wagt sich einzugestehen, wie trostlos verlassen und preisgegeben dieser Krüppel von Staat in der Öde dasteht, in die ihn Haß von außen und Gleichgültigkeit von innen verstießen. Nicht das Volk, kaum die Massen, noch weniger die Seltenen wollen etwas von ihm wissen, die als Gestalten eignen Wuchses und eigner Kraft aus der allgemeinen Einebnung aufragen. Auch die Jungen, sie vor allem nehmen am Boykott dieses Staates teil und suchen die Politisierung des Volkes selber, aus dessen unverbrauchten Kräften das neue Gemeinwesen kommen soll.

Das eintönige Machtgerede ist genau so unzeitgemäß, wie das Abplappern der nationalistischen Phrase. Schon immer haben wir's uns zu leicht gemacht und bei Macht allein an die Bereitstellung eines militärischen Apparats gedacht, der doch nur eine von vielen Voraussetzungen wahrer Machtauswirkung ist. Wir haben allzulange Macht mit Gewalt verwechselt, nun sehen wir auch nur den einzigen trostlos verbauten Weg, um wieder zu Macht zu kommen. Wir haben noch nicht begriffen, daß wir damals schon trotz aller schimmernden Wehr nicht Macht genug waren, weil wir nicht Volk genug waren, und daß jeder Weg, der uns heute der Volkwerdung nähert, auch die ersten und wichtigsten Voraussetzungen für Machtwerdung schafft. Einer der Gründe unserer Niederlage war ohne Zweifel, daß wir uns nicht früh und entschieden genug als ein Arbeitervolk begriffen, das gegen Rentnernationen zu Felde lag. Nun sind wir zum Fronvolk herabgesunken. Aber ob unsere Möglichkeiten politischer Art nun in der Produktion, ob sie in entschlossener und zielbewußter Sabotage bestehen: Voraussetzung für beides ist, daß wir über die absolut gesetzten Klassenschranken hinweg zum leibhaften, natürlich gegliederten Arbeitsvolk kommen. Die marxistischen Reaktionäre lassen unermüdlich die Walze ihrer Klassenkampfparole spielen. Wir Jungen suchen Produktionsverantwortung aus körperschaftlichem Gemeingefühl zu erwecken. Der Wille zu neuen bestandfesten Bindungen sitzt heute tiefer als der in allen Lagern wiederklingende Ruf nach Freiheit von diesem oder jenem. Kein Mensch hat im Ernst die hysterische Verjagung der Dynastien als Befreiung empfunden. Die bourgeoise Freiheitsparole ist überhaupt nicht, wie es der reaktionäre Marxismus glauben machen will, der Sinn der sozialen Revolution. Das Schöpferischste, was um die Zeit des kritischen Novembers aus der wirtschaftlichen Kriegsproblematik erwuchs, war das stille Werk der Arbeitsgemeinschaft. Das Kartell zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden — im Augenblick akuter Lebensgefahr der deutschen Wirtschaft zustandegebracht — war gewiß ein Kompromiß. Trotzdem war es eine rettende Tat. Es war ein Samenkorn, aus dem etwas wie ein deutscher organischer Sozialismus erwachsen kann. Gelingt es, den nihilistischen Klassenkampf seiner Absolutsetzung zu entkleiden und den zerberstenden Willen des arbeitenden Volkes in die gleiche Richtung zu pressen, dann sind wir als Volk Macht. Die Aufgabe aber, die der Mensch der Wende sieht, ist es, wirtschaftlichen Willen aus dem Volk selber herauszuholen, statt den Führerwillen mechanisch vorzuspannen, wie es im dualistischen Vorkriegseuropa üblich war. Es gibt gewiß einen ewigen Dualismus der Führenden und der Geführten; was aber in Frage steht ist auch hier die neue Bindung. Alle Autorität ist heute von der großen Krise mitergriffen. Die Lösung des „Volksbeauftragten", in dem alle Fragwürdigkeit des Volkstribunen wiederauflebt, diese Lösung eines späten Zeitalters ist zu billig. Sie überwindet die Mechanisierung nicht: sie sublimiert sie. Im Grunde liegen die Schwierigkeiten der modernen Führerfrage in den Dimensionen beschlossen, in die unser Dasein gespannt ist. Der

Digitized by Google

Großstaat unserer Tage würde ohne zentralistische Zusammenfassungen vor Schwerfälligkeit aktionsunfähig werden. Demokratie wird in ihm formal, wird verlogene Fassade, hinter der sich Oligarchie verbirgt. Werden jedoch die Polaritäten überspannt, dann sind sie stärkeren Belastungen nicht mehr gewachsen. Trotz dem August 1914 hielt die Bindung von Heer und Führung, von Staat und Dynastie einer Niederlage nicht stand, fast wäre auch die wirtschaftliche Führung gesprengt worden. Hier, wo noch der unmittelbare Traditionszusammenhang unversehrt ist, muß die Entspannung der sozialen Polaritäten einsetzen. Sie wird auf die Dauer nicht durch den Kompromiß burgfriedlicher Verständigung, sondern durch die Aufhebung der dualistischen Gesellschaftsordnung in einem organisch gestuften Sozialgefüge vollzogen. Hier setzen die Möglichkeiten des Rätegedankens ein, wenn es gelingt, den Sozialismus von der marxistischen Klassenideologie zu befreien. Dazu ist die Revolutionierung der Revolutionäre noch zu wenig vorgeschritten, zu wenig junge Kräfte sind im sozialistischen Lager bemerklich, Parteien und Gewerkschaften sind zu sehr in reaktionären Denkgewöhnungen und Willensrichtungen befangen. Der Mensch der Wende ist im „revolutionären" Lager der Linken noch allzuwenig durchgedrungen.

Aus dem Problemkreis einer organisch gestuften Wirtschaft kommen auch die Fragen einer Neugliederung des Reichsgebietes. Es war kein Mensch der Wende, der — Herr Hugo Preuß — in den unfreundlichen Maientagen dieser „Revolution" mechanisch gleichmacherisch ein Bärenfell aufteilte, das all diesen „Volksbeauftragten" und „Volksboten" wahrhaftig nicht gehörte. Es sind auch nicht Menschen der Wende, die die Willkürbildungen dynastischer Hauspolitik, an die sich die vergewaltigten Stämme und Landschaften in einigen trägen Generationen gewöhnt haben, in ein neues Zeitalter unversehrt hinüberretten wollen, wo nicht nur die Reuß-Schleiz-Greiz und Sachsen-Koburg-Gotha: wo auch ansehnlichere territoriale Ungetüme sinnlos geworden sind. Erwachten heute wirklich wieder die unterdrückten Stämme, reckte sich der Wirtschaftskörper eines modernen Arbeitsvolkes, begännen Ströme und Berge von Grenzen zu reden, über die kleine eitle Barockdynasten kreuz und quer geheiratet, geschachert und im Bürgerkrieg eines gelähmten Volkes hinwegerobert haben, dann würden die jämmerlichen Ehrgeizlinge bald zum Schweigen gebracht sein, die heute diese dynastischen Gepflogenheiten von ehedem fortführen, die auch nur zersetzen, statt schöpferisch neuzubinden, die den Gesamtwillen der Nation schwächen, statt ihn durch Gesundung der inneren Reichsgliederung zu stärken. Der Mensch der Wende steht vor ungeheuren Aufgaben, uralte konservative Kräfte begegnen sich mit dem Willen zu radikaler Neuformung: im Weg steht wieder der Philister, der halb ausbessern will, was nur ganz geheilt werden kann. Die Klassenideologen werben heiß um das Landvolk und suchen den Landarbeiter für die Klassenarmee des „Proletariats" zu pressen. Ein großstädtischer Unbegriff soll in die Wälder und Fluren getragen werden, in denen bislang noch der Erneuerungsquell des Volkstums flutete. Auch der Mensch der Wende schaut nach dem Lande aus. Wenn sich vor seinem Auge das Volk in die neuen Gesamtstände gliedert, die über die Klassengrenzen hinweg die großen Wirtschaftskörper wie Industrie, Handel, Gewerbe, Landwirtschaft tragen, dann ist freilich auch für das Land eine Überwindung des ostelbischen Dualismus, eine stärkere Durchwachsung der Schichten vorgesehen. Aber der Blick aufs Land hat für uns noch einen andern, einen seelischeren Untergrund. Der Siedlungsgedanke geht um. Er wächst als Nothilfe aus der brennenden Übervölkerungsfrage, er ist darüber hinaus ein Gedanke der Erneuerung. Im Latifundienbetrieb

Digitized by Google

kapitalistischen Gepräges entartet eine späte Landwirtschaft, in der Zergliederung in genossenschaftlich gebundene Kleinzellen verjüngt sich ein alterndes Volk. Unsere Zivilisation eröffnet Verkehrsmöglichkeiten, die dem großstädtischen Menschen den Weg zur Scholle zurück eröffnen. Die Bodenreformer sind monomane Doktrinäre, aber sie sehen etwas Richtiges und Zukünftiges. In der Siedlungsgenossenschaft liegen Möglichkeiten für den Sozialismus verborgen, den Mechanismus in sich einzudämmen und in einen organischen Korporativismus hinüberzuwachsen, der aus dem Leben kommt und nicht aus der Doktrin, der Aussichten auf gewachsene Kultur öffnet statt des trostlosen Ausblicks auf eine ins Leere laufende spätalterliche Zivilisation. Der Mensch der Wende sieht die abstrakte großstädtische Existenz selber einer Kippung entgegengehen, wo sie sich aus der Natur heraus verjüngt und den brüchigen Asphaltgeist in sich überwindet.

Aus ihrem Arbeitertum heraus wird die Nation neue Gestalt und gewinnt neue Macht. Zum erstarkenden Willen muß aber die Leidenschaft kommen. Die Alten suchen durch Hetze zu kalter Leidenschaft zu stacheln, die Jungen, die aus dem innerlichen und persönlichen Erlebnis des Krieges kommen, glauben nur an Leidenschaft, die aus dem Leiden selber kommt. Die neue Volksgemeinschaft, die der Staat nicht gibt und die die Arbeit nur vorbereitet, erwächst uns aus der tragischen Notgemeinschaft unserer Nation. Die Not kommt von den Grenzen, so wächst auch unser Volk von den Grenzen her zu einer Notgemeinschaft zusammen. Seit mit dem „Frieden" die Bereitschaft zu Einsatz und Opfer der Person geschwunden ist, ist im Innern des Reiches die Not des Vaterlandes nur noch als Wirtschaftsmisere und seelische Fäulnis spürbar. An den Grenzen ist auch die persönliche Not zugleich nationale Not. An den Grenzen, wo der Feind auf deutscher Erde steht, tritt feige Anbequemung und mannhafte Selbstbehauptung klar und scharf auseinander. An den Grenzen ist der Lump noch gebrandmarkt, dem anderweit alle Hemmungen abhanden gekommen sind. Im Grenzland erneuert sich der deutsche Mensch aus Not und Leid heraus, gewinnt auch der Wirtschaftskampf nationale Farbe, wird der Juni-Friede von Versailles wirklich noch als Stachel zur Wiederaufrichtung empfunden. Das ganze deutsche Volk wird von den Grenzen her zu einer Leidensgemeinschaft, deren ganzes Erleben um dies Juni-Grauen vom Sommer 1919 kreist, der der Abstand von der Augustgesinnung 1914 ein unverlöschlicher Schmerz und eine brennende Verantwortung ist. Der Juni darf aus der Erinnerung des deutschen Volkes nicht für eine Sekunde verschwinden. Dafür sorgt der Feind an den Grenzen. Er brennt die Juni-Schmach ständig in unser Gedächtnis. Aus dem Grenzdeutschtum kommt die Erneuerung völkischer Leidenschaft, von der in unseren Großstädten mit ihren Schiebern und Prassern, im eingefahrenen Betrieb der Parteien, in der mechanisch fortrollenden Klassenverhetzung der Wirtschaftsgruppen noch wenig zu spüren ist. Aber schon gibt es allenthalben deutsche Menschen, die nach den Grenzen schauen, die das weite Erlebnis der Wende mit dem Sondergeschick ihrer Nation zu verbinden suchen, wie es an den Grenzen Gestalt wird. Arbeitsgemeinschaft und Volksgemeinschaft wird ein und dasselbe.

Die Jungen ringen um die Jungen. Viel Jugend ergibt sich wahllos unberufener Führung, merkt nicht, wie sie in Ziele eingespannt, die nicht ihre Ziele, in Organisationsformen verzwängt wird, die nicht ihre Formen sind. Die Alten, die keine Wende sehen, buhlen um die Nachwachsenden.

Die Jungen müssen sich finden, gerade ihr leidenschaftliches Suchen zwingt sie in die gemeinsame, in die neue Front. Ihre Juni-Losung lautet:

Juvenum Unio Novum Imperium.

Digitized by Google

Der Student und die deutsche Gegenwart.

Unter Studenten bin ich 1914 als Kriegsfreiwilliger ausgebildet worden, unter Studenten habe ich 1915 mein erstes Kriegsjahr im Westen erlebt. Ich hatte es damals nicht nötig meinen Glauben an die deutsche Jugend wiederzufinden, den hatte ich nie verloren. Aber wo die heutigen geistigen Revolutionsgewinnler und Zivilisationsliteraten glauben, den Sonnenaufgang einer neuen Jugendgesinnung vom 9. November 1918 datieren zu müssen, muß ich doch an das unvergeßliche Erlebnis erinnern, was mir gerade in dem engsten Zusammenleben und Kämpfen mit ihm, der deutsche Student im Kriege gewesen ist. Ich fand ihn anders als den Genossen meiner eigenen Studentenjahre. Er war geistig freier, körperlich geschulter, von reinerer Gesinnung. Er war nicht nur, erzogen durch ein technisches Zeitalter, praktisch, und durch den modernen Sport körperlich elastischer, sondern Wandervogel und verwandte Bildungen hatten ihn zu einem schlichten, menschlich direkteren Kameraden gewandelt. Durch Nietzsche, die neuere religiöse Bewegung, durch die romantische deutsche Lyrik und die moderne Kunst beeinflußt, besaß er eine unmittelbare Verbindung zu den Problemen der Erneuerung des individuellen Lebens. Selbstverleugnung, Mut, Hingabe an das Ganze waren selbstverständlich. Kaum bin ich je einem ruhmredigen phrasenhaften Gesellen begegnet. Die Abwendung von Alkohol und laxer Geschlechtsmoral, die brüderliche Gesinnung zum gemeinen Mann schieden deutlich die neue Generation von der alten. Das war der Geist von 1914. Ich habe vor dem Krieg viel im Ausland mit romanischem und angelsächsisch-amerikanischem Studententum zusammengelebt. Ich brachte jedesmal das Bewußtsein der absoluten Überlegenheit unserer Rasse von solchen Begegnungen mit. Es gibt keinen Tag, an dem ich nicht der Blüte unserer Nation gedächte, die auf den Schlachtfeldern Flanderns liegt, aber auch keinen, an dem ich nicht nach dem unermeßlich glorreichen Erleben mir den Gedanken an die deutsche Jugend, an das deutsche Studententum befestige, so viele ich auch heute in den Felsenwänden eines unhistorischen, konstruktiven, undeutschen Idealismus verstiegen sehe; die Schwachen verschlingt Schwindel und Abgrund, die Starken werden gestählt und verbrannt die Bauerntäler der Heimat jubelnd wiederfinden.

Aber in dem geistigen Bilde der deutschen Jugend von 1914 fehlt ein männlicher Zug, der mir rückwärts blickend die Männergesichter der Helden wieder wie Knabenantlitze erscheinen läßt. Es fehlte das Verhältnis zum Staat. Bei den meisten gänzlich. Der weltbürgerliche Gletscherwanderer Nietzsche hatte keines zu ihm, Eichendorff, den man als Patron der Wandervögel feiern könnte, auch keines. Oder, wo es da war, war es ein Verhältnis zu einem nicht wirklichen Staat. Das war für die einen, die vom Marxismus herkamen, der Staat von 1848. Die scheinbar so realistische Sozialdemokratie ist in Opposition und Begreifen über die im Vormärz wurzelnde, sei es konservativ-reaktionäre, sei es englisch-manchesterliche Staatsauffassung nie hinausgekommen; — das war für die anderen, die Söhne preußischer Offiziere und Beamten der Staat des alternden Bismarcks. Für niemand aber der große moderne Staat des neuen Deutschland seit den neunziger Jahren, mit seinen unermeßlichen Möglichkeiten der Entwicklung, aber den ungeheuren Gärungen seines jugendlichen Körpers, seinen inneren Kämpfen veralteter Parteien, seinen Konflikten mit den alten Herren der Welt. Aber diese Verständnislosigkeit der Jugend von 1914 den politischen Lebensprozessen des Deutschen Reichs gegenüber, ist nicht bloß eigene jugendliche Schuld, sondern auch Schuld von Vätern und Erziehern! Diese Generation

Digitized by Google

in ihrer Gesamtheit war ein einziges Zivilistenindividuum, das im Innern unseren Staat bildete, denselben, der in der Armee weit über unsere Grenzen hinaus um Dimensionen der Römer und Napoleons stritt und siegte; und erinnern wir uns, wie dieses innere deutsche Volk seine Lage verkannte, seinen Staat im Stiche ließ, seine Zukunft verscherzte, und sich heute in der Person eines Erzberger repräsentiert, dann haben wir den tiefsten Grund unseres nicht auszudenkenden nationalen Unglücks.

Und hier möchte ich die andere Beziehung aussprechen, weshalb ich den deutschen Studenten als den idealen Zuhörer eines politischen Zurufs ansehe: Ist Deutschland zugrunde gegangen, weil der Deutsche gar kein oder ein falsches Verhältnis zu seinem Staate hatte, so müssen die deutschen Studenten ein neues Staatsbewußtsein schaffen. Nur sie können es. Versagen sie, sind wir als Nation, als Staat, als Deutsche verloren.

An ihr studentisches, an ihr deutsches, zuletzt an ihr revolutionäres Gewissen müssen wir appellieren. Vergessen wir für einen Augenblick, daß diese deutsche Revolution, die im Gegensatz zur glorreichen englischen als die erbärmliche deutsche in der Geschichte weiterleben wird, daß diese deutsche Revolution ohne großen neuen Staats- und Verfassungsgedanken nur aus Kriegsmüdigkeit, Hungersnot und aus der Lüge des Versöhnungsfriedens geboren wurde, vergessen wir für einen Augenblick die Orgien der Niedertracht und Lasterhaftigkeit, von denen große Kriege und Staatsumwälzungen im Leben der Völker immer begleitet werden, nehmen wir das Wort Revolution in einem höheren geistigen Sinne, wer muß immer der Träger des edlen revolutionären Geistes sein, der ewigen Rebellion gegen die müde Welt von Gestern, und den satten Besitz des Erlebten, der Träger des Mutes zu Umsturz und Aufbau des Geistigen? Das kann niemand sein, wie die Jugend! Mache sie sich zu Herren der Revolution kraft des ewigen Rechtes der Jugend dem Alter gegenüber, diesmal kraft ihres Rechtes diesem verkommenen, von Schurken, Verrätern und willensschwachen Politikern ruinierten und regierten Staat gegenüber.

Den täglichen notwendigen Guerillakrieg der inneren Politik will ich hier nicht führen. Sind wir als Mitglieder in derselben Akademie unter uns, dann wollen wir uns in unserer Sprache unterhalten. Der politische Kampf ist wie das Ringen aufeinanderprallender Gewitterwolken nur die Form des sich Auswirkens innerer Kräfte. Fragen wir nach den geistigen Strömungen, die in Wirkung und Gegenwirkung heute unser politisches Leben bestimmen, oder, mit anderen Worten, da auch in der Geschichte Verfall und Auflösung nur Durchgangsformen für neues Leben sind, suchen wir gemeinsam im Zusammenbruch der Gegenwart die im Leben unseres Volkes neu wirkenden, neu gestaltenden geschichtlichen Ideen.

Wenn ich versuche in dem zerstörenden Brausen der Gewässer der Gegenwart auch auf den neu sich bildenden Rhythmus der wieder beruhigten fruchtbaren Flut zu horchen, dann ist der Gewinn vielleicht ein dreifacher.

Viele aus der akademischen Jugend hatten nach der Revolution, dem Zusammenbruch der Armee, dem Frieden von Versailles, mehr noch nach der Unfähigkeit der Parlamente und Ministerien, der nationalen Würdelosigkeit der Nation, der Allmacht des Schiebers und der Ohnmacht des Geschobenen, dem fesselnden Egoismus der einzelnen Klassen und des einzelnen, — die Empfindung, als sei unsere Geschichte zu Ende, als bliebe dem Individuum nichts anderes übrig, als sich auf seine Berufstätigkeit und die Aufgabe seiner persönlichen Kultur zurückziehen — also nebenbei gesagt, sich die politische Schlaf-

Digitized by Google

müße mit dem entschuldigenden Bewußtsein, gegen seinen ehrlichen Willen dazu gezwungen zu sein, als Deutscher bei der größten inneren Abneigung gegen Politik triumphierend wieder über die Ohren zu ziehen, um auch damit wieder in den ersehnten Friedenszustand zurückzukehren. Diese Gefahr des politischen Quietismus als Ausdruck der Verzweiflung an der Zukunft unseres Volks überwinden wir am Besten durch eine säkuläre Betrachtung: Große Völker, wenn sie nur durch ein starkes Volkstum die Einheit und Lebensfreudigkeit ihrer Rasse sichern, überwinden auch die ungeheuersten Krisen. Griechenland freilich ist aus der Geschichte ausgeschieden, weil sein numerisch völkischer Bestand zu klein, seine territoriale Verteilung zu kompliziert war, um sich zuerst in den Umschichtungen des römischen Reiches und dann nochmal als Rhomäerreich wiedergeeint, gegenüber dem Ansturm des Islam zu behaupten. Aber die lateinischen Völker, scheinbar durch die Völkerwanderung zerschmettert, in Wirklichkeit verjüngt, ergreifen doch nach kurzem Intervall wieder die Zügel ihrer Geschichte.

Wie schmerzensreich ist unsere eigene deutsche Vergangenheit. Nach dem Niedergang des deutschen Königtums erscheint zuerst das 14. Jahrhundert der Gegenwart vergleichbar als Chaos staatlicher Zersetzung, moralischer Verwilderung, sozialer Wirrnis, — und doch bezeichnet die Wende um 1500 eine neue höchste Blüte deutscher Kultur. Nachher versetzt uns der Westfälische Friede in die tiefste nationale Ohnmacht und die größte geistige, sprachliche, kulturelle Abhängigkeit vom Westen. Ein paar Jahrzehnte, — und der große Kurfürst eröffnet die große Geschichte des preußischen Staats, Leibniz die heute noch nicht abgeschlossene der deutschen idealistischen Philosophie — Jena und Leipzig, die Jämmerlichkeit des Rheinbundfürstentums und die Siege der Generation des Freiherrn vom Stein sind nur durch wenige Jahre getrennt. Und das Jahr 1848, dessen Geschichte mit der Vertauschung von ein paar Namen man als die von gestern und heute lesen könnte, sieht Bismarck im Hintergrunde und den Prinzen von Preußen geächtet, denselben, den diejenigen als Männer umjubeln, die ihn 20 Jahre vorher als demokratische Jagdbeute umstellten.

Nur Mut und Geduld! Nur für den Blinden ist unser Zusammenbruch ein Ende unserer Geschichte, für den Kleingläubigen, der nicht sieht, daß unser schwerblütiges Volk auch vor dem Kriege noch keine einzige der Aufgaben zu Ende gelöst hatte, die mit seinem staatlichen Dasein notwendig verknüpft sind, weder die seiner völkischen Einheit, noch die seiner besonderen Staatsform.

Ein anderer Gedanke aber ergibt sich aus unserer besonderen parteipolitischen Stellung. Mit dem uns gemeinsamen Ziel der Wiederherstellung der Monarchie und unserem aristokratischen Ideal von Staatsleitung, Verfassung und Verwaltung ist notwendig der Charakter der rechtsstehenden Parteien als sogenannte Restaurationsparteien gegeben. Darin liegt eine außerordentliche Gefahr. Die Geschichte kehrt niemals zurück. Wenn wir nicht die monarchistische Idee mit neuem Inhalt erfüllen, das Ideal einer aristokratischen Staatsverfassung nicht neu begründen, geht die Geschichte hohnlächelnd wie an den französischen Royalisten und Monarchisten an uns vorüber.

Und endlich das dritte Glied unserer Begründung des Folgenden. Das Schicksal einer Partei der bloßen Opposition und Negation erfüllt sich vor unseren Augen. Die deutsche Sozialdemokratie war politisch eine Partei bloßer Kritik. Das Gefüge des preußisch-deutschen Staats, der modernen bürgerlichen Gesellschaft schien vor dem Kriege so fest, daß die Opposition dagegen beinahe nur deklamatorischen Wert hatte. Sie war dem süddeutschen Nörgler am preußisch konstruierten Reich vergleichbar, von dem doch jeder wußte, daß es in seinen

Digitized by Google

Grundzügen gar nicht anders denkbar war. Als Opposition, — und niemals war die Sozialdemokratie bei dieser Weigerung zur Mitarbeit am Staat mehr als Negation,— war sie möglich, gleichsam nur als Schatten dieses mächtigen Körpers. Heute, nach der Vernichtung ihres von ihr so gewollten Gegners zur Herrschaft berufen, versagt sie aus Mangel an Männern, aus Armut an Ideen, — kleinbürgerlich und erbärmlich, wo immer sie wieder aufbauen soll, was sie selber in jahrzehntelanger Unterwühlung zerstört hat. Ängstlich ruft sie diejenigen um Hilfe, denen sie ins Gesicht gespien, die bürgerlichen Parteien, das Offizierskorps der alten Front, das alte Beamtentum, auch die Studenten. Ihr Schicksal, man braucht nicht Prophet zu sein um das zu sehen, ist besiegelt. Gönnen wir ihr den politischen Streber, der sich noch in letzter Stunde an ihrer Parteikrippe mästet. Keine ihrer Revolutionsverheißungen hat sie erfüllen können. Man kann Völker nicht dauernd betrügen. Ihre Geschichte ist zu Ende.

Aber ihre Katastrophe hat noch einen tieferen Grund. Wohl haben ein großer theoretischer Forscher, ein glänzender starkpolitisch denkender Demagoge, beide von Hegel ausgehend, sie begründet, aber wo ist nachher in dieser mehr als halbjahrhundertlangen Geschichte auch nur ein bedeutender Mensch, der für die großen außerpolitischen Fragen unseres Staats, der für die tiefen religiösen, geistigen, kulturellen Konflikte unserer Zeit Sinn gehabt hätte! Die Sozialdemokratie, geboren aus einer bloß naturalistisch-materialistischen Staats- und Gesellschaftsauffassung, geht heute an ihrer geistigen Unfruchtbarkeit zugrunde. Nur die Sonne der sittlichen Idee erwärmt die Welt!

Die Studenten also fordern wir auf zur Mitarbeit am Staat in dem dreifachen Gedanken: Versteht unseren Zusammenbruch nicht als ein Ende, sondern nur als eine freilich bittere Überleitung zu einer neuen Epoche unserer Geschichte. Hütet euch vor der Gedankenlosigkeit eines bloßen Restaurationsideals. Vermählt die politische Idee mit der sittlichen einer neuen geistigen Kultur des modernen Menschen.

Betrachten wir die Welt zunächst mit den Augen unserer Westler. Es sind die bewußt oder unbewußt von französischen, amerikanischen oder englischen Staatsideen erfüllten Demokraten. Was sind ihre Grundgedanken, so wie sie sich im Laufe des Krieges immer stärker ausgedrückt und schließlich bis zur fürchterlichen Schluß-Katastrophe durchgesetzt haben? Deutschland ist, so behaupteten die Westler, so unbeliebt auf der Welt, weil es ihr zu unähnlich ist. Laßt es ihr ähnlich machen, und es wird beliebt sein! Also, da die Weststaaten Demokratien sind, muß Deutschland eine Demokratie werden, da die Weststaaten Republiken sind, muß Deutschland eine Republik sein, da dort die Presse regiert, muß sie auch bei uns regieren. Die idealen Verfassungsurkunden sind die der französischen Revolution und des amerikanischen Freiheitskriegs. Laßt uns eine gleiche verfassen! Laßt uns unsere Monarchen vertreiben, unser Heer entwaffnen, unseren Adel in Armee und Beamtentum verjagen — das Herz der ganzen Menschheit wird uns entgegenschlagen. Völkerversöhnung, Völkerbund, ewiger Friede wird das grauenvolle Spiel des Kriegs in eine Apotheose des Glücks einer seiner Menschheit wandeln.

Nach den entsetzlichen Erfahrungen dieser vergangenen Jahre voll der Orgien der Rachsucht unserer Gegner und der Enthüllung ihrer Absicht, uns als Staat, als Volk für alle Zeiten zu vernichten, fühlen sich unsere Westler etwas beschämt und suchen ihre phantastische Demagogie, der die unerbittliche Geschichte die Larve von der Fratze gerissen hat, vergessen zu machen! Aber man lese die Reden der demokratischen Führer und ihrer Presse von vor zwei Jahren und vergesse nie dieses schrecklichste Beispiel der Verführung eines großen Volkes!

Digitized by Google

Also die Westler lassen jene im fernen Gelände sichtbare Straße in den Westen verlaufen. Aber der Irrtum jener, die wir die Ostler nennen wollen, ist nicht weniger groß und gefährlich, ernster und größer deshalb zu nehmen, weil in ihm das Pathos und die dichterische Sehekraft der großen russischen Literatur steckt, zuletzt die religiöse Macht der byzantinisch-orientalischen Kirche, also sittlich religiöse Ideen, nach denen unsere im Naturalismus verdurstende Zeit lechzt. Es liegt in der besonderen geographischen und geistigen Lage unseres Vaterlandes als des Reiches der Mitte Europas, daß wie in der Renaissance Italien, später der westliche Kalvinismus und englische Aufklärung, vor kurzem noch nordische Dichtkunst, daß uns heute russische Ideen neuer Menschenliebe stärker heimsuchen wie irgendein anderes Volk. Aber die vergangenen Leistungen deutscher Kultur, die italienische Renaissance in Dürer und Reformation, englische Aufklärung in Kant — Rousseau und Shaftesbury in Goethe, die neuere Dramatik in die Stillehre von Paul Ernst umbildete, gibt uns die Gewähr, daß wir auch die jüngste russische Phase in deutschem Sinne überwinden werden.

Also die ferne Straße kann nur in deutsche Zukunft führen. Wir müssen nur sehen, daß sie aus deutscher Vergangenheit führt, und daß sie in der Gegenwart neue Schluchten und Pässe zu überwinden hat. Erst wenn wir die merkwürdige Einheit und Geschlossenheit unserer deutschen Entwicklung bei aller Kompliziertheit unserer geographischen, völkischen, politischen und geistigen Lage übersehen, verliert die Gegenwart ihren medusenhaften Schrecken, gewinnen wir wieder Vertrauen und Mut und Willen zur Weiterführung unserer Geschichte.

Man hat in dem, was man die Ideen von 1914 nannte, eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem deutschen Denken entdeckt, das man mit einer Ungenauigkeit von ein paar Jahren die Ideen von 1814 nennen könnte. Aber die Entwicklung wird erst klar wenn man, was freilich den Historikern von 1914 verborgen sein mußte, die Ereignisse von 1918 und zugleich 1848 mitübersieht. Es sind drei Grundgedanken, die jetzt nach Gestalt ringen: Der nationale Einheitsstaat, der staatbildende Volkswille, die moderne deutsche Persönlichkeit.

Am einfachsten ist die Entwicklung des ersten Gedankens zu verfolgen. Wir alle freilich stehen zuerst unter dem schrecklichen Eindruck, daß die Schöpfung Bismarcks zerschlagen ist in der Gegenwart, wo wir das Elsaß verloren, die Nordmark, Posen, Oberschlesien, Tirol bis zum Brenner aufgeben müssen. Aber der deutsche Student darf sich nicht von der letzten Lösung als einer ewigen niederschmettern lassen. Die Rachsucht der Feinde hat uns hundert Tore unserer völkischen Befreiung vernagelt, um uns hundert andere aufzutun. Die großdeutsche Frage blieb 1814, 1848, 1866 als Ganzes ungelöst, ja es gab — solange Österreich-Ungarn bestand, keinen Staatsmann, der überhaupt nur einen Gedanken zu ihrer Lösung hatte. Ein, doch von jeden vor 1918 gewollter Friede, der den Bestand Österreich-Ungarns rettete, hätte die Lösung aufs neue verschoben, wider das bessere Bewußtsein eines jedem, der den Krieg inmitten der verbündeten Armee mit ihrer tiefsten staatlichen Unwahrheit erlebt hat. Verschoben nicht nur, sondern vielleicht ewig verhindert. Ein Teil edelsten Deutschtums hätte der notwendigen Übermacht des Slawentums geopfert werden müssen. Die Geschichte, brutal zugleich und logisch, hat die alten großen Staatsgebilde Österreich-Ungarn und Rußland zerschlagen. Aber gerade in dem chaotisch-flüssigen Zustand der damaligen Ostreiche liegen neue Möglichkeiten unserer nationalen Einigung. Der Anschluß Deutsch-Österreichs ist nur vertagt, aber er ist denkbar geworden, wie er bisher nicht war, — das Deutschtum West-

Digitized by Google

ungarns, das wir rettungslos dem Größenwahn des Magyarentums geopfert sahen, ist wieder unserem Volksganzen angegliedert. Das Wort Bismarcks von dem saturierten Deutschland, das aber Millionen Deutscher außerhalb seiner staatlichen Grenzen hatte, wandelt sich um in das Ziel des neuen Großdeutschland, das trotz unserer gegenwärtigen Ohnmacht greifbarer vor unseren Augen steht, als irgendeiner Generation vor uns. Hier liegen neue wunderbare Aufgaben, dieselben, die das Burschenschaftertum vor Bismarck nur ferne und unlösbar gesehen. Es öffnet sich aber noch ein weiteres Feld für unsere nationale Kraft. Indem an Stelle Österreich-Ungarns und Rußlands, der großen Querriegel im Osten, kleine staatliche Gebilde getreten sind und noch treten werden, ist der Osten, das natürliche koloniale Vorland Deutschlands nicht neu verschlossen, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, sondern wieder geöffnet. Keiner dieser Staaten, so sehr sie auch die Entente an sich kettet, wird leben können ohne die Anlehnung an das deutsche Mitteleuropa, seine Intelligenz und Kultur. Als staatliche Gebilde sind sie von uns losgelöst mit bitteren Opfern für uns, als kulturelle und wirtschaftliche werden sie zu uns zurückkehren.

Und, wenn ich meine Erfahrungen in Bulgarien und Albanien mit Erlebnissen anderer in Südrußland und der Türkei verbinde, bin ich dessen gewiß: Das ungeheure Ansehen, das sich deutsche Organisation, sagen wir besser der deutsche Charakter, trotz vieler Fehlgriffe im einzelnen, bis an die Grenzen Persiens und Arabiens erworben, wird den Zusammenbruch überdauern. Es wird der zweite größere Fall des made in Germany sein, das aus einer Maske des Hasses und Neides zu einer Maske der Achtung geworden ist.

Endlich steht in der bitteren Bilanz dieser Jahre ein dritter aktiver Posten. Wir wollen die Gefahren einer 15jährigen Okkupation deutscher rheinischer Gebiete nicht unterschätzen: aber so viel dürfen wir doch heute schon sagen: die Drohungen eines neuen französischen Rheinbundes durch Süddeutschland bis Bayern sind überwunden. In der tiefen nationalen Erniederung der Zeit ist das Verhalten der bayerischen Pfalz, der Widerstand der Rheingebiete gegen die Gallisierung ein glückliches Zeichen. Und hier muß ich als politischer Gegner eines hervorheben: Es ist die sozialdemokratische Arbeiterschaft in den besetzten Gebieten nicht nur, sondern auch im Elsaß, die sich als Beschützerin des nationalen Gedankens erwiesen hat.

Damit aber, daß mir der Leser entgegenhält, diese habe ihre Stellung nicht etwa bloß aus nationalen, sondern aus wirtschaftlich-politischen Gründen gefunden, erleichtert er mir den Übergang zu der zweiten in unserem Staat nach Gestaltung ringenden Idee: Zum staatbildenden Volkswillen.

Auch hier zieht sich in merkwürdiger Verkettung und Verschlingung eine Linie durch ein Jahrhundert: von den Grundsätzen der Stein-Hardenbergschen Reformen zu den Verfassungsversuchen von 1848, von da zum allgemein gleichen direkten geheimen Wahlrecht Bismarcks, und zu den letzten Verfassungsänderungen durch die Revolution. Auch diese werden nicht die letzten sein. Denn gerade hier haben wir eine eigentliche deutsche Lösung noch nicht gefunden. Die Linie verlief bisher sozusagen westlich formal. Ständekammern, Parlament auf Grund des gleichen Wahlrechts, daneben Bundesrat und erste Kammern, zuletzt Einkammersystem und Proportionalwahlrecht — und heute schon, nachdem die Demokratie dem Volk das Glück der neuen Ära mit Posaunenchören verkündet hatte, Überdruß am reinen Parlamentarismus.

Was ist der tiefere Grund davon? Neben dem Problem der formalen Geltendmachung des Volkswillens im Staat, ist, von ihm getrennt und sich wieder

Digitized by Google

mit ihm verknüpfend, das Problem der realen Geltendmachung des Rechts des Einzelnen an der Produktion und Konsumtion innerhalb der modernen kapitalistischen Wirtschaft entstanden, der auch der moderne Staat unterworfen ist. Die Forderung des Rechts am Arbeitsertrag, die Beteiligung an der Regelung der Produktion, die Sicherung eines menschenwürdigen Einkommens und des gebührenden Anteils an den produzierten Lebensgütern. Die Entwicklung überstürzt sich selbst. Wie wenig das formale frühere Heilmittel, eine ungeheuere Steigerung der Löhne durch den Strike erzwungen, der Masse nützt, lehrt jeder Blick in die Zeitung. Die vorgestern als verflucht erklärte Akkordarbeit wird gestern wieder eingeführt, und eine als modernes Sklaventum früher gegeißelte Pflicht zur Arbeit wird als Gesetz vorgeschlagen. Gebe sich der Student nicht dem Irrtum hin, als sei der deutsche Sozialismus eine vorübergehende Erscheinung! Der deutsche Geist läßt kein Problem wieder los, in das er einmal seine Zähne geschlagen. Er muß auch unser Problem sein!

Und hier haben wir den tieferen Grund für die nationale Gesinnung der deutschen Arbeiterschaft der besetzten Gebiete. Sie ahnt instinktiv, daß selbst in dem zerschlagenen Deutschen Reich die Fragen des neuen sozialen Rechts besser gehütet werden als in dem kleinbürgerlichen ermatteten Frankreich.

Dahinter aber steckt die dritte Idee: die der modernen deutschen Persönlichkeit. Auch ihr Gedanke hat ein hundertjähriges Leben, wenn wir ihn nicht bis auf die Freiheit des Christenmenschen Luthers zurückführen wollen. Der Mensch ist eine freie sittliche Persönlichkeit und darf als solche nicht als bloßes Werkzeug in einem rein mechanischen Prozeß verbraucht werden. Mechanisch unsittlich aber ist ein Kapitalismus mit dem bloß formalen Ziel der Gütererzeugung zur Steigerung der Dividende, mechanisch ein Staat, der Reichtum nur um des Reichstums willen, Macht um der Macht willen erstrebt, ohne Ziel einer höheren, zuletzt in allen Volksgenossen wieder erstrahlenden Kultur.

Hier haben wir den eigentlichen Sinn unserer sozialen Unruhe, den Grund des Widerspruchs von jedem einzelnen von uns gegen seine Zeit, hier aber auch gerade den Grund des sittlichen Widerstands Deutschlands gegen unsere Feinde. Denn in ihnen gerade hat der sinnlose mechanische Kapitalismus gesiegt, in ihnen, denen unsere Westler so ähnlich werden möchten. Wenn es aber ein Denken gibt, das die mechanische Lebensauffassung überwindet, dann ist das nur das deutsche Denken. Es handelt sich nur darum, das Gold unserer idealistischen Philosophie von Fichte und Hegel bis zu Lagarde in neuer Erziehungsarbeit an unserer Nation umzuprägen und in Kurs zu setzen in den großen Münzstätten des deutschen Geistes, die vor allem die Universitäten sind.

Nationale Einheit, politischer Volkswille, moderne Persönlichkeit, eine in die andere verflochten, das sind die Freiheitsideen der modernen deutschen Geschichte. Wir sahen, keine von ihnen hat diese letzte Gestalt gewonnen. Jede kann sie nur gewinnen im Staat.

Weltbürgertum und Nationalstaat, Verfassungsstaat und Militarismus, Regierung und Volkswille, Sozialismus und Staatsbürgertum, sittliche Einzelpersönlichkeit und nationale Wirtschaft, es ist alles eine Abwandlung der großen ethischen Gedanken der deutschen Philosophie von Freiheit und Form. Eine kann ohne die andere nicht sein. Ich hätte die Geschichte unserer Freiheitsideen schildern können als einen fortwährenden Kampf um neue Form in einem neuen Staat. Mitten in diesem Kampf stehen wir wieder. Wir sehen aber nach den entsetzlichen Erfahrungen der letzten Jahre deutlicher unsere neuen Ziele.

Lag in der Lösung von 1866 eine unvollkommene Gestaltung des deutschen

Digitized by Google

Nationalstaats und der Zusammenbruch Österreich-Ungarns beschlossen, von dem wir uns doch in Glück und Unglück nicht trennen konnten, so hat auch die Form des Bismarckischen und Wilhelminischen Deutschlands dem Volkswillen und der modernen Persönlichkeit nicht den Spielraum gewährt, den sie hätten haben müssen, um den neuen Staat als einen sittlichen Volksstaat empfinden zu lassen. Die Nation war geistig und national zu wenig geeinigt, um die ungeheure Probe von 4 Kriegsjahren zu bestehen. Der alte Staat hat seine Form zu langsam und zu spät geändert.

Wie stehen die Dinge heute? Man möchte glauben, die Ideen der Freiheit hätten einen reinen Sieg errungen. Aber nun ist's ihre Tragik, daß sie hinwiederum ihre Form nicht finden können, wie vorher die Form nicht die Freiheit.

Freiheit ohne Form ist nichts. Staat ohne Macht ist keiner. Die demokratische Antithese Freiheitsstaat und Machtstaat ist falsch. Wollen wir die neuen großdeutschen Fragen, die an unsere Türe pochen, lösen, kann es nur als neuer Machtstaat geschehen.

Aber auch die moderne Demokratie ist keine Form, sie ist ein ungeheurer Irrtum. Ein Staat, der in allen seinen Willensbildungen und Entschlüssen im großen und kleinen von der Masse abhängt, die nur auf Fragen ihrer unmittelbaren Lebensnot klar antworten kann, zum Verständnis der komplizierten Weiterbildung unseres Wirtschafts- und Verfassungslebens, das in jeder Einzelfrage den Kenner und Fachmann voraussetzt, weder Wille noch Zeit noch Kraft mitbringt, wird niemals die innere Ruhe und Kontinuität der Entwicklung erreichen, die zu seinem organischen Wachsen nötig sind. Das Ziel der Entwicklung kann nur die Neuschöpfung einer sich der Arbeit am Staat widmenden Aristokratie sein, die freilich dem Volksganzen und den Ideen der Freiheit näher steht als die alte.

Aber auch die Antithese Machtstaat und Erziehungsstaat ist falsch. Der größte Fehler unseres alten Staats war die Versäumnis seiner Erziehungsaufgaben, die sich in der politischen Urteilslosigkeit der Massen so bitter gerächt hat. Aber nur ein blühender, sich seiner nationalen Individualität bewußter Machtstaat kann Erziehungsaufgaben erfüllen, nie einer, der jeder Strömung internationaler Verführung willenlos erliegt.

Wenn ich den deutschen Studenten zur politischen Mitarbeit, zur Arbeit an den Ideen von Freiheit und Form aufrufe, so fordere ich ihn zu schwerer Arbeit auf. Auch hier ist das Ziel kein westliches; weil wir im Grunde kein politisches Volk sind, fehlt uns auch der politische Ehrgeiz. Wer deutsche Politik treibt, treibt sie aus Pflicht. Jetzt geht es um die Zukunft unseres Staats, mit dem wir mit jeder Ader verwachsen sind. Jeder Tag ist bitter zu leben.

Aber da dieser neue deutsche Staat erst wird, da er mit abhängt vom Willen unserer Jugend, hat sie die Möglichkeit am Schaffen eines neuen Zeitalters teilzunehmen, und ihr Leben unendlich zu bereichern. Gäbe mir ein Reicher einen Landsitz am Golf von Neapel und die Mittel meiner Wissenschaft und dem reinen Kultus des Schönen zu leben, ich müßte das Geschenk ausschlagen, ich würde das Heimweh nach Deutschland, nach dem armen, geschändeten und doch im Grunde herrlichen und unsterblichen deutschen Volke nicht ertragen. Helfet, Kommilitonen, aus Pflicht, im Glück an der Mitarbeit einer neuen Zeit. Glaubt mit Lagarde, daß Deutschland vorläufig noch immer das Herz der Menschheit ist.

Ludwig Curtius.

Digitized by Google

Ein Führer der Jugend?

„Führer sein ist Angelegenheit der Geburt und kann durch gar nichts ersetzt werden. Führer werden geboren unter günstigem Stand der Gestirne und kommen auf, völlig unabhängig davon, was die umgebende Menschheit denkt“ [1]). Dieses Wort Hans Blühers dürfen wir, ohne uns den Vorwurf zuzuziehen, als ob wir künstlich deuteten, auf ihn selbst anwenden; er betrachtet sich als einen geborenen Führer, der im Dienste der Menschheit sich verzehrt, wobei er unter Menschheit nicht die tatsächliche vorliegende zufällige Vielheit von Erdenbewohnern versteht, sondern im Sinne unserer großen humanistisch gesinnten Männer „das Maß für das Gesamtmenschliche“ [2]).

Sollen wir ihm unsere Jugend rückhaltlos anvertrauen? Wird sein Führertum ihr zum Segen gereichen? Das sind Fragen, die die Herzen der Erzieher und Eltern aufs tiefste bewegen und gebieterisch eine Lösung verlangen, um so mehr, da auf der Jugend die Hoffnung einer besseren Zukunft unseres Vaterlandes ruht und sie der Führer nicht entbehren kann.

Versuchen wir zunächst aus seinen Schriften ein möglichst scharf umrissenes Bild seiner Persönlichkeit und seiner Ziele zu gewinnen. Trotz seiner Jugendlichkeit besitzen wir von ihm den ersten Teil seiner Autobiographie, die er wohl in Anlehnung an ein berühmtes Werk Hesiods „Tage und Werke“ [3]) nennt; ergänzend tritt dazu sein Wandervogelbuch, namentlich der erste Band, sowie „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“.

Blüher verlebte seine Jugend am Steglitzer Gymnasium unter dem starken Einfluß der Schriften Gurlitts, der seinen Schülern kurze begeisternde Gedankenblitze revolutionärer Art bot wie: „Was reden die Leute immer von der Pflicht der Arbeit! Das ist ja gar nicht wahr“, oder „Unser Unterricht auf dem Gymnasium ist im Grunde die tollste Verkrüppelung“. Mit dem Haß gegen die Schule und ihre Lehrer, die als Vollstrecker des Staatsgedankens niemals Freunde der Jugend sein könnten, verband sich die Abneigung gegen die Familie, wie sie in seinem Wort: „Gezeugt worden zu sein ist nichts, wofür man jemandem zu danken hätte“, zum Ausdruck kommt, sowie die wenig pietätvolle Stellung zu den Eltern überhaupt, für die nach seinen Mitteilungen eine nicht geringe Anzahl Kinder nichts als Haß und Verachtung übrig hatte. Als Primaner brachte Blüher mit seinen Freunden am Steglitzer Gymnasium das Erastenwesen zu bewußter Kultur und Blüte. Während sie Knaben im Wandel der Geschlechtsreife nicht berührten, sondern nur küßten und ihnen in ihren Schulnöten halfen, waren die Beziehungen unter den Gleichaltrigen viel weniger rücksichtsvoll. „Hier packte uns der voll entflammende Eros paidikos und riß uns durch alle Dunkelheiten mit sich fort. Das ging so weit, daß uns das Wort vom ‚ehrfürchtig geschonten Wein der Weine‘ oft bitter mahnend in den Weg trat.“ Blühers Eltern verzweifelten an ihrem einzigen Sohn, da er nichts leistete und sich zu keinem Beruf entschließen konnte. Er sah es kalten Herzens an. Als der Vater ihm schwere Vorwürfe machte, setzte er ihm auseinander: „Es wird der Tag kommen, an dem du einsehen wirst, daß du keinen besseren Beruf hast ergreifen können als den, mein Vater zu werden.“ In ihm selbst erhielt nach seiner Meinung die Familiensubstanz ihren Höhepunkt. „Als ich geboren war, gingen die Sterne meiner Geschwister unter“ In dem jüngeren Bruder seines Vaters war die Schwermut der Familiensubstanz bereits so stark, daß

[1]) Hans Blüher: Führer und Volk in der Jugendbewegung 1918, S. 3. — [2]) Blüher: In medias res, Grundbemerkungen zum Menschen 1919, S. 2. — [3]) 1. Bd. 1920.

Digitized by Google

sein ganzes Leben verdarb, der ältere war ein Trottel, die beiden Schwestern vollständige Dégenerées, die eine eine unfruchtbare Hysterika, die andere imbezill.

In scharfer Kampfstellung gegen Schule und Elternhaus schloß sich Blüher dem Begründer des Steglitzer Wandervogels, Karl Fischer, und seinen Bacchanten begeistert an. Außerdem gewann für ihn die Lektüre von Spittelers Prometheus und Epimetheus Bedeutung, worin zum Kampf für den heldischen Menschen aufgerufen wurde, ferner die Bekanntschaft mit dem Rittergutsbesitzer Wilhelm Jansen, der nach Blühers Schilderung im Wandervogel eine bedeutsame Rolle spielte und ihn mit zur Abfassung seines Wandervogelbuches anregte, endlich das Studium der Schriften des Wiener Psychiaters Freud, das für die theoretische Deutung des Phänomens „Wandervogel" wichtig war.

Schon in jenen Jugendjahren bewährte sich in Blüher das Bewußtsein, daß „seine Grunderlebnisse objektive Erlebnisse der Menschheit" seien, und zwar waren es drei: „Die Bejahung Karl Fischers, die Königsfrage der Menschheit", d. h. die Frage, wer soll herrschen?, ferner die Frage des Eros paidikos und die Frauenfrage; seitdem geht sein Lebenskampf darum, jene drei Fragen in objektiver Form aus sich herauszustellen, so daß die Mitmenschen endlich einsehen, „daß niemals sie recht haben, sondern ich". Welcherlei Anfeindungen Blüher auch erfahren mochte, zu keiner Zeit verließ ihn das Gefühl der absoluten Vollkommenheit und Überlegenheit seiner eigenen Konzeptionen. Dieses ins Maßlose gesteigerte „Ichbewußtsein" tritt uns in abstoßender Weise auch entgegen, wenn wir seine zahlreichen Schriften näher prüfen. War schon im Wandervogelbuch, Blühers erstem größerem Werk, das er mit zwanzig Jahren schrieb, das Bestreben deutlich hervorgetreten, wegwerfende Kritik zu üben, so finden wir diese Neigung in den späteren Schriften fast noch gesteigert. Es gibt kein Gebiet des menschlichen Kulturlebens, über das er sich nicht ein sehr weitgehendes Urteil zutraut. Besonders markant tritt dabei seine Stellung zur Wissenschaft hervor. Die Universität übt nach seiner Meinung einen verdummenden Einfluß aus[1]), „sie ist ihrem geheiligten Beruf als oberste Hüterin des Geistes untreu geworden, zum gewöhnlichen Warenhaus für intellektuelle Bedürfnisse herabgesunken"[2]), alle Psychiater, die nicht Freuds Anhänger sind, bezeichnet er als rückständig; „alles, was an Gelehrten heute noch vorfreudisch denkt und den großen Ruck nicht mitgemacht hat, der durch ihn einsetzte, hat nur noch historischen Belang"; die Mediziner verstehen nichts vom Menschen; aber er selbst, obwohl Laie, behandelt Kranke auf Grund von Freuds Psychoanalyse, so daß ein erfahrener Arzt, wie Stekel, feststellen[3]) muß: „Als Arzt stellt sich Blüher immer auf den Standpunkt des Kranken. Konstatiert er „Homosexualität", so drängt er ihn in die Homosexualität hinein. Das ist eine große, sehr große Gefahr ... Wir (Ärzte) dürfen nie und nimmer die Kraft sein, die den Patienten in unsere Richtung drängt. Der Analytiker darf nicht Parteimann sein." Die Krankengeschichten in dem Werke „Rolle der Erotik" entbehren nach Stekels Urteil jeder Vertiefung; „aus dem feinen, komplizierten Liebesspiel der Geschlechter wird bei Blüher die Formel: Mann oder Weib"; „es fehlt jede Vertiefung, jede wirkliche Analyse, die über die Feststellung der homosexuellen Komponente hinausgeht. Es fehlt das ganze Spiel des Ehrgeizes, des Ringens um die Persönlichkeit, es fehlen die religiösen Momente. Es fehlt alles! Das sind keine Analysen, das sind Anekdoten."

Ebensowenig wie die Mediziner läßt Blüher die Philologen gelten, die Ver-

[1]) In medias res, S. 9. — [2]) Die Rolle der Erotik, Bd. 2, S. 203/04. — [3]) Zeitschrift für Sexualwissenschaft 1919, Bd. 6, S. 111.

Digitized by Google

fälscher des Griechentums; denn das mannmännliche Prinzip werde von ihnen unterdrückt. „Das Griechentum ist von der deutschen Wissenschaft verfälscht, Wilamowitz ist nichts anderes als ein Fälscher“[1]); Blüher weiß nicht, daß auch die philologische Wissenschaft längst über die Beschönigung der Knabenliebe der Griechen hinaus ist; schon 1910, also sechs Jahre vor Erscheinen seiner Schmähschrift gegen den verdienten Berliner Gelehrten, hätte er in dessen Buch: „Staat und Gesellschaft der Griechen und Römer“[2]) ein aufschlußreiches Kapitel über die dorische Knabenliebe finden können, freilich auch Material, das zu einer wesentlich vertieften und andersartigen Auffassung jenes Problemes der Päderastie hätte führen können, als Blüher besitzt. Das neueste Platonwerk von Wilamowitz: „Platon“[3]) stellt das psychologische und sittliche Problem jener Erotik in helles Licht und versucht es geschichtlich zu begreifen. Die philologische Wissenschaft hat ferner erkannt, daß ein Platon die innerliche Überwindung des mannmännlichen Triebes verkörpert. Die Behauptung Blühers, daß die Kulturblüte Griechenlands durch die Päderastie bedingt war, ist einer der vielen unbewiesenen Sätze, an denen die Schriften des „Historikers“ Blüher so reich sind.

In den Schulen vermag Blüher nur Verkrüppelungsanstalten zu sehen, in den Lehrern mehr oder minder gütige Kerkermeister. Besonders hart und hämisch klingt sein Urteil über die Geistlichkeit. Zunächst hielt er sie für Lügner; später räumte er ihnen diesen Vorzug nicht mehr ein, sondern betrachtet sie als Trottel. „Luther als Priester ist längst abgetan und seine Theologie wie jede andere keinen Pfifferling wert.“ „Es sagt nichts gegen die Unsterblichkeit des Ichs, wenn verworfene Pfaffen zum Zweck des Volksbetruges daraus die Unsterblichkeit des lieben Ichs gemacht haben“. (Rolle der Erotik Bd. 1, S. 53.)

Wie kommt nun Blüher zu seiner schroffen Ablehnung der Wissenschaft? Er sucht durch Deutungskunst zum Sinn der Geschichte zu kommen, da sie nach dem Traumgesetz verlaufe; die Methode der unmittelbaren Anschauung leitet ihn viel sicherer, als die begriffliche Wissenschaft der Vernunft, die in jener Zeit zur höchsten Blüte gelangt sei, da die minderwertigen Arten der Menschen am rapidesten zunahmen. Seine Methode zu arbeiten hat er im 3. Band des Wandervogelbuches[4]) entwickelt. Mit einer Art „Vorurteil“ tritt er an die Dinge heran; dieses Vorurteil wirkt „als ableitender Grundsatz“ (deduktives Prinzip), es wird ergänzt durch Materialsammlung (induktives Prinzip). Dazu kommt die Frage: Sind die Dinge, die neben und nacheinander da sind, auch wegen und durcheinander da? (Grundsatz der Kausalität). Aus der Zusammenstimmung der drei Faktoren entstehe ein Erfahrungsurteil mit objektiver Gültigkeit.

Betrachten wir die Anwendung dieser Methode z. B. auf das Wandervogelproblem, so erheben sich schon ernste methodische Bedenken. Blüher greift den Satz aus der Luft: „Der Wandervogel ist ein Erzeugnis der Inversion“; er sammelt das Material und beginnt dann die Kausalbetrachtung; er kann nicht jeden einzelnen Wandervogel nach seinem Liebesleben ausfragen; hätte wohl auch meistens, wie er selbst ausführt, ungünstigere Antworten bekommen als die, die er selbst wußte; daher durchforscht er einzelne charakteristische Wirbelpunkte, und macht dann einen Sprung, indem er sich den Rest selbst ergänzt, wodurch seine einheitliche Auffassung entsteht. Mit welchem Recht bezeichnet er die von ihm gewählten Untersuchungsobjekte, als die charakteristischen Wirbel-

[1]) Blüher: Ulrich von Wilamowitz und der deutsche Geist (1871—1915), 1916. — [2]) Kultur der Gegenwart II, 4, 1, S. 21 ff. — [3]) Platon, 1. Bd. Leben und Werke 1919, S. 44 ff. — [4]) Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Problem 3, 1918, S. 44 ff.

Digitized by Google

punkte der ganzen Bewegung? In den Naturwissenschaften mag ein Analogieschluß zu einem Erfahrungsurteil von verhältnismäßig objektiver Gültigkeit führen, wenn die Objekte einander gleich sind; wie vorsichtig aber muß ein Forscher vorgehen, der im Bereich der Kulturwissenschaften, wo seelische und psychische Veranlagung stark differenziert sind, das gleiche Schlußverfahren in Anwendung bringt? Ist ferner das Gefühl des Untersuchenden für das Erotische — „es gibt so viele Züge", sagt Blüher[1]), „die sich der schriftlichen Festlegung völlig entziehen und wer das Erotische nicht fühlt, muß unter Umständen darauf verzichten, es zu erkennen" — beweiskräftig genug, um so schwerwiegende Schlußfolgerungen, wie Blüher sie zieht, statthaft erscheinen zu lassen? Mit welchem Recht wird der Begriff Sexualität[2]) so weit gefaßt als nur immer möglich ist? Bedeutet es nicht eine Vergewaltigung der Tatsachen, wenn Blüher den schärfsten Einwand gegen seine Theorie, daß neben jenen invertierten Führern ebensoviele begeisternd und fördernd an der Jugend arbeiteten, die die Homosexualität bekämpften, mit Hilfe der Verdrängungstheorie Freuds zu beseitigen sucht, indem er jenen zweiten Typ als den Verfolgungstyp hinstellt?

Dieser kurze Überblick über Blühers Leben und Schriften läßt bereits einige sehr charakteristische Züge erkennen: ein bis ins Pathologische gesteigertes Selbstgefühl, einen radikalen Aristokratismus, der das Problem der Menschheit in der Herrschaft der Besten sieht, eine schroffe Ablehnung der Wissenschaft zugunsten der Methode der unmittelbaren Anschauung, eine Neigung zur Formulierung blendender Schlagworte, eine oft verblüffende Pietätlosigkeit, in der Bekämpfung der Autorität der Familie und Kirche einen Versuch sich jeglicher Verantwortung zu entziehen, endlich alle Gedankengänge beherrschend, den Glauben an die einzigartige Bedeutung des mannmännlichen Prinzipes.

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, der Blühers Auftreten für unsere Jugend so gefährlich macht. Er feiert den Homosexuellen, den „Typus inversus", als selbständige unabhängige Mannesgestalt mit vollem Menschenwesen, mit voller Gesundheit, mit jeder Möglichkeit für das Höchste und Verruchte, als eine einheitliche Gestalt mit ungespaltener Persönlichkeit und ungehemmten Willen. „Der Männerheld" ist demnach der Gesunde, „der dem Verfolgungstyp Verfallene" dagegen der Erkrankte. Als Schlußfolgerung ergibt sich aus dieser Feststellung die Forderung: Freigabe des homosexuellen Liebeskomplexes im Interesse der Ausgleichung der Klassengegensätze und der Volksgesundheit.

Auf dieser Grundanschauung aufbauend, sucht Blüher in seinem Werke: „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft" den Nachweis zu führen, daß die Staatenbildung nur durch die männliche Gesellschaft, d. h. eine Gesellschaft von Männern unter der Vorherrschaft des Typus inversus und seiner Abwandlungen zustande kommt. Er glaubt ihre Spuren bei den Männerbünden der primitiven Völker ebenso wie beim Wandervogel, bei den Freimaurern wie in den militärischen Kameraderien, im Templerorden wie bei Schiller, den studentischen Verbindungen und in Kegelgesellschaften zu entdecken. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wollte ich auf die willkürliche und sprunghafte Beweisführung im einzelnen eingehen. Doch wird es notwendig sein, die grundsätzlichen Bedenken näher zu beleuchten.

Von Freuds Gedanken über die Sexualität des Kindes ausgehend, stark beeinflußt[3]) von den Theorien Benedikt Friedländers, wie sie dieser in seinem

[1]) Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Problem, S. 48. — [2]) a. a. O. S. 27 ff. — [3]) Numa Prätorius: Die Bibliographie der sexuellen Zwischenstufen in Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bd. V, 1918, S. 71 ff.

Digitized by Google

Hauptwerk, Die Renaissance des Eros Uranios, vertritt, faßt Blüher, entgegen allem bisherigen Brauch, den Begriff des Sexuellen so weit als nur immer möglich und sucht ihn auch in den entlegensten Gebieten des menschlichen Handelns auf. So wird jedes Sympathiegefühl von Mensch zu Mensch sexuellen Ursprungs, Freundschaft und Sexualität gehen ineinander über. Dabei betont Blüher auffallend stark, wie schwer es sei einen feinen Sinn für das Erotische zu gewinnen; man müsse es fühlen, man müsse hören, wie „Freund" vom Geliebten gesprochen wird, man müsse verstehen, ob ein geschicktes Buch ein Gruß des Herzens sei. Sein eigenes Empfindungsvermögen ist nach einer Stelle in seiner Autobiographie zu schließen bereits so entwickelt, daß er, wenn er nachts über einen See weg Stimmen von badenden Menschen, darunter Frauen, hört, zu unterscheiden vermag, ob eine Frau nackt ist oder nicht.

Was die Erweiterung und Umwandlung des bisherigen Sexualbegriffes betrifft, so wird diese Frage in der von Eulenburg und Bloch begründeten Zeitschrift für Sexualwissenschaft, die wohl nicht in dem Rufe steht, daß ihre Mitarbeiter sexuelle Probleme befangen beurteilen, von Numa Praetorius in seiner Besprechung mehrerer Schriften Blühers in folgender Weise beantwortet: Die Veränderung des Sexualbegriffes ist nicht nur falsch, sondern richtet auch eine verhängnisvolle Begriffsverwirrung an. „Inversion" hat bisher bedeutet und kann nur bedeuten „konträres Geschlechtsgefühl" und ist synonym mit homosexuellem Gefühl; Blüher dagegen bezeichnet jede seelische Zuneigung, jede freundschaftliche, soziale Sympathie zwischen Männern als „Inversion", und baut sie doch auf erotischer Grundlage auf; diese Verwirrung erklärt sich aus seiner falschen Meinung, es existiere zwischen Freundschaft und Liebe keine scharfe Grenze und „es könne jedes seelische Ereignis den Freund und Gefährten zum Geliebten machen". Praetorius zeigt, wie unrichtig diese Auffassung hinsichtlich der erwachsenen Homosexuellen ist, da Freundschaft und Liebe auch bei diesen in der Regel getrennte Gefühle sind; aufs allerbestimmteste bestreitet er Blühers Behauptung, daß im Gegensatz zu den Heterosexuellen bei den Homosexuellen oft nur ein Kontrektationstrieb zum eigenen Geschlecht bestehe, d. h. nach Molls Definition[1]) der Trieb zur Gesellung, der als erste Phase das Einleitende und Werbende der Liebestätigkeit umschließt und dessen äußerste Grenze Zärtlichkeit ist, während ein Detumeszenztrieb fehle, d. h. die sich erhebende Begierde und das Verlangen sie zu löschen. Vielmehr betrachten, nach Praetorius, auch die Homosexuellen als Ziel ihrer Wünsche die sinnliche Triebstillung in den Armen des Liebesobjektes. Auch Blühers Ansicht, daß bei den Heterosexuellen eine Vermengung von Freundschaft und homosexuellem Gefühl stattfinde, ist falsch; denn bei diesen besteht keine Inversionsneigung und es ist bei ihnen kein Raum für die Entstehung konträrsexueller Empfindungen. Der Irrtum Blühers beruht nach Praetorius hier auf falschen Schlüssen aus dem öfteren Vorkommen homosexueller Gefühle und Handlungen bei Jugendlichen im Pubertätsalter oder in den ersten Jahren nachher, trotzdem später völlige Heterosexualität sich entwickelt; schon Moll habe in einer Polemik gegen Friedländer treffend betont, man könne aus derartigen Zuständen Jugendlicher keine Beweise für die Beurteilung der Gefühle Erwachsener herleiten, insbesondere nicht für eine bei allen Menschen eingewurzelte Inversionsneigung, da es sich bei ersteren nur um die tastenden, irrenden Gefühle in der Zeit des noch unbestimmten Geschlechtstriebes handelt. Weil der Wandervogel, auf den Blüher in erster Linie seine Theorie anwendet, hauptsächlich aus Jugendlichen besteht,

[1]) Dr. Albert Moll: Das Sexualleben des Kindes, 1919, S. 25 ff.

Digitized by Google

dürfen aus den sexuellen Verhältnissen in ihm Schlüsse auf die Homosexualität an und für sich nicht gezogen werden.

In so verhängnisvollen Irrtümern befangen entwickelt Blüher seine Männerbundtheorie[1]). Indem er im Wandervogel nach seiner Meinung die große Entdeckung macht, daß in dieser Jugendbewegung die homosexuell Gerichteten die eigentlichen Träger sind — eine Entdeckung, die nicht bewiesen wird — war für ihn ein Erlebnis gegeben, grundlegend für seine Auffassung der Männerbünde überhaupt; es sind „mannmännliche Organisationen", eine Gesellschaft von Männern unter der Vorherrschaft des Typus inversus und seiner Abwandlungen. Und zwar konstruiert er eine männliche Gesellschaft ersten und eine solche zweiten Grades. An der Spitze jener steht der Männerheld, der echte Vertreter des Typus inversus, der Homosexuelle; ihm zunächst folgt der erste Liebling, der etwa die Rolle der Frau einnimmt; der zweite Kreis besteht aus einer Mehrzahl anderer Jünglinge, die etwa den „Kalypsotypus" vertreten, d. h. nach Blüher jenen aufwühlenden Frauentypus, der den geliebten Personen der Kindheit so wenig wie möglich ähnelt. Es sind locker verbundene Lieblingsfreunde, gewöhnlich in früherer Jugend Bettgenossen des Männerhelden. Der dritte Kreis besteht aus Vertrauten und Freunden, mit denen der Männerheld keinen sexuellen Verkehr gehabt hat. Die weiteren Kreise verschwimmen immer mehr. Der Eros der männlichen Gesellschaft erfordert, daß die männliche Jugend, das eigentlich geliebte Geschlecht, den aktiven Mitgliedern in allen seinen Reifestadien zur Verfügung steht. Die männliche Gesellschaft schützt das aktive Mitglied vor seelischer Verelendung, sie ist der Harem des Typus inversus.

Die männliche Gesellschaft zweiten Grades entsteht, wenn der Männerheld und der erste Liebling abgetrennt werden; in ihr gibt es nicht Lieblinge und Kreise; es ist eine republikanische Gesellschaft von Männern, die Frauen lieben, aber Zusammenkünfte mit Männern nicht entbehren können. Der Grund dieses Sichgesellens ist eine Lusterregung in stark verdünnter Form, aber sexueller Natur, eine Wiederholung jener ersten primitiven Gesellungsbestrebungen des Knaben zum Knaben, wie sie in den Onaniebünden vorkommen. Jedes Mitglied einer solchen männlichen Gesellschaft zweiten Grades ist in der Jugend irgendwie in die Nähe eines solchen Erlebnisses geraten.

Blühers Ideal ist „der oberste Männerbund[2]) mit offener mannmännlicher Erotik, ein neuer Bund, eine Besiegelung des alten Bundes, der in der Jugend zerbrach, ein Sakrament nicht minder groß als das der Familie und Berufener zu den mächtigsten Dingen; die bittersten Gefahren drohen dem Mann von seiner geliebten Todfeindin, der Frau. Wehe der Kultur, die sich den Frauen auslieferte".

Nachdem Blüher auf Grund des Wandervogelerlebnisses sich eine derartige Theorie der Männerbünde aufgebaut hat, sucht er in allen geschichtlichen Erscheinungen, wo Mann sich zu Mann gesellte, den Männerbund festzustellen. Wie schwierig ein solches Verfahren ist, muß er selbst zugeben; er zwingt seinen Gegenstand erst in eine günstige Lage, macht also ein „Experiment". Dabei widerfährt ihm freilich, daß die oft nur zur Verfügung stehenden indirekten Beweise sehr wenig überzeugender Art sind. So vermag er über die alten Burschenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur zu sagen[3]): es drängen sich einige Züge als typische Verräter der männlichen Gesellschaft auf: „sie waren

[1]) Rolle der Erotik, Bd. II, S. 102 ff., Dr. Wilhelm Stekel, Rezension dieses Werkes in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft 1919, Bd. 6, S. 109 ff. — [2]) Rolle der Erotik, Bd. II, S. 271 ff. — [3]) a. a. O. S. 202 ff.

Digitized by Google

durchtränkt von der Philosophie und der Dichtung Schillers, des geborenen Männerbündlers". Fragt man, wie kommt Blüher zu einer so ungewöhnlichen Einschätzung Schillers[1]), so erhält man die überraschende Antwort: Schiller betont in seiner Dichtung stark das Männliche, seine Frauengestalten mißlingen, der ehemalige Kadett trägt durch sein ganzes Leben das Bild des jungen Mannes mit sich herum, er schreibt förmliche Liebesbriefe an Körner, er dichtet Hymnen an die Freundschaft, im Don Carlos bricht die volle Erotik zwischen den Jünglingen nur noch schwach gehindert durch. Zu diesen Feststellungen gesellt sich noch die Behauptung, daß das echte Kunstwerk nur zustandekomme, wenn tief verdrängte Triebregungen ins Bewußtsein treten und ein starker Formwille ihnen entgegentritt, sowie die Beobachtung, daß bei Dichtern ersten Ranges die besten Werke die Neigung haben, ungeschrieben zu bleiben. Das Maltheserfragment Schillers ist unvollendet; es handelt von der Liebe zweier Ritter zueinander; in ihm hat er sein wahres Innere bloßgelegt und verraten. „Die phantasierte männliche Gesellschaft wurde Kunstwerk und damit Verkündigung."

Doch genug der Beispiele. Fragen wir zum Schluß: worin beruht die große Gefahr, die Blühers Erotikwerk, wie überhaupt seine ganze Schriftstellerei für die Jugend in sich birgt? Es wird hinsichtlich des Sexualproblems eine geradezu verhängnisvolle Begriffsverwirrung verursacht; die romantisch gerichtete, aus dem seelischen Gleichgewicht gekommene Jugend wird sich durch die mitunter glänzende Dialektik des Verfassers, der ihren seelischen Nöten geschickt entgegenkommt, durch die Schönheit und Tiefe mancher Gedanken, durch die reizvollen Naturschilderungen, wie sie z. B. das Wandervogelwerk enthält, durch die Selbstsicherheit, mit der der Verfasser auftritt, gefangen nehmen lassen; sie ahnt nicht, wo das Gift verborgen ist, sie kann nicht beurteilen, wo die Fehlschlüsse liegen. So mag ihr der Männerheld als erstrebenswertes Ideal, die homosexuelle Liebe als wichtigster Teil des Eros, als etwas Natürliches, die höchste Kultur Erzeugendes erscheinen. Dem gegenüber muß nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die von homosexuellen Führern ausgehende Gefahr um so ernster zu nehmen ist, als es nach den ärztlichen Erfahrungen, besonders in den Entwicklungsjahren, bei vielen namentlich leicht erregbaren und frühreifen Kindern möglich ist, durch Verführung die vorübergehend auftretende sexuelle Neigung des Kindes zum eigenen Geschlecht zu verstärken und zu einer dauernden zu machen; es trifft durchaus nicht zu, wenn Blüher die Unterdrückung des homosexuellen Triebes für die Entstehung der Nervenkrankheiten verantwortlich macht; vielmehr sind die in solchen Fällen auftretenden nervösen Störungen nichts als der Ausdruck psychopathischer Veranlagung. Denn die von Blüher vertretene Auffassung, daß man in den Homosexuellen ganz besondere Kraftnaturen zu erblicken habe, ist wissenschaftlich unhaltbar.

Stekel hebt in der schon erwähnten Kritik des Erotikwerkes hervor, wie viel Kleinlichkeit, Neid, Tratschsucht, Krankhaftigkeit und Verschrobenheit er unter den Homosexuellen gefunden habe, so daß er sich niemals entschließen könnte, den Männerbünden die Leitung anzuvertrauen; ja, er kommt zu dem Ergebnis: „Im Grunde sind es alle unglückliche Menschen." Ferner wirft er Blüher vor, daß er in schroffem Gegensatz zur Entwicklung unserer Kultur, die auf die Überwindung der Homosexualität hindränge und daher eine Sublimierung der homosexuellen Komponente, d. h. ihre Umgestaltung in Freundschaft, Kameradschaft und Kunstschaffen verlange, die Umbildung der Männerbünde mit ihrer unbewußten mannmännlichen Erotik zu offenen Liebesbünden

[1]) a. a. O. S. 187 ff.

Digitized by Google

fordere. Den grundlegenden Fehler des ganzen Blüherschen Werkes sieht er in der „Eskamotierung" der biologisch bisexuellen Anlage des Menschen und kommt zu dem Urteil: „Als Ganzes ist das (Erotik)werk unmöglich. Es ist zerfahren, ungleichmäßig, stellenweise rhapsodisch, philosophisch, dichterisch tief, um (besonders im zweiten Teile) leer, pedantisch, einseitig, trocken, oberflächlich zu werden." „Es gibt auch eine Oberflächlichkeit in der Tiefenpsychologie; mit Inzest und Verdrängung allein wird das Problem der Liebeswahl noch nicht aufgehellt. Es gehört eine ganz andere Vertiefung zum Studium dieser Tatsachen, eine Vertiefung, die Blüher nicht eigen ist, der unter der Herrschaft der ‚überwertigen Idee' der Männerbünde steht." In der Behandlung des Frauenproblems endlich mit der künstlichen Scheidung in zwei Typen, den „Penelope"- und „Kalypsotyp", wobei alles Große, das die mannweibliche Liebe geschaffen hat, einfach vernachlässigt wird, zeige sich völlige Unkenntnis der Frau; lächerlich nennt er Blühers Stellung zur Dirne, da er diese unter eine Art modifizierter Tierschutzgesetzgebung stellen möchte; „das heißt den Tatsachen Gewalt antun!, das ist keine Wissenschaft!, das ist der Ausbruch eines Temperamentes, das ist ein Pamphlet"; Blüher wisse wohl nicht, daß die Dirne meist einen Typus inversus darstelle.

Zusammenfassend kommen wir also zu dem Ergebnis, daß ein Mann wie Blüher, der den Männerheld als das erstrebenswerte Ideal preist, keinen Anspruch auf eine Führerrolle bei der Jugend erheben darf. Im Interesse der Wahrheit, der von der Perversion bedrohten Kinder und der Kultur muß eine derartige Umwertung aller Werte aufs schärfste bekämpft werden.

„Nicht rachsüchtig sein, in keiner Beziehung, das ist die hervorragendste Eigenschaft des edlen Mannes. Wer über diesem Gefühle steht, der hat eine hohe Probe der Macht abgelegt." So verkündet Blüher in seinen Grundbemerkungen zum Menschen[1]). Schlagen wir seine Autobiographie[2]) auf, so hören wir: Das Wandervogelwerk stellt ein Rachewerk für Karl Fischer dar. Wie „edel" ging Blüher dabei vor: es gelte das Plattfußvolk, d. h. die nicht Gleichgesinnten zu betrügen, die öffentliche Meinung zu überfallen; daher erwecke er durch Dementis den Anschein, als schreibe er überhaupt keine Geschichte des Wandervogels. Auch der innere Aufbau des Werkes enthält in der Dreiteilung des Stoffes eine List, indem erst der letzte Band die gefährlichen Grundgedanken klar hervortreten läßt. Die harmlosesten und packendsten Schilderungen werden von ihm herausgeschnitten und erscheinen als Proben in den bedeutendsten Wandervogelzeitschriften. Nachdem der 1. Band gedruckt ist, veranlaßt Blüher die Herausgeber der kleinen Zeitschriften und Gaublätter einen Vertrag zu unterschreiben, wodurch sie sich verpflichten, den 2. Band anzuzeigen, ganz gleich wie sie zu dessen Inhalt stehen würden. Zuletzt wirft er den 3. Band auf den Markt. „Damit war der große Schlag getan, er war restlos gelungen." „Man stelle sich das Entsetzen vor jener harmlosen Wandervogelbürgergenerale: der Wandervogel eine Einladung höchst heidnischer Art." Diese Art der Veröffentlichung wagt Blüher mit der Bemerkung zu entschuldigen: „Die Reinheit und Klarheit meiner Sache hat mich über alle Bedenken hinweggesetzt."

Unsere Jugend braucht andere Führer. Wenn ein Wiederaufstieg unseres unglücklichen Vaterlandes gelingen soll, müssen Knaben und Mädchen kerngesund an Körper und Seele heranwachsen; zur Entwicklung ihrer sittlichen Kräfte soll in ihnen jene dreifache Ehrfurcht erweckt werden, die Goethe in Wilhelm Meisters Wanderjahren eindrucksvoll fordert, die Ehrfurcht vor dem, was über

[1]) In medias res, S. 43. — [2]) Bd. I, S. 98 ff.

Digitized by Google

uns ist, die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, und die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist. „Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste, die Ehrfurcht vor sich selbst und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden." Eine Jugend, in der dieses Gefühl lebendig ist, wird nicht an rein negativer Kritik an allem Bestehenden, an einer bis zur Hybris gesteigerten Selbstvergötterung, an einem Sichausleben auf Kosten der großen Masse Genüge finden, sondern im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit ihre Kräfte in den Dienst ihres Volkes und damit der Menschheit stellen.

München. Dr. Hans Loewe, Professor am Maxgymnasium.

England an die jungen Deutschen.

Reiseeindrücke einer Englandfahrt.

Mit einer Art Scheu war ich nach England gefahren. Jener Scheu, die man instinktiv vor der Macht hat. England — Sieger, Beherrscher der Welt.

In Köln stieg zu mir ins Abteil der erste Engländer. Ein breiter, großer Mann, mit einem Arm nur. Das Gesicht verwittert und um die Augen viele, liebe Falten. Es war ein Offizier, der seine alten Kameraden in Köln besucht hatte. Oben im Netz lagen die behäbigen Lederkoffer und in Papier verschnürt eine Schwarzwälder Uhr. „Für die Kinder, wissen Sie," sagte er zum Zollbeamten.

Er erzählte mir, daß ihm bei Ypern der Arm abgeschossen worden wäre und fragte — ob ich vielleicht auch bei Ypern gekämpft hätte, und daß, wenn er so junge Deutsche sehe, er immer denken müsse, ob der ihm wohl den Arm abgeschossen hätte? Und das sagte er alles so, ganz gemütlich und seine wasserblauen Augen guckten mich an — und dann sagte er: „Aber ich vermisse den Arm gar nicht, ich kann ganz genau so gut alles mit einem machen. Jagen und mein Auto lenken." In seiner Stimme lag wie eine Fröhlichkeit dabei.

Ich hatte ihm erzählt, daß ich in England einige Freunde besuchen wollte, die den Kriegsdienst verweigert hatten und deshalb auch viele Jahre im Gefängnis gewesen waren.

Er wußte von diesen Leuten. Er wußte auch, daß das erste, was sie nach dem Kriege begonnen hatten, war, an die Arbeit zu gehen, Wunden zu verbinden, die der Krieg geschlagen — und am Besiegten zuerst. (Die Versöhnungsarbeit der Quäker.)

Und dann war er still und sagte irgend mit einem sehr traurigen Ausdruck: „Ja das ist mehr, als wer weiß warum, seinen Arm bei Ypern abschießen zu lassen."

Wie eigen, dachte ich, daß ein englischer Offizier so spricht.

Und da zum ersten Male stieg vor mir eine Ahnung auf: Ist England unsicher geworden?

So fuhren wir durch Belgien.

Belgier kamen ins Abteil. Sie sprachen sehr rasch und sehr viel — und von nichts. Ich mußte so an einen gewissen Typ von russischen Beamten denken — wenn die bei sich zu Hause sind.

Digitized by Google

Sie lebten von des Zaren Brosamen und knöpften ihre Uniform am Teetisch auf. Und darunter war nichts — wie ein schmutziges Hemd. Wie diese Belgier jetzt — so mußte ich weiter denken — von jenem Sieger England leben.

Ich sah des letzten Imperators Kopf auf jeder englischen Münze. Und ich mußte an seinen Vetter denken und die Tage von Ekaterinenburg zogen an mir vorbei.

Belgier, baut ihr auf Englands Herrschaft, wie jene Zarendiener auf ihren Herrn gebaut hatten?

An Bord war alles voll von eleganten Menschen. Damen und Herren. Man hörte nur noch englisch. Mein einarmiger Reisegefährte war in Ostende geblieben.

Aber ich kam mit einem anderen Herrn, der auch von Deutschland mitgefahren war, ins Gespräch. Er sprach „nur" englisch, wenn auch ein sehr schlechtes. Es war ein Großhändler in Därmen. Sein Paß war von den „States", aber ich weiß, er war ein Deutscher. Er bot mir eine Zigarre an. Wut und Scham stiegen in mir hoch und ich drehte mich um und ließ ihn stehen.

Was habe ich mit dir gemein, deutscher Großhändler in Därmen mit amerikanischem Paß?

Und all die vielen sonst an Bord? Sie lagen in ihren Liegestühlen und streckten ihre Füße weit von sich. In seidenen Strümpfen und Haferlschuhen. (Haferlschuhe sind in England die letzte Mode — eigentümliche Friedensfolge.)

Fragt mich nichts mehr — sonst war an ihnen nichts zu sehen.

Deutschland war weit zurückgeblieben und Einsamkeit wuchs um mich und drückte mir die Kehle zu. Ist denn kein Mensch mehr da?

In London angekommen, verpaßte ich meine Freunde, die an die Bahn gekommen waren, mich zu empfangen. Ich bin dann in eine Baracke des „Y·M·C·A" (Christl. Verein Junger Männer) für die heimkehrenden Urlauber gegangen. Dort gab's ein gutes Abendessen und ein Bett in einem großen gemeinsamen Schlafraum.

Ich hörte, wie die beiden Nachbarn sich unterhielten.

A: „Wo ich her bin, das werden Sie ja doch nicht wissen — es ist ein ganz kleines Nest in Deutschland." B: „In Deutschland? gewiß — ich habe doch 20 Jahre dort gelebt." A: „So, ja eigentlich bin ich auch gar nicht aus Deutschland, sondern aus Kurland, aber das ist dicht an der Grenze." — Kurland — Baltenland — treff ich in dieser Soldatenbaracke in London Landsleute? Der eine war ein Littauer, der andere ein Engländer — und beide waren sie Deutsche. Und wir sprachen miteinander deutsch und von den Deutschen.

Das waren die ersten Menschen, die ich in England traf. Welch eigentümlicher Gruß.

Am nächsten Tag fuhr ich, meine Freunde zu suchen. Mir war, als war auch ich in eine riesenhafte Maschine geraten. Alles drehte sich und sauste, ein Zahnrad griff ins andere.

Fahrstühle, tief in die Erde hinunter; Untergrundbahnen, eine unter der andern und oben in den Straßen ein Autoomnibus hinter dem andern her in sausender Fahrt. Ohne zu halten. Zeit ist Geld und Geld ist Herrschaft.

Ist es Herrschaft?

Und immer wieder sah ich vor mir ein grauenhaftes Bild — Petersburg — wo ich gerade vor zwei Jahren war.

Wie, wenn eines Tages alle Untergrundbahnen stehen bleiben werden, alle Omnibusse und Trambahnen?

Was werden die Millionen Schreiberlein (clerks) tun? Wer soll die millionen Briefe schreiben, die sie jeden Tag in alle Teile der Welt schicken?

Digitized by Google

Wie eine Perlenschnur schien mir um den Erdball zu liegen von Totenschädeln: Babylon und Karthago, Athen und Rom — Theben und Petersburg und tausend andere Stätten. Was ist Herrschaft?

Und allmählich ging das von mir, was wie eine Scheu und Ehrfurcht gewesen war.

Alle Läden in den Straßen strotzten von Waren. Alle Wände blinkerten in Reklameschildern. Satte Leute liefen und fuhren.

Ich mußte an einen Marmorstein denken, den mir einmal ein Beduine in den Mohnhügeln des alten Karthago gezeigt hatte. Es war eine Bodenfliese, auf der ein Opferkasten einst gestanden haben muß. Und wie Karthago abgebrannt, da ist der Opferkasten mit verbrannt und die Kupfermünzen sind zum Teil geschmolzen und sind auf den Stein gefallen. Und das flüssige Metall ist in die Ritzen des Steines geflossen und so sieht man sie heute noch liegen.

War nicht Karthago einst Herrscherin? Zeit ist Geld und Geld ist Macht?

Im Laufe der drei Wochen, die ich darauf in England verbrachte, hab ich die verschiedensten Leute getroffen. Kommunistenführer und Pfarrer. Studenten und Nationalisten. Arbeiter und Universitätsprofessoren. Wir haben im Zelt auf bloßer Erde geschlafen und haben in Ledersesseln am Kaminfeuer gesessen. Aber immer stärker wurde in mir das Bewußtsein: Es ist zu Ende. Das alte steht am Rande und wie von Schwungkraft drehen sich die Räder noch. Es ist keine Kraft mehr da, nichts, was es treiben soll.

Und wie eine lodernde Flamme leuchtete vor mir: wir jungen Deutschen — wir tragen ein Heiligtum in uns.

Es gilt, ob wir leuchten oder nicht, ob wir bauen oder abreißen. Ob wir Worte machen oder Leben schaffen. Ob wir von Schwungkraft der Alten uns weiter drehen zwischen Nationalem und Internationalem — oder ob wir Gott leben. Wahr sind ohne Nachsicht.

Und dann saß ich wieder in einem deutschen Wagen. Es waren noch vier Herren im Abteil. Zwei Holländer und ein deutscher „Vertreter" aus Duisburg. Und wenn auch die beiden Holländer ein recht gutes Deutsch sprachen, so ging die Unterhaltung zwischen den dreien doch holländisch — denn der Herr aus Duisburg sprach auch „holländisch": „Das deutsche Geld ist ja nichts wert und hier kauft man ja viel billiger ein als in Holland! Der Käse und die Butter, Stoffe und Schuhe." Welch wunderbare Gelegenheit aus dieser bösen Zeit doch noch was zu gewinnen!

Vor mir saß ein Beamter im Zivil. Er holte sein Brot heraus und aß dazu einen Preßsack. Das Fenster hatte ich geöffnet, um den beißenden Rauch der holländischen Zigarren hinauszulassen und die wunderbare goldige Sonne zu grüßen. Der Herr aus Duisburg riß das Fenster wieder hoch — er habe Rheumatismus in der Schulter.

Und dennoch Deutschland — gesegnet unter allen auf der Erde. Du trägst in dir das Heiligtum.

München, Orthopädische Klinik. Traugott von Stackelberg.

Digitized by Google

Das Vermächtnis Otto Brauns.

Dieser Nachlaßband eines noch nicht Einundzwanzigjährigen[1]) ist ein fabelhaftes Buch, von einer Reife, einem Reichtum, einer Männlichkeit, die zuerst bestürzen, dann ganz gefangen nehmen und am Ende hinreißen und bezwingen mit der sanften Gewalt jenes unausdrückbaren Seelenadels, den die Griechen Kalokagathia nannten. Niemals hätte ich geglaubt, daß mir die Aufzeichnungen eines dem Knabenalter kaum Entwachsenen soviel geben könnten. Aber dieser Band ist viel mehr als die pietätvolle Sammlung von Gedanken und Stimmungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten, für den man kein anderes Wort finden kann als das Wort Genie. Er ist das ideale Denkmal der Besten jener ganzen, jungen Generation, die im Jahre 1914 mit herrlichem Ungestüm dem Rufe des Vaterlands gefolgt ist und von der nicht viele heimgekommen sind. Ein Denkmal von ergreifender und vorbildlicher Reinheit und Strenge.

Das will viel sagen, ich weiß es. Aber es ist nicht nur mir allein so ergangen. Mit einem Mißtrauen, das an Vorurteil grenzte, schlug ich den Band auf, und begann zu lesen, bis ich mich überraschte, daß ich schon längst angefangen hatte, Stellen am Rande anzustreichen, unwillkürlich, wie man ganz ausgezeichnete Bemerkungen notiert. Die Stellen häuften sich, die Stellen wurden zu Seiten, die Seiten wurden zum Buch: das ganze Buch ist wundervoll, der junge Mensch, den es ahnen läßt, ist wundervoll, es geht etwas von ihm aus, das nicht rührt, — das wäre ganz schief und sentimental; nein, etwas das bezwingt, verpflichtet, läutert, adelt, eine zauberhafte Hoheit zugleich und Feinheit, der Seele und des Geistes. Dies Buch wird nie veralten. Man wird es noch nach hundert Jahren lesen. Dann wird man genau so ergriffen sein wie wir heute und sagen: Das also war Deutschlands Jugend von 1914! Das waren die Heldenknaben, die singend gegen die französischen Schützengräben anstürmten, den Schlachtgesang singend wie die lakedaimonischen Jünglinge, von denen das Totenmal kündet.

Fremdling! Geh' nach Sparta und melde dorten: Wir liegen
Alle ruhig da, und der Befehl ist erfüllt.

* * *

Otto Braun ist am 27. Juni 1897 geboren. Sein Vater war der Sozialpolitiker Heinrich Braun, seine Mutter Lily Braun, die „Im Schatten der Titanen" geschrieben hat und die „Memoiren einer Sozialistin". September 1914 trat er ins Heer, November 1916 wurde er verwundet. Trotz monatelanger Armlähmung arbeitete er fast ein Jahr an der Militärstelle des Auswärtigen Amts. Nachdem seine Verwundung geheilt war, meldete er sich wieder hinaus. Bei Marcelcave im Nordosten Frankreichs erlag er am 29. April 1918 einem Granatenvolltreffer.

In seinem Nachlasse fand sich viel Schriftliches, teils wissenschaftlicher, teils künstlerischer Art, fertig, halbfertig, skizziert. Als das Wertvollste erschienen seinem Vater und der Herausgeberin die Tagebücher, die vom siebenten Lebensjahre bis zwei Tage vor seinem Tode reichten. Die Tagebücher in Auswahl, und zahlreiche Briefe und Briefbruchstücke machen den vorliegenden Band aus.

Von der frühen Männlichkeit dieses Knaben können nur Zitate einen Begriff geben. Ich lasse einige folgen.

[1]) Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Mit 3 Bildern in Kupferdruck. M 24.—. Herausg. von Julie Vogelstein. Berlin, Bruno Cassirer. 1920.

Digitized by Google

Tagebuch, 14. September 1910.

Das erste Kapitel des Zarathustra habe ich nun langsam und oft gelesen. Ich stehe noch so unter dem Eindruck der Sache, daß ich nichts sagen kann. Nur eins: Es ist sehr sonderbar, daß ich durch Nietzsche niemals das Prinzip des Sichauslebens hörte, immer nur das größter Pflichterfüllung, allerdings anders als im bourgeoisen Sinne.

Als ich mit dem Kapitel fertig war, nahm ich noch mein lateinisches Buch und schuftete verrückt, anstatt daß ich noch ein anderes Kapitel gelesen hätte, was ich mir eigentlich gedacht hatte. Aber: „Was ist schwer? So fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kamele gleich, und will gut beladen sein." Die Schmarotzer am Marke der Menschheit aber, die eigentlichen „viel-zu-vielen", die ihren Gelüsten und gemeinen Vergnügungen, die ihrer Faulheit und ihrer Dekadenz den Deckmantel Nietzsche geben, das sind die wahren Feinde Nietzsches, die, die ihren Geist ja nicht belasten wollen, höchstens mit Zigarettendunst, wenigen Beardsleyschen Zeichnungen und den ausgesucht lüsternen Romanen des Rokoko, die sind die schlimmsten Widersacher Nietzsches. Es scheint mir überhaupt ein Erbfehler der Deutschen, ihre Gemeinheiten immer ethisch rechtfertigen zu wollen.

Tagebuch, 12. November 1911.

. . . Nach all meinen vorher geäußerten Ansichten in der Politik könnte man nun folgern, daß ich einer durchaus nationalen Politik huldige. Dies trifft nur sehr bedingt zu. Ich glaube, nein ich weiß, daß jede Kultur national gewesen ist, daß eine Nation, ein Volk, dadurch, daß es sich selbst behauptete und gegen andere kämpfte, Träger der Kultur war. Dies schließt natürlich nicht aus, daß man von den allergrößten Titanen nicht mehr recht sagen kann, sie waren Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen usw., sondern daß diese sich eben ganz über alle Schranken der Nation erhoben und einfach Menschen waren. Ganz sicher ist aber der Boden, in dem sie gewachsen sind, ein nationaler. Und deshalb ist es meiner Meinung nach im allgemeinen menschlichen Interesse unbedingt notwendig, daß die einzelnen Nationen eine wirklich egoistische Politik treiben, wie es ja auch die Sozialdemokraten, wenn sie am Ruder säßen, tun müßten. Man wird mir erwidern, daß wir seit glücklich vierzig Jahren nationale Politik treiben und doch kein Huhn etwas gemerkt hat von großer Kultur, die dadurch gekommen sein soll. Aber die Antwort ist die, daß wir wohl eine Politik der Bündnisse und des Lavierens und der Kompensationen und anderer gleich schöner Dinge treiben, niemals aber eine wirklich fortreißende, eine wirklich kräftige und gewaltige. Man sieht das an der geringen Achtung, die der Deutsche überall genießt, daran, daß wir es mit übermenschlich genialen Schachzügen dahin gebracht haben, daß Frankreich, England und Rußland die unterschiedlichsten und engsten Bündnisse schließen und daß man jetzt wohl à la Diogenes suchen gehen kann nach einem uns ehrlich befreundeten Lande. Ob Österreich es ist, ob die Türkei, die fortwährend mit anglo- und germanophilen Ministerien abwechselt? Das sind die Folgen einer Waschlappenpolitik, die zu führen bei uns ja schon zur guten Tradition zu gehören scheint. . . .

Tagebuch, 14. Mai 1913 (Florenz).

Ich frage mich oft: warum bleibt uns die Renaissance in der Dichtung, in der Philosophie und in der Staatenbildung zweifellos das Endgültige zu sagen schuldig, (Dante steht vorher), und warum hat sich auch die erhabene Größe des ersten Quattrocento so rasch zu der etwas spielerischen, müden und fast dekadenten Grazie des späten entwickelt? Warum schließlich, um es kurz zu sagen, ist nicht nach diesen herrlichen Anfängen, die wohl Hellas würdig waren, der Welt ein zweites fünftes Jahrhundert beschieden worden? Ich glaube die Antwort zu finden: es fehlte die

Digitized by Google

große Erregung, das Gewaltige, Ungeheure, was dem Griechentum seine Religion, besonders die neueinbrechenden Demeter- und Dionysoskulte auf der einen Seite, die Perserkriege auf der anderen gaben. Es fehlte also erstens der religiöse, zweitens der nationale Impuls. In unendlichen Parteikämpfen, bei denen stets nur das Individuum interessiert war, zerrieb sich der Italiener politische Begabung, und ihre Religion war ein Hin- und Herschwanken zwischen Paganismus und christlicher Ekstatik mit allen trüben Zwischenformen. Ich leugne durchaus nicht, daß die Menschen der Renaissance gläubig waren, oft streng gläubig, aber ihnen fehlte der Rausch, das Neue, Fortreißende, das kein Franziskus als ein wesentlich mittelalterlicher Mensch ihnen zu geben vermocht hatte. Wenn sie einen gleichwertigen Ersatz im Humanismus gesucht, so war dies ein tragischer Irrtum, denn Religion als das Höchste für ein Volk ist ihrem Wesen nach unersetzlich und nur durch eine neue, mächtig aufbrechende ablösbar.

An Julie B. Zehlendorf, 2. August 1914.

. . . . Mag auch alles so verhängt und dunkel sein, daß wir nicht in die Zukunft zu blicken vermögen, das Eine ist mir sicher: Deutschland kann nicht untergehen. Und ich gründe diesen Glauben nicht wie die Prahler auf die Überzeugung von unserer Vollkommenheit und unseren Leistungen, sondern gerade aus dem Bewußtsein, daß wir uns noch nicht erfüllt haben, erwächst mir diese Gewißheit. Das Deutschland, das wir im Herzen tragen, ist noch nicht Gestalt, noch nicht Form geworden. Vielleicht haben wir in der Musik uns schon ausgesungen; in Bild- und Bauwerk, in Dichtung und vor allem in der Gestaltung des Lebens genügten wir unserer Bestimmung noch nicht. Die Aufgabe, die uns geworden, ist schwer, schwerer als die anderer Völker, weil wir vielfacher und vielspältiger sind. Wohl ist in Goethe als Mensch und Künstler der Reichtum, die Fülle, das Innige und Tiefe zu reinem Gebild geworden, aber immer ist es der einzelne, der aus dem Chaos, aus dem Ungeformten sich selbst Stil und Form schaffen muß. Hoelderlins Sehnsucht bleibt noch heute unerfüllt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,
Wann erscheinest du ganz, Seele des Vaterlands."

Nicht die hohe Kultur des einzelnen kann uns zur Vollendung führen; nur aus der großen Gestaltung des Lebens, der Gesamtheit, der Gemeinschaft, wird uns die Erlösung unseres wahren Seins werden. Dann erst vermögen wir das „neu Gebild" zu schaffen, von dem Hoelderlin singt, daß es einzig sein und von uns zeugen werde. Dann erst wird sich erfüllen, was das deutsche Mittelalter versprach, was die Größten und Besten träumten, daß sie sich „alle finden am höchsten Fest".

In diesem Sinne, für dieses Ziel will ich hinaus, das heiligste Gut zu schützen: Deutschland. Verächtlich und töricht scheint es mir, sich zu sparen, sich zu schonen. Die Griechen wußten um den wahren Wert, wenn Aischylos es höher erachtete, bei Marathon mitgefochten zu haben, als ein Dichter zu sein. Für die Erhaltung deutschen Wesens, für seine Erfüllung will ich kämpfen. Wer und was könnte mich da zurückhalten!

Tagebuch, 4. August 1914.

Früh mit einem der wenigen, jetzt verkehrenden Züge nach Berlin. . . . Alle Gefühle treten jetzt rein und ehrlich zutage, Schmerz, Brüderlichkeit, Hilfsbereitschaft, Mannhaftigkeit, alles Ursprüngliche. Alles besinnt sich auf seine natürlichen Pflichten und Ämter. Unter einem gewaltigen Ziele stehen sie, alles Kleinliche fällt ab. . . . Wir waren dann im Reichstag. Einer der größten Tage, die man erleben konnte, denn wie es auch ausgeht, dieser 4. August bleibt bestehen.

Digitized by Google

An die Eltern. Graudenz, 30. September 1914.

Der Putzer ist so eine heikle Sache. Ich kann durchaus nicht einsehen, warum ich mehr sein soll als meine in allem was hier verlangt wird (und nur das steht in Frage) gleich- oder gar höherstehenden Kameraden. Es kommt durchaus nicht auf Mathematik und Französisch und Griechisch an, sondern auf die schlichte militärische Tüchtigkeit eines Mannes, eine Tüchtigkeit, die vom Geistigen in den höheren Chargen natürlich nicht, in den unteren aber völlig zu trennen ist. Es paßt mir darum ganz und gar nicht, von einem Manne, den ich hier kraft seiner Erfahrung, seiner Kenntnisse und seiner Leistungsfähigkeit durchaus über mich stelle, mit dem ich mich durch seine schöne phrasenlose Vaterlandsliebe vollständig gleich und vereint fühle, es paßt mir gar nicht, von einem solchen Manne mir die Stiebeln putzen zu lassen.

Tagebuch, 16. August 1915.

Wieder über geistige Dinge gesprochen mit Leutnant Boye, einem Pfortenser und klassischen Philologen. Es ist wie ein Aufblicken zur Sonne, wenn man im Schmutze dieser weltentlegenen Dörfer die Namen Hoelderlin und Nietzsche aussprechen darf!

An die Eltern. 21. August 1915 (Im Felde).

Heute früh habe ich das Kreuz bekommen. Ich schäme mich eigentlich sehr, denn eine Kleinigkeit, wie der Ritt zur 3. Kompanie und zur 4. Landwehrdivision, den ich Euch beschrieb, war es nicht entfernt wert. Jeder Jäger, der gestürmt hat, hätte es mehr verdient.

. . . . Wohl weiß ich, wenn auch die wahre wirtschaftliche Lage Deutschlands mir verborgen ist welch maßlose Schwierigkeiten es zu überwinden gilt. . . . Zugrunde geht diese Regierung doch, zerbricht im ungeahnten Taumel der Ereignisse, die diese Weltwende bezeichnen. Ihre historische tragische Aufgabe ist es aber, diese Wende selbst zu beginnen. Wie der Krieg auch ende, daß sie an ihm stirbt, ist gewiß. Führt sie ihn lang, dann früher, führt sie ihn kurz, dann später.

An die Eltern. 12. September 1915 (Im Felde).

Die Hinneigung der Soldaten zur Sozialdemokratie ist doch im wesentlichen negativ. Wut auf die gesamte verrottete bürgerliche Gesellschaft, Wut auf alle Daheimgebliebenen, auf alles zu Hause überhaupt. Von Staatsschöpferischem sehe ich vorläufig nichts. Das einzige Element ist das Gefühl eines neuerwachten Souveränitätsbewußtseins. Jeder einzelne ist erstaunlich selbständig und seines Wertes sicher geworden. Ich fälle durchaus kein Urteil, ich konstatiere nur. Wenn das Heer heimzieht, ist das Selbstgefühl des Volkes ungeheuer befestigt. Es steckt ein gewaltiges Ausmaß von Können dahinter, ein großes Wissen um die Macht. Diese Riesenkomplexe ungebändigter Kräfte gilt es zu erkennen und zu leiten, um diese Massen zu produktivem Tun aufwärts zu führen.

An die Eltern. 14. Oktober 1915 (Im Felde).

Weder wir, noch vielleicht unsere Kinder werden eine geruhige Zeit verleben, um so angespannter, härter, kristallener soll unser Leben sein. Nicht umsonst wiesen die Zeiten höchster Erregung (römische Bürgerkriege, 5. Jahrhundert in Hellas, Renaissence, napoleonische Ära) die reichste innere und edelste äußere Kultur auf. Wir haben allesamt so viel formlose Triebe ungebrochener Urkraft, so viel Chaos in uns, daß kein Zwang von außen groß genug sein kann, um dies zu gestalten. Zu einem Ereignis, wie dem Krieg, wie gegenüber allem ganz Großen, kann man meiner Meinung nach überhaupt nicht „Stellung nehmen". (Es war ein schlimmer Irrwahn, zu glauben, es gäbe nichts, wozu man nicht eine Meinung und Stellung haben müßte.) Ich halte es für einfachen Unsinn, Stellung zu nehmen

Digitized by Google

angesichts des Kriegsgottes; was möglich ist vor ihm, das ist Beten, Weinen, Lieben, Hoffen, das ist, daß man sich das Leben nimmt oder ein neues Leben beginnt.
An die Eltern. 29. März 1916 (Im Felde).

. . . . Ihr mögt sagen, daß historischer Sinn oft kein Vorzug ist. Aber ich habe das Gefühl, daß selbst die großen Männer der Tat, Staatslenker und Militärs, Fürsten und Künstler sehr viel von jenem historischen Sinn, besser noch historischen Takt besaßen, den ich eigentlich bei allem für notwendig halte. Was bei Nietzsche oft so empörend, ja widerwärtig berührt, wenn nicht die sonst so erhabene Höhe seines Geistes ihn vor derlei Prädikaten schützte, dasjenige, was vielleicht einzig wirklich gefahrbringend werden kann für unreife Menschen, das ist der horrende Mangel jeden historischen Sinnes bei ihm. Wie dies Phänomen zu erklären, da gerade er die tiefsten und überraschendsten Einsichten in Menschen, Völker, Epochen bringt, (allerdings nur solche, die ihm verwandt sind, wo er sozusagen sich selbst oder seine Ideale interpretiert), weiß ich nicht, jedenfalls existiert es. Alle jene geschmacklosen, gänzlich entgleisten Stellen bei ihm rühren zumeist daher. Wenn inmitten aus dem Tiefsten geborener, zentralster Einwerfungen gegen das Christentum es ihm passieren kann, daß er es sozusagen wie einen Schuljungen, der Nüsse gestohlen hat, für die Zerstörung der antiken Welt abkanzeln will, wenn er ebenso mit der Reformation verfährt, so sind das Zeichen für den Mangel historischen Gefühls. Allerdings auch Zeichen dafür, wie sehr er aus einer relativistischen Epoche stammt, so daß es ihm ums objektiv „Falsche" und „Richtige" nie zu tun ist. Dies entschuldigt freilich nicht seine Urteile über Dante („die Hyäne, die in Gräbern dichtet", darüber kann man nur lachen), über Sokrates, wenn auch widersprüchlich, so doch im Kerne grundfalsch, über den Sophismus, über die Deutschen (wohl irgendwie psychologisch erklärbar, jedoch frevelhaft durch die gewollte Unaufrichtigkeit des Gedankens), über Plato, über Staat, Gesetze usw.
Tagebuch, 21. Juni 1917 (Wieder daheim).

Das Berliner Leben wird mir höchst zuwider. Tausend Menschen, tausend Impressionen, nichts was auf Einheitlichkeit führt. Ich habe große Sehnsucht hinaus, in etwas Ganzes zu kommen. hier ist nur Zerstreuung. Was ist es denn, wohin im Grunde mein ganzes Streben geht, worin alles beschlossen liegt: Größe! Größe, gar nicht im Sinne von Berühmtheit, sondern was die Griechen ἀρετή, die Italiener virtù nannten, wofür wir kein rechtes Wort haben. Im Großsein liegt alles beschlossen. Dazu gehört Sammlung, Bildung, Formung, Arbeit, Fleiß, ingrimmiger unaufhaltsamer Fleiß, aber auch die Schönheit des ruhevollen Einatmens der Dinge, Leidenschaft, innere stete, reine, heilige Flamme mit unverrückbarem Ziel, Ganzheit in allem. Zerstörung ist diese fluktuierende Nervosität des Lebens hier, die Zerteilung und Zerkleinerung alles Ganzen.
Tagebuch, 4. Juli 1917.

Manchmal habe ich das Gefühl, daß wir einer furchtbaren Zeit gleich den römischen Bürgerkriegen entgegengehen, einer Zeit, die gewaltige Einzelne erzeugen mag, nicht aber jene göttliche Vielfältigkeit und Weite der Kultur, die ich so über alles ersehne, jene Möglichkeit des ruhigen Blühens und Gedeihens und Reifens.

O wie flehe ich für mein Vaterland: Nur ein Jahrhundert solchen wachsenden Lebens. Die Verantwortung der heutigen Staatsführer ist unermeßlich. —
Tagebuch, 29. Oktober 1917.

Ich meine, wir sind jetzt wieder viel einfacher. Bei aller Bewunderung und Andacht für das romantische Pathos erregt es in mir doch das Gefühl einer gewissen Fremdheit. Wir Heutigen trauen dem, was ist und was wird, trauen unsern Augen, die all die Schönheit der Sonne und des Tages sehen, trauen unserm

Digitized by Google

Glauben, der uns dem Überirdischen im Gebet verbindet, trauen unserm Willen und Tun, das schaffen und gestalten will. Uns ist alles wieder gesättigt von Leben, durchströmt von Leidenschaft, die Sinne heiß zu Hingebung und Inbrunst, der Geist wachsam und geweckt für alles Daseiende und Kommende.

An Herrn Hans B. Zehlendorf, 10. November 1917.

Gerade beim Militärdienst zeigt sich der Mann, und auch das hätten Sie aus den Büchern meiner Mutter lernen können, das Schmerzliche des Lebens freudig zu bejahen, und hier, im gewiß vielfach Unangenehmen und Kleinlichen des Soldatenlebens, das Größere zu erkennen, wie jeder von uns nur ein ganz kleiner Teil ist in dem ungeheuren Geschehen, wie jeder Teil aber die eiserne Verpflichtung hat, sein Bestes daran zu geben, um der eigenen gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Hier handelt es sich um weit mehr, als um das Wohl und Wehe vieler einzelner Menschen, es handelt sich hier um die Existenz, die Freiheit und Größe vom Besten, was wir haben, unseres Vaterlandes, aus dem uns alles quillt und dem wir alles verdanken. Wer sich von solchen Gefühlen leiten läßt, der ist innerlich erhaben über die Schikanierungen eines Unteroffiziers. Ich würde nicht so zu Ihnen sprechen, wenn ich nicht selbst zwei Jahre, bis zu meiner Verwundung, draußen gewesen wäre.

An den Vater. Neubeuern, 3. Dezember 1917.

Ich begrüße es sehr, wenn der Staat verdiente Männer, die durch geistige Leistungen sich bereits bewiesen haben, aus der Gefahrzone nimmt. Junge Menschen wie mich, die nichts getan haben, die Verwandte und Freunde für begabt und vielversprechend halten, hierzu zu rechnen, erscheint mir unrichtig, ja in hohem Grade hybrid.

Tagebuch, 24. Dezember 1917 (Garmisch).

Eines ist mir jetzt klar geworden: Das Höchste, was ein Mensch im Leben erreichen kann, ist nicht Ruhm, nicht Glück, nicht einmal Größe, ja auch nicht, was mir bisher das Höchste erschien, das Werk, sondern es ist nur: Vorbild werden, ein solcher, der allein durch sein Dasein Welt und Menschheit bestimmt.

Unsinn aber ist es, sein eigenes Sein bewußt zu einem Vorbild machen zu wollen. Denn dies ist recht eigentlich die Krone des Lebens und das Letzte. Das Letzte aber wird nicht im Kampf errungen, sondern es kommt dem Absichtslosen wie ein freiwilliges Geschenk der Götter. Alle letzten Dinge sind einem heftigen Willen unerreichbar.

Tagebuch, 20. Februar 1918 (Auf der Fahrt).

Unbeschreibliche Fahrt durchs Fellatal. Im herrlichen Mondlicht wirkte alles wie ein unerhörter, geisterhafter, doch bestimmter Traum; die Täler klafften wie Wunden auf, die Dörfer wuchsen aus den Felsen, dann flutete alles aus der harten Unentrinnbarkeit des festen Gebirges weit hinaus in die endlose Ebene. Um halb elf in Udine. Spaziergang durch die vereinsamte, nachthelle Stadt. Der Eindruck ganz groß, offenbar ein Stadtbild von schönster Einheitlichkeit, mit weiten Plätzen, einer herrlichen Halle und einem wunderbaren Kreuzgang hinauf auf den Berg. Es ist eben Italien. Zwei Zypressen, an sich nicht auffallend, stehen im einfachen Bogen eines Renaissancetores, links der Glockenturm einer Kirche, rechts ein Palast, nach allen Seiten fällt die Fläche ab, so daß die Bäume mit der zarten Sicherheit ihres Konturs frei vor den Sternen stehen. Und in diesem einfachen, tausendmal wiederkehrenden Bilde liegt doch aller Reiz, alle Süßigkeit dieses ewig geliebten Landes.

An den Vater. Ensisheim, 17. März 1918.

Das Zurückfluten der Massen nach Beendigung des Krieges wird die Heimat mit einer gar nicht abzuschätzenden Fülle von Energie zum Guten wie zum Bösen

Digitized by Google

überströmen. Es wird viele verunglückte Existenzen, viele zum Verbrechen gereizte Naturen geben, viel Expansivkraft nach allen Seiten wird sich geltend machen, manches Zartere zertreten werden. Die Hüter der Gesittung, der Kultur, der Ordnung müssen sehr auf ihrem Posten sein, die Frauen, die Leiter des Staates, die Organe der Selbstverwaltung, die Richter und die Geistlichkeit, die Partei- und Gewerkschaftsführer, alle müssen dann ihr Äußerstes hergeben, ihr ganzes Dasein daran setzen, um die Fluten und Ströme ungezügelter, wilder Kräfte in große natürliche Betten zu lenken, das üppig verwilderte sittliche und rechtliche Bewußtsein zu veredeln. —

Eines möchte ich noch sagen: Gar keine Sorge sollt Ihr Euch um mich machen, ich bin innerlich ruhig, frei, besonnen, ich stehe wohl unter einem guten Stern, und das wird das Schicksal nicht wollen, mein Gefäß zu zerschlagen.

Tagebuch, 11. April 1918 (Im Felde).

Ich bekam nun Sicherheit, daß Kurt Gerschel gefallen. So werden doch alle fortgerissen, die etwas taugten, die jung, kühn, zukunftsfroh waren. Er war ein solch offener, frischer, reiner Kerl, wie wenige ehrlich und grad, ein so lieber Mensch! Ein rechtes Gegenmuster für die Antisemiten, tapfer und stolz und treu. Möge er in Frieden ausruhen.

An Herrn Hans B. 11. April 1918 (Im Felde).

Steht der Tod eines Menschen wirklich in den Sternen geschrieben, so scheint es mir ein armselig Geschäft, dem Schicksal ins Handwerk zu pfuschen.

An Julie B. 21. April 1918 (Im Felde).

Was tun Sie wohl jetzt? Sie sitzen auf der Veranda, wo vielleicht der Flieder noch blüht oder der Jasmin schon zu duften beginnt, und lesen oder schreiben etwas recht Schönes; die Sonne liegt warm da, und die Vögel singen. Hier hat es gestern noch geschneit, und nachts waren bittere Fröste. Die zarten Pfirsich- und Kirschblüten, die auf den kleinen, von den Engländern als Beitrag zum Wiederaufbau hergeschenkten Bäumchen blühten, sind alle erfroren! Aber denken Sie nicht etwa, daß ich jammere. Wenn man hier die Greuel der Kriegsverwüstungen sieht, kann man nur immer wieder danken, daß unser Land diesmal frei geblieben ist von der fesselosen Furie, und kann nur weiter kämpfen wollen, bis die Gefahr vorüber ist.

An Julie B. Marcelcave, 28. April 1918 (Letzter Brief).

Wie ich schon bei meinem diesmaligen Ins-Feld-rücken das Gefühl von einem großen W e c h s e l hatte, der mich erwartete, so auch jetzt. Es ist so schön: die Zukunft ganz undurchsichtig, und man kann sich allerlei bunte Farben und Zauberlandschaften hineinmalen.

* * *

Denn dieses ist das Wundervolle: nicht die frühe geistige Reife des Knaben, der, elfjährig, Mittelhochdeutsch liest und die Politeia des Aristoteles im Urtext; nicht die vielen überraschend selbständigen und scharfsinnigen Bemerkungen über Kunst und Literatur; nicht die staunenswerte Klarheit dieses halben Kindes über Fragen der Weltwirtschaft — es wäre eine Kleinigkeit, dreimal, fünfmal, zehnmal soviele Zitate zu geben, die vom Wunderkindproblem aus noch viel mehr imponieren. Nein, das männliche, reine Gefühl, mit dem sich dieser Junge in den Krieg meldet, die militärische Ausbildung über sich ergehen läßt (er ist gelegentlich schikaniert worden, wie es scheint, seiner sozialistischen Eltern halber); die Spannkraft, mit der er alles aushält, Kälte, Gefahren, Strapazen, Entbehrung jeder Bequemlichkeit, Dreck, beständigen Nervenmord, wie er dabei ein adelig feiner Mensch bleibt, jedem leisen Reize von Schönheit, von Größe aus tiefer Seele dankbar, wie er Verwundete und Tote bergen hilft und dabei

Digitized by Google

Iliasverse vor sich murmelt, wie er täglich, anstatt laxer, im Gegenteil strenger wird gegen sich selbst, all sein Tun als einfache Pflicht empfindet und dennoch, ohne Heldenpose als in hohem Maße verantwortungsvoll, wie er erfüllt ist von der Hoheit einer sittlichen Staatsgesinnung, wie er unbeirrt und unverdorben nach langer Verwendung in Berlin wieder hinausverlangt, um für Deutschland zu sterben: das ist wundervoll, das von Seite zu Seite mitzuerleben ist hinreißend und erweckt Ehrfurcht.

Was in ihm glühte, war der große, der himmlische Eros. Es ist erstaunlich, welch sicheren und vornehmen Geschmack er bekundet: kein schlechtes, kein im üblen Sinne modernes Buch kommt in seinen Aufzeichnungen vor. Er liest Hölderlin, Treitschkes Cavour, Schlieffens Cannä, die Griechen. Ich glaube, Otto Braun ist nicht nur von den jungen Deutschen seiner Zeit der gewesen, der das Griechentum, Homer, die Tragiker, die großen Lyriker am tiefsten und am unmittelbarsten empfand; so im Innersten lebendig, daß seine Gestalt selbst für den Betrachtenden etwas Hellenisches erhält. Er verehrt die Götter, liebt das Schöne und stirbt für die Heimat wie ein junger Athener des fünften Jahrhunderts, gleich gelassen, gleich innig. Man muß die Leichenrede des Perikles bei Thukydides nachlesen, um in die ganze Atmosphäre zu kommen: dieser Gefallene ist Geist vom Geiste jener, die fielen; und Geist vom Geiste dessen, der sprach: „Das Glück ruht in der inneren Freiheit einer wohlgeratenen Seele ... Der Stärkste ist, wer Holdes und Furchtbares gleichermaßen durchschaut, und dennoch vor keiner Gefahr weicht ... Täglich erfassen wir tiefer die Macht des Staatsgedankens und begeistern uns für ihn ... Wenn wir das Schöne ins Herz geschlossen haben, sind wir noch lang keine Snobs, und weil wir geistige Dinge ernst nehmen, noch lang keine Intellektuellen."

* * *

Diese Tagebücher und Briefe sind ein ungestümes inneres Wachsen. Der junge Braun wächst nicht nur über seine Eltern hinaus: seltsam rührend ist der Brief, in dem er, ein gleichsam schon Entschwebender, liebevoll seiner Mutter andeutet, daß sein Drang einzig ins Positive mündet. In diesem selben Briefe spricht er sehr ruhig aus, nach seiner Meinung könne sich das unausbleibliche Auseinandergehen der beiden Generationen in Ruhe und gegenseitigem Verständnis vollziehen. Dazu ist nicht überflüssig zu bemerken, daß Braun in Wickersdorf erzogen worden ist und sich dort gar nicht glücklich gefühlt hat; auf der ersten Seite seiner Tagebücher steht der Anfangsbuchstabe W in einem bösen Zusammenhange. Er hat das, was man „Jugendbewegung" nennt, zu sehr aus der Nähe mitangesehen, um noch mittun zu können. Er ist nicht nur über die Generation hinausgewachsen, der seine Eltern angehörten, sondern auch über die seiner Altersgenossen. Sein Bild hat etwas Unzeitgemäßes im Geiste Nietzsches: zugleich beste alte Zeit und beste zukünftige Zeit. Erbe des Großen, das war. Wegbereiter des Großen, das da kommen wird. Er ist der Vorderste einer heraufkommenden Generation, die nichts mehr zu schaffen haben kann mit Jugendbewegung, Männerbünden und solchen Sackgassen einer sich mißverstehenden Pubertäts-Ruhelosigkeit. Diese neue Jugend ist von einem Hauche von Goethes pädagogischer Provinz angeweht: „Eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei: Ehrfurcht!"

Er war ein Vorläufer, Otto Braun, ein Erstling. Erstlinge werden gerne geopfert. Er opferte sich selbst.

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Land-Tagebuch.

Blauer Himmel, grüne Erde überall! Nur fern, ganz fern am Horizont im Norden hängt trüb eine wagrechte Rußwolke — der ganze traurige Dunst von Geschwätz, Lärm, Tumult des aufgewühlten Lebens, der aus dem öden Steinmeer der Großstadt aufsteigt. Noch nachts will es seinen fahlen Schein wie ein blasses, rötliches Nordlicht in den Himmel werfen, aber der schlägt über uns still und prächtig sein altes, funkelndes Sternenrad auf, wie er jetzt bei Tage seine hohe Kuppel wölbt in dem gleichen unermeßlichen Blau wie in all den Jahrtausenden, seit diese grünen Wälder von Buchen und Fichten hier atmen und die Isar aus den sonnenglänzenden Kalkfelsen im alten Gletscherbett drunten im Tale sich ihren Weg gräbt.

Welche Wonne, reglos im hohen Gras zu liegen und nur dem eintönig zitternden Zirpen der Grillen zu lauschen, und dem sanften Schwirren der Mücken in den Lüften und den wechselnden hundertfältigen Stimmen des Windes, wie er jetzt leise im lockeren Gezweige der Sträucher raschelt, jetzt fernhin atmend durch die weiten Wälder streicht, kaum hörbar flüsternd über die weiche Wiese tänzelt, um einsame Bäume pfeift, dann plötzlich die Luft ringsum klatschen macht wie ein unruhig flatterndes Tuch und nun gewaltig erbrausend weithin um Nähe und Ferne zugleich sein mächtiges Rauschen schlingt wie einen ungeheuren herrscherhaften Mantel.

Welche Wonne, die Augen schweifen zu lassen über das alte Land, über die lieblichen Wiesenhügel und die dunklen Forste zu meinen Füßen, zwischen denen der alte Heimatfluß in herrlichem Bogen herausgezogen kommt, stolz und ungebrochen, weit über graugrüne Geschiebeinseln ausgebreitet wie eine Riesenmuschel, in der die Silberadern seiner Wasser aufblitzen, und hinter ihm über das große, weitgeschwungene, wälderübergossene Osterland, das Höhe hinter Höhe, Welle hinter Welle, flutend aufsteigt bis zum felsigen Kranz der Alpen, vom Wendelstein bis zur Zugspitze, vom Zwiesel bis zum Grünten. Alte rostbraune Dörfer mit stumpfen Sattelkirchen schmiegen sich in seine Wälder. Helle lustige Zwiebeltürme glänzen über seine frischen Wiesmatten. Aus seinen stillen Talgründen rauschen die hölzernen Sägmühlen. Von seinen Hügeln läuten die Glocken seiner Herden. Von überallher, von Höhen und Tälern schimmern die weißen großen Bauernhöfe, jeder inmitten seiner Wälder und Fluren wie ein eigener Herrscher für sich, unter seinem breiten flachgedehnten Dach, mit seinem schnitzwerkgeschmückten Soller und dem Kreuz am vorspringenden Giebelfirst — oft mit demselben Namen noch, an derselben Stätte, wo die ersten Bayern vor vierzehnhundert Jahren ihren Speer in die Erde der neuen Heimat gepflanzt.

Welche ruhige Stille ringsum! Die Schicksale der Zeiten scheinen hier keine tieferen Spuren zu hinterlassen als der Wind in den Wäldern, die Jahrhunderte scheinen darüber hinzugleiten wie Sonnenschein und Wolkenschatten über die Fluren. Hat sich dies Land seit Menschengedenken im Wesen verändert? Noch erkennt das Auge den großen Zug der Straßen der Römer über die Ebene, mit denen die sichtbare Geschichte dieses Landes beginnt; noch schlummern die Reste ihrer Schanzen in seinen Wiesen und Wäldern. Noch stehen rundum die Bauten der Klöster aufrecht, die die erste Kultur hier verbreiteten. Da rauscht noch eine Linde mit Herzog Thassilos Namen; da umschließt eine Kapelle noch den Raum, in dem die letzten Karolinger beteten; da ragen, inmitten weiträumiger Barockgärten und Rokokobauten, die grauen Münster aus welfischer Zeit. Noch schlingt sich Glied an Glied durch das Land die Kette der alten

Digitized by Google

Edelsitze, die es ein Jahrtausend lang geschmückt. Noch knüpfen die Namen seiner Berge und Gemarkungen, die Einteilung der Fluren seine Gegenwart an die früheste Vergangenheit, die sich im Dämmer der Sage verliert. Ein Strom des gemeinsamen Lebens scheint durch diese Auen herabzuströmen, dessen Wellen jetzt unsere Geschlechter tragen, wie sie vor uns die unsrer Väter trugen und nach uns die unsrer Kinder tragen werden, in kaum merklichem und doch alles beherrschendem, stillgewaltigem Fluß.

So ist's einst unser Traum gewesen. Aber bleibt er uns noch? Ist es die alte grüne Heimat, die wir heute wiederfinden, — das Ohr noch gellend vom Lärm des Bruderstreits, in dem der eine Sieg nennt, was der andere Niederlage, der eine Recht, was der andere Unrecht, der eine Aufbau, was der andere Zerstörung — das Herz noch bebend von der Erschütterung, die dazu aufrief, alle Fäden der Vergangenheit zu zerreißen, alle Bande der Treue zu zersprengen, alle Mauern alter Ordnung einzustürzen? Vor unser Auge drängen sich die Bilder deutscher Wälder und Auen, gleich diesen, in denen heute die Fremden herrschen; deutscher Münster, gleich diesen, von denen heute die Trikolore und die Farben Polens flattern; deutscher Dörfer, gleich diesen, in denen Schwarze ungestraft unsere Schwestern vergewaltigen. Hinter den ersten Kämmen dieser Alpen, die hier in der Sonne glänzen, in deren Tälern die meisten Menschen unseres eigenen Stammes wohnen, läuft heute die welsche Grenze: die hohen Eiszinken, die dort hinter der Lücke des Kesselberges herübersehen, tragen schon das fremde Joch. Ihrem ganzen Zug entlang, von der Schweizer Grenze bis Kärnten und Krain wehrt sich das bayerische Blut, das jene Länder besiedelt und besittet wie dieses hier, gegen fremde Herrschaft. Fühlt dies altbayerische Land es nicht?

Der Frieden um uns hat etwas Verletzendes, fast schmerzt uns die Sonne, die uns umgibt. Die trübe Dunstwolke fern am Horizont über der Stadt scheint sich auszubreiten übet den Himmel; sie überschattet das ganze grüne Land.

Es ist nicht anders gewesen in diesen letzten Monaten in der Stadt, oder sind es schon fast Jahre — wir wissen kaum noch, wieviele es sind: das erste Gefühl, wenn wir aufwachten, und das letzte, ehe wir einschliefen, war fast immer ein dumpfer Druck, der auf unserem Herzen lag, und keines Tages, keiner Nacht uns rein erfreuen ließ. Wir verwünschten fast unsere persönlichen Freuden, weil sie nicht einstimmten in die allgemeine Not, und wir verwünschten unsern persönlichen Schmerz, weil uns war, als ob auch er die reine Empfindung der allgemeinen Trauer trübe und verfälsche. Man sehnte sich darnach auszusprechen, was man fühlte, und verstummte doch in dem chaotischen Wirrwarr; man sehnte sich, andere um sich zu versammeln und fühlte den Boden schwanken, auf den man sie rief; man sehnte sich ein Bekenntnis zu geben und fragte sich, ob man nicht nur mehr mit Toten die Toten begrabe: da geziemt sich zu schweigen.

Nun löst uns die Heimat die Lippen.

Im Bett der Isar drunten ist's doppelt einsam und still. Rings im Halbkreis schließt sich der weite Moränenzirkus, in dem einst breit und mächtig das alte Gletschereis lag. Buchen und Bergahorne kränzen die Hänge, die steil, mit Nagelfluhfelsen und tiefeingerissenen Schluchten, zum Tale stürzen. An ihrem Fuße ziehen stille Altwasser leise dahin; nur Mücken tanzen auf der quellklaren, braungrünen Flut. Zwei bis drei Meter hoch stehen gelbe dürre Binsen mit zottigen Büscheln, die im leisesten Windhauch rascheln. Dunkle, struppige Bergföhren wuchern überall, dazwischen die biegsamen roten Weiden-

Digitized by Google

gerten mit ihrem hellen Grün. Den Boden deckt bald Wacholder und dichtes Heidekraut, bald gelbes, wasserverwaschenes, breitblättriges Sumpfgras und angeschwemmtes dürres Holz, das fast bläulich schimmert. Im Süden ragen hohe, dunkle, geheimnisvolle Waldmauern, Föhren und Fichten, die das Flußtal abzusperren scheinen, und hinter ihnen der wilde, zerrissene Karwendel und der heimliche Herzogstand und Heimgarten. Aus ihren Geröllkaren stammen die Föhren, die uns hier umgeben, und die Silberwurze und Bergglockenblumen, die unter ihnen im Flußkies wachsen, und die Kiesel selber, auf die wir treten und die einst jenen Felswänden und Berggipfeln angehörten, bis Eis und Wasser sie hierhertrugen — die glänzend weißen Wetterkalksteine aus dem Werdenfels oder der Riß, der ziegelrote Liaskalk, der heute noch der Rotwand ihren Namen gibt, der dunkelrote Ton aus dem Inntal, in dem man dickschalige Nummuliten aus dem Eozän finden kann, die harten Granite und flimmernden Gneisgerölle, die aus dem Zillertal oder dem Sellrain heruntergewandert sein müssen, in jenen Zeiten, aus denen auch noch die braunen Eiswasseralgen lebendig geblieben sind, die dort die Ufersteine umkleiden und vor denen schon die weißen Lerchensporne hier waren, die dort noch an den Hängen blühen, und die Haselwurze mit den seltsamen, tiefblutroten Blüten und die schlichten, rosaroten Erikas, die schon im Februar blühen, weil sie noch „den Rhythmus eines Klimas in sich haben, das keinen Winter kannte" (R. Francé). Denn dies stille Tal beherbergt 500 Pflanzen- und 5000 Tierarten, mehr als die meisten andern Täler von deutschen Flüssen; aus allen Zeiten seiner Vergangenheit hat es sie aufbewahrt, von allen Seiten her sind sie in ihm zusammengekommen und aus ihrer rätselvollen Geschichte liest der Kundige manchen jahrtausendalten Kampf zwischen West und Ost und heimischer Bergwelt auch in der unbewußten Natur, dessen Überlebende und Trümmer die reiche Schönheit dieser Stille bilden.

Was mag einst in den menschlichen Bildungsschichten dieses Landes überbleiben von dem gewaltsamen Umsturz, den wir eben erlebten? Welche Macht hat ihn hier hereingetragen, welche seiner Kräfte stammten aus diesem Boden selber, welche Nachwirkungen werden in diesem leben, an ihm haften bleiben?

Das ist doch das Drückendste für uns gewesen, daß er gerade in diesem altbayerischen Lande kam wie etwas völlig Fremdes, Unnatürliches, doppelt und dreifach Sinnloses. Inmitten dieser frischen kernhaften Natur dieser Taumel von Schlagworten und phantastisch aufgetürmtem Schwindel, der jeden festen Boden unter seinen Füßen verlor. Inmitten dieses langsamen, zähflüssigen, seßhaften, tapferen Bauernvolkes diese Herrschaft der Unreifen und Überreifen, der Landfremden, der Deserteure und der wurzellosen Schwätzer. Es gibt Revolutionen in der Geschichte, die bei allem Grauenhaften des entfesselten Chaos doch hinreißend sind, voll verwegener Tapferkeit, voll gewaltiger Charaktere, voll bergeversetzenden Glaubens, elementare Entladungen eines ganzen Volkes, das den Boden seines gesamten Daseins umgestalten will und schöpferisch ist, schon indem es zerstört. Aber was wir erlebt haben, war etwas anderes. Wir haben erlebt, wie vier Jahre der Selbstbehauptung gegen eine Welt abschlossen mit einer schnöden Unterwerfung unter fremdes Gebot, einer armseligen Nachäffung fremder Muster; vier Jahre der Helden mit einem Triumph der Feiglinge und der Literaten; vier Jahre des Opfersinns und der Hingabe mit einem Taumel der Selbstsucht; vier Jahre der Einigkeit mit einer mörderischen Selbstzerfleischung. Man mag an die englische Revolution denken — nüchtern, unerbittlich, in jedem Schritt Herr über sich selber; oder an die französische —

Digitized by Google

theatralisch, sadistisch, aber von unerhörter Willenskraft und ausgreifendem Schwung; oder an die russische — die aus der Niederlage heraus unternimmt, ihren Sieger zu fällen und ihr tartarisches Gesetz der Welt aufzuerlegen. Unsere deutsche Revolution steht neben ihnen wie ein schlechtes Satyrspiel. Eine Revolution der Erschöpfung und der Willenlosigkeit, die sich selbst entwaffnet und frembem Willen dienstbar macht, ein Zusammenbruch ohne Ideen, ohne Mut zur Verantwortung, ohne Glauben an sich selber. Kein ursprünglicher, leidenschaftlicher Ausbruch der deutschen Arbeiterschaft hat sie hervorgerufen, geschweige denn einer des ganzen Volkes; nur dessen Müdigkeit hat sie ermöglicht. Wenn sie der Teil einer Weltrevolution war, dann ist sie nur deren Objekt gewesen, nicht deren Träger. Ein Einsturz, dessen Folgen in erster Linie diejenigen selbst bedroht, die ihn auf fremdes Geheiß ausführen. Eine Zersetzung, die auch das zersetzende Element selbst noch zersetzt.

Aber die Umwälzung ist geschehen; niemand wird sie mehr rückgängig machen. Ihre Wirkungen wachsen fort. Ob ein Land sie selbst hervorgebracht oder nur erduldet hat, es muß ihre Folgen tragen.

Seit dem frühen Mittelalter ist Bayern in keinem Jahrhundert seiner Geschichte enger mit dem ganzen übrigen Deutschland verbunden gewesen, als im letzten. Dies 19. aber war das Jahrhundert, in dem — mitten im großen kapitalistischen Malstrom des Abendlandes — das frühere ländliche Deutschland sich mit immer wachsender Geschwindigkeit in ein städtisches verwandelt hat, das alte arme Deutschland in ein wohlhabendes, das alte grüne Deutschland in ein graues. Entwicklungen, die uns so nahe liegen, daß sie uns selbstverständlich erscheinen, und die dennoch abenteuerlicher sind, in all ihrer Nüchternheit phantastischer als vieles Frembartige, was wir uns von der Geschichte erzählen lassen. In hundert Jahren in allem Äußern größere Veränderungen als in tausend Jahren vorher — und in Deutschland selbst, gerade im letzten Menschenalter, am konzentriertesten zusammengefaßt, im schwindelndsten Tempo.

In allen vergangenen Jahrhunderten unsrer deutschen Geschichte bis 1800 hatte unser deutscher Boden nie mehr als 25 Millionen Menschen getragen. 1870 trug er 41; 1890: 49; 1915: 70. Mit über 125 Menschen auf dem Quadratkilometer waren wir, von einem mittelbesiedelten, zu einem der dichtest bevölkerten Länder der Erde geworden. Von größeren Staaten hatte nur Großbritannien noch enger wohnende Massen. China und Indien hatten wir weit hinter uns zurückgelassen. Und dazu kam die gleichzeitige Veränderung der Wirtschaft, der allgemeinen Grundlagen des Lebens durch die neue Technik, den neuen Verkehr, den neuen Kapitalismus.

Kann man mit einem Wort sagen, was vor sich geht? Es ist die Mechanisierung des ganzen Lebens, die Entseelung der Natur. Die menschliche Wirtschaft wird losgelöst von den Schranken des organischen Lebens — den physischen Kräften des Menschen selbst, des Tieres, der Pflanze, an die sie bisher gebunden war. Die lebendige Natur wird ersetzt durch die leblose, das Natürliche überhaupt durch das Künstliche, das Persönliche durch das Sachliche, die Beschaffenheit durch die Menge. Werner Sombart hat die Entwicklung glänzend geschildert. Neue anorganische Triebkräfte ergreifen die Herrschaft: Dampf und Elektrizität. Neue anorganische Stoffe regieren die Welt: Eisen und Kohle, künstlicher Dünger und chemische Farben. Neue maschinelle Arbeitsweisen ändern Sinn und Richtung der Arbeit. Was einst die Natur selbst in langsamem, organisch gebundenem Kreislauf erzeugt hat, das entsteht jetzt willkürlich auf

Digitized by Google

menschlichen Befehl. Was einst die Kraft des Menschen oder Tieres in bestimmten natürlichen Grenzen geleistet hat, das übernimmt jetzt seelenlos, aber exakt und unermüdlich, mit einer ins Grenzenlose zu steigernden Energie, mit einer ins Grenzenlose zu steigernden Konzentration, die Maschine. Wie viele Jahrzehnte wachsen die grünen Wälder um uns, bis ihre Stämme als Balken Häuser und Brücken tragen: die Balken aus Eisen stehen in ebensovielen Wochen da. Wieviele Monate pflegt der Bauer sein Tier, bis er seine Kraft verwenden kann: der elektrische Motor ist fast in ebensoviel Tagen fertig.

Die Loslösung von der organischen Natur, auch in der menschlichen Gesellschaft wird sie der beherrschende Zug. Größere Schichten als je vorher, seit die germanischen Stämme in diesem Land seßhaft geworden, werden losgerissen von ihrem heimatlichen Boden; es wirbelt sie hinein in die Fabriken, in die Städte. Das große rastlose Fluten der modernen abendländischen Gesellschaft hebt an, das unaufhörliche Wandern und Verschieben von Menschenmassen, Gütermassen, Nachrichtenmassen, die Beweglichkeit alles Besitzes, die Entwurzelung alles Bodenständigen. Neue Nomaden in der eigenen Heimat fangen die Menschen dieser modernen kapitalistisch-industriellen Zeit wieder an zu wandern, von einer der wachsenden, um sich greifenden, ins grüne Land sich hineinfressenden Steinwüsten in die andere, bewegliche Scharen von Unternehmern, die Gewinn suchen, wo er sich bietet, bewegliche Massen von Arbeitern, die Arbeit suchen, wo sie sie finden; das alte Deutschland hatte sie beide nicht gekannt.

1819 waren in Deutschland auf 100 Stadtmenschen (und was für Städte waren es noch damals!) noch je 300 Landmenschen gekommen. 1871: 177; 1900: schon nur mehr 84; 1914: 66. 1871 hatte Deutschland 8 Großstädte mit über 100,000 Einwohnern gehabt; 1900: 48. 1871 wohnten darin 5,34 v. H. der Bevölkerung, das war etwa jeder 20. Deutsche; 1910: 21,3 v. H., das war etwa jeder 5. Noch 1818 hatte Deutschland eine eigentliche proletarische Klasse nicht gekannt. 1895 schätzte man die in rein kapitalistischen Unternehmungen beschäftigten Lohnarbeiter mit ihren Familien auf $^1/_5$—$^1/_3$ der Gesamtbevölkerung; zählte man auch noch die sog. proletarischen Existenzen hinzu, d. h. die ganze besitzlose Bevölkerung, was man früher etwa das niedere Volk und heute, von der andern Seite her, die arbeitende Klasse nennt, so kam man schon auf etwas über $^2/_3$ der Gesamtbevölkerung.

Jeder von uns hat die neuen Grundlagen dieses städtischen und proletarischen Daseins erlebt: die immer wachsende Zusammenballung und zugleich Vereinzelung des Lebens, seine immer zunehmende Mechanisierung und zugleich Auflösung, seine immer zunehmende Abstraktion und seinen immer zunehmenden Materialismus. Immer unpersönlicher wurde die Tätigkeit jedes einzelnen, immer größer die Zahl derjenigen, die nur mehr irgendeine gleichgültige Teilschraube in der großen wirtschaftlichen Produktionsmaschine waren. Soll eine Knopflochnähterin in einer Schuhfabrik sich als Schusterin fühlen? Oder der junge Mann, der eine Nägelmaschine bedient, als Schmied? Morgen vertauschen sie vielleicht ihre Plätze. Alles früher Zusammengehörige wird auseinandergerissen. Der Arbeiter hat kein Interesse mehr am wirtschaftlichen Erfolg seiner Arbeit; der Unternehmer nicht mehr an ihrem Inhalt. Er macht vielleicht heut in Leder, morgen in Eisen, übermorgen in Mehl. Alles früher organisch Verbundene löst sich in auswechselbare, flüchtige Teile auf. Die Berufe selbst vervielfältigen sich, spalten sich, werden neu zusammengefaßt, untereinander vermischt. Gleichzeitig mit dem alten Heimatgefühl lockert sich auch die alte Berufsehre: zwei Grundfesten des alten deutschen Wesens.

Digitized by Google

Immer ständiger, massenhafter und schneller wird der Wechsel aller Verhältnisse. Immer größer damit die allgemeine Unsicherheit der wirtschaftlichen Existenz, die niemals in stillem Gleichgewicht ruht, die innere Unsicherheit jedes Besitzes, der mit der Konjunktur des Marktes schwankt, die Unsicherheit der Arbeit, die den großen Krisen unterworfen ist. Immer künstlicher wird der ganze Aufbau der Wirtschaft, immer abhängiger im Innern von jeder kleinen Gruppe, die die Hand am Hebel eines für alle lebenswichtigen Betriebes hält, immer abhängiger nach außen von den Ernten und den Rohstoffen fremder Länder. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Deutschland noch ein agrarisches Ausfuhrland gewesen; nun war es ein industrielles Einfuhrland geworden. Sein Boden reichte nicht entfernt mehr aus für die Bevölkerung, die auf ihm lebte. Schon um 1900, berechnete man, brauchte diese für ihre gesamte Wirtschaft eine 2—3 mal so große Bodenfläche als das Deutsche Reich in seinen Grenzen umspannte. Was war die Folge? Ausgreifende überseeische Wirtschaftspolitik in fremden Ländern, Kolonialpolitik, Flottenpolitik in immer stärkerem Umfang drängten sich auf. Imperialismus nach außen und Sozialismus im Innern stiegen gleichzeitig wie zwei Wasserspiegel in verbundenen Röhren.

Das neue Leben aber, das in diesen Städten und industriellen Mittelpunkten heranwuchs, hatte wenig Wurzeln mehr im alten deutschen Boden. Sein Inhalt war das atemlose Hasten nach dem materiellen Erfolg, sein Götze das Gold, sein Symbol die Maschine, sein Kennzeichen, bei einer ungeheuren technischen Arbeitsleistung, die Entgeistigung der Arbeit, die Friedlosigkeit des Daseins. Alle natürlichen Verhältnisse verzerrte es ins Öde und Phantastische. Seine übersättigten Nerven verlangten nach immer neuer Aufpeitschung. Was in seinen Wirbel kam, wurde von der geistigen Zersetzung angefressen. Wie kurzlebig ist alles gewesen, was unsre eigene Generation etwa seit der Mitte der neunziger Jahre in Kunst und Dichtung Jahr für Jahr an Neuem erlebt hat: Heute mit Tamtam als unsterblich in die Ewigkeit eingeführt, morgen hohnlachend wieder aus dem Paradies verjagt und dem nächsten Götzen zum Brandopfer dargebracht. Keine bleibende geistige Gestalt wirklich großen Schlages ist aus all den Scharen der Tagesgrößen übergeblieben. Kein großer künstlerischer Führer auch während des Krieges, vielleicht sind wir darin noch ärmer gewesen als all unsre Gegner. Nur die eigenste deutsche Kunst, die Musik, hat in Pfitzner tröstend ihre Stimme erhoben.

So ist das Deutschland gewesen, das nach vierjährigem Kampf gegen die Welt in sich zusammenbrach. Diese Eigenart hat auch der deutschen Revolution ihre bestimmten Züge gegeben.

(Wird fortgesetzt.) Karl Alexander v. Müller.

Behandlung deutscher Studenten in Bonn.

Protokoll. 18. August 1919.

Es erscheint Herr Josef Gaul und erklärt:

1. Zur Person: Ich heiße Josef Gaul, bin 31 Jahre alt, katholischer Religion, ledig, Bankbeamter bei Oppenheim, Köln, aus Euskirchen, Rosenthal 35.

2. Zur Sache: Am 14. August wurde ich in Bonn von dem dortigen obersten Kriegsgericht, von der Anklage, einen britischen Offizier mißhandelt und mich der Gefangenenbefreiung schuldig gemacht zu haben, freigesprochen.

Der zugrunde liegende Sachverhalt ist folgender: Am 26. Juli, abends 10 Uhr, kam ich mit meinem Bruder Everhard, mit meinen Freunden Kümpel und ....

Digitized by Google

aus einem Kaffee, ... geriet in Differenzen mit einem britischen Offizier, in deren Verlauf der britische Offizier .... mit der Reitpeitsche in das Gesicht schlug, worauf .... den britischen Offizier mit dem Stock schlug. .... ist flüchtig, mein Bruder Everhard Gaul wurde verhaftet. Ich und Kümpel gingen freiwillig mit zu dem Gefängnis in der Jakobstraße, um unsere Aussagen als Zeugen zu machen. Dort angekommen, bat ich um einen Dolmetscher. Als Antwort schlug mir ein Mann der britischen Militärpolizei mit dem Schlagring so heftig auf den Kopf, daß ich ohnmächtig auf dem Bett zusammenbrach. Dann wurden wir nach dem Hotel „Goldener Stern" geführt und zum englischen Polizeimeister gebracht. Der hörte uns nicht an, sondern ließ sofort eine Rolle Draht holen, und englische Soldaten warfen meinen Bruder zuerst zu Boden, banden seine Arme auf dem Rücken fest und seine Beine ebenfalls fest in Draht. Der Polizeimeister half eigenhändig mit, trat uns auf den Kopf mit den Worten: „Ein britischer Offizier und Soldat tritt dir auf den Kopf", ebenfalls trat ein Soldat mit. Weiter trat man meinen Bruder mit Füßen ins Gesicht und schüttete, da er von dem Treten ohnmächtig wurde, 5–6 Kannen Wasser über ihn. Dann kam er wieder zu sich. Das Blut strömte ihm aus Nase und Mund. Das Wasser mit der Blutlache wurde kurz darauf durch den Nachtportier weggewaschen. Mit Kümpel und mir wurde in ähnlicher Weise verfahren. Es kamen englische Heeresangehörige und putzten ihre Schuhe an meinen Haaren ab. Die Wachen auf der Jakobstraße standen während des ganzen Vorganges dabei. Nun schleppte man uns die Treppe hinunter und warf uns in diesem Zustande in den Flur des Hotels „Zum goldenen Stern". Der englische Polizeimeister stand in der Tür und wandte uns den Rücken zu. Während dieser Zeit kam ein englischer Schutzmann und nahm mir zuerst meinen Couleurring im Werte von Mark 250.— ab, dann meinen Brillantring im Werte von Mark 1500.—. Weil er mir zu fest saß, machte ich ihn noch los, da ich meine Hände bewegen konnte und gab ihm denselben, in der Meinung, die Sachen müßten abgegeben werden und würden später zurückerstattet. Dieser Vorfall wurde vom Hausknecht des „Goldenen Stern" beobachtet. Dann nahm man aus meiner rechten Westentasche meine Zigarrentasche im Werte von Mark 80.—, diese enthält Mark 413.— in bar und zwar: Sieben Scheine à Mark 50.–, drei Scheine à Mark 20.—, einen Schein Mark 2.— und einen Schein à Mark 1.—. Auf diesem Gelde lag mein Paß. Ferner wurden mir drei goldene Broschen abgenommen und eine Silberbrosche vergoldet. Der Wert der Broschen ist Mark 850.—. Ein Schuldschein über Mark 3200 — (auf van dee Meyer, Brüssel) und meine ganzen Militärpapiere wurden mir abgenommen. Dann schnitt man meine Uhrkette, die ich an durchgezogener Kette von der linken zur rechten Westentasche trage, ab und zog mit derselben die Uhr links heraus. Die Uhr und Kette habe ich zurückerhalten. Mein Stock im Werte von Mark 35.— und meine Brille im Werte von Mark 70.— sind ebenfalls verschwunden. Die englische Wache stand während des Vorfalls ebenfalls dabei. Als dann ein englischer Wagen angefahren kam, wurde ich auf Befehl des englischen Polizeimeisters an den Füßen angefaßt und auf Gesicht und der Brust durch den Flur und über das Straßenpflaster nach dem Wagen geschleppt. Dort faßten mich vier englische Soldaten an, zählten 1, 2, 3, und warfen mich hoch im Bogen auf den Wagen. Ich fiel auf meinen Bruder, der bereits auf demselben lag. Zeuge dieses Vorfalles ist ein deutscher Polizist und der Kellner aus dem „Goldenen Stern". Daraufhin kam Kümpel und fiel auf mich. Man fuhr uns nach dem Gefängnis auf der Jakobstraße. Dort zogen britische Soldaten mich aus dem Wagen und da ich (weil ja meine Füße fest in Draht eingedreht waren) nicht gehen konnte, warfen diese mich in den Hof und schleppten mich in eine Zelle mit dem Kümpel zu-

Digitized by Google

sammen. Hier sah ich auch, wie ein Angehöriger der britischen Militärpolizei selber die Börse aus der Tasche Kümpels nahm, des Geldes entleerte und die leere Börse wieder in die Tasche des Kümpel steckte. Mich warf man auf eine Britsche, und da ich unglücklich auf eine Ecke mit meinen Backen fiel, bat ich, mich in eine andere Lage zu bringen. Ein englischer Polizeibeamter warf mich auf die andere Seite und spuckte mir fortwährend mit den Worten ins Gesicht: „Du verdammter Deutscher, du Sohn eines Hundes." Nachdem noch ein Eimer Wasser über mich geschüttet worden war, brachte man mich in eine Einzelzelle und ließ mich da in dem gebundenen Zustande und in den nassen Kleidern bis zum andern Tag um 10 Uhr vormittags liegen. Es erschien ein englischer Offizier, der mich aus meinen Fesseln mit der Zange befreien ließ. Da sah ich auch, daß mein Sommermantel (im Werte von Mark 700.—) von den Drähten im Rücken zerrissen war und für mich unbrauchbar ist. Ebenfalls ist mein Anzug total verdorben und die Instandsetzung wird sich auf Mark 80.— belaufen. Meine Bitte, einem englischen Offizier vorgeführt zu werden, hat man abgeschlagen, wohl teilte mir ein englischer Offizier mit, daß meine Sachen mit Ausnahme der Uhr und goldenen Kette verschwunden wären.

Meine Aussagen bin ich jederzeit zu beschwören bereit.

Mir ist ein Schaden von Mark 3948.— entstanden, den ich mir zu ersetzen bitte. Ferner bitte ich um Erfüllung des Schuldscheines, falls mir der Betrag verloren geht. Ich bitte um Auszahlung eines Schmerzensgeldes von Mark 10000.—, da ich mir ein Nervenleiden infolge der Mißhandlungen wieder zugezogen habe.

Köln, den 18. August 1919.

Es erscheint Herr Everhard Gaul und erklärt:

1. Zur Person: Ich heiße Everhard Gaul, bin 27 Jahre alt, ledig, katholischer Religion, cand. med., wohnhaft in Bonn, Dorotheenstraße 9.

2. Zur Sache: Zu der Aussage meines Bruders Josef Gaul habe ich folgendes hinzuzufügen. Der Vorfall bei dem Polizeimeister spielte sich so ab, daß der Polizeimeister mich zu Boden werfen ließ, mir mit seinem vollen Körpergewicht auf meinen Kopf trat, den andern Fuß auf meinen Nacken setzte und mit voller Kraft mir in das Gesicht trat, so daß mir der Kiefer ausgerenkt wurde und eine größere Wunde am Kinn zurückblieb. Mein Gesicht war durch das Treten des Polizeimeisters und durch das Schleifen über die Erde bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellt. Zeuge Kriminalwachtmeister Olberich. Im britischen Gefängnis Jakobstraße wollte man mich zwingen zu Fuß zu gehen, trotzdem mir die Füße derartig gefesselt waren, daß ich keinen Schritt machen konnte. Ich wurde aufrecht hingestellt, bekam von einem englischen Soldaten einen Schlag ins Kreuz, daß ich hinschlug, bis zur Treppe wurde ich dann geschleift. Abermals hingestellt und dann gegen die Treppe geworfen, so daß ich eine erhebliche Wunde auf dem rechten Auge davontrug, deren Narbe jetzt noch deutlich zu sehen ist. Mir sind abhanden gekommen eine Brief- und Geldtasche mit Mark 214.— Bargeld. Die Geldtasche hatte einen Wert von Mark 130.—. In der Geldtasche befand sich noch eine Eintrittskarte für den Zoologischen Garten Mark 5.—, eine Studentenkarte Mark 1.—, eine Briefmarke zu Mark 0.20. Die Geldsumme wurde von einem englischen Sergeanten bei der Wache festgestellt und zwar bei der ersten Einlieferung. Ein Monokel im Werte von Mark 12.—, welches mir infolge der Mißhandlung zerbrach, ist völlig unbrauchbar geworden. Ein Strohhut im Werte von Mark 55.—, ein Kragen im Werte von Mark 5.50, ein Stock im Werte von Mark 58.—, ein Selbstbinder aus Seide Mark 24.—, ein Anzug erst zweimal getragen, so gut wie neu, Mark 800.—, ein Mantel im Werte von Mark 700.—. Die angeführten Bekleidungsstücke stelle ich der britischen Behörde zur Verfügung. Ich bitte mir den entstandenen Schaden in Höhe von

Digitized by Google

Mark 2003.70, Schmerzensgeld von Mark 5000.—, später infolge ärztlicher Gutachten auf Mark 10000.— erhöht, auszuzahlen. Ich bin bereit, vorstehende Aussagen jederzeit zu beschwören.

V., g. u. gez. Everhard Gaul

[Unterzeichnet ferner vom Gerichtsoffizier und vom Protokollführer].

Köln, den 18. August 1919.

Es erscheint Herr Hubert Kümpel und erklärt:

1. Zur Person: Ich heiße Hubert Kümpel, 29 Jahre alt, katholischer Religion, cand. med., wohnhaft in Bonn, Dorotheenstraße 9.

2. Zur Sache: Zu der Aussage des Herrn Josef und Everhard Gaul bemerke ich noch hinzu, daß ich im Hotel zum Stern von dem britischen Polizeimeister ebenfalls ins Gesicht getreten wurde und zwar mit aller Wucht. Dasselbe wurde in dem Hotel von einem englischen Soldaten wiederholt. Die Spuren des Trittes an meiner linken Stirnseite hat der Kriminalwachtmeister Olberich gesehen, im übrigen mache ich die Aussage der Gebrüder Gaul völlig zu der meinigen. Ich bin bereit meine Aussagen jederzeit zu beschwören. Mir sind abhanden gekommen eine Brieftasche von Gf. Mark 370.—. Die Brieftasche im Werte von Mark 105.—. Aus meiner Börse wurden mir Mark 15.— herausgeholt, diese Summe wurde auf der Wache von einem britischen Soldaten abgezählt. Ein Paar Handschuhe im Werte von Mark 18.—, ein Selbstbinder Wert Mark 16.—, ein Hemd Mark 50.—, ein Mantel Mark 700.—, Uhrreparaturkosten Mark 18.—, Anzug und Reinigungskosten Mark 55.—. Ich bitte mir den Gesamtwert von Mark 1607.—, sowie ein Schmerzensgeld von Mark 5000.— zu ersetzen. Der britische Militärpolizeimeister, der uns mißhandelt hat, soll auf eine Anzeige seines Hauptmannes von der britischen Zensur in Bonn nach Indien versetzt worden sein.

V., g. u. gez. Hubert Kümpel

[Unterzeichnet ferner vom Gerichtsoffizier und vom Protokollführer].

Bonn, den 7. August 1919.

Am Sonntag, den 27. Juli cr., vormittags, erhielt ich den Auftrag von der britischen Behörde (A. P. M.) nach dem britischen Arresthaus in der Jakobstraße zu gehen, um die Personalien der drei deutschen Zivilpersonen festzustellen, welche in der Nacht vom 27. 7. wegen Schlägerei festgenommen waren und weiter festzustellen, welcher Verbindung die Studenten angehörten. Auftraggemäß begab ich mich in das betreffende Arresthaus und stellte ich fest, daß es sich um folgende Personen handelte:

1. Josef Gaul, Bankbeamter in Köln, Alvenslebenstraße 9 wohnhaft.
2. Everhard Gaul, cand. med. in Bonn, Dorotheenstraße 9 wohnhaft.
3. Hubert Kümpel, cand. med. in Bonn, Dorotheenstraße 9 wohnhaft.

Diese drei Personen wurden mir einzeln in der britischen Wachstube vorgeführt, wobei sie mir mitteilten, daß sie nach ihrer Festnahme der britischen Polizei im Hotel „Goldener Stern" vorgeführt worden seien. Daselbst seien sie auf das furchtbarste mißhandelt worden, sodann seien sie an Armen und Beinen gebunden worden. Tatsächlich waren auch die Gebrüder Gaul im Gesicht auf das schrecklichste hergerichtet, so daß sie durch die starken Verletzungen und Hautabschürfungen noch kaum zu erkennen waren. Der p. Kümpel hatte im Gesicht weniger Verletzungen, jedoch zeigte sich an seiner linken Gesichtshälfte ein Fußtritt, welchen ihm, wie er selbst angibt, ein britischer Soldat im „Goldenen Stern" beigebracht hatte, als er schon auf der Erde lag. Alle drei Personen vermißten ihre Barschaft, Fingerringe usw., welche ihnen von den Soldaten abgenommen waren. Im Arresthaus haben sie in nassen Kleidern, an Armen und Beinen gebunden, bis Sonntagmorgen liegen müssen.

gez. Olberich, Kriminalwachtmeister.

Digitized by Google

Speyer.

I.

Getauft auf niedrigstes der Dinge: Sold,
Des Helden eitles Fratzenbild: Soldat,
Im Narrenkleid des Siegs — kommt ihr zu schaun,
Ob noch geschwärzt verjährten Frevels euch
Die Mauer sei des Doms, den ihr zu schänden
Weltjährlich wiederkehrt? Seid unbesorgt:

Noch steht die Säule braun von eurem Brand,
Noch hallt die Halle leer von eurem Raub,
Noch, wo im eisernen Traume die Kaiser schlafen,
Zu tief vermauert eurer Gier, verrostet
Im Schutt geborstener Gruft der Särgespalter
Von euch vergessen. Nicht von uns. Seid stolz:

Denn keine Lohe fauchend ins Gebälk,
Kein Schrei gesprengter Wölbung, kein Gestöhn
Erlauchter Särge unterm Leichenraub,
Kein heilig im Geheul der Trunkenheit
Zertretenes Gebein tönt so unsühnbar,
Wie jüngste Schmach, euch selber angetan:

Hier, wo ein Volk aus römisch großem Grund
Sich Flammendome rief und Flammenwein,
Wo Jugend hellen Haars, Herz weißer Welt,
Uralte Feier singt, hier ekelvoll
Zum Herrn bestellt kreischt, blank ergrinsend, schrill
Die Bestie eures Ruhmes: der Gorill.

II.

Ihr, vor den Völkern affenmäulisch gleißend
Mit Menschlichkeit und Maß und höherer Sende,
Geiler als Vieh nach scheußlichem Triumph,
Euch steht geschrieben: retten soll euch nicht
Geschminktes Herz, verlogenes Brudertum,
Ihr Menschlichen, die mit Schimpansenzehe
Nach unsern Knaben greift und Enkelmütter
Grausiger Brunst von blauen Bäuchen laßt.
Tiere, gehitzt von keinem guten Kampf,
Zwangt ihr umsonst an diese heilige Flut.
Gegraben steht: ihr selbst bestelltet euch
Furchtbar die Gorgo eures Untergangs,
Und euer Sieg ist Aas.

Ernst Bertram.

Digitized by Google

Erzählungen und Betrachtungen.

Salzburg.

Die Stadt war für mich Österreich. Nicht als bestimmter, festumrissener Begriff von Land, Staat, Volk, sondern als etwas Unklares, sehr Schönes, das mir aus Vorstellungen, die irgendwoher stammten, vertraut war. Etwas, was ich suchte und nie ganz fand, was mir Verheißungen gab, die sich nie ganz erfüllten, und nach denen ich gerade darum Sehnsucht behielt. Alt-Österreich.

Vielleicht war es zerrüttet, morsch, ganz so, wie man es in recht ernsthaften Büchern las, ich sah es nur als Heimat einer freundlichen, abgeklärten Kultur und mir kam es vor, als könnten Dinge und Zustände, die mir daheim hart und unerträglich schienen, dort drüben lange nicht so drückend, ja nicht einmal so ernsthaft sein.

Für mich klangen heitere, graziöse Melodien um den Namen Österreich und es roch nach reifem Obst, nach Virginiazigarren und wundervollem Kaffee. Man kann eine Stimmung nicht erklären und zergliedern; sie ist da und ist viel eindringlicher als klares Wissen. Ich hatte sie von früher Kindheit her. Irgendwie hingen Gedanken und Träume mit dem freundlichen Österreich zusammen, wuchsen mit mir auf und wurden Wünsche und Erwartungen, die sehr stark und sehr unklar blieben.

Ich war Gymnasiast, als ich zum ersten Male nach Salzburg und also nach Österreich kam; in Tiroler Grenzorten war ich freilich schon gewesen, aber das war etwas ganz anderes und nicht einmal sehr eigenartiges. Aber Salzburg!

Nahe der Stadt fuhr der Zug an langen Parkmauern vorüber, die von kleinen Türmen unterbrochen waren, dann kam eine Biegung, und mit einem Male lagen Strom, Stadt und Festung vor dem entzückten Blicke.

Ein blauer Himmel wölbte sich darüber, die tiefen und hohen Töne vieler Glocken klangen bald mächtig anschwellend, bald leise verhallend aus der Altstadt, als ich durch zierlich verschnittene Laubgänge des Mirabellgartens schritt. Oder bummelte.

Denn hier ging und schritt man nicht; eine selige Faulheit überkam einen sogleich und man mußte sich nicht erst vorhalten, daß Hast und Eile nicht hieher paßten. Ein schönes, altes Bürgerhaus legte sich quer über den Platz, auf den man hinaus kam und riesige, vergoldete Buchstaben, die darauf angebracht waren, verkündeten: Mozarts Geburtshaus. Da war nun gleich die Stimmung.

Hier war der Urquell einer von aller Erdenlast befreienden Musik, und Sonne, Himmel und weiche Luft gaben einem die fröhliche Bestätigung.

Wie war es warm und behaglich süddeutsch und wie war es wieder italienisch in den engen Gassen, wo hinter den flachen Dächern der Häuser steile Felswände aufragten! Und wie katholisch nach alter, nicht nach neuer, händelsuchender Art; fröhlich, barok und zopfig mit Posaunen blasenden, jubilierenden Engeln über den Portalen der Kirchen, in denen es still und einladend kühl war, wenn die Plätze draußen unter praller Sonne lagen.

Das Rauschen der Brunnen tönte herein und dem Besucher, dem hier der farbenfrohe Wunderglaube ans Herz rührte, fielen die Augen zu. Trat man wieder hinaus ins grelle Licht, dann tummelten sich Putten und Götter und Rosse noch einmal so lebhaft im frischen Quellwasser und von den bronzenen Leibern rannen die funkelnden Tropfen.

Digitized by Google

Und wirklich — vor dem Dome standen in langer Reihe rot bemalte Sänften, Symbole der Zeit, die sich hier erhalten hatte, Symbole einer Faulheit, die hier berechtigt schien.

Erst Jahre später verdrängte sie ein neumodischer Lift, der die Passagiere zum Festungsberge hinaufbeförderte, aber damals standen die zierlichen Dinger, die man sonst nur in Museen sah, auf dem Domplatze.

Ganz so wie anno Mozart, als sich Ihro Liebden zum Konzerte tragen ließen. Nun suchte und fand ich aber in Salzburg keine Sehenswürdigkeiten, von denen man sich abwendet, um zu anderen zu gelangen; ich befriedigte keine Schaulust und Neugierde, ich stillte eine Sehnsucht und fand nicht mancherlei, sondern ein einheitliches, mein selbst geschaffenes oder erträumtes Bild vom alten Österreich.

Dort gewährten mir auch materielle Genüsse eine besondere Freude. Mir hat allezeit eine derbe Knackwurst so viel und zuweilen auch mehr gegolten, als eine Delikatesse, von der ein Hamburger mit Augenaufschlag sprechen kann, aber für den Stil, den Essen und Trinken haben können, hatte ich Sinn.

Eine Flasche Champagner in einer aufgeputzten Bar bot mir nichts, jedoch der goldgelbe Klosterneuburger im Peterskeller in Salzburg war ein Genuß, der in der Erinnerung nachhielt.

Man mußte über einen weiten Klosterhof gehen, um das kleine, viereckige Loch aufzusuchen, das auf drei Seiten von Klostergebäuden, auf der vierten von einem hohen Felsen eingeschlossen war.

Darin standen etwa ein Dutzend Tische mit Bänken davor und man saß gemütlich eng beieinander, ein kleines Stück blauen Himmels über sich, zu dem die duftenden Wölklein der Virginias emporkräuselten. Geistliche, Bürger, Offiziere bildeten die Gesellschaft, in der man sich flüchtig fand und doch gleich zusammengehörte. Wer kam, suchte sich nicht einen leeren Tisch, sondern setzte sich neben die anwesenden Gäste und tat nicht vornehm reserviert. Mir hat dabei einmal ein alter Salzburger Schlossermeister Erinnerungen an seine Münchner Gesellenzeit zum besten gegeben, die sich wie Kulturbilder aus längst vergangenen Tagen anhörten. Seine Schilderung der Kürassiere, die von ihren Übungen mit schmetternder Musik so frühzeitig heimkehrten, daß die Herren Wachtmeister immer rechtzeitig zum Frühschoppen eintrafen, klang auch als Urteil über die verflossene Bundestagszeit anregend und reizvoll.

Ein anderesmal flüsterte uns der Kellner zu, der alte Herr mit den ehrwürdigen weißen Haaren am Tische neben uns sei der berühmte Wiener Professor Hyrtl, der große Anatom und beste Kenner der lateinischen Sprache.

Alle Anwesenden, unter denen es wie ein Lauffeuer herumging, bezeigten in unaufdringlicher Weise ihren Respekt, raunten sich zwischen Gulasch und Zigarre verständnisinnig zu, daß ihr Hyrtl der größte lebende Lateiner sei und die Hausierer gingen mit tiefen Verbeugungen um den Tisch herum, an dem der Alte saß.

Ich kannte ihn zufällig und wußte, daß er Maler und Tapezierer — ich glaube in Altenmarkt bei Trostberg — war. Ich gab aber mein Geheimnis nicht preis, um die netten Leute nicht um ihre landsmannschaftliche Freude zu bringen.

Der Herr Tapezierer, dessen lange, schneeweiße Locken wirklich Irrtümer erregen konnten, trat, umstrahlt von einer ihn angenehm berührenden Glorie, ab und mancher der Zurückbleibenden trank noch einen Schoppen Rußberger oder Klosterneuburger zu Ehren dieses denkwürdigen Zusammentreffens.

Unweit vom Peterskeller war eine andere Heimstätte echten Österreichertums,

Digitized by Google

das Café Tomaselli. Hier gab es alle Nuancen des braunen, herrlich duftenden Getränkes und sein durchdringender, alle Räume erfüllender Wohlgeruch vermengte sich mit dem guter türkischer Zigarretten.

Man saß an schönen Tagen im Freien und sah das elegante Salzburg vorbeiflanieren, kokettierende Leutnants von unwahrscheinlicher Schlankheit und Damen, denen die gütige Natur zu engen Taillen ansprechende Molligkeiten verliehen hatte.

Typisch war die ruhige, vornehme Heiterkeit, die von ihnen, wie von allen Menschen und Dingen dieser Stadt ausstrahlte.

Wenn nach einem wohlig verfaullenzten Tage viele Turmuhren melodisch zusammenklingend die Feierabendstunde schlugen und die Strahlen der Sonne an den Mauern der Festung verglühten, ging ich dem Bahnhofe zu. Wo ich an Kasernen vorbei kam, saßen Soldaten in weißen Waffenröcken vor den Toren und schmauchten aus Schwanenhälsen den k. k. Kommißtabak. Auch sie Sinnbilder des Behagens und einer alten Zeit.

Kirchen, Häuser und wieder Kirchen spiegelten sich im Strome, wenn ich über die Brücke schritt und dann führte mich der Zug zurück in die derbe Nüchternheit einer altbayerischen Kleinstadt. Ludwig Thoma.

Wie der Hexenmeisteranderl den Sennmartl vorm Teufel gerettet hat.

Der Frühlingsabend dämmert über dem Dörflein: das liegt tief eingebettet im Tale zwischen dem breiten mächtig hingelagerten Vorberg und den steilen Gipfelwänden im Schnee. Grad blinken die ersten Sterne mit dünnen Lichtstrahlen nieder, und aus den Schloten der Häuser zieht durchs Halbdunkel allenthalben der Rauch.

Auf dem Brunnenrand unter der Dorflinde hockt ein Bursch, die Pfeife im Mund, schaut auf seine Beine herunter, die baumeln, und grandelt:

„Die Stadtfrack wann i nimmer sehn bräucht, die Stadtfrack. A Kerzen tat i stiften, wie der Annamirl ihre Wadeln so stark, is gwiß. An Deandl nachsteign, die Windhund! Die Milli wegsaufa auf die Alma und d'Sennerin busseln!"

„Paß nit umasinscht!" rufts aus dem Dunkel, und der Irgl tritt zu ihm, den Hut mit der Hahnenfeder im Nacken. „Beim Huberbauern is 's heut in Hoangart, bei Deandl. Der Hexenmeisterwastl hockt drinna und tut G'schichtn verzähln."

„Der Wastl!" brummt der Sepp „der tut si leicht! Hexen wann i kunt, i wüßt, was i tat!"

„Ja, der Wastl kennt si aus mit dera Hexerei", sagt der andre, „des mußt ihm lassn. Grad oanmal gräuchert beim Huberbauern im Stall und ka Weichselzopf mehr bei die Roß und d'Sucht wie wegblasn bei die Küh und die Ochsen! Dahingegen der Pfarrer mitm Aussegna — grad für die Katz is gwest!"

„Oh mei, der Herr Pfarrer! der is halt a Neumodischer und a ganz a Gschtudierter. A Stadtfrack halt a! Was weiß denn der, was bei ins herin der Brauch is! Für was kann denn dem sei Aussegnats sein, bal er selm an koan Tuifi nit glaubt samt sein' Schwanz und die Horn!"

„A so is; Aber in'Wastl seiner Freundschaft hamms ghext, seit daß' Dorf steht, vom Vater auf'n Sohn, und des is gwiß, allweil zu die Leut ihren Nutzen. Was

Digitized by Google

is 's nachher, Sepp, gehn mir zwa a in Hoangart zum Bauern?" „Gehn ma!" brummt der Sepp und steigt vom Brunnenrand.

— — — — — — — — — — — — — —

Beim Huberbauern in der Stuben ists gesteckt voll, wie wenn ein Kapuzinerpater Mission predigen tät. Am Tisch vor dem Fenster mit den Efeustöcken sitzt der großmächtige Huberbauer mit seinen festen roten Backen und dem Quadratschädel hübsch grübig im Sessel. Im Kerzenschein ihm gegenüber der Hexenmeisterwastl, lang und dürr, den Kopf voll grauweißer Löcklein — gut über die siebzig ist er halt schon der Hexenmeister, aber frisch: verwegen springt ihm die Nase wie ein Zacken aus dem bartstoppligen Gesicht, als tät sie in die Ferne schmecken nach unsauberm Gesindel, und die grellblauen Augen spüren so streng und scharf hinter ihr vor, daß man meint, wo er hinblickt, da verschlüpft alles Teufelglump, so geschwind es nur kann. Auf der Ofenbank und an den Wänden hocken die Madeln und Buben dicht beieinander.

„Verzähl, Hexenmeister, verzähl!" betteln die Mädchen.

Der Wastl zieht an der Pfeife.

„Was soll i enk nachher verzähln", sagt er und läßt die Augendeckel herunter, als wollt er nach innen hineinschaun.

„Recht was Grausliches halt!" ruft die schwarze Nandl und reibt sich die Hände unter dem Schurz.

„Was Grauslichs, freili!" spöttelt der Huberbauer ihr nach, „was wißt's denn es Deandln, was grauslich is!

's Weibersterben bringt keinem Menschen 's Verderben,
Aber 's Roßverecken, des kunnt ein' derschrecken!"

„Geh, Bauer", raunzt seine Alte und rückt sich das Kopftuch zurecht auf ihren grauen Haaren, „schamst di nit! Mußt jetzt allweil wüst redn!"

„Hon i nit gsagt!" brummt der Bauer „d'Alten hamm halt a so gmeint!"

„Paßt's nachher auf, Bubn!" sagt der Hexenmeisterwastl mit seiner rauhen Stimme und zieht die Augendeckel wieder auf wie eine Eule im Dunkeln. „Jetzt verzähl i's amal, wie mein Vater selig den Sennmartl vom Tuifl derrett hat. Des ist freili hübsch lang her — i bin erst ein Bübl gwest, hab mit der Nasn kaam auf die Tischplattn hinglangt — selbigers Zeit sin die Leut no nit so gscheit gwest wie heutzutag, wo s' an gar nix mehr glaubn als grad an ihr eigne Gscheitheit! Also der Martl, der is Senn gwest auf der Wettersteinalm, a Bua um die zwanzge, an Kopf auf wie a Kegelkugel so rund, die Haar, wie wanns ihm die Sonn kraus brennt hätt, so weiß, die Augen wie Wasser so hell und Backen so rot, daß die Deandeln ihnen dran hättn können verbrinna. No, auf der Wettersteinalm, des wißts selm, da is nit schlecht sein: 's Gras hübsch foast, Quellwasser grad gnua, und in die Wänd drobn Gamseln — wann d'Jager Feierabend gmacht hamm beim Schimmelwirt am Samstag auf d'Nacht, hat ma ihm diemal oane können derlangn. Und gute Nachbarschaft hat er ghaltn, der Martl, mit der Sennin am Lauterbachsee. Sauber gstellt is gwest, 's Nannale, grad zierli gwachsen, an Hals auf wier a Blumenstengl zum Biegen, und die Augen so blob, wie d'Enzian in Lanks. A bravs Madl gwest und fleißig. In aller Herrgottsfrüh, kaam daß d'Sonn übern Gamskogel fürspitzt, hockts scho vor der Hüttn und kampelt ihre Haar, ihre langn. Und der Martl linst nüber mit seine helln Augen: gar so gut hat's ihm gfalln, wann sie's vor ihr auszogn hat bis auf die Knie, glanzig wie von lauter Gold und doch so leicht und gering wie von Luft.

Nur oan Kreuz hat der Martl ghabt auf dera Welt. An Hunger hat dir der Mensch allweil ghabt, gar nit zum sagn. Nit daß ihm gfehlt hätt am Futter.

Digitized by Google

Aber oh mei, ehvor daß er dir ein Schüßl Knödl ausgessn hat, na hat ihn scho nach der andern gelüst'. Oft hat sei Mutter selig gesagt:

‚Arbeitn tut der Martl für zwei — i sag's wies is — aber essn für sechse.' Und diemal auf d'Nacht, wenn er beim Nannale ghockt is in Hoangart und hat die oan Pfannen Holzerschmarrn graamt nach der andern, da hat s'Nannale glacht: ‚Meinen möcht ma, Bua, du hasts Hungerfuir in Leib, daß' dir gar alls wegfressn tut!' Aber mei Vater selig, der Hexenmeisteranderl — Gott schenk ihm die ewige Ruh — der hat ihm pfeilgrad in die Augn gschaut und schüttelt an Kopf. ‚Der Hungerwurm is nit, Martl,' sagt er: ‚der nit. Der Glust is, Martl,' sagt er, ‚der Übermut is! Dössell Roß braucht an Reiter, ders zügelt, verstehst mi!'

Aber der Martl hat glacht! ‚Der Hunger, der is mei Kummer,' hat er gsagt. ‚Aber der Kummer, der is mei Freud!'

Sitzt der Martl amal in aller Früh vor der Hütten, hat sein' Weitling Milli mit einbrocktem Brot sauber ausglöffelt und sinniert, ob er ihm a Fuir anmachn sollt zu an Schmarrn. Da hört er Stein schlagen im Gwänd. ‚Gamseln!' denkt und schaut hinter ins Wettersteineck, wos allweil gern grasn zwischen die Felsn. Aber, oh mei, was da am Steig daherkommt, des is ka Gams nit gwest, sondern ganz a anders Vieh. Auf zwei Füß! Horn auf, fürchtig lang und a Schwanz hinter ihm drein bis übern Bodn — armstark, wie a Schlangn, rauch, mit an zottign Büschl, 's Gsicht aber, wie wanns a Mensch war, nur ganz schwarz, und Augn drin wie zwei fuirige Kohln. Grad aufn Martl geht's her und pfeift aus der Nasn, daß der Dampf hell aufgeht, und des schwarz Gsriß verreißts ihm, wie wann der Zahnweh drin arbeitn tat. Der Martl schaut und schaut, und unter eins fangt er zum Lachen an, daß ihn ganz schüttelt.

‚Was lachst, dummer Bua!' raunzt der andre und stellt den Schwanz hint kerzengrad auf, daß der Büschl drobn zittert.

‚Da muß einer doch lachn,' sagt der Martl und biegt si, ‚balst an selles Gsriß hinmachn tust!'

‚Weißt du, wer ich bin?' sagt der andre, und 's Fuir fahrt ihm für zu die Augn.

‚Wer wirst denn sein?' sagt der Martl, ‚der Tuifl bist, des is do zun Kenna!'

‚Ich bin der höllisch Fürst,' sagt der ander! ‚der wo Gwalt hat über die Welt. Und damit daß du's einkennst, wer daß i bin — sag, Martl, was möchst jetzt am gernsten zum Essn?'

‚Leberknödl,' fahrts dem Martel außer wie der Blitz ‚und a Schweinerns mit Kraut!'

Hast's nit gsehn, dampfts a scho nebn seiner auf der Bank, daß ihm der Gschmack ganz warm eingeht in die Nasn.

Jetzt hat der Martl 's Lachen aufghört und schaugt wie nit gscheit.

‚Martin,' sagt der Tuifl, willst alle Tag z'essn hamm, was du grad magst?'

‚Was i grad mag!' sagt der Martl.

's Maul geht ihm auf und unter eins wird ihm ganz damisch: wo er hinschaugt — nix als Berg von Knödln und Schweinshaxn und Kalbshaxn und Gselchts in Häufen und bratne Hendln und Gäns. Nur wie in einer Wolkn, siecht er, steht vor ihm der Tuifl.

‚Martl,' sagt der Tuifl aus der Wolkn mit ara Stimm, wie wann er weit weg war, ‚mach ma an Handl? Sixt die Gschrift dader auf dera Schweinshaut? Da steht's drinna gschriem, wieviel Gsottens und Bratens daß i dir geben muß und dazu an Tiroler Spezial. Dafür malst unter die Gschrift drei Kreuzln mit deim eigenen Blut!'

Jetzt soviel is der Martl do no gwest samt seim Damischsein, daß er gfragt hat, was er denn dafür wollet von ihm.

Digitized by Google

Da streckt ihm der Tuifl auf, und unter der Erdn tuts an Rumpler, daß' bohrt.

‚Was in dir ist, nicht von dir ist,
Das gibst du mir zu seiner Frist!'

‚No mei,' denkt ihm der Martl und is ihm ganz leicht worn, ‚wanns weiter nix is, was braucht's na des Getu! Bals nit von mir is, na kann i's leicht hergebn a!'

Der Tuifl reißt ihm mit der Krallen an Fetzen Haut auf am Arm, und der Martl hat richti auf die Schweinshaut seine drei Kreuzln gsetzt mit seim eigenen Blut.

Gut. Der Tuifl schnurstracks in' Boden nein mit der Gschrift, daß nur no a schwefelichter Dampf überblieben is und der Martl flaggt ihm auf die Liegerstatt in der Hüttn.

‚Jetzt her!' denkt er ihm, und 's Wasser lauft ihm zsammn im Maul. Und da gehts a scho für z'alln Ecken: die höllischn Knödl und Gsottens und Bratens! und die ganz Putschar auf und am Martl brennheiß fürs Maul.

‚Hoho!' schreit der Martl und wehrt mit die Händ, ‚nur nit so gach! eins nachn andern.'

So flaggt dir der Kerl auf der Liegerstatt und frißt und frißt und bal ihn dürsten tut, lauft ihm der rot Spezial hinter in' Hals.

‚Sä, Hundl!' sagt er und schmeißt dem Ruß an Trumm Schweinshaxn hin, des is sei Hüterhund gweft, hübsch a großer zottleter Schnauzer. Aber der Ruß hingschmeckt, d'Schnauzn aufzogn und unter die Bettstatt verschloffn.

‚Dumm's Hundsviech!' brummt der Martl, ‚was hast denn? bist do ka Jud!' Und scho wieder vergessn und ganz kreischtert vor Wohlsein. Nacht is wordn derweil. A Wind is aufgangn braußt, a schwars Wetter aufzogn. Aber der Martl nix g'acht'. A Kerzen anzündt und as Singn angfangt vor lauter Lustig. Wier a Fuir is ihm umadum ganga in Leib bis in die Zechn.

‚Jetzt,' hat er ihm denkt, ‚wann i was hätt zum in die Arm nehmn, und wanns aus der Höll kam pfeilgrad!'

Nit gar denkt hat ers no, da tuts an Kracher braußt, die Tür springt auf sperrangelweit, und in Blitzglanz, siecht er, steht a Weibsbild auf der Schwelln in an Gwand voller Silberaschnür, des hat nur so g'funkelt, bloßkopfet is dagstandn, die schwarzen Haar auf, wier a Mähn über die Schultern bis auf die Hüftn. Und die Augn blitzt samt dem, daß dunkel warn wie d'Nacht.

‚Grüß di, Martl!' sagt 's Weibsbild und lacht, daß an Martl wird, als fangets zum Läutn an in der Hüttn.

‚Wo kimmst denn jetzt du her?' sagt er ganz verfiert: ‚bei an selln Wetter, und nit amal naß worn!'

‚Unten durch unterm Regnats bin i gschloffn!' lachts und biegt ihr im Silbergschnür wier a Schlangn. ‚Was schaust? hast ja was wolln zum in die Arm nehma! Heiß bin i, Martl, heiß wie die Höll und süß wie die Sündn! Traust di nit gell, na is scho recht, na geh i holt wieder!'

Der Martl auf von der Liegerstatt und hats packt, daß' Mieder kracht hat.

Ab der Ruß unter der Bettstatt 's Heulen angfangt und nimmer aufghört, wieviel daß ihn der Martl gschlagn hat und des Weibsbild wüst tan. Und in der Früh — weg is der Ruß. Der Martl hat pfiffn und gschrien — aber ka Ruß nit hergangn.

‚Was hast jetzt mitm damischn Hundsvieh?' sagts Weibsbild, ‚lassn laufn!'

‚Na,' sagt der Martl, ‚der Ruß, der muß her. Ohne an Ruß mag i nit sei.'

‚Wo wird er denn sein?' sagts Weibsbild, ‚d'Hex hat ihn halt wegglockt zu ihrer!'

Digitized by Google

‚Welle Hex?‘ sagt der Martl.

‚No, die auf der Lauterbachalm halt.‘

Der Martl reißt d'Augn auf. ‚'s Nannale!‘

‚Ja, weißt denn jetzt des nit? und die Spatzn pfeifn's von die Dächer im Dorf. Unter Tags fein brav und gschami, und bei der Nacht am Besenstiel splitternackt durch die Luft und hintauf der Schusterfranz, der ihrigte Schatz!‘

Der Martl ka Wörtl nit, aber auf wie's Wetter und nüber zur Lauterbachalm. An ganzn Riß hats ihm gebn einwendi.

‚Und der Schusterfranz a no!‘ hat er ihm denkt, ‚wart, Bürschl, scheinheiligs, di, wann i triff!‘

Weil der Schusterfranz, der is ihm von eh gwesn wies Gift und nit oanmal hat er grauft mit ihm beim Schimmelwirt und beim Rassn, und wo halt a Wirtshaus gstandn is, daß die Fetzn gflogn san.

'sNannale hockt am Bankl vor der Hüttn und singt in der Sonn wier a Lerchn. Da rumpelts über seiner am Hang, und der Martl springt her.

‚Wo is der Ruß!‘ hat er brüllt.

‚Jeß Maria, Martl!‘ sagts Deandl, ‚jetzt hast mi derschreckt. Der Ruß, ja wo is er denn glei? Grad is er no dagwest.‘

Der Martl fahrt unters Bankl und reißt an Ruß für am Halsband.

‚Ja, was hast denn Martl?‘ sagts Nannale! ‚schaust ja ganz fremd her, völli zum Fürchtn!‘

Der Martl hat aufglacht grimmi.

‚Gehn ma, Ruß,‘ sagt er, ‚mir zwei, mir tun nit reitn am Besenstiel bei der Nacht, und wann der Schusterfranz hintauf hocket da!‘

Auf des hin 's Deandl nit gwüßt, wie daß ihm gschieht, und völli verblichn.

‚Is schon a so!‘ hat ihm der Martl denkt und schiebt. Hat aber an Ruß nachzichn müssn mit Gewalt, so viel hat sie der gsperrt und gwinselt. Anbundn hat ern daheim im Schafstall, aber der Ruß freibissn über Nacht und richti wieder weggwest in der Früh.

‚Laß dir nur Zeit, Martl,‘ sagt 's Weibsbild: ‚der tu i scho 's Hexn derleidn!‘

Und in der Nacht derfallt der Nandl a Kaibl, 's säuberst Stuck, wos ghabt hat.

Und nit lang nachher bricht ihr a Kuh d'Haxn. Und na is d'Sucht auskommn unterm Viech. Jetzt is der Almabaur rebellisch worn drunt im Dorf.

‚Dössell geht nimmer zu mit richtige Ding!‘ hat er grandelt, und recht hat er ghabt freili. Auf d'letzt hat's Nannale weggmüßt von der Alm, und a andre ist aufzogn zum Senna.

Grad unter der Tür is der Martl gstandn und hat die Seinigte um an Hals ghebt, da schliefts Nannale am Steig druntn abi, sei Bündl in der Hand, is eh nit groß gwest. 's Weibsbild aufpfiffn wier a Lausbua.

‚O je, 's heilig Deandl von der Lauterbachalm verziecht ihr!‘

's Nannale nit angebn, nur a oanzigs Mal hats naufgschaut mit seine enzianblobn Augn zum Martl, ganz bitterli traurig, daß dem die Arm weggfalln san von der Seinigten ihrn Hals. Aber na hat er an Russn dersehn hinter ihr her und glei is ihm der Schusterfranzl eingfalln und nachat erst recht auffahrn lassn, was er ihm einbilden hat können zum Schnabulieren und gut an Millikübl Spezial gsoffn mitn Weibsbild auf d'Nacht.

Stark is er wordn, der Martl mit der Fresserei, daß er Baam hätt umreißen können. Alle Sünntag, wo ünser Herrgott gebn hat, am Tanzbodn in Wirtshaus. Und grafft! An Schmidtirgl gschmissn, daß er die Haxn ausdraht hat und acht Täg hat z'Bett liegn müssn. S' hat ihm rein gar keiner ankunnt.

Digitized by Google

Und die Seinigte is derweil unter die Madeln neinghockt und hat schön tan des wie, gschmeichelt wier a Katz. Und allweil scharf gmacht aufs Nannale, allweil aufs Nannale.

‚An Schusterfranzl hat s' verhext, daß er umanandsteigt mit an Gsicht wier a Milisuppn, a so a lebfrischer Bua! Und bein Martl hat a nimmer viel gfehlt, wann i'n nit derrett hätt. Der Ruß 's armselig Hundsviech, geht ihr so nit von der Seiten. Schaugt's auf enkere Bubn, Madeln, zeitig. Bal sie's fürgfangt hat, na is z'spat!'

Auf des hin san die Deandln freili derschrockn und ihrn Bubn schön aufsessi worn mit Hetzn. Und na is komma, wie's komma hat müssen.

Der Martl, des muß i zu seiner Ehr sagn, hat z'erschter nit mittan wolln. Aber na hat ihn die Seinigt' derspöttelt, daß ka guts Haar an ihm bliem is.

‚Traust di nit?' hats gsagt, ‚vor an Schusterfranz, gell? Oh mei, Arm wier a Bär, aber s'Herz wier a Haserl!'

‚I — nit traun!' schreit der Martl, ‚vor an Schuster! Des, wannst no amal sagst!' Alle zwei Fäust hat er aufghebt und ganz zittert vor Wut, der damisch Kerl, gar nit kennt, wie daß ihn derbleckt.

So sinds bei der Nacht an an Sonntag für dem Nannale seine Hüttn zogn, die ganzen Buben vom Dorf und der Martl vorauf. Und na 'sRebelln angfangt und 's Raunzn, brüllt wie die Stier, an die Wänd hingschlagn mit Scheit, das die Hüttn gnackelt hat! Wie wann a Haufen Tuifl auskommn war aus der Höll! Zwoa Stund lang gut hat die Gaudi dauert: die Nachbarn hamm die Köpf für zu die Fenster, die Weiber gachezt, und die Mannder brummelt, ganz aus wars heutzutag mit die Bubn, gar ka Zucht mehr und ka Furm! Und auf d'letzt hamm's an Strohschub, an großmächtign hingnagelt für dem Nannale sei Tür. No, den hat mei Vater selig weggrissen, ehvor daß Licht worn is, daß der helle Tag do ihre Schand nit hat sehn müssn a no.

Aber von derselbigten Stund is am Martl die Seinigte derloadt gwest. Gar ka Ruh hat er nimmer ghabt einwendi in ihm. Allweil die blobn Augn von Nannale gspürt, wies ihn angschaut hat auf d'letzt gar so trauri.

‚Was hast, Martl?' sagts Weibsbild, ‚was machst für an Grind hin, was redst denn ka Wörtl? Geh, laß an Spezial auffahrn, daß lusti werd!'

‚I mag nit!' hat der Martl brummt, flaggt ihm auf d'Liegerstatt hin und schaut an die Deckn.

‚Hast ghört, Martl?' sagts Weibsbild, ‚krank is worn, am Schusterfranzl sei Nannale, mit enkerer Ramasuri. Z'Bett liegn muß, a so a zärtli's Gwachs!'

Der Martl nit angebn, aber an Stich hats ihm gebn, und in die Finger is ihm worn, wie wann lauter Ameisen drin arbeitn taten. Macht ihr 's Weibsbild hin an ihn und fangt an zum Karessiern.

‚Laß mi aus!' sagt der Martl und schlenzt's wecka. ‚Mei Ruh!'

‚Na,' sagts Weibsbild, ‚nur nit so grob! 's Nannale wann i war ...'

‚Stad bist von Nannale!' schreit der Martl.

‚Hoho!' lachts Weibsbild, ‚Reuts di epper gar scho! Hättst di ja teiln könna ins Deandl mitm Franzl. Warst scho handelseins worn!'

Da fahrt der Martl in d'Höh und schlagt in die Liegerstatt nein, daß kracht.

‚Der Tuifl, wann di holet, na warst, wo's hinghörst!'

Und springt auf die Füß.

‚Daß'd es woaßt, nimmer dersehn kann i di, Luda! Naus zu der Hüttn!' 's Weibsbild aufgschnellt und die Augn zum Funkeln angfangt, wie wann lauter Gift drinna brinnet.

Digitized by Google

‚Is a so?‘ hats zischt. ‚I moan, mir zwei, mir hättn zerscht no abzrechna mitanand. Aber is scho recht.‘ Und weg wars. A Sturmwind geht auf, und wie der Martl nausschaut, fahrt a Mordstrumm von an schwarzen Vogl dahin mit an wildn Glachter.

Jetzt hat ers gsehn ghabt, mit wem daß er ghaust hat. A Licht is ihm aufgangn wier a Pfundkerzn so groß.

‚Jeß Marand Josef!‘ hat er gachezt und stößt sein Schädl an Tisch hin, was hab i tan! Gibts denn des a, daß eins so dumm is, so dumm. Der Ruß, des Hundsviech, is gscheiter gwest, der hats kennt: grad i nit, grad i!‘

Der ganze Glust is ihm auf amal vergangn zum Essn. Knödl fahrn auf vor seiner, a Schüßl um d'ander, Würst ganze Häufn — grad graust hat ihm: mit alle zwoa Händ hat ers packt, s'ganz Zuig, wies hergangn is, und nausgschmissen zu der Tür, daß die Knödln an Berg abispringen.

Um ka Viech hat er ihm mehr kümmert und um ka Sach, grad auf der Liegerstatt gflaggt und an die Deckn naufstudiert.

‚Wanns mi anglogn hat a no, des Weibsstuck mit an Nannale seiner Hexerei und mitm Schusterfranz! Jessas na, verschandelt hab i's vor alle Leut. Bals sterben muß, wer is schuld?‘

Die ganz Nacht hat er fortstudiert, aber wieviel daß er studiert hat, gscheiter is er nit worn.

‚Is schon a so, Martl,‘ hat er ihm denkt, ‚hilft dir alls nixn, eingangn bist mitm hölischn Ziefer!‘

Derweil wirds schön stad licht in der Kammer. Der Frühwind geht auf und rührt die Baam, daß zum Rauschn anfangn. Und unter eins gspürt der Martl, 's is no wer in der Hüttn. Die Hoar steign ihm auf.

‚Wer is da?‘ sagt er und schaugt.

‚I bins, Martl!‘ geht a grobe Stimm für ausm Eck. Und der Martl siecht, in Schatten drin steht oaner, von Bodn nauf bis an die Deckn, zottlet, Horn auf, und der Dampf geht für zu der Nasn.

‚Jessas der a no!‘

‚Martl,‘ sagt der Tuifl, ‚indem daß ünser Vertrag aus is, und du hasts gfressn und gsoffn alls, was i dir verschriebn hab, na tu i mi ansagn. Morgn auf d'Nacht kehr i ein bei dir mit meim Gvatter, daß i mei Sach holen tu.‘

‚Was willscht?‘ sagt der Martl.

‚Döself was d'mir verschrieben hast, Martl. Des wirst scho no sehn, was des is. Aber mitm Lebn kommst schwarli davon, mein i!‘

A Rauch geht auf ausn Bodn ganz schwarz, und wie'r weggwest is, war ka Tuifl a nimmer da. Die Vögl san laut worn, und die Sonn spitzt hinein zum Fenster. Aber der Martl hat nix ghört und nix gsehn.

‚Von mir aus,‘ denkt er ihm: ‚is scho recht, 's freut mi a so nimmer 's Lebn. Nur a oanzigs Mal no, wann i mitm Nannale z'redn kam, ehvor daß i hin werd!‘

Und auf d'Nacht, kaam daß dunkel werd, is er abi ins Dorf, schnurstracks unter an Nannale seine Kammer.

D'Leiter hat er anglegt, nauf is er, und hat klopft.

A Kerzn geht an drin.

‚Wer is?‘ werd die Stimm von Nannale laut, aber ganz schwach und ganz matt kaam zum Derhörn.

Jetzt hats am Martl an Schnaufer verschlagn. Endli druckt ers naus mit Gewalt.

Digitized by Google

‚I bins — der Sennmartl is!‘

‚Martl — der Martl! Was willscht denn no, Martl, von meiner. Mei Ehr hast mir gnumma, hab eh nix zum Hergebn mehr!‘

‚Laß mi ein, Deandl, 's geht um mei Lebn!‘

Jetzt is der Ladn aufgangn. Der Martl buckt ihm ins Fenster und zwingt ihm nein in die Kammer. Da liegt 's Nannale vor seiner im Bett, 's Gsicht ganz verblichn und so spear, daß d'Knochn fürschaun zu der Haut.

‚Ja wie schaust denn du her!‘

‚Krank bin i halt‘ sagts und d'Zacherln kugeln ihr abi.

Der Martl die Augn nimmer wegbracht von Deandl.

‚Bist ka Hex, Nannale, gell bist ka Hex!‘

‚Oh mei, Bua, a Hex wann i war moanst, i tat daliegn a so?‘

‚Und döfell mitm Schusterfranz, gell döfell is a grad verlogn!‘

Unter dem fangts zum Winseln an, und a zottlete Schnauzn schaugt für unterm Bett: ‚Der Ruß!‘ hat der Martl gsagt und die Stimm hat ihm zittert. ‚Ruß, alts Hundsviech, da geh her zu deim damischn Herrn!‘

Und mit eins pumpert der Martl mit alle zwoa Knie aufn Bodn und schlagt sein' schwarn Schädl fürs Nannale hin ans Bett wie an Mordstrumm von an Stein.

‚Verzeich mir halt, Nannale, verzeich mir, daß i mi do leichter tu mitm Sterbn!‘

's Nannale auf aus die Kissn.

‚Ja was hast denn Bua, wer redt denn von Sterbn!‘

Der Martl lang nit angebn, grad mit seim Grind daglegn am Bett, aber na endli, wie ihm 's Deandl mit ihre spearn Finger über die Haar hing'strichn hat, 's Redn anghebt trummweis, wie wann ihn der Bock stößet, und außer mit der Tuiflsgschicht, bis daß' alls gewußt hat.

Jetzt fangts Deandl zum Larmn an und schlagt die Händ ineinand.

‚Heilig Mutter Gottes! A so was! Ja was tean ma denn jetzt!‘

‚Gar nixn tean ma!‘ sagt der Martl. Weil der Tuifl a sei Recht hamm will. Soll er mi halt derschlagn, bals nit anderschter sein kann.‘

‚Des gibt nit!‘ hats Nannale glarmt, ‚i gib di nit her, Martl, i nit!‘

Und unter eins fahrts auf.

‚Aber i woaß scho! Ah Narr, daß mir des nit glei ein'gfalln is. Bua, g'schwind, mach di außer, daß i mi anlegn tu. Zum Hexenmeisteranderl gehn ma. Der woaß üns an Rat, Martl, gwiß. Is mei Firmpath, der Anderl a so!‘

Und ka Viertelstund is hergangn, da stapfens alle zwei auffi zu meim Vater selig sein Häusl, und 's Deandl an Martl bei der Hand ghebt fester, wie wanns ihm fürchten tat, der Tuifl kunnt ihn am Fleck wegholn von seiner.

Mein Vater selig, der Hexenmeisteranderl, is grad am Herd ghockt und hat Spän schnitzt. Mei Mutter hat a Kaffeesuppn kocht, und ünser Katerer, der schwarz Peter, is vor ihrer gsessn, hat zugschaut und gschnurrt. Unter eins tut der Peter an Nißer und no oan.

‚Trina,‘ sagt der Vater: ‚Hast ghört, der Katerer hat angsagt: zwoa Leutln kemmant.‘

Und richti tuts schon an Pocher, aber ganz stad, hübsch verzagt, und 's Nannale steht in der Tür.

‚Grüß Enk Gott, Herr Göd! grüß Gott, Trina Bas! is verlaubt?‘

‚'s Nannale!‘ hat mei Mutter grufn, ‚so spat no! Geh eini, Deandl, geh eini! tu an Kaffee mit üns essn! Und wen hast denn da bei dir, laß sehn?‘

‚Der Martl is!‘ sagt mei Vater, ‚der Herr Senn! Ja zwegn was gibst jetzt

Digitized by Google

du üns die Ehr? Mit deiner Kameradschaft, moan i, Martl, hat da Hexenmeister-anderl nit viel zum Schaffen. Wo hast den die Deinigt glassn?'

Der Martl hat an Grind fürghängt und in Bodn neingschaut. Aber 's Deandl die Händ aufghebt gfalteter.

‚Derbarmts enk, Herr Göd, sinscht san ma verlorn, alle zwoa, weil i laß nit vom Martl!'

Meiner Mutter selig is vor lauter Schreck der Rührlöffl weggfalln. Aber mei Vater, der hat grad vor ihm hinknurrt.

‚Jetzt wohl! sell han i mir lang denkt! Gell mit deim Weibsbild! No, was is nachher? Tu's Maul auf, Martl, verzähl! Na, Deandl du nit, wer ihm d'Supp einbrockt hat, der solls auslöffeln a.'

No, da war nit zum Helfn. Seine ganze Sünd und Schand hat der Martl beichtn müssn, wie's angangn is mitm Tuifl und na mitm Weibsbild bis aufs End.

Mei Vater selig aber allweil finstrer gschaut, allweil finstrer.

‚Sixt es, Martl, hon i's nit allweil gsagt: alls vom dem übrign Gluft, alls von der Fresserei. Aber jetzt sags amal richti, was hast denn am Tuifl eigentlichs müssn versprechn? Des mußt do wissn, wannst deine Kreuzln drunter gmaln hast mit deim eigenen Blut?'

‚Ja mei, Hexenmeister, a Spruch is halt gwest, sellene Vers!'

Und na hat er studiert, bis daß ers wieder zsammabracht hat.

‚Was in mir ist, nicht von mir ist,
Des gib ich dir zu seiner Frist.'

Jetzt is mei Vater aufgstandn.

‚Bua, kannst di am Oktoberfest ausstelln lassn z'Münka als Preisochs! Woast, was an Tuifl versprochn hast? Woast, was in dir is, und is do nit von dir? Ums Lebn gehts freili, aber ums ewige Lebn: bei Seeln is, Martl, die hast an' Höll-tuifl verkaaft um Gsottens und Bratens!'

‚Um Gottswilln!' hats Deandl nausgschrien und mei Mutter mit seiner.

‚No, no, seids nur stad, Weiberleut! Grilln könnts no gnua, bal ihn der Tuifl erst gholt hat. No is nit so weit. Da bin i a no do, i! Und bal der Martl a Rindviech is — i sag halt wies is, Martl, — na is der Tuifl mit seine Horn zu alln Glück a nit der Gscheitest! Geh amal her, Martl, zun Licht, daß i di anschau. Hübsch foast bist worn mitm Luderlebn, hübsch foast! Ja, da wern ma zerscht amal die Bosheit aussiedn müssn, die wo d' neingfressn hast mitm höllischn Zuig.'

‚Siedn?' bischpert 's Nannale derschrockner und an Martl wird ganz gschpassi im Leib, wie wanns ihn kitzeln tat umadum.

‚Ja, freili, Deandl, siedn müß ma an Martl in gweichten Wasser, bis daß die Bosheit heraus ist.'

‚Heilige Mutter Gottes!' achezt 's Deandl: ‚und bal er verbrinna tut!'

‚Na kann i a nit helfn, Deandl. Weil ehvor die Bosheit nit draus is, is gar nix zun Machn. Trina, tu an großn Zuber aufstelln am Herd!'

's Deandl hat mei Vater heimgschickt, und na is di Siederei angangn. Des is a Arbeit gwest, Bubn! Könnts enk leicht denkn, daß am Martl nit wohl tan hat in kocheden Wasser, die Zähn hamm ihm kleppert des wie, aber sammt dem hat er 's jammern verhebt, und nur diemal an Groner auslassn, bals gar z'arg worn is. Und 's Wasser ganz schwarz worn vor einwendign Dreck, allweil wieder auslaarn hamms müssn und auffülln aufs frische, bis daß 's Wasser amal a weng lichter is worn.

‚Jetzt tuts!' hat mei Vater gsagt, ‚die ganz Bosheit wann ma aussiedn taten,

Digitized by Google

na bleibet auf d'letzt nix mehr über vom Martl. Und an Heiligen machen braucht er a so nit. Jetzt, Trina, tust des Zuig seign und an Dreck tust trückna, machst mir an Packl davon und bindst es schön zsamm.'

‚Ja, Mo, zwegn was denn des abscheulich Zuig aufhebn a no!'

‚Des wirst scho no sehn, wofür daß gut is. Jetzt tust amal, wier i dirs schaff, hast mi verstandn?'

Der Martl is ausn Zuber gstiegn, krebsrot am Leib über und über, ganz dermatscht, aber dennerscht aufgschnauft, wie wann er derlöst war.

‚I moan, s' is mir scho leichter, Hexenmeister', hat er gsagt.

‚Des glaabst! Werd nit viel fehln an zwanzig Pfund, wo mir ausgsottn hamm. Jetzt legst di halt nieder am Ofenbankl und schlaffst. Und morgn gehn mir zwoa auffi auf d' Alm und schaun, wie mir z'fahrn kommn mitm Tuifl.'

Ganz a linds Wetter is gwest, wie's aufbrochen sind am andern Tag auf d' Nacht. Ka Lüftl nit grührt. Grad Streifn san am Himmel gstandn wie lichte Haar hoch drobnat über die Berg. Die Stern linsn füri, und a Gschmack is hergangn aus die Wiesn und vom Wald, daß eim ganz wohl tan hat, so frisch.

‚Hexenmeister,' hat der Martl gseufzigt, 's is do schö auf dera Welt! Jetzt tats mi do reun, wann i hin werdn müßtet!'

Mei Vater nit angebn.

‚Wie eins nur so dumm sein kann', hat der Martl fortgmacht! ‚Was hab i jetzt ghabt von dera Fresserei. Grad blind worn und völli verstockt, grad als gebets nix mehr wie Haxn und Knödl!'

Mei Vater ka Wörtl.

‚Hexenmeister, was moanst, bringst mi los von densölln?'

‚Warts ab!' hat mei Vater knurrt.

Unter dem kommens in Wettersteinwald und is nit mehr weit zu der Hüttn. Da hebt a Rauschn an in die Baam.

‚Was is jetzt des?' sagt der Martl voll Wunders. ‚Geht do ka Wind?'

‚Heb di stad!' hat mei Vater brummelt, ‚tus nit beschrein. Sixt die Flitschen, die lichten, drobn in die Ast. Gar nit der wert bist es, Martl. Fürbitter sinds, dummer Bua, die tut dir bei Deandl bruntn derbetn.'

Da sind s' mäuserlstad auffi, ka Wörtl mehra gredt, daß' die Engeln nit vertreibn, und nein zu der Hüttn.

Derweil geht der Mond auf über die Berg und ausm Wettersteinloch steigt der Tuifl für, zottlet und schwar, wie wann a Büffl daherkam auf die hintern Füß. Und hinter seiner geht no einer her: lang, spear — nackter als nackt, so nackt, daß' knackt — nix als Knochen, a blanks Boanergstell vom Kopf bis auf die Füß, a Seges auf der Schulter, die hat blitz grausam scharf in der Helln vom Mond: des is am Tuifl sei saubrer Gvatter gwest, von dem er an Martl gsagt hat.

‚Gvatter Tod,' hat der Tuifl grüllt, ziecht d' Nasn auf und tut schnuppern! ‚Was is jetzt des? schmeckst es? nit sauber is da herin.'

Und der Tod hat mitm Schädl gnackelt.

‚Nit sauber!' gront er, ‚nit sauber!'

Stehn sinds bliebn und hamm umanand spekuliert, aber nix dersehn könna, soviel als' gstiert hamm. Alls stad gwest weitumadum.

‚Gehn ma!' sagt der Tuifl, i gfreu mi am Martl! des wird dir a Bissn, a fetter!'

‚A Bissn,' hat der Tod gront, ‚a fetter!'

So rumpelns alle zwoa eini in d' Hüttn. Da fangt dir der Tuifl zum Zischn an wie a glüheds Eisen im Wasser: am Tisch, siecht er, brinnt a Kerzn und am Bankl hockt mei Vater selig nebn an Martl.

Digitized by Google

‚Kennst mi?‘ sagt mei Vater, ‚jawohl, is schon a so. I bins, der Anderl! Hast du dein' Gvattern mitbracht, na werds a dem Martl vergunnt sein.‘

‚Mein ghörn tut er!‘ hat der Tuifl brüllt, ‚her mit der Seeln!‘

Der Martl weiß worn wier a Razzlkas. Aber mei Vater selig hat an Tuifl frei neingschaut in seine fuirigten Augen.

‚Überhopps tean ma nit!‘ sagt er, ‚alls nach der Furm! Zoags erst amal her die Gschrift.‘

Der Tuifl schlenzt die Schweinshaut am Tisch hin.

Mei Vater selig ziecht schön stad seine Hornbrilln für und setzt s' auf d' Nasn. ‚Sind jetzt des deine Kreuzln?‘ hat er an Martl gfragt.

‚Jo‘, sagt der Martl völli derdattert.

‚Gut, und hast dei Sach alls ghabt, wie's ausgmacht gwest is? Wo hast d' Abrechnung, Tuifl?‘

‚Nix Rechnung!‘ brüllt der Tuifl und schwingt sein' Schwanz daß es sauft in der Stubn, ‚an Hölleneid tu=r=i schwörn!‘

‚An Hölleneid schwörn!‘ gront der Tod und kleppert mit seine Boaner.

Die zottlete Bratzen hat der Tuifl aufghebt und hat si verschwört bei seine Horn und die Klau'n und bei seinem Ahndl ihrn laufigten Grind, daß mit der Rechnung sei Richtigkeit hat. Der Boden hat dohrt, die Hüttn hat kracht, und mit dem Martl is alls umadum gangn.

Endli wirds wieder stad.

‚Ja mei,‘ sagt mei Vater selig ganz trücken, ‚na is freili richtig — na werst scho dem Tuifl gebn müssn, Martl, was ihm ghört.‘

‚Schlag zu, Gvatter!‘ brüllt der Tuifl und der Tod fahrt auf mit der Seges.

‚Halt!‘ schreit mei Vater und springt auf hinterm Tisch, ‚ja was war den jetzt des! wo steht denn des gschriebn, daß der Martl sei Lebn verkaaft hat und seine Seel?‘

‚Was in dir ist, nicht von dir ist,
Das gibst du mir zu seiner Frist!‘

brüllt der Tuifl.

‚Jetzt bist eingangn, Malefizviech elendigs!‘ sagt mei Vater selig. ‚Martl, tus Packl her!‘ und legts am Tisch hin. ‚Sixt es, Tuifl, woaßt, was des is? Des is in Martl drin gwest und is do nit von ihm! Des is die Bosheit, wo er neingfressn hat mit deim Zuig! Nimms, deins ghörts und fahr ab! Und balst nit zfriedn bist, Höllteufl, — kennst des?‘ sagt mei Vater und ziecht a Kesserl mit Weichbrunn für.

Und da fangts zum Rauschn an a scho rings um die Hüttn, und a Gsang geht hell auf von lauter himmlischen Stimmn.

Aufgheult hat der Höllteufl, seine Horn hat er packt mit die Bratzen, wie wann ers wegbrechen wollt, und naus zum Rauchfang mit Rumpeln und Pumpeln und sei Gvatter hintnach samt der Seges mit Scheppern und Kleppern.

Jetzt is die Hüttn sauber gwest.

‚Hexenmeister,‘ sagt der Martl, ‚des wann i dir vergiß — koa Hund soll mehra a Bröckl nehm von mir!‘

Und sei Wort hat er ghaltn. Ihre Kinderl no hamm sie's g'lernt, der Martl und 's Nannale: von weitem scho hamms ihre Hüt nuntertan, bals' mein' Vatern dersehn hamm, und hin zu ihm und die Patscherln gebn.

„Jo,“ sagt der Hexenmeisterwastl, „a so is gwest mitm Sennmartl und'm Tuifl. Und jetzt sag i vergelts Gott, Bauer. Pfüat enk beieinand. Spat is worn. Und mei Gschäft, des geht an, bal die Leut in die Better verschliefn.“

Leopold Weber.

Digitized by Google

Gerechtigkeit.

Im Maiheft der Süddeutschen Monatshefte von 1919 (S. 168, Anm. 1) habe ich gegen den Direktor der Ny Carlsberg-Glyptothek in Kopenhagen, Herrn Dr. Fr. Poulsen, die Beschuldigung erhoben, daß er Bédiers Anklageschrift Les crimes allemands d'après les témoignages allemands seinen Landsleuten empfohlen, „dann aber stillgeschwiegen habe, als kritischere Dänen Bédier entlarvten. Poulsen habe mir damals geschrieben, er sehe seinen Irrtum ein, aber ihn öffentlich zu widerrufen, gleiche einer captatio benevolentiae; es könne ihm auch füglich gleich sein, ob man ihn in Deutschland boykottiere, da er von der deutschen Wissenschaft alle Förderung erhalten habe, die er brauche". Herr Poulsen erhebt Einspruch gegen diese Äußerungen und leugnet, mir je einen solchen Brief geschrieben zu haben. Leider kann ich ihn nicht vorlegen, da alle meine Bücher und Papiere seit unserer Vertreibung durch die Entente im November 1916 in Athen liegen. Aber an der Existenz dieses Briefes und an seinem allgemeinen Tenor halte ich fest, da mir die Entrüstung über ihn ganz klar im Gedächtnis haftet. In einem wichtigen Punkte indessen habe ich ihn falsch verstanden und gestehe das selbstverständlich mit dem Ausdruck des lebhaften Bedauerns ein. Poulsen hatte nicht „seinen Irrtum", sondern bloß einzelne Irrtümer Bédiers erkannt, auf die besonders einzugehen ihm wie eine captatio benevolentiae Deutschland gegenüber erschienen wäre. Daß er in der Hauptsache seine Meinung nicht geändert habe, bewies seine Empfehlung von Bédiers zweiter Broschüre (Comment l'Allemagne essaye de justifier ses crimes, Paris 1915) und seine Angriffe gegen den dänischen Professor K. Larsen, der Bédiers Schrift kritisch analysiert hat (Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten, Berlin, Reiß 1915). Es tut mir außerordentlich leid, Poulsen in diesem Punkte zu Unrecht beschuldigt zu haben. Da ich die ungemein gründliche und kritische archäologische Arbeit dieses Gelehrten, dessen wichtigste Werke in Deutschland erschienen sind, seit Jahren kenne, konnte ich freilich nicht glauben, daß er nach eingehender Prüfung der ruhig und vornehm vorgetragenen Einwände Larsens (vgl. auch M. Kuttner, Deutsche Verbrechen? Bielefeld-Leipzig 1915) nur ein paar für die Hauptsache belanglose Irrtümer bei Bédier entdeckt habe. Ich habe diese ganze Schriftenreihe von Neuem genau durchgearbeitet, vor allem Bédiers Replik, die ich noch nicht kannte, und bin immer wieder zu dem Ergebnis gehässiger Entstellung gekommen, vor allem der vollkommenen Entstellung der Sinnesart der deutschen Soldaten und Offiziere; fast durchweg bekunden sie, sogar in diesen mit feindseliger Sorgfalt ausgewählten Aufzeichnungen, Mitgefühl und Grauen beim Anblick der Härten des Krieges, also gerade das Gegenteil der âme effrénée, inférieure, die ihnen Bédier vorwirft. Kein Mensch leugnet, daß sich in allen Heeren grausame und gemeine Menschen scheußlich auswirken. Aber sogar in den erbitterten Streitschriften Bédiers kommen die Deutschen immer noch weit besser weg, als etwa die Franzosen nach Ausweis ihrer Kriegstagebücher (z. B. Kuttner, S. 23 ff.) oder die Engländer nach dem Zeugnis des bekannten Schriftstellers Stephen Graham (a Private in the Guards, London 1919; vgl. Münch. N. Nachr. 21. 9. 1920). Freilich muß man nicht nur Bédiers Darstellung oder Entstellung folgen, sondern die Quellen unparteiisch prüfen. Poulsens sonst so scharfen Blick hat hier eben der Haß getrübt, wie er aus seinem ersten Aufsatz über Bédier (in der Zeitung Köbenhaven vom 18. 2. 1915, Nr. 49) spricht; hat er doch darin zum Beweise deutscher Greuel im Kriege von 1870 — faute de mieux — auf ein philosophisches Drama von Renan zurückgegriffen und mit Behagen aus dem Tagebuch der Goncourt eine skatologische Anekdote über Kaiser Wilhelm I. ausgegraben.

Digitized by Google

Es liegt mir fern, von einem ausländischen Gelehrten, der in Deutschland Anregung und Förderung empfangen hat, Dankbarkeit oder Liebe zu fordern: durch wertvolle wissenschaftliche Leistungen wird eine solche Dankesschuld reichlich beglichen. Aber eines dürfen wir fordern: Gerechtigkeit; und daß manche „neutrale" Gelehrte, die wir vor dem Kriege für Freunde hielten, sie uns versagen, indem sie nur den Anklagen unserer Feinde, nicht unseren Äußerungen glauben, das sollten wir erkennen und die Folgerungen daraus ziehen.

Es ist offenbar sehr schwer, gerecht zu sein. Daß man es aber sein kann, sogar als Feind, dafür hat der Krieg erhebende Beweise gebracht. Einer der schönsten scheint mir das Buch von Harold Picton, The Better Germany in War-Time (London 1919, aber schon im September 1918, also mitten im Kriege, abgeschlossen), das weiteste Verbreitung verdient. Sucht es doch in einem Geiste vornehmster Gerechtigkeit und Billigkeit die Wahrheit zu ergründen. Und diese Wahrheit ist für uns um so günstiger, als sich Picton ausschließlich auf englische, französische und neutrale Zeugnisse stützt, vor allem auf die in amtlichen englischen Weiß- und Blaubüchern publizierten Berichte amerikanischer Vertreter in Deutschland.

Das erste Kapitel behandelt die Militärgefangenen: es umfaßt Briefe von Gefangenen und sehr zahlreiche eingehende amerikanische Berichte über die verschiedensten Lager, fast alle günstigen Inhalts. S. 11 f. (Göttingen): „Oberst Bogen hat alles Mögliche getan, dies zu einem Musterlager zu machen." S. 13 ff. werden die wunderschönen Badeanlagen des vortrefflichen Lagers von Crefeld gelobt; S. 18 betont, daß in Berichten über 15 Lager aus dem Frühjahr 1915 13 als gut oder sehr gut, nur zwei (Züder, Zollhaus und Wahn) als ungenügend, aber auch nicht geradezu übel erscheinen. S. 20 (Mainz): „Ausnahmslos sprachen die englischen Offiziere in den höchsten Ausdrücken von ihrem Kommandanten, seiner Güte und Höflichkeit, und sie sagten, daß sie alle Vorrechte erhielten, die ihnen in Anbetracht ihrer Lage gewährt werden könnten." S. 23 (Friedberg): „Die Offizierszimmer übertreffen bei weitem alle Anforderungen an Unterkunft und Ausstattung . . . die Speisezimmer würden einem Klub oder einem Hotel ersten Ranges Ehre machen." Das Lager von Güstrow, über das in England Mordgeschichten umliefen, ist "as nearly ideal as it is possible" (S. 53 f.). Mehrfach erhalten Gefangene Urlaub, um ihre Familien in Deutschland zu besuchen (S. 57). In Spandau lebt nur ein englischer Offizier; er klagt dem amerikanischen Gesandten Jackson über seine Einsamkeit „Als ich darüber (mit den Lagerbehörden) sprach, wurde mir gesagt, man werde sich bemühen, ihn von Zeit zu Zeit durch englischsprechende deutsche Offiziere besuchen zu lassen" (S. 52). In den allgemeinen Bemerkungen des Amerikaners Dr. Ohnesorg, des medizinischen Beraters der amerikanischen Botschaft in Berlin, wird die Ernährung als ausreichend bezeichnet, trotz der mehrfach betonten steigenden Not in Deutschland, ferner die vortreffliche Behandlung in den Lazaretten gerühmt und festgestellt, daß die Landarbeit der Gefangenen durchaus freiwillig erfolge (vgl. den Bericht des amerikanischen Konsuls in Hamburg, Morgan, u. a., S. 47 ff., aus dem Jahre 1916).

Auch über die Zivilinternierten (Kap. II, S. 75 ff.) weiß Picton Gutes zu berichten. Er hat m. W. zum erstenmal in England aktenmäßig festgestellt, daß England mit der harten Maßregel des Internierens vorangegangen, Deutschland ihm zögernd und wider Willen gefolgt ist. Wichtig und traurig ist es zu lesen, wie gefährlich es in England war, von guter Behandlung durch die Deutschen zu erzählen. „I should be ruined", erklärt ein Heimgekehrter (S. 108); und Lord Newton, der sich um den Austausch der Gefangenen im Verein mit General Friedrich und dem Gesandten von Hindenburg große Verdienste erworben hat,

Digitized by Google

sagte am 22. Februar 1917 im House of Lords „Wie jeder, der wagt, die Tatsachen festzustellen, werde er zweifellos beschuldigt werden, pro-deutsch zu sein, aber sicherlich hätten sich die Bedingungen in Ruhleben (dem großen Interniertenlager bei Berlin) kürzlich sehr gebessert" (S. 105). Der edlen Weihnachtsbotschaft, die der (seither verstorbene) Kommandant von Knockaloe, Oberst Panzera, an seine deutschen Internierten richtete, fügt Picton die Bemerkung bei: „es hätte seiner Stellung schaden können, diese schöne schlichte Botschaft bei seinen Lebzeiten zu zitieren" (S. 116 f.) [1]).

Eine besondere Rolle spielt in diesem Buche der ehemalige amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard. In seinen „Memoiren" (My Four Years in Germany) Deutsch unter dem Titel: Memoiren des Botschafters Gerard, im Entente-Verlag von Payot in Lausanne, 1919 schildert er mit berechtigtem Stolze sehr ausführlich seine und seiner Mitarbeiter unermüdlichen Bemühungen um die englischen Gefangenen und Internierten in Deutschland (S. 144 ff.) [2]). Dabei spricht er immer wieder voller Empörung von den Entbehrungen, Leiden und Mißhandlungen, denen seine Schützlinge ausgesetzt gewesen seien, freilich ohne Einzelheiten zu geben. Diese Zurückhaltung hat gute Gründe. Denn die Berichte nicht nur der anderen Amerikaner, sondern auch des biederen Gerard selbst, lauteten vor Amerikas Eintritt in den Krieg wesentlich anders. Hier nur ein paar Proben aus den bei Picton abgedruckten amtlichen britischen Publikationen: „Die Ernährungsfrage ist natürlich eine schwierige in einem Lande, wo die ganze Bevölkerung rationiert ist. Die meisten Gerüchte, die in England, umlaufen sind unbegründet oder stark übertrieben . . . Kein britischer Gefangener braucht in Deutschland Kleider . . . und ich habe eben erfahren, daß britische Gefangene in Zossen, denen wir Kleider, Schuhe usw. geschickt haben, diese Gegenstände den französischen Gefangenen verkauft haben und eine zweite Lieferung erbitten" (S. 23). „Obwohl die britischen Offiziere in Torgau sagen, daß sie Nachrichten über Hunger und Mißhandlung englischer Soldaten in anderen Gefangenenlagern erfahren haben, hat die Botschaft keinen Grund zu glauben, daß dem so sei" (S. 25). „Es wird allgemein zugegeben, daß die Zustände in den Lagern sich ständig bessern, und es kann keinen Nutzen bringen, Klagen nachzugehen, die auf Nachrichten von angeblich vor mehreren Monaten bestehenden Bedingungen beruhen" (S. 45). „Die deutschen Militärbehörden [die Gerard in seinem Buch nicht genug tadeln kann!] . . . zeigen das Bestreben, die britischen Gefangenen so günstig wie nur möglich zu behandeln" (S. 47). Von Ruhleben, über das er drei Jahre später in bitteren Worten klagt, schreibt Gerard am 8. 6. 1915: „Die Pflichttreue und stete Güte aller Lagerbehörden ist wunderbar und

[1]) In Deutschland haben die leitenden Stellen Berichte über schlechte Behandlung unserer Gefangenen in Feindesland tunlichst unterdrückt, und im Publikum sagte man, wenn davon die Rede war, vielfach: „Es wird so schlimm nicht sein", oder: „Wir treiben es wohl auch nicht besser!" — [2]) Ohne es zu wollen, zeigt Gerard auch, wie wenig die amerikanischen Vertreter für Gefangene taten, wenn sie nicht wollten. Sein Kapitel „Was wir für die Deutschen taten" (S. 265 ff.) ist ganze 4½ Seiten lang. Davon entfallen 1½ auf Gerards Demarchen in dem bekannten, für die Franzosen schmachvollen Falle der Patrouille Schierstädt, 1½ auf die Bemühungen des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin und des Prinzen Max von Baden, 1½ auf die Organisation zugunsten unserer Gefangenen auf der amerikanischen Botschaft und angebliche Mißhandlungen feindlicher Gefangener in Deutschland (!). Was bleibt — ± 0 — entspricht ungefähr dem was die amerikanischen Vertreter in den Ententestaaten getan haben, um die namenlosen Leiden der Deutschen zu lindern, deren Schutz sie amtlich übernommen hatten. Nicht umsonst antwortete die amerikanische Botschaft, als sie zum Schutze der vom Pöbel angegriffenen Deutschen angerufen wurde: „Wir haben Weisung, deutsche Interessen nur milde (in a mild way) zu beschützen."

Digitized by Google

die Beziehungen unserer Botschaft zu ihnen sind stets die angenehmsten gewesen. Man kann sich keine besseren Lagerkommandanten vorstellen als Graf Schwerin und Baron Taube" (S. 93). Und Klagen der Ruhlebener fertigt er auf das Ironischeste ab, unter Aufzählung aller Vorzüge, die sie dort genießen (S. 100).

Doch kehren wir von diesem Biedermann zu Picton zurück. Kap. III schildert die Behandlung von Gefangenen in früheren Kriegen, V die rühmliche Liebesarbeit, die in Deutschland wie in England für feindliche Gefangene geleistet wurde, VI (What the Germans may be) bringt wichtige Zeugnisse zugunsten der Haltung deutscher Soldaten und Zivilisten gegenüber dem Feinde. Zwei Zeugen sind hier besonders wertvoll: 1. die englische Ärztin Dr. Ella Scarlett-Synge, Tochter Lord Abingers, die durch ihre Erfahrungen in Serbien und dann in Deutschland (wo sie zahlreiche Lager besuchte) von heftiger Feindschaft gegen uns zu Sympathie und Bewunderung bekehrt wurde (S. 149 ff, besonders 152: „Es gab [in Serbien, wo Dr. Scarlett-Synge arbeitete] absolut keine Zerstörung, und die [deutschen] Soldaten waren peinlich ehrlich ... wenn die Hauseigentümer vorhanden waren, durften die Soldaten keinen einzigen Gegenstand berühren"); 2. eine furchtlose und hochherzige französische Dame, Mme F. L. Cyon, Gattin eines Journalisten, welche als Krankenschwester die deutsche Besetzung in Lille erlebte und auf das Gerechteste und Günstigste schildert, obwohl ihr alter Vater 28 Tage lang in Maubeuge gefangen saß (S. 153 ff., 255 ff.).

Auch den guten Ton der während des Krieges erschienenen deutschen Schulbücher, die Vaterlandsliebe stärkten ohne Haß zu schüren, hebt Picton hervor (S. 171 f.); er lobt die freundliche Behandlung feindlicher Ausländer durch die Deutschen und faßt sein Urteil über unser Heer zusammen in einem Zitat aus dem Buche des Obersten F. N. Maude, War and the World's Life (S. 11): „Ich will nicht sagen, daß das Leben in der preußischen Armee jemals ein ideales war, aber das behaupte ich aus persönlicher Kenntnis, daß im Verhältnis zur jeweiligen Kulturstufe die Behandlung des preußischen Soldaten seit 1815 jederzeit eine humanere war als in irgendeinem anderen Heere. Die Tatsache wird bewiesen durch den sehr hohen Stand der Disziplin und die außerordentlich geringe Zahl von Militärverbrechen, welche die preußische Armee so lange ausgezeichnet haben."

Wir legen Harold Pictons Buch mit dem warmen und schönen Gefühl bei Seite, daß freier Mut, gerechter Sinn und edle Menschlichkeit erwecken — in unserer Zeit bietet sich dazu leider nur zu selten Gelegenheit! — und hoffen, daß es bald auch deutschen Lesern zugänglich werde. Von Monat zu Monat mehren sich die Stimmen der Gerechtigkeit in Feindesland; allmählich werden sie sich durch alle Stürme des Hasses hörbar machen.

Georg Karo.

Deutsche Einheitsstenographie.

Der Umstand, daß in Deutschland verschiedene Stenographiesysteme im praktischen Gebrauch sind, hat schon zu sehr schweren Nachteilen und Unzulänglichkeiten geführt. Wenn in Süddeutschland, Sachsen und Österreich hauptsächlich nach Gabelsberger stenographiert wird, so sind dafür in Norddeutschland die Systeme von Stolze, Ahrend, Stolze-Schrey und einige wenige andere im Gebrauch. Norddeutschland ist mit der Ausmerzung des Untauglichen in dem Sinne vorangegangen, daß es gelungen ist, den älteren, schwer erlernbaren und unpraktischeren Systemen neuere, einfachere und praktischere entgegenzusetzen, von denen besonders das von Stolze-Schrey jährlich an Boden gewinnt. In Süddeutschland, Sachsen und Österreich aber hält man noch an Gabelsberger fest. Sehr zum Schaden der Sache. Die Stenographie ist nämlich eine Schrift — man muß ja leider Wahr-

Digitized by Google

hetten, die schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen, von Zeit zu Zeit wieder in menschlicher Sprache wiederholen — und wenn also im Norden und im Süden verschiedene Schriftsysteme im Gebrauch sind, so schadet dies unendlich viel in praktischer Beziehung, beeinträchtigt die Einheit deutschen Kulturlebens in einer Sphäre, wo „berechtigte Stammeseigenheiten, historische Entwicklung" u. dgl. absolut nichts zu bedeuten haben. Es ist glatter Unsinn, wenn jemand, der in Stolze-Schrey beliebig Gutes leistet, in Bayern nicht als Parlaments-Stenograph angestellt werden kann, bloß weil er nicht Gabelsbergerianer ist. Und andrerseits ist es ebenso glatter Unsinn, wenn z. B. ein bayerischer Kaufmann im Norden schwer unterkommt, weil er Gabelsberger schreibt.

Das ist nun eine alte Geschichte und doch ist sie immer noch neu. Neu in dem Sinne, daß das Bestreben, diesen Unmöglichkeiten ein Ende zu machen, bis heute fortdauert, ohne zu einem greifbaren Resultate zu führen. Ich meine das, was man den Kampf um das deutsche Einheitssystem nennen kann, der sich nach Lage der Dinge heutzutage hauptsächlich zu einer Rivalität zwischen Stolze-Schrey und Gabelsberger gestaltet hat. Man hat schon mehrmals Anläufe genommen zur Schaffung einer Einheitsstenographie, man ist aber zu keiner Lösung gekommen, weil es von seiten der einen Partei entweder an gutem Willen oder an Verständnis fehlt. Vielleicht hat auch die andere gesündigt; das soll hier aber nicht untersucht werden, weil es sich nicht um Parteipolitik, sondern um die Sache handelt.

Und diese Sache liegt ganz einfach: wir brauchen eine einheitliche deutsche Stenographie, genau so, wie wir schon seit langem eine einheitliche Druck- und Kursivschrift haben. Das einmal zugegeben, kann es sich für uns nur noch um die Frage handeln, soll diese Einheitsstenographie neu geschaffen werden oder soll sie eine der schon bestehenden sein und wenn dies letztere bejaht wird, welche? Wenn wir von der ersten Möglichkeit absehen, — für die ich persönlich eintreten würde, was ich aber in Hinsicht auf die allgemeine Lage gerne unterlasse — so gibt uns für die Beantwortung der zweiten Frage wieder eine Binsenwahrheit den nötigen Fingerzeig, daß das Bessere der Feind des Guten ist. Noch mehr: das Bessere ist der Feind des Schlechten.

Schlecht aber ist Gabelsberger. Damit will ich gegen den ersten Schöpfer einer deutschen Stenographie nichts Ehrenrühriges gesagt, sondern nur die Gabelsbergersche Stenographie charakterisiert haben. Ihr Schöpfer hat sich die denkbarste Mühe gegeben, er hat sein ganzes arbeitsreiches Leben auf die Ausarbeitung und Verbesserung seines Systems verwendet, er hat geniale Einfälle gehabt und doch hält seine Schöpfung eine sachlich strengere Kritik nicht aus. Das ganze Unglück kommt von seinen Schriftzeichen. Die haben ihn zu Kniffen und Kunstgriffen, und Mätzchen und Regeln und Ausnahmen zu diesen Regeln und wiederum zu Ausnahmen von den Ausnahmen gezwungen, daß das ganze System ein höchst verzwicktes, unglückseliges, schiefes Gebäude darstellt, in dem es an Fenstern und Türen fehlt, und wo man sich auf Schritt und Tritt den Fuß brechen kann. Das man außerdem nicht reparieren kann, weil gerade die reparaturbedürftigen Teile die Stütze des ganzen Gebäudes sind — zieht man sie heraus, so stürzt das Ganze ein. Ich habe die ganze Sache absichtlich deswegen durch das Bild von einem Haus erklärt, weil ich hier keinen Stenographiekursus abhalten, d. h. keine konkreten Beispiele geben kann und auch Außenstehende auf das aufmerksam machen wollte, was an dem System mangelhaft ist. Das konnte am besten bildlich geschehen. Wenn man an Gabelsbergers Stenographie das Kriterium jeder genialen Schöpfung anlegt, daß mit den einfachsten Mitteln der höchste Nutzeffekt erreicht wird, so schneidet sie sehr schlecht ab. Das mußte bei aller Pietät für Gabelsberger entschieden einmal gesagt werden. Sein System ist veraltet und nicht mehr zeit-

Digitized by Google

gemäß, genau so wie die Postkutsche, das Talglicht und anderes. Es kann kein Fremdwort schreiben, es braucht dicke Wörterbücher für „schwierig zu schreibende Wörter", es hat sich trotz aller aufgewendeten Mühe und allen Scharfsinns nicht reformieren und verbessern lassen, es braucht Jahre bis man es notdürftig nicht kann. Es ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

Die Anhänger des Systems wissen das alles ganz genau — ich meine natürlich die denkenden darunter und nicht den großen Haufen der mitläuft. Sie wissen, daß noch keine 10 Prozent es ordentlich können, daß es infolgedessen nicht die Verbreitung im täglichen Leben hat, die ein gutes System verdienen würde, daß nutzlos unendlich viel kostbare Zeit damit verbraucht wird, daß es nicht reformierbar ist und trotzdem sehen sie in ihm die zukünftige Einheitsstenographie.

Sind wir noch reich genug um Zeit und Geld mit solchen Dingen verschleudern zu können oder sollten wir nicht endlich die ganze Frage Leuten anvertrauen, die keine Parteigänger sind, die nur das Interesse an der Sache ohne Rücksicht auf Bestehendes im Auge haben? Man frage doch endlich an, aber nicht bei Leuten die bloß Gabelsberger oder die bloß Stolze-Schrey können, sondern bei Leuten die beide Systeme gelernt und durchgearbeitet haben, praktisch können und in den Bau der Systeme wirklich eingedrungen sind. Ihre Antwort wird nicht zweifelhaft sein.

München. Adolf Dirr.

Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich.

„Humanabitur Deus, humanitas iungetur Divinitati." Aus der Vorstellung von der Einheit aller Christen, von dem Wesen der Kirche als über die Generationen sich fortpflanzender Heilsanstalt und in wundervoller Ausgestaltung der Lehre vom Falle des Menschen und seiner Wiedergeburt in Christus haben die großen deutschen Mystiker des 12. und 13. Jahrhunderts den Gesamtverlauf der menschlichen Geschichte von der Erschaffung Adams über Christus hin bis zur Ankunft des Weltenrichters als einen einzigen, in sich geschlossenen Vorgang, als eine beständige Entwicklung begriffen. Die Jahrtausende bis zu Christi Geburt galten ihnen für die Zeit der Vorbereitung, da Gott der gefallenen Menschheit allmählig sich wieder nahte, durch Propheten und Sibyllen sich ihr kundtat und sie mit steigender Erwartung erfüllte. „Deus humanabitur." Nachdem aber durch Gottes Menschwerdung das Ebenbild Gottes im Menschen erneuert worden war, folgten die Jahrtausende, in denen das in seiner ursprünglichen Kraft wieder hergestellte menschliche Geschlecht, von der christlichen Theologie und Philosophie geführt, von der Kirche getragen und erhoben, in seiner Gesamtkultur der Gottheit immer enger sich verbindet. „Humanitas iungetur Divinitati."

Der Protestantismus wußte mit dieser großartigen Geschichtsanschauung nichts mehr anzufangen, weil ihm ihre Voraussetzung, die Vorstellung der Kirche, der organischen Einheit aller Christen, ihrer leiblich geistigen Gemeinschaft von Geschlecht zu Geschlecht abhanden gekommen war. Er stellte das Individuum unmittelbar Gott gegenüber. Aber gewaltige Ideen, einmal erzeugt, leben fort. So war auch der von den Mystikern ausgestaltete Gedanke einer beständigen Entwicklung der Menschheit dem Ziele der Gottesnähe und der Ebenbildlichkeit Gottes entgegen, damit nicht abgetan, daß der Protestantismus kein Organ hatte, sie zu begreifen. Sie wirkte weiter, wenn auch vorerst nur in Schlupfwinkeln. So begegnen wir ihr denn, kaum noch kenntlich, in den chiliastischen Lehren einzelner protestantischer Kreise des 17. und 18. Jahrhunderts wieder. Unfähig eine stete Aufwärtsbewegung des menschlichen Geschlechtes von seiner Wiedergeburt an an-

Digitized by Google

zunehmen, klammerten sich jene Kreise an den Glauben, daß durch die Wiederkunft Christi als Weltenrichter gleichsam revolutionär mit einem Schlage am Ende der Tage noch die letzte und höchste Stufe der Entwicklung, von der die Mystiker gesprochen hatten, als tausendjähriges Reich Wirklichkeit werden würde. Abwegige Ideengänge des Mittelalters, joachimitische Vorstellungen leisteten über die täuferische Bewegung hinweg bei der Ausbildung dieses protestantischen Chiliasmus, dieses Hilfsbaus für die in ihrer Ganzheit nicht mehr faßbare christliche Entwicklungsvorstellung Geburtshilfe.

Es gehört nun zu den bemerkenswertesten Beobachtungen der jüngsten Zeit, daß wieder Zusammenhänge zwischen diesem Chiliasmus über Lessing und Fichte hinweg zu Hegel und Marx bestehen. Besonders eindringlich und systematisch hat sich ihnen Fritz Gerlich gewidmet und sie auch kürzlich in vorläufiger Fassung in einem bei H. Bruckmann-München erschienenen Buche „Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich" niedergelegt. Gerlich schildert erst aus den Schriften der führenden russischen Bolschewisten und ihrer deutschen Gesinnungsgenossen, wie deutlich sich der Marxismus als Erlösungsreligion empfindet, die sich gar nicht durch bestimmte Leistungen hinieden zu bewähren braucht, sondern die als Botschaft und als Verheißung wirkt. Sie hat ihr Erlösungswerk und erlebt ihr Pfingstwunder; sie verspricht, die gesamte Menschheit durch das Proletariat zu dem leidensloſen Zustande eines tausendjährigen Reiches irdischer Glückseligkeit zu bringen. Schwärmerische Vorstellungen wirken auch hier mit. Nach dieser Feststellung sucht Gerlich die Zwischenglieder zwischen dem Marxistischen Chiliasmus und dem Chiliasmus der protestantischen Gemeinden nachzuweisen. Über den Chiliasmus rückwärts bis auf die Mystik greift er nicht zurück. Vielleicht aber würde seine abschließende Untersuchung erst durch ihre Einbeziehung vollends fruchtbar werden. Es ist nämlich vom größten Interesse zu sehen, wie der chiliastischen Vorstellung von einem plötzlichen und gewaltsamen Eintritt des Reiches der Glückseligkeit sich sofort wieder mit Lessing, d. h. unmittelbar nach der Überwindung der dogmatisch gebundenen protestantischen Anschauung, die mittelalterlich katholische einer fortschreitenden Entwicklung unterschiebt und sich bis zu Hegel aufs neue ausgestaltet. Erst mit dem Juden Marx erfolgt, durch seine materialistische Geschichtsauffassung bedingt, ein abermaliger Rückfall in den Individualismus und damit auch in den Chiliasmus. Noch bei seinem Vorläufer Weitling hat die Vorstellung von einer einheitlichen Gesellschaft das Übergewicht über die sich wieder meldende chiliastische Vorstellung. Die neue Entwicklungslehre aber ist auch in ihrer reifsten Formulierung durch Hegel unsicher und unklar geblieben. Ihrer Herkunft unbewußt, weiß sie sich nicht darüber Rechenschaft zu geben, worin der Fortschritt der Menschheit besteht und wohin er schließlich führt. Sie setzt an die Stelle der die Menschen in sich bergenden einen und ewigen Heilsanstalt der Kirche den sie zusammenzwingenden und doch nie alle erfassenden, vielfältigen und veränderlichen Staat. Sie sucht das Wesen des Fortschritts in der zunehmenden Freiheit, aber was Freiheit ist, vermag sie wiederum nicht mehr schlüssig zu bestimmen, weil sie sich nicht an der kirchlichen Vorstellung von der Freiheit orientiert. Wie ganz anders ihrer selbst gewiß und zielsicher war doch die Entwicklungslehre der kirchlichen Mystiker gewesen. Es klingt paradox; aber der Gedanke ist unmöglich von der Hand zu weisen, daß es sich auch bei der Lessing-Fichte-Hegelschen Entwicklungslehre nur wieder um eine neue Zuflucht der gewaltigen mittelalterlichen Idee vom Sinne aller Geschichte handelt. Ideen brauchen, um fortzuleben, einen Ausdruck. In sich unveränderlich, wechseln sie ihren Ausdruck wie ein Kleid mit den Zeitaltern, weil mit diesen die Denkgewohnheiten der Menschen, ihr Vorstellungsvermögen wechselt. Es scheint gewiß

Digitized by Google

ein weiter Sprung von der kirchlichen Gedankenwelt des Mittelalters bis zur Gedankenwelt des heutigen Bolschewismus. Um so packender ist es, durch die treffliche Untersuchung Gerlichs plötzlich Felsvorsprünge auftauchen zu sehen, die einen geologischen Zusammenhang zwischen der Schichtung beider vermuten lassen.

Noch eine weitere Gedankenverbindung von mehr als gewöhnlichem Reize bringt uns Gerlich nahe. Wenn seine Ergebnisse zutreffen, so sind die Ideenströme, die zurzeit so tief vom osteuropäischen Slawentum herüber auf unsere Arbeiterschaft, aber auch auf einen erheblichen Teil unserer Intellektuellen einwirken, deutschen Ursprunges. Unmittelbar wären sie aus dem deutschen Geistesleben des 18. Jahrhunderts und mittelbar aus der deutschen Mystik des 12. und 13. Jahrhunderts entsprungen. Im letzten Kriegsjahre habe ich in den „Süddeutschen Monatsheften" darzutun versucht, daß es mit dem Staatsideal, das uns damals von Amerika her aufgedrängt wurde und als amerikanisches Erzeugnis ebenfalls Anhänger in Masse bei uns fand, dem Ideal eines sich auf das Recht begründenden und nach einer überstaatlichen Gemeinschaft, dem Völkerbunde hin sich orientierenden staatlichen Lebens eine ganz ähnliche Bewandtnis hat. Auch dieser Ideenkreis ist ursprünglich aus dem deutschen Mittelalter hervorgewachsen und dann durch die deutschen Dichter und Denker des ausgehenden 18. Jahrhunderts und der Romantik erneuert und den Völkern der Gegenwart zugeleitet worden. Vermutlich rührt daher die besondere Empfänglichkeit unseres Volkes für die eine wie für die andere Vorstellung. Aber für beide ist daraufhin nur um so mehr zu beklagen, daß sie unseren Massen heute in einer entarteten Form, umgebogen und verfälscht durch das Amerikanertum und das internationale Judentum, dargeboten werden und sie tief beirren. Sollte es nicht möglich sein durch Herstellung beider Vorstellungen in ihrer Reinheit sie auch wieder zu einer Quelle des Segens für unser Volk werden zu lassen?

Martin Spahn.

Neue Bücher.

„Ehrengabe deutscher Wissenschaft" ist der Titel eines über 800 Seiten starken Bandes, der Johann Georg Herzog zu Sachsen gewidmet und bei Herder & Co., Freiburg erschienen ist. Die fünf Abteilungen umfassen weite Gebiete der Geisteswissenschaften und ihre Beiträge weisen die ersten Namen auf. Der Episkopat stellt sich an die Spitze der Glückwünschenden mit Hirtenbriefen, unter denen der des Münchner Erzbischofs Faulhaber über Protoevangelium und Weltgeschichte dem Umfange wie der Bedeutung nach wohl die erste Stelle einnimmt. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier alle Beiträge zu nennen; nur auf diejenigen sei ausdrücklich hingewiesen, die für den weiteren Leserkreis der Gebildeten in erster Linie in Frage kommen. Dahin gehören aus der ersten Abteilung der Aufsatz von Geh. Rat Baumgartner-Breslau über Kant und die Gottesbeweise, und der von Prälat Zahn-Würzburg über Taulers Mystik. Ein Muster jener vertieften Betrachtung der kirchlichen Liturgie, wie sie im Kreise der „ecclesia orans" gepflegt wird, ist der Beitrag des Abtes Ildefons Heerwegen von Maria Laach über „Das Königtum Christi in der Liturgie". Geschichtlich und ethnologisch wertvoll sind die Missionsbeiträge: Über die religiösen Vorstellungen der Süd-Kameruner, über die Heidenmission des Ostens (Mongolei, China, Persien, Turkestan, Vorderindien) im Spätmittelalter, und — ein Kapitel, das man heute nur mit bitteren Empfindungen liest — über die großartige Organisation des katholischen deutschen Missionswerks unter den Hohenzollernkaisern. Liturgische Einzelforschungen (über koptische Altartafeln und Weihrauch, antiochenischen Evangelienbuchschmuck) leiten über zur zweiten, umfangreichsten Abteilung: Kunst. Kein Geringerer als Josef

Digitized by Google

Wilpert schreibt über Eucharistische Malereien einer alexandrinischen Katakombe. Man denkt unwillkürlich an Spengler und den Untergang ganzer Kulturen, wenn man den Aufsatz „Durch die Libysche Wüste zur Großen Oase" von Karge-Münster liest. Ein immenses Material verarbeitet Sauer-Freiburg: Die spätmittelalterlichen Kreuzigungsdarstellungen. Nicht nur tief in Michelangelo-Probleme führt der Beitrag von Neuß-Bonn: Michelangelos Schönheitsideal, sondern auch in grundsätzliche Fragen der Kunstwissenschaft. Eine Nebenfrucht seines großen Papstwerks ist Ludwig Pastors „Kapelle Sixtus V. bei S. Maria Maggiore". Beherzigenswert für die Erziehung des Klerus sind die Ausführungen von Architekt Witte-Dresden über Diözesan-Museen usw. In das besondere Interessen- und Arbeitsgebiet des Herzogs führt Heuslers Beitrag über Braine-le Chateau in Brabant. Der Beitrag Pfarrer Hadelts über Dante-Zeichnungen der Dresdener Sekundogeniturbibliothek leitet über zur Abteilung Literatur. Über Dantes Stellung zum Adel und zur Religion äußert sich Geh. Rat Dyroff-Bonn; über Erlebnis und Allegorie bei Dante Prof. Krebs-Freiburg. Abteilung IV ist der Geschichte gewidmet; wir nennen daraus den anregenden Aufsatz über Lebensweisheit Basilius des Großen, von Wittig-Breslau. P. Grisar weist den bekannten Locky-Brief über Luther als Musiker endgültig als apokryph nach. Mit Interesse wird man die von Spahn veröffentlichten Jugendbriefe Georgs von Hertling lesen. Eine Stelle daraus ist zu bezeichnend, als daß wir sie übergehen könnten: „... wir haben lernen müssen, daß nicht Hoffnungen und Träume, sondern der angespannte Wille und die energische Tat die Faktoren sind, mit denen in der Politik gerechnet wird, daß Wünsche, berechtigt oder unberechtigt, Theorien mit oder ohne Basis verstummen müssen vor dem höhnenden Triumphgeschrei des Siegers und dem unterdrückten Wutgeschrei des Besiegten, daß nicht Sympathien und historische Erinnerungen den Ausschlag geben, sondern die Kunst, die Interessen zu fesseln." Die Ergänzungen, die diese Briefe zu den Erinnerungen des Grafen bieten, sind sehr wertvoll; man gewinnt daraus das Bild eines wahrhaft vornehmen Jünglings, der zugleich ein wundervoller Freund sein konnte. Von programmatischer Wichtigkeit ist der Aufsatz von Rademacher-Bonn: Die wissenschaftlichen Aufgaben des Katholizismus und die Görres-Gesellschaft, aus dem ganze Seiten zu zitieren wir uns aus Mangel an Raum ungerne versagen. Pater Wasmanns Beitrag „Ideale Naturauffassung einst und jetzt" ist von einer Bedeutsamkeit, die den Wunsch nahelegt, ihn möglichst bald durch Sonderdruck zur Klärung der Geister weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Ein liebliches Idyll schließt den Band harmonisch ab: „Hosterwitz" von Pater Oer in Beuron, der als Erzieher zu dem fürstlichen Jubilar in Beziehung trat.

Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten heute die Herausgabe von Büchern verbunden ist, kann man dem Verlage und dem Herausgeber Franz Feßler Dank, Anerkennung und Bewunderung nicht versagen. Das Werk ist eine Gabe, die nicht nur den Beschenkten, sondern auch die Geber ehrt, und ein großartiger Beweis für eine große Organisation. Der Preis (250 Mark) wird die meisten Einzelnen hindern, es für ihre Bibliothek zu erwerben; möge es in den öffentlichen Büchersammlungen desto mehr Leser finden!

Norica. Altnürnbergische Geschichten. Von August Hagen. Neu herausgegeben von Dr. Arthur Schurig. Mit 26 Tafeln, ausgewählt von Dr. Hans W. Singer. Dresden, Lehmann & Schulze, geb. 12 Mark. Diese Geschichten des wackern Hagen sind so im besten Sinne deutsch, daß sie jeden anheimeln, der die „Meistersinger" einmal gehört hat. Sie erzählen einfach und treuherzig von Dürer und Hans Sachs, Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß, Willibald Pirkheimer und Kaiser Max. In England wäre ein ähnliches Buch längst in allen billigen Sammlungen.

Digitized by Google

Bei uns hat es nur Reclam. Die Bilder sind gut gewählt und wiedergegeben.

Von Wasserziehers etymologischem deutschen Wörterbuche „Woher?" sind in zwei Jahren drei Auflagen verkauft worden. Eben erscheint die vierte (19.—30. Tausend) ein ganz ungewöhnlicher, aber verdienter Erfolg: es ist erstaunlich, wieviel sprachliches Wissen in den 240 Seiten dieses Buches steckt (Berlin, Ferdinand Dümmler, gebunden M. 8.80).

Neue Tauchnitzbände: George Moore, The Brook Kerith, 2 Bände. Eine in Syrien spielende Christuserzählung: die höchst merkwürdige Auseinandersetzung des ruhelosen irischen Dichters mit dem Leben Jesu. Paris Nights, von Arnold Benett, ist ein witziger, scharf beobachtender Band Reiseeindrücke aus Paris, London, Florenz, von der Riviera, aus Fontainebleau, der Schweiz, aus England (Manchester, Insel Man), humoristische Essays über englisches Leben und Reisen. Sprachlich sind beide Werke von Reiz; Moore wegen des dichterischen Hauches, Bennett wegen der modernen Lebhaftigkeit. Mit Genuß las ich den neuen Roman des Vernon Lee „Louis Norbert", der sozusagen eine Renaissance-Sherlock Holmesgeschichte ist, zugleich spannend und zart, gelehrt und abenteuerlich. John Galsworthy: A bit o' love and other plays (The Foundations; The Skin Game) und W. E. Norris: The Triumphs of Sara, ein Roman aus dem englischen Gesellschaftsleben, sind ganz neue Werke, die soeben auch erst in England zur Ausgabe gelangten.

Die kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter. Mit den lateinischen Texten gegenüber, einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Hellinghaus. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, M. 6.60. Gelegentlich meiner „Laiengedanken zum Religionsunterricht" bin ich oft nach einer guten Ausgabe der Hymnen mit Urtext gefragt worden. Die hier angezeigte Sammlung ist ausgezeichnet; ich wünsche nur, daß ihr ein zweiter Teil folgt, der die nicht liturgisch verwendeten, aber dichterisch zum Teil noch wertvolleren Hymnen enthält. — Im nämlichen Verlag erschien: Alte Heiligenlegenden, aus dem Kölner Passional von 1485, erster Teil. Bei dem Interesse, mit dem jetzt der älteren Literatur dieser Art begegnet wird, dürfen diese gut erzählten Legenden des Erfolges sicher sein; sie sind aus einer niederdeutschen Fassung des Passionals übertragen. Josef Hofmiller.

Auswandern?

Im Anschluß an unser voriges Heft „Auswandern?" erhalten wir vom Siebenbürg.-sächs. Landwirtschafts-Verein in Hermannstadt die folgende Auskunft:

Eine Einwanderung aus Deutschland hierher kann empfohlen werden. Metallarbeiter und Holzarbeiter finden in den Städten Siebenbürgens reichlich Arbeit. Nur müssen wir auf den großen Mangel an Wohnungen in den Städten hinweisen, welcher die Niederlassung von ganzen Familien unmöglich macht. In den Landgemeinden finden Handwerker, wie Schmiede, Wagner, Schneider usw. leicht Gelegenheit, sich eine selbständige Existenz zu gründen. Für Landwirte ist gegenwärtig eine Niederlassung hier nicht zu empfehlen, da infolge der in Durchführung begriffenen Agrarreform der Ankauf oder die Pacht von Grund für Fremde sehr erschwert ist. Die Teuerung ist im allgemeinen sehr groß, doch sind die Arbeiterlöhne und die Einnahmen der Handwerker entsprechend hoch, so daß diese Berufsklassen sich hier gut stehen. Nähere Auskünfte holen sich Interessenten am besten beim Deutsch-sächs. Volksrat in Hermannstadt.

Redaktionell abgeschlossen am 15. Oktober 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Vorwort.

Seit dem August 1914 ist, wie überhaupt, so auch in unserer Zeitschrift die Wissenschaft zurückgetreten gegenüber allem was unmittelbar mit dem Kampf um die Existenz Deutschlands zusammenhing, und wir haben mit unseren Lesern das Bedürfnis, das Versäumte nach Möglichkeit nachzuholen.

Die Ergebnisse der Forschung anderer Länder auszuschließen, kann nur einem vom Geiste der Wissenschaften nicht Berührten einfallen. Nur ein solcher könnte die Euklidische Geometrie vernachlässigen, weil er Griechenfeind ist. Derartige Beschränktheit liegt unterhalb unserer Beachtung. Aber stolz sind wir, daß eine Darstellung wie die vorliegende durch Gelehrte, die selbst zur Vorhut der Forschung zählen, geboten werden kann aus unserem eigenen Land, ja aus einer einzigen Stadt unseres Landes. So ist dieses Heft ein Versuch, die stille Arbeit unserer Institute weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ohne Sensation und ohne Kino.

Aber nicht ohne Mühe. Es ist eine der Lügen des Zeitalters, daß es mühelose Wege zum Erkennen gebe. Wer sich Mühe gibt — die Mitarbeiter sind mit mir überzeugt, daß dieser Versuch noch nicht die endgültige Lösung des Problems volkstümlicher Wissenschaft darstellt[1]) — wer sich Mühe gibt, uns auf diesen stillen Wegen zu folgen, der wird auf ihnen zwar nicht durch betäubende Genüsse über die Not der Zeit hinweggetäuscht, aber auf Gebiete hingeführt werden, die unsere größten Denker beschäftigt haben und die das verachtete deutsche Volk in seiner Tiefe und seiner Schöpferkraft zeigen. In jener Schöpferkraft, die unseren Staatsmännern und unseren sämtlichen Parteien gefehlt hat — manche Führer halten die Lücken ihrer Bildung für Fortschritt — und von der einzig die Zukunft abhängt.

So werden wir unserem Ziel, dem Existenzkampf des Deutschtums zu dienen, mit diesem wissenschaftlichen Hefte doch nicht untreu, sondern führen ihn auf dem letzten Gebiet, von dem das Deutschtum nicht vertrieben werden kann, so lange es eine schaffende Jugend besitzt. Dieses letzte Gebiet wird das erste werden. Am Geist ist unser Volk krank geworden und am Geist wird es gesunden. C.

[1]) Es würde unsere Mitarbeiter und uns interessieren, zu erfahren, wie weit es gelungen ist, naturwissenschaftlich nicht vorgebildeten Lesern und Leserinnen ein Bild von den Problemen zu geben, die Physik und Chemie gegenwärtig bewegen.

Digitized by Google

Fortschritte der Astronomie.

Nicht allen Wissenschaften wird in weiteren Kreisen das gleiche Interesse entgegengebracht. Die Astronomie gehört zu den in dieser Richtung bevorzugten Wissenschaften. Die Bedingungen zur Befriedigung des in diesem Interesse sich scheinbar äußernden Erkenntnistriebs sind aber wohl nirgends so wenig erfüllt wie in der Astronomie, denn selbst ihre allerelementarsten Lehren sind erstaunlich wenig verbreitet, wovon der Astronom sich täglich im Verkehr mit Mitmenschen überzeugen kann, die man zweifellos in die Klasse der Gebildeten einreihen darf, so daß er die häufig an ihn herantretenden astronomischen Fragen oft mit Verwunderung zwar anhören, sie aber nicht beantworten kann, ohne in die peinlichste Verlegenheit zu geraten. Den Grund zu dieser Tatsache wird man nicht allein in den in dieser Richtung allerdings höchst mangelhaften Lehrplänen unserer Schulen suchen, vielmehr dürfte der Umstand schwer ins Gewicht fallen, daß der Gegenstand der Astronomie sich nicht so leicht und gewissermaßen von selbst darbietet, wie der anderer Naturwissenschaften. Wie viele Menschen lassen ihren Blick unaufgefordert über den nächtlichen Himmel schweifen oder haben gar Gelegenheit mit einem Fernrohr sich zu versehen? Und doch sind solche, wenn auch nur gelegentliche Anregungen sehr oft der Anfang dazu, das Bedürfnis nach Belehrung und tieferer Einsicht zu erwecken. Solche Anregungen müssen sich aber öfter wiederholen, wenn sie wirksam sein sollen. In dieser Beziehung ist die Astronomie im Nachteile, da die Verbindung mit dem gewöhnlichen Leben eine viel losere ist und die meisten Menschen nur erfüllt sind von Gedanken, die in ihnen täglich ausgelöst werden. Indessen ist die Astronomie keineswegs eine ganz „nutzlose" Wissenschaft. Die jetzigen Verkehrsverhältnisse brauchen Zeitangaben von einer Genauigkeit, die nur der Astronom leisten kann, das Durchqueren der Ozeane auf kleinen Fahrzeugen oder Riesenschiffen ist trotz drahtloser Telegraphie nur durch Anstellung astronomischer Beobachtungen gefahrlos zu bewerkstelligen. Die wenigsten werden wissen, daß selbst bei solchen einfachen Anforderungen die Resultate einer Jahrtausende füllenden Entwicklung der Wissenschaft beansprucht werden, und auch nicht Viele werden die dadurch aufgedeckte Lücke in ihrem Wissen zu schließen suchen, denn sofort tritt bei diesem Beginnen etwas auf, was sie unangenehm berührt. Wenn man auch der, nach dem Urteile Vieler, nicht zutreffenden Meinung Kants allerdings manchmal ausweichen kann, daß die Wissenschaft erst dann strenge wird, wenn mathematische Gedankenreihen einsetzen, so ist dieses Ausweichen gerade in den Fundamenten der Astronomie unmöglich. Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß bei den meisten Menschen alles Mathematische das etwa vorhandene Interesse an einer Wissenschaft schnell zum Erlöschen bringt. Die Probleme des praktischen Lebens sind es also nicht, welche der Astronomie ihren nicht zu leugnenden Nimbus verleihen. Vielmehr sind es die von ihr dargebotenen Hilfsmittel zur Lösung der uralten Fragen nach der Stellung unserer Erde im Weltraum, nach ihrer und des ganzen Planetensystems Zukunft.

Es sind dieselben Fragen, welche schon den Philosophen des Altertums im Vordergrund standen und seitdem durch die vielen Jahrhunderte immer wieder den menschlichen Geist bewegten. In welchem Grade dies manchmal geschehen ist, davon gibt uns Kunde das erschütternde Drama, dessen Hauptfigur Giordano Bruno gewesen und die tief eingreifende Revolution im geistigen Leben der Völker, welche durch die Kopernikanische Lehre ausgelöst wurde. Über die Menschheit kam es wie eine Erleuchtung, allerdings vorwiegend schmerzlichen Inhalts, als sie die Winzigkeit der Erde und die Unbedeutendheit aller mensch-

Digitized by Google

lichen Erlebnisse zu erkennen gezwungen wurde. Die Kopernikanische Lehre konnte schon bei ihrem Auftauchen im wesentlichen durch die Beobachtungen geprüft werden. Der weitere Ausbau bis in alle Einzelheiten war die Aufgabe, welche die folgenden Jahrhunderte zu leisten hatten und ist an die Namen Kepler, Galilei, Newton geknüpft und an die großen Mathematiker und Astronomen, welche ihnen folgten. Aber wie in allen Wissenschaften, so läßt jedes Vordringen in der Erkenntnis auch hier immer neue Probleme entstehen, deren Behandlung den folgenden Generationen überlassen werden muß.

Im Gegensatz zu der im großen und ganzen ausgebauten reinen Bewegungslehre in Betreff der planetarischen Körper blieben zunächst die Ansichten Giordano Brunos über die Unendlichkeit des Weltalls und die Vielheit der kosmischen Körper eine großartige Gedankenkombination, die vom philosophischen Standpunkt aus wohl begründet erscheinen mochte. Aber die Verbindung mit der Erfahrung und ihr Ausbau auf dieser Grundlage war noch nicht vorhanden. Langsam vermehrten sich die nötigen Erfahrungen, insbesondere durch die, seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts in schneller Entwicklung begriffenen Optik und Mechanik. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wuchs eine große Fülle neuer Tatsachen heran, welche das frühere Bild unserer außerplanetarischen Umgebung außerordentlich vervollständigte und teilweise veränderte. Durch die Anwendung physikalischer Methoden und insbesondere durch die Einführung der Photographie hat sich das Arbeitsgebiet der Astronomie so wesentlich und schnell hauptsächlich zu einer Fixsternastronomie erweitert, daß wir von einem neuen Abschnitt in der wissenschaftlichen Entwicklung sprechen können. Probleme der Anordnung der sonnenähnlichen Weltkörper, der Fixsterne, ihrer Bewegung und ihrer physikalischen Beschaffenheit sind in ein ganz neues Stadium getreten und fordern den Wetteifer der Astronomen heraus, die gewonnenen Angriffspunkte zu ihrer Bewältigung auszunutzen.

Die schon früher auf Grund ziemlich vager Hypothesen ausgesprochene Ansicht, nach welcher unser Sonnensystem nicht durch besonders hervorstechende Eigenschaften ausgezeichnet, mit sehr vielen anderen koordinierten zu einem größeren System, dem Milchstraßensystem, vereinigt ist, konnte jetzt auf einer viel gesicherteren Grundlage aufgebaut werden. Dieses Milchstraßensystem ist ein großer endlich begrenzter Haufen leuchtender Sonnen, der im großen und ganzen die Form einer ziemlich flachen Scheibe besitzt. Seine Grenzen sind so weit entfernt, daß das Licht viele Jahrtausende braucht, um von den weitesten Sternen zu uns zu gelangen. Da die Lichtbewegung in jeder Sekunde um 300000 Kilometer fortschreitet, braucht der Lichtstrahl von der Sonne zur Erde etwa 500 Sekunden. Diese Entfernung ist also tatsächlich verschwindend klein gegen die Strecken, mit denen man im Milchstraßensystem zu rechnen hat. Die Zahl der zu ihm gehörenden Sterne muß man auf mehrere Milliarden veranschlagen. Ob nun alles, was wir mit den gegenwärtigen optischen Hilfsmitteln erfassen können, zu diesem Milchstraßensystem gehört, ist begreiflicherweise noch nicht sicher festzustellen, aber es ist doch sehr wahrscheinlich, wenn man auch vielleicht die Möglichkeit zugestehen mag, daß es unter den merkwürdigen Objekten am Himmel solche gibt (Sternenhaufen, Nebel), die als entfernte Milchstraßensysteme, dem unsrigen gewissermaßen koordiniert, gedeutet werden können. Hier bietet sich der Phantasie noch ein fast unbegrenzter Tätigkeitsbereich, der besonders von populären Schriftstellern in den letzten Jahren weidlich ausgenützt worden ist, aber auch von Fachmännern betreten wurde mit Zuhilfenahme unzulässiger Analogieschlüsse. An sich ist die Annahme solcher weiterer Systeme ein Bedürfnis unseres Verstandes. Es handelt sich hier aber darum, ob sie nach-

Digitized by Google

weisbar sind, also sichtbar gemacht werden können, oder ob nicht die Lichtstrahlen in den weiten Strecken, die sie zu durchlaufen haben, ausgelöscht werden, da das Vorkommen einer solchen Auslöschung schon innerhalb unseres Sternsystems in merkbarem Betrag wahrscheinlich gemacht worden ist. Ob nur die uns zunächst gelegenen Teile des Universums mit kosmischen Massen, wenn auch in noch so dünner Verteilung erfüllt sein können, ist an sich eine ziemlich müßige Frage, die übrigens besonders die alten Philosophen beschäftigt hat und die, scheint es, wohl mit nein zu beantworten der menschliche Verstand gezwungen ist. Ganz unverständlich aber ist die Behauptung, der „Raum" könne nach Belieben als unendlich oder endlich angenommen werden. Das letztere ist eine Auffassung, die außerhalb des Bereiches menschlichen Denkens liegt, das sich mit solchen Phantasien niemals befreunden kann.

Neben diesen allgemeinen Fragen der neuen Fixstern-Astronomie haben die in Anwendung gekommenen physikalisch-photographischen Hilfsmittel eine Menge Einzelfragen zu behandeln erlaubt. Dadurch sind bereits die Bausteine zu einer allgemeinen Entwicklungslehre der Weltkörper gewonnen worden und weite, fast unbegrenzte Perspektiven haben sich der astronomischen Forschung eröffnet. Die lichtstarken Apparate, welche die praktische Optik der letzten Zeit zu bauen gestattete, Fortschritte in den mechanischen Konstruktionen, welche photographische Daueraufnahmen von vielen Stunden ermöglichten, haben kosmische Gebilde kennen gelehrt, deren Existenz man früher kaum geahnt hat und deren Deutung bisher nicht gelungen ist, zum mindesten noch nicht in das wissenschaftliche Gebäude völlig eingeordnet werden konnte: Neblige Gebilde, die fadenförmig ungeheure Strecken erfüllen. Anhäufungen von Sternen, die mit Nebeln der Umgebung in offenbarem Zusammenhang stehen, große und kleine nebelähnliche Objekte von ausgeprägter Spiralanordnung und zwar in solch großer Zahl, daß man in diesen Gebilden einen häufig vorkommenden Typus von Massenanordnungen erblicken muß, deren Entstehungsgeschichte bisher ebensowenig übersehen werden konnte wie ihre Bewegungsformen.

Selbstverständlich ist es von größter Bedeutung, nicht nur die Existenz kosmischer Körper zu konstatieren, sondern insbesondere auch den Veränderungen, die sie aufweisen, nachzugehen. Dieselben erfolgen manchmal langsam in kleinen Abstufungen, manchmal plötzlich und schnell vorübergehend. In beiden Fällen ist eine ständige Überwachung des Himmels nötig, will man nicht befürchten, die wichtigsten Erscheinungen dieser Art zu übersehen. Man muß gewissermaßen den Tatbestand in möglichst kleinen Zeitintervallen von neuem aufnehmen und zwar auf möglichst großen Himmelsteilen und man muß diese Aufnahmen in einer leicht zugänglichen und übersichtlichen Weise sammeln. Es braucht nicht näher erörtert zu werden, warum früher eine solche Art der Überwachung und Aufzeichnung nur in vereinzelten Fällen möglich war, da man wegen ihrer Umständlichkeit die Entdeckung neuer Erscheinungen mehr oder weniger dem Zufall überlassen mußte. Die Photographie stellt den Zustand des Himmels mit fast absoluter Treue dar, die Aufnahmen können sicher und leicht zugänglich gemacht und in, wie man sagen möchte, „astronomischen Archiven" beliebig lange aufbewahrt werden, um mit späteren oder früheren Aufnahmen mit verhältnismäßig geringer Mühe verglichen zu werden. Die größte Sammlung dieser Art, die den Zustand des Himmels in den letzten 15—20 Jahren bis zu sehr schwachen Sternen wiedergibt, besitzt die Sternwarte der Harvard-Universität in Cambridge (Ver. St.), die über bedeutende Geldmittel und ein großes Personal verfügt, so daß fast in jeder klaren Nacht eine Vergrößerung der Sammlung erzielt wird. Diese Sammlung hat schon

Digitized by Google

in vielen Fällen großen Nutzen gestiftet, und ihre Bedeutung wird selbstverständlich mit der Zeit immer größer werden.

In Deutschland besitzen wir zurzeit, bis auf eine noch zu erwähnende Ausnahme, noch keine gleichwertige Überwachungsstelle. Solche haben sich in besonderem Maße bei der Entdeckung von neuen Sternen, das sind plötzlich hell aufleuchtende, bald wieder schwach oder unsichtbar werdende Sterne an Stellen, wo früher keine oder vielleicht nur schwache Objekte zu sehen waren, bewährt. Die Konstatierung, daß es sich hierbei um ein einmaliges Aufleuchten handelt, ist natürlich nicht ganz sicher. Hier greift aber die Spektralanalyse helfend ein, denn man hat erkannt, daß die neuen Sterne sich durch ihnen eigentümliche Spektra auszeichnen, die sich schnell und bei allen Objekten dieser Art in ähnlicher Weise verändern. Sie sind von den gewöhnlichen veränderlichen Sternen, die einen periodischen, wenn auch nicht regelmäßigen Lichtwechsel aufweisen, hierin wesentlich verschieden. Die Zahl der genauer untersuchten Veränderlichen der letzten Jahre ist auf weit über tausend gestiegen. Dagegen sind bis jetzt nur etwa drei Dutzend neue Sterne sicher festgestellt, die also die erkannten Spektralerscheinungen zeigen und bei denen außerdem nur ein einmaliges Aufleuchten und Wiederverschwinden beobachtet worden ist. Sie bieten jedenfalls eine sehr interessante Erscheinung dar, die wir angesichts der Zahl der sichtbaren Sterne, die nach Milliarden zu zählen sind und angesichts der sehr wahrscheinlichen Annahme, daß die Zahl der bereits erkalteten, also dunklen Weltkörper ebenfalls sehr groß ist, ohne Frage als sehr seltene Erscheinungen ansprechen müssen. In jedem Fall sind sie die äußeren Zeichen einer Katastrophe, welche das Ende eines Weltkörpers herbeigeführt hat. Im kleinsten Maßstabe treten uns fast alltäglich solche Katastrophen in dem Schauspiel des Aufleuchtens der Sternschnuppen und Meteore entgegen, das uns die Vernichtung selbständiger kosmischer Körper — und das sind doch unter allen Umständen die Meteore — anzeigt. Da wir wissen, daß hier die Katastrophe durch das Eindringen eines Körpers in unsere Erdatmosphäre herbeigeführt wird und daß die ganze Erscheinung sehr ähnlich verläuft wie im großen Maßstab bei den neuen Sternen, können wir, ganz abgesehen von anderen Überlegungen, mit einiger Sicherheit den Analogieschluß wagen, daß auch die Erscheinung der neuen Sterne durch ähnliche Vorkommnisse erzeugt wird. Es darf angenommen werden, daß im Weltraum dünne, aber über ausgedehnte Räume verteilte diskrete Massenteilchen, deren sonstige physikalische Eigenschaften dabei unbestimmt bleiben können und die man kosmische Staubwolken nennen mag, vorkommen. Die neuen Sterne wären demnach mehr oder weniger erkaltete Weltkörper, die in eine Staubwolke getreten sind. Die Seltenheit dieser Erscheinungen macht es wenig wahrscheinlich, daß einem bestimmten Körper in absehbarer Zeit ein ähnliches Schicksal beschieden ist. Aber es kann doch sicherlich eintreten und so kann jederzeit unser Sonnensystem eine plötzliche Verkürzung seiner Lebensdauer erleiden. Die Annäherung einer Staubwolke würde sich unter Umständen nur wenige Jahre oder Jahrzehnte vor dem Zusammentreffen mit uns anzukündigen brauchen.

Die Frage nach der Beteiligung der einzelnen Kulturvölker an der Entwicklung der neuen astronomischen Forschung hat an sich nur Bedeutung für den Kulturhistoriker und ist im ganzen für den wissenschaftlichen Fortschritt ziemlich gleichgültig. Es war unseren Tagen vorbehalten, diese Frage nicht nur aufzuwerfen, sondern sie mit noch nie dagewesener Gehässigkeit und böswilligen Verachtung des wirklichen Tatbestandes zu verbinden. Die Vertreter der deutschen Wissenschaft sollten es unter ihrer Würde halten, den Spieß umzukehren

Digitized by Google

und die Gegenfrage zu stellen, wie die Wissenschaft gegenwärtig aussähe, wenn man das, was in Deutschland ersunden und gedacht worden ist, fortstreichen wollte. Ohne das Verdienst nichtdeutscher Astronomen schmälern zu wollen, gedenken wir der großen Namen Kepler, Gauß und Bessel, deren hellstrahlender Ruhm die Welt erfüllen wird, solange überhaupt Wissenschaft bestehen bleibt. Wir erinnern uns, daß auf den von Fraunhofer geschaffenen Grundlagen zwei Deutsche, Kirchhoff und Bunsen, eine fast unerschöpfliche Erkenntnisquelle, die Spektralanalyse, geschaffen haben und daß Lambert der Begründer der wissenschaftlichen Photometrie ist, C. A. Steinheil und besonders Zöllner ihre so fruchtbare und ergebnisreiche Anwendung in der Astronomie ermöglichten. Eine vor wenigen Jahren erfolgte Erweiterung der astronomischen Lichtmessung entstand durch die von den Physikern Elster und Geitel entdeckten photoelektrischen Zellen, durch welche die Helligkeit eines Objekts durch den Ausschlag eines Galvanometers gemessen werden kann. Hierdurch hat sich die früher erreichte Genauigkeit der Messungen etwa um das Zehnfache vergrößert und zu Resultaten geführt, die auf anderem Wege nicht zu erreichen gewesen wären. Die dadurch neu gewonnenen Erkenntnisse verdankt man fast ausschließlich deutschen Astronomen. Die erfolgreiche Einführung der Photographie mag zuerst außerhalb Deutschlands angebahnt worden sein. Wenn hier vielleicht die Mitarbeit der deutschen Astronomen vorübergehend in mancher Beziehung in den Hintergrund gedrängt worden ist, so sind äußere Umstände dafür verantwortlich zu machen. Die neuesten Resultate erfordern zum Teil große Mittel an Apparaten und Geld und zwar in einem Maßstabe, wie er in dem zerrissenen Deutschland vor 1866 nicht eingehalten werden konnte. Mit der großartigen Erstarkung und dem wirtschaftlichen Aufblühen des Deutschen Reiches infolge der ruhmreichen Ereignisse von 1870 bahnte sich ein Ausgleich an und zwar in stetiger Zunahme, wenn er auch nicht ganz vollendet werden konnte. Denn wenn der Dollar an Macht und Einfluß gewinnt, wird stets Nordamerika im Vorteil sein. Glücklicherweise ist der Fortschritt in der Astronomie nicht unbedingt an den Besitz größter Instrumente gebunden, aber in gewissen Phasen der Entwicklung schafft er einen nicht zu leugnenden Vorsprung. Diesen zu verkleinern war das redliche Bemühen der leitenden Kreise im Deutschen Reiche, die sich lebhaft bewußt wurden, daß der Umfang der erfolgreichen Mitarbeit in den Wissenschaften ein Wertmesser für die Kulturhöhe eines Volkes ist. So entstand bald nach 1870 die allen Anforderungen entsprechende große Sternwarte in Straßburg, in Potsdam das mit reichen Mitteln ausgestattete Astrophysikalische Observatorium, das sich zu einem der größten Institute dieser Art entwickelt hat und in der vordersten Reihe der astronomischen Forschungsanstalten steht. Kurz vor dem Kriege und teilweise während desselben wurden zwei weitere Sternwarten allerersten Ranges fertiggestellt: In Babelsberg-Berlin und in Hamburg. Der Krieg hat die erfolgreiche Arbeitsfreudigkeit dieser neuen Stätten der Astronomie wohl hemmen, aber nicht lahmlegen können. Auch die kleineren Sternwarten arbeiteten während des Krieges, allerdings durch die Verkleinerung des Personals sehr beschwert, rüstig weiter und nach dem sogenannten Frieden mit verdoppeltem Eifer.

Auch die räumliche Isolierung, welche das Bekanntwerden von Neuerscheinungen, die außerhalb Deutschlands bemerkt worden sind, hinderte und damit die Mitarbeit der deutschen Astronomen schwer belasten mußte, hat doch verhältnismäßig nur geringen Einfluß ausgeübt. Vor dem Kriege war eine internationale telegraphische Nachrichtenzentrale, mit dem Sitz in Kiel, in Tätigkeit, die alle einlaufenden Nachrichten über neue Vorkommnisse am Himmel an die Sternwarten weiter zu geben hatte. Unsere hochgesinnten Feinde, besonders die Franzosen,

Digitized by Google

machten alle Anstrengungen, um die deutschen Astronomen auch in dieser Richtung auszuschalten. Doch war der Erfolg recht kläglich. Zuerst muß anerkannt werden, daß zahlreiche Astronomen Nordamerikas auch nach der Kriegserklärung von seite ihres Landes nicht gesonnen waren, den lächerlichen Boykott zu billigen und mitzumachen. Auch hatte der Käfig, in den man Deutschland zu sperren suchte, ein Loch. Die Kieler Stelle konnte den regelmäßigen Verkehr mit den Astronomen der neutralen Staaten aufrecht erhalten und durch sie wurden die ihnen zugekommenen Nachrichten weiter befördert. Insbesondere war die Sternwarte Kopenhagen (Professor Strömgren) unentwegt bemüht, die Mitarbeit der deutschen Kollegen zu fördern und zu sichern. Noch muß dem hinzugefügt werden, daß die deutsche Astronomie das Glück hat, einen astronomischen Wachposten — im obigen Sinne — zu besitzen, und zwar in dem überaus tätigen und verdienten Direktor der Sternwarte Königsstuhl-Heidelberg, Professor M. Wolf. Seine Tätigkeit macht in vielen Fällen die von auswärts kommenden Nachrichten entbehrlich. Denn vieles, was gemeldet wird, hat er zur selben Zeit und oft früher schon bemerkt. Dabei verfügt er, nach amerikanischem Maßstab gemessen, nur über ein kleines Personal und auch seine instrumentalen Hilfsmittel sind zwar vortrefflich, aber nicht so bedeutend wie z. B. die vieler amerikanischer Sternwarten. Wenn also der Krieg an sich der deutschen Astronomie direkt wesentliche Hemmnisse nicht gebracht und namentlich die gedanklichen Arbeiten kaum berührt hat, so bleibt doch ernste Besorgnis für die Zukunft bestehen. Das seelisch erkrankte deutsche Volk zeigt untrügliche Zeichen des Verfalls, wirtschaftlich und moralisch. Wenn die Wirrnisse, die dazu geführt haben, z. B. einen bedeutenden Forscher für ein weniger nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu halten wie einen Kanalräumer und die wissenschaftliche Forschungsarbeit als eine ganz unnötige Spielerei einzuschätzen, noch lange dauern wird, wenn die Beschaffung von Instrumenten und Apparaten infolge des Fehlens von Rohmaterialien und infolge der furchtbaren wirtschaftlichen Verhältnisse noch lange mit denselben Schwierigkeiten wie gegenwärtig zu kämpfen haben sollte, dann wird die Astronomie wie viele andere Wissenschaften in den Strudel des Niederganges hineingerissen werden. Zu spät wird allgemein erkannt werden, daß Deutschland ein Gut zu verlieren im Begriffe steht, das nicht zuletzt sein Ansehen und seine Stellung unter den Kulturvölkern begründet hat.

Man darf, und auch das ist ein Zeichen der Zeit, nicht von wissenschaftlichen Dingen zu einem größeren Publikum sprechen, ohne die sog. Relativitätstheorie zu erwähnen. Auch der Astronom darf, wenn er keine Vorwürfe hören will, schon deshalb nicht schweigen, weil die Sonnenfinsternis vom Mai 1919 die Sturmflut von meistens sehr tief stehenden populären Darstellungen, wenn nicht hervorgerufen, so doch begünstigt hat. So entstanden jene ins Ungemessene gehenden Anpreisungen, als ob nun eine seit Jahrhunderten bestandene geistige Hungersnot behoben worden sei und andererseits das Hervortreten von scharfem Widerspruch oft in den unzulässigsten Formen. Wohl noch niemals ist es vorgekommen, auch nicht im Kampf um die Kopernikanische Weltanschauung, daß eine selbst dem Fachmann schwer zugängliche — und zwar schwer zugänglich in ihren Fundamenten und Folgerungen — und dem Nichtfachmann gewiß ganz unzugängliche Theorie solches Aufsehen erregt hat, bei der es sich schließlich doch um schwierige mathematische Gedankengänge handelt. Man mag sich zu der Relativitätstheorie stellen, wie man will. Darin werden die Meinungen aller ruhig Denkenden zusammenstimmen, daß die Beurteilung so schwieriger wissenschaftlicher Fragen den Fachmännern und der weiteren Entwicklung der Wissenschaft vorbehalten bleiben muß. Hugo Seeliger.

Digitized by Google

Die Relativitätstheorie.

Noch niemals seit Menschengedenken hat eine wissenschaftliche Entdeckung die breiteste Öffentlichkeit so beschäftigt, wie die Relativitätstheorie Einsteins. Ist es der Hang zur Sensation, diesmal auf intellektuellem Gebiet, der unsere kranke Zeit beherrscht? Oder ist es das Bedürfnis, aus der fürchterlichen Wirklichkeit zu flüchten in das Reich des Geistes, dessen Gesetze nicht durch brutale Willkür diktiert werden? Tatsache ist, daß bis zum Herbst 1919 sich nur die eigentlichen Träger mathematisch-physikalischer Bildung mit der Relativitätstheorie befaßten, daß aber seit jener Zeit zunächst in englischen, dann auch in deutschen Zeitungen die Relativitätsflut entfesselt wurde. Bis 1919 wurde die Relativitätstheorie in kleinen Vorlesungen mit heißem Bemühen studiert, in München z. B. seit 1909 fast in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr; seit 1919 wird sie von Berufenen und Unberufenen vor größtem Publikum erörtert und gerühmt oder (in gewissen Berliner Versammlungen) samt ihrem genialen Entdecker in den politischen Schmutz gezogen.

Im Gegensatz zu dem öffentlichen Aufsehen ist der Einfluß der Relativitätstheorie auf die reale Naturforschung ein beschränkter. Während die Quantentheorie, die andere große Leistung deutscher Wissenschaft im zwanzigsten Jahrhundert, fast alle Zweige der Physik und Chemie befruchtet und bestimmt hat (vgl. in diesem Heft den Artikel von Kossel), braucht die Relativitätstheorie, um ihre Spuren in der Erscheinungswelt nachzuweisen, außerordentliche Bedingungen und Größenverhältnisse. Die ursprüngliche *spezielle Relativitätstheorie* ließ sich unter Laboratoriumsbedingungen nur mittels der schnellsten β-Strahlen prüfen, das ist mit Hilfe von Elektronen, die beim radioaktiven Zerfall fast mit Lichtgeschwindigkeit fortgeschleudert werden[1]). Im übrigen operierte sie mit der *Erde* als Versuchsobjekt, indem sie die Frage stellte, ob die jährliche Erdbewegung den Ablauf der elektrischen und optischen Erscheinungen an der Erdoberfläche beeinflusse, eine Frage, die nur durch Präzisionsmessungen winziger Größen beantwortet werden konnte. Die neuere *allgemeine Relativitätstheorie* dagegen greift bereits zur *Sonne* als Versuchsobjekt, da sich nur auf ihr Kraftfelder von der erforderlichen Konzentration finden, welche die Relativitätswirkungen in eine beobachtbare Größenskala rücken; darüber hinaus zieht sie die *kosmischen* Massen- und Geschwindigkeitsverteilungen in Betracht. Unter gewöhnlichen Laboratoriumsbedingungen läßt sich kein Versuch für oder wider die allgemeine Relativität ausfindig machen.

Ihr realer Wirkungsgrad ist also, ganz im Gegensatz z. B. zu dem der Quantentheorie, ein geringfügiger, fast latenter. Deshalb bleibt doch der ideale Wert der Theorie und das subjektive Verdienst Einsteins unvergleichlich und unerhört. Mit einer Kühnheit und Folgerichtigkeit des philosophischen Denkens, wie sie noch nie einem naturwissenschaftlichen Geiste vermählt war, mit einer mathematischen Kraft, die an Gauß und Riemann erinnert, mit einem auch in allen anderen Teilen der Physik bewährten untrüglichen Scharfblick für physikalische Wirklichkeiten hat Einstein in zehn Jahren ein Lehrgebäude aufgerichtet, vor dem auch wir, die seine Arbeit von Jahr zu Jahr gespannt verfolgt haben, heute staunend und schwindelnd stehen. 1905 die spezielle Relativitätstheorie unter Beschränkung auf gleichförmige Bewegungen, dann jahrelanges Tasten und Kämpfen um die Erweiterung des Relativitätsprinzips auf beliebige Bewegungen, und Ende 1915 der volle Erfolg, der Abschluß in theoretischer Hinsicht. Der Abschluß in empirischer Hinsicht ist begreiflicherweise auch heute noch nicht voll erreicht; aber die ersten Schritte dazu waren, wie wir am Schlusse dieses Aufsatzes sehen werden, von vollem Erfolge begleitet.

[1]) Was Elektronen sind, ist in dem Artikel von Kossel auf Seite 97, was radioaktiver Zerfall in dem Artikel von Fajans auf Seite 107 f. nachzulesen.

Digitized by Google

Einige Zeilen aus einem Briefe Einsteins vom November 1915 mögen seinen Kampf um das allgemeine Relativitätsprinzip schildern: „Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich erst heute auf Ihren Brief antworte. Aber ich hatte im letzten Monat eine der aufregendsten, anstrengendsten Zeiten meines Lebens, allerdings auch der erfolgreichsten. Ans Schreiben konnte ich nicht denken. Ich erkannte nämlich, daß meine bisherigen Feldgleichungen der Gravitation gänzlich haltlos waren und sah klar, daß nur durch einen Anschluß an die allgemeine Kovariantentheorie Riemanns eine befriedigende Lösung gefunden werden konnte. Die letzten Irrtümer in diesem Kampfe habe ich leider in den Akademiearbeiten, die ich Ihnen bald senden kann, verewigt. Das endgültige Ergebnis ist folgendes ... Das Herrliche, was ich erlebte, war nun, daß sich nicht nur Newtons Theorie als erste Näherung, sondern auch die Perihelbewegung des Merkur (43 Sekunden pro Jahrhundert) als zweite Näherung ergab. Für die Lichtablenkung an der Sonne fand sich der doppelte Betrag wie früher." Sodann aus dem Frühjahr 1916 als Erwiderung auf Einwände von mir: „Von der allgemeinen Relativitätstheorie werden Sie überzeugt sein, wenn Sie dieselbe studiert haben werden. Deshalb verteidige ich sie Ihnen mit keinem Wort." Daß er die experimentelle Bestätigung der Theorie erleben würde in dem Ausmaß, wie sie die Sonnenfinsternis von 1919 tatsächlich gebracht hat, glaubte Einstein selbst nicht; aber die innere Schönheit und Überzeugungskraft der Theorie war für ihn bereits ausschlaggebend.

Nun zur Sache! Daß Bewegung ein relativer Begriff ist, daß wir nur von der Geschwindigkeit eines Körpers oder Punktes relativ gegen andere Körper reden können, ist eine Selbstverständlichkeit, welche uns durch tägliche Erfahrungen geläufig geworden ist. Die klassische Mechanik Newtons hat dies so formuliert: Es ist unmöglich, durch Erfahrungen innerhalb eines Systems von Körpern festzustellen, ob sich dasselbe in Ruhe oder gleichförmig geradliniger Bewegung befindet. Durch mechanische Erfahrungen auf der Erde können wir z. B. niemals nachweisen, daß wir uns (jeweils annähernd geradlinig und gleichförmig) um die Sonne bewegen, noch durch Beobachtungen innerhalb des Sonnensystems, daß sich dieses gegen das Fixsternsystem bewegt. Dies ist das Relativitätsprinzip in der ursprünglichen Formulierung der klassischen Mechanik. Es kann kurz so gefaßt werden: Es gibt keinen absoluten Raum, das heißt keine Äußerung und physikalische Beobachtungsmöglichkeit des Fortschreitens im Raume, beim Fehlen sonstiger Anhaltspunkte für das Fortschreiten relativ gegen andere Körper.

Die Optik schien dem zu widersprechen. Sie verlangte einen Lichtäther, einen materialisierten Raum, in dem sich die Lichtwellen fortpflanzen sollten. Die Optik ist, wie wir heute wissen, nur ein Zweig der Elektrodynamik. Auch die Elektrodynamik sprach vom Äther als einer physikalischen Wirklichkeit. Die absolute Bewegung im Raum kann hiernach, so sollte man denken, als Bewegung gegen den Äther, optisch oder elektrodynamisch, nachgewiesen werden. Die Lichtfortpflanzung im Sinne der Erdbewegung würde, von der Erde beobachtet, langsamer erfolgen als im umgekehrten Sinne. Wir hätten also, entgegen dem Relativitätsprinzip, in den optischen Beobachtungen ein Mittel, um die Bewegung der Erde im Raum (im Äther) festzustellen. Die tatsächlichen Beobachtungen haben diese Mutmaßung widerlegt, ein berühmter Versuch von Michelson, ein älterer Kondensatorversuch von Röntgen usw. Diese zeigten auch optisch und elektromagnetisch kein Anzeichen der Erdbewegung. Das Relativitätsprinzip besteht also zu Recht, aber es ist im Widerspruch gegen den universellen Träger der Lichterscheinungen, gegen den Äther. Deshalb sah sich Einstein genötigt, den Äther abzuschaffen (er ist unbeobachtbar, nicht physikalisch sondern metaphysisch, ein

Digitized by Google

verkleideter absoluter Raum). Jedes „Bezugssystem“[1]), die Erde, der Jupiter, jedes Laboratorium, hat, wenn man so will, seinen besonderen Äther, seine Lichtfortpflanzung, die unabhängig ist von dessen gedachtem Bewegungszustande und nur abhängt von wirklichen physikalischen Bedingungen und Stoffen. Aber noch mehr: Die Lichtfortpflanzung findet statt in Raum und Zeit. Die Gleichheit der Lichtfortpflanzung in allen Bezugssystemen, insbesondere ihre Unabhängigkeit vom Bewegungszustand der Lichtquelle, zwingt uns, nicht nur den absoluten Raum, sondern auch die absolute Zeit zu leugnen. Das war Einsteins Tat von 1905. Die Mechanik leugnet den absoluten Raum, läßt aber die absolute Zeit bestehen. Die Optik und Elektrodynamik verlangt auch die Relativierung der Zeit. Jedes Bezugssystem hat seine eigene Zeitskala. Wenn ich mich als ruhend definiere und ein anderes, relativ gegen mich bewegtes Körpersystem K betrachte, so läuft derselbe Vorgang, z. B. ein Menschenleben, die Pendelschwingung einer Uhr, die Schwingung in einer Spektrallinie, in K langsamer ab als in meiner Zeitskala. Das Verhältnis ist umkehrbar: Der Beobachter in K kann sich ebensogut als ruhend und mich als bewegt auffassen, und schließt, daß meine Uhren, mein Lebenslauf usw. langsamer gehen wie seine. Ähnlich erscheint eine in der relativen Bewegungsrichtung abgemessene in K ruhende Länge von meinem Standpunkte aus kürzer, als der Beobachter in K sie mißt, und umgekehrt.

Das alles scheint widerspruchsvoll; Einstein weist aber die durchsichtigen mathematischen Beziehungen auf, die zwischen den Raum- und Zeitbestimmungen zweier solcher Bezugssysteme gelten und die in schönster Harmonie sind, sobald man das metaphysische Vorurteil der absoluten Zeit aufgibt. So wie der Raum nur besteht durch die in ihm enthaltenen Orte materieller Körper, so besteht die Zeit nur durch die in ihr stattfindenden Ereignisse. Nur diese Ereignisse sind real und objektiv. Unsere Orts- und Zeitbestimmungen dagegen sind relativ und hängen vom Standpunkt des Beobachters ab. Es findet eine Art perspektivischer Verzerrung in Raum und Zeit statt. Der Schrank, der vor mir steht, hat bestimmte Verhältnisse in Breite und Höhe. Betrachte ich ihn von der Seite, so ändern sich die Verhältnisse, verkürzt sich seine Breite. Minkowski hat uns gelehrt, die drei Dimensionen des Raumes mit der einen Ausdehnung der Zeit zu einer vierdimensionalen Mannigfaltigkeit, die er treffend die „Welt“ nennt, zusammenzufassen. In dieser Mannigfaltigkeit lassen sich die von der Einsteinschen Theorie geforderten Längen- und Zeitänderungen in der Tat deuten als rein perspektivische, vom Standpunkt des Beobachters abhängige scheinbare Verzerrungen. Durch mathematische Formeln oder durch ihnen äquivalente geometrische Figuren sowie durch gewisse oft genannte Gedankenexperimente (Eisenbahnzug und Fahrdamm usw.) ließe sich dies im einzelnen nachweisen. Übrigens sei zur Beruhigung des Lesers wiederholt, was schon in der Einleitung gesagt wurde: Alle diese Relativitätseffekte sind winzig klein und unter gewöhnlichen Umständen unmerkbar. Sie werden erst beobachtbar, wenn die Relativgeschwindigkeit vergleichbar wird mit der Geschwindigkeit des Lichtes.

Die Tatsachen der optischen und elektrischen Erscheinungen in bewegten Körpern finden in dieser Theorie ihren einfachsten Ausdruck, z. B. die Aberration, d. h. die von der endlichen Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichtes herrührende jährliche Verschiebung der Sternorte am Himmel. Von besonderer Bedeutung ist ein Ergebnis über das Verhältnis von Masse und Energie. Die Relativitätstheorie zeigt, daß beide Begriffe wesensgleich sind. Die Masse eines jeden Körpers ist nämlich gleich

[1]) Unter „Bezugssystem“ versteht man in der älteren Mechanik und Physik ein starres Gerüst (mathematisch gesprochen ein Koordinatensystem), gegen das die Orte von ruhenden oder bewegten Punkten durch Messung von Entfernungen oder Winkeln festgelegt werden. In der neueren relativistischen Entwicklung kommt zur Ortsbestimmung die Zeitbestimmung hinzu. Das Bezugssystem der Relativität muß daher, außer mit dem nötigen (nicht notwendig starren) Gerüst für Ortsbestimmungen, mit den nötigen Uhren zur Ausführung von Zeitbestimmungen versehen sein.

Digitized by Google

seinem Energieinhalt, geteilt durch das Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Jeder Energieverlust eines Körpers (Ausstrahlung, Abkühlung) bedeutet daher eine Massenabnahme. Damit hängt zusammen eine Abhängigkeit der Masse vom Bewegungszustand. Schon die vorrelativistische Elektrodynamik hat gefolgert, daß die Masse der elektrischen Elementarladung, des Elektrons, unbegrenzt zunehmen müsse, wenn die Geschwindigkeit des Elektrons sich der Lichtgeschwindigkeit nähert. Die Relativitätstheorie verlangte eine solche Zunahme für alle Massen und vereinfachte zugleich das Gesetz ihrer Abhängigkeit von der Geschwindigkeit. Wohl gemerkt, die Masse des Elektrons ist, vom bewegten Elektron aus beurteilt, immer die gleiche, von der Geschwindigkeit unabhängige; das bewegte Elektron ist ja ein mit jedem anderen gleichberechtigtes Bezugssystem, das nichts von seiner Bewegung weiß. Ja, es ist sogar unsinnig, von dem bewegten Elektron schlechtweg zu sprechen, ohne zu sagen, wogegen die Bewegung gedacht wird. Aber zu der Kathodenstrahlröhre, in der sich das Elektron bewegt, oder zum Laboratorium, in dem es beobachtet wird, hat es eine bestimmte Geschwindigkeit und eine von der Geschwindigkeit abhängige Masse. Das Gesetz dieser Abhängigkeit ist im Laufe der Jahre immer genauer beobachtet worden und hat sich immer genauer übereinstimmend mit der Forderung der Relativitätstheorie ergeben. Die Zweifel an der Relativitätstheorie sind daraufhin mehr und mehr verstummt, an derjenigen Relativitätstheorie nämlich, die wir bisher besprochen haben, die ihren Wirkungsbereich beschränkt auf geradlinig-gleichförmige Relativbewegungen und die sich als notwendige Weiterentwicklung der ältesten Gedankengänge aus der klassischen Mechanik darstellt. Sie ist uns soweit in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir den Wechsel des Standpunktes zwischen Ruhe und Bewegung bereits als etwas Selbstverständliches empfinden, daß unser Gefühl sich dagegen sträubt, wenn wir von der bewegten Erde oder dem bewegten Elektron sprechen, ohne Angabe des Bezugssystems, in dem die Bewegung beobachtet wird. Der Kampf geht heutzutage nicht um diese spezielle, sondern um die allgemeine Relativitätstheorie.

Kaum hatte Einstein die spezielle Relativitätstheorie abgeschlossen, als ihm die gleichförmig-gradlinig bewegten Bezugssysteme verdächtig wurden. Woher leiteten diese ihre besonderen Vorrechte gegenüber beschleunigten oder rotierenden Systemen ab? Was heißt überhaupt Beschleunigung oder Rotation, wenn nicht wieder ein absoluter Raum dahinter gedacht wird, gegen den Drehung oder Beschleunigung erfolgt? Hat es einen Sinn von der rotierenden Erde zu sprechen, wenn sie allein vorhanden wäre, wenn Sonne und Fixsterne fehlten? Wir haben auf der Schule gelernt, daß die Rotation der Erde objektiv nachgewiesen werden kann durch den Pendelversuch, daß sie beobachtbare Zentrifugalkräfte und durch deren Vermittelung die Abplattung der Erde hervorruft. Also gäbe es scheinbar eine absolute Rotation und einen absoluten Raum, in dem die Rotation erfolgt, auch dann, wenn der rotierende Himmelskörper allein vorhanden wäre.

Mach war der erste, der auf Grund seines allgemeinen Phänomenalismus die Bündigkeit dieses Schlusses anzweifelte. Die Zentrifugalkräfte sind nach Mach eine Wechselwirkung zwischen der rotierenden Erde und den Himmelskörpern, die nicht an der Rotation teilnehmen. Ohne diese könnte man von keiner Rotation sprechen und keine Zentrifugalkräfte beobachten. Diese Behauptung ist unwiderlegbar, weil der Versuch nicht ausführbar ist, und bleibt eben deshalb eine geistreiche Spekulation. Erst Einstein hat ihr physikalisches Leben gegeben.

Schon 1907 verglich Einstein die Verhältnisse in einem beschleunigten Bezugssystem mit denjenigen im Gravitationsfelde. Wir denken uns etwa einen Fahrstuhl, an der Erdoberfläche ruhend und dem Einfluß der Erdanziehung unterworfen; andererseits denken wir uns den gleichen Fahrstuhl so weit von der Erde entfernt, daß die Erdanziehung auf ihn und die in ihm befindlichen Dinge nicht wirkt und lassen ihn mit derjenigen gleichförmigen Beschleunigung in die

Digitized by Google

Höhe gezogen werden, mit der die Körper an der Erdoberfläche nach dieser hin fallen. Der im Fahrstuhl eingeschlossene Beobachter stellt in beiden Fällen genau die gleichen Erscheinungen fest. Im ersten Falle fällt ein losgelassener Stein mit der Schwere-Beschleunigung zu Boden. Im zweiten Falle bleibt er sozusagen freischwebend, aber der Boden bewegt sich ihm entgegen mit derselben Beschleunigung. Im ersten Falle drückt der Beobachter durch seine Schwere auf den Boden, im zweiten Falle durch sein Beharrungsvermögen oder wie man sagt, durch seinen Trägheitswiderstand gegen die ihm vom Fahrstuhl erteilte Beschleunigung. Im ersten Falle kommt es auf seine „schwere Masse" an, im zweiten auf seine „träge". Daß beide Massenäußerungen gleich sind, hatte schon Bessel durch seine Pendelmessungen gezeigt; man hatte diese Gleichheit hingenommen, ohne nach einem Grunde zu fragen und ohne sich sehr darüber zu wundern. Erst Einstein hat sich gebührend darüber gewundert; er sah darin die Verknüpfung zweier bisher getrennter Erscheinungen, der Gravitation einerseits, der mechanischen Trägheitswirkungen andererseits. Indem er die völlige Gleichwertigkeit der Vorgänge in dem einen und dem anderen Fahrstuhl zum Postulat erhob, konnte er die Gleichheit von schwerer und träger Masse auf ein allgemeineres Prinzip zurückführen, auf das Prinzip der Äquivalenz des Gravitationsfeldes mit einem Beschleunigungsfelde.

Einsteins weitere Aufgabe (eine Riesenaufgabe!) bestand nun darin, die hier angedeutete Verknüpfung zwischen Gravitation und Beschleunigungszustand für ganz beliebige und beliebig bewegte physikalische Systeme durchzuführen und damit zugleich eine allgemeine Auffassung der Gravitation zu erreichen, der geheimnisvollen Grundkraft, die seit Newton in der Formel „proportional den Massen, umgekehrt proportional dem Entfernungsquadrat" erstarrt war und die sich allein von allen Naturkräften als momentane Fernwirkung behauptet hatte. Beide Kräftegruppen, Gravitations- und Trägheitswirkungen, sollten zurückgeführt werden auf die Raum-Zeit-Struktur, auf die inneren Maßverhältnisse der „Welt", diese Maßverhältnisse gegeben gedacht nicht durch irgendeine subjektive, aprioristische Festsetzung, sondern durch die gegenseitige Lage und Wirkung der in der Welt vorhandenen realen Massen, Energien, Ereignisse. Die physikalischen Tatsachen formen ihrerseits erst die Welt, in der sie sich abspielen. Raum und Zeit werden im höchsten Sinne objektiviert (sie erhalten ihre Form lediglich von wirklichen Geschehnissen) und zugleich im höchsten Sinne relativiert (sie sind für sich nichts, sondern sie sind nur durch die in ihnen sich abspielenden Vorgänge).

Zur Durchführung dieses Programms bedurfte es der abstraktesten mathematischen Begriffe. Zum Glück lagen diese bereits ausgearbeitet vor in den Spekulationen unserer großen Geometer Gauß und Riemann. Gauß hatte in seiner Theorie der krummen Flächen die allgemeinste Wahl des Bezugssystems gelehrt („Gaußsche Koordinaten"). Riemann hatte für Gebilde beliebiger Dimension, insbesondere also auch für die vierdimensionale Raum-Zeit-Mannigfaltigkeit der „Welt", diejenigen inneren Eigenschaften ermittelt, die von der Wahl des Bezugssystems unabhängig sind („Riemannsche Krümmung"). Wie in der speziellen Relativitätstheorie die Gleichwertigkeit aller relativ zueinander gleichförmig bewegten Bezugssysteme gefordert wird, so wird in der allgemeinen Relativitätstheorie die Gleichberechtigung aller überhaupt denkbaren Gaußschen Koordinatensysteme statuiert. Wie in der speziellen Relativitätstheorie die Vorgänge von jedem der berechtigten Bezugssysteme aus in identischer Weise ablaufen, derart, daß die Eigenbewegung des Bezugssystems nicht beobachtbar wird, so sollen in der allgemeinen Relativitätstheorie die Naturgesetze unabhängig von der (völlig beliebigen) Wahl des Bezugssystems ausgesprochen werden können. Die Naturgesetze sollen so allgemein gefaßt werden, daß z. B. die Vorgänge an der Erdoberfläche durch

Digitized by Google

Gleichungen von derselben Form beschrieben werden, mag man nun die Erde als rotierend oder als ruhend oder als sonst irgendwie beschleunigt bewegt denken. Diese Forderung ist das allgemeine Relativitätsprinzip Einsteins, die letzte und weitestgespannte Generalisierung des alten Relativitätsprinzipes der klassischen Mechanik.

Die geforderte Unabhängigkeit der Naturgesetze von der Koordinatenwahl bringt es mit sich, daß in den allgemeinen Ausdruck der Naturgesetze nur die Riemannsche Krümmung eingehen kann, da nur diese, wie wir sagten, auf den wesentlichen inneren Eigenschaften des Gebildes beruht und von der zufälligen, unwesentlichen Koordinatenwahl frei ist. Wie diese Krümmungsgröße genauer definiert ist, können wir hier, ohne zu weitschweifig zu werden, nicht angeben[1]). Es genüge zu sagen, daß sie nicht wie die Krümmung einer Fläche durch eine Maßzahl, sondern im vierdimensionalen Falle der „Welt" durch 10 Maßzahlen bestimmt ist. Der allgemeine Ausdruck des Naturgeschehens lautet nun nach Einstein „Die Krümmung der Welt ist an jeder Stelle proportional der dort vorhandenen Energie". Auch die Energie ist nicht wie die Wärmeenergie oder die Bewegungsenergie durch eine Maßzahl gegeben, sondern in allgemeinerer Auffassung durch 10 Maßzahlen; sie begreift den Energiefluß und den Impuls (Bewegungsgröße, Druck usw.) in sich. Der Proportionalitätsfaktor zwischen Krümmung und Energie ist nichts anderes als die Gravitationskonstante des Newtonschen Gesetzes.

Damit dieses Grundgesetz kein leeres Schema bleibt, wollen wir versuchen, es uns im Bilde näherzuführen. Dabei werden wir nicht von der unvorstellbaren wirklichen vierdimensionalen Welt, sondern von einer nur zweifach ausgedehnten flachen Welt sprechen, die aber nicht notwendig und nicht überall eben zu sein braucht. An einzelnen Stellen dieser Welt mögen sich Massen befinden (z. B. Sonne, Erde) in Ruhe oder Bewegung. Solche Stellen sind, wie schon die spezielle Relativitätstheorie lehrte, Anhäufungen von Energie. Hier wird also unsere sonst flache Welt gekrümmt sein, am Orte und in der Umgebung der Masse haben wir Erhebungen, Buckel. Denken wir uns unsere zweidimensionale Welt nach Art eines (mit einzelnen Buckeln versehenen) Billards vor uns liegen und lassen wir nun darüber hin einen kleinen Ball laufen, so wird er sich im allgemeinen auf gerader Bahn bewegen; wenn er sich aber einem unserer Massenbuckel nähert, wird er abgelenkt. Die gerade Bahn geht über in die unter den gegebenen Krümmungsverhältnissen möglichst gerade, oder wie man sagt, geodätische Bahn. Diese Abweichung von der Geradheit ist Folge des Vorhandenseins unserer Massen und erklärt die allgemeine Newtonsche Gravitation. Sie liefert die oben verlangte Zurückführung der Gravitation auf die Raum-Zeit-Struktur, auf die Krümmungsverhältnisse in der Welt.

Daraufhin wolle man die Andeutungen in dem vorangestellten Briefe Einsteins nochmals überlesen; sie zeigen uns, daß das Gesetz „Weltkrümmung proportional Energie" nicht nur qualitativ und bildlich die Gravitation widerzuspiegeln vermag, sondern daß es auch rechnerisch exakt wenigstens in erster Näherung das Newtonsche Gesetz vom Entfernungsquadrat liefert. Die ellipti-

[1]) Schon bei einer gewöhnlichen krummen Fläche, die doch unserer dreidimensionalen Anschauung zugänglich ist, läßt sich der genaue Begriff der Krümmung nicht ohne mathematische Konstruktionen verständlich machen. Z. B. hat der Mantel eines Kreiszylinders in Gauß-Riemannschem Sinne keine Krümmung, da er sich ohne Änderung seiner inneren Eigenschaften in eine Ebene verbiegen läßt (nachdem man ihn einmal längs einer seiner Mantellinien aufgeschnitten hat). Anders eine Kugel, welche eine um so stärkere Krümmung hat, je kleiner ihr Durchmesser ist. Um die Krümmungsverhältnisse in jedem Punkt der vierdimensionalen Welt beschreiben zu können, müssen wir in ihr eine Anzahl (nämlich, wie im Text angegeben, zehn) Flächen legen; die auf ihnen gemessenen Krümmungen kennzeichnen dann diejenigen inneren Eigenschaften der Welt in dem fraglichen Punkte, die wir im Text unter dem Namen Krümmung zusammengefaßt haben.

Digitized by Google

schen Bahnen, die die Planeten um die Sonne beschreiben, sind in der vierdimensionalen Welt solche geradesten oder geodätischen Bahnen, wie sie unserem Ball durch die von der Sonne ausgehende Weltkrümmung aufgezwungen werden. Unser Ball sei insbesondere der Merkur, d. h. der sonnennächste Planet. Das Gesetz vom Entfernungsquadrat gilt nur in erster Näherung; in großer Sonnennähe liefert die genaue Ausrechnung der Riemannschen Krümmung Abweichungen davon. Diese bewirken eine langsame Drehung der Merkur-Ellipse, ein Fortschreiten ihres Perihels, d. h. ihres der Sonne nächsten Punktes. Daß der Betrag dieses Fortschreitens (43 Bogensekunden im Jahrhundert) sich genau so groß ergab, wie die sorgsamsten astronomischen Beobachtungen und Rechnungen ihn ermittelt hatten, war das Herrliche, das Einstein 1915 erlebte. Man bemerke wohl: der Einsteinsche Gedankengang nahm seinen Ausgang von erkenntnistheoretischen Forderungen, hatte nirgends eine Unbestimmtheit oder Lücke, wußte von Hause aus nichts vom Merkurperihel und führte doch zwangsläufig und ungewollt zu dem astronomischen Beobachtungswert von 43 Sekunden.

Unser Billardball werde andererseits mit Lichtgeschwindigkeit durch unsere gekrümmte Welt gejagt. Die Abweichung von der Geradlinigkeit wird dann, eben wegen der Größe der Geschwindigkeit, nur winzig sein. Der Lichtstrahl, den unser Ball jetzt darstellt, muß schon dicht am Sonnenrande vorbeigehen, damit seine Ablenkung merkbar wird. Das heißt: der Fixstern, der den Lichtstrahl zu uns entsendet, muß in nächster Nähe der Sonne stehen. Dann ist er aber im allgemeinen für uns unsichtbar. Man mußte also eine Sonnenfinsternis abwarten, um diesen Effekt beobachten zu können. Sie fand am 29. Mai 1919 statt und war in Brasilien total. Die Engländer übernahmen die Aufgabe, von deren Erfüllung Deutschland ausgesperrt war, und haben ihre Sache gut gemacht. Sie konnten sieben starke sonnennahe Sterne beobachten. Die Ablenkungen (auf den photographischen Platten nur von mikroskopischer Größe) lagen alle im Sinne der Einsteinschen Theorie und stimmten bis auf die Unsicherheiten der Messung mit der theoretischen Größe überein (1,7 Bogensekunden für einen Stern am Sonnenrande). Spätere Sonnenfinsternisse werden lange nicht so günstig sein; man wird sich bei ihnen mit schwächeren und sonnenferneren Sternen begnügen müssen. Der 29. Mai 1919 wird in der Geschichte des menschlichen Geistes ewig denkwürdig bleiben.

Zum Teil kann man das Ergebnis der Sonnenfinsternis schon verstehen auf Grund des obigen Postulats von der Äquivalenz zwischen Gravitations- und Beschleunigungsfeld. In dem ruhenden Fahrstuhl mit Schwerefeld beschreibt jeder in Bewegung gesetzte Körper eine Wurfparabel; in dem beschleunigten Fahrstuhl stellt sich dieselbe Bahnform relativ gegen den Fahrstuhl ein, da die räumlich gesprochen geradlinige Bahn durch das beschleunigte Entgegenkommen des Fahrstuhls relativ zu diesem gekrümmt erscheint. Das gilt für jede Geschwindigkeit des Körpers, auch für die Lichtgeschwindigkeit. Daher wird auch ein Lichtstrahl paraboliſch abgekrümmt, zunächst im Beschleunigungsfelde, aber nach dem Äquivalenzpostulat auch im Gravitationsfelde. Scheinbar ist also die Theorie dieser Lichtablenkung sehr einfach, aber nur scheinbar. Wie Einstein in seinem Brief von 1915 bemerkt, ist die wahre Lichtablenkung, die sich aus der vollständigen Theorie ergibt, doppelt so groß als er sie nach der eben skizzierten rohen Theorie ursprünglich berechnet hatte. Gerade die Entscheidung zwischen dem vollen Wert der wahren Theorie und dem halben Wert der elementaren, auf dem Äquivalenzpostulat beruhenden Betrachtung war das eigentliche Ziel bei der rechnerischen Diskussion der Sonnenfinsternisaufnahmen von 1919.

Wir können dem Vergleich unserer beiden Fahrstühle noch eine weitere Prüfungsmöglichkeit der Einsteinschen Theorie entnehmen. Ordnen wir in dem nach oben beschleunigten Fahrstuhl eine einfarbige Lichtquelle am Boden an (z. B. eine gelbe Natriumflamme) und beobachten wir sie an der Decke. Das Licht

Digitized by Google

braucht eine gewisse Zeit um vom Boden zur Decke zu gelangen; in dieser Zeit hat die Geschwindigkeit des Fahrstuhls zugenommen. Die Lichtquelle im Augenblick des Aussendens hatte also eine geringere Geschwindigkeit als der Beobachter im Augenblick des Ankommens der Welle (oder eines bestimmten Teiles derselben). Denkt sich der Beobachter als ruhend, so hat die Lichtquelle beim Aussenden eine von ihm fortgerichtete Relativgeschwindigkeit. Hiermit ist aber ein Dopplereffekt verknüpft, der z. B. die gelbe Farbe der Natriumflamme ein wenig ins Rot spielen lassen würde. (Bekanntlich bewirkt eine vom Beobachter fortgerichtete Bewegung der Licht- oder Schallwelle eine Auseinanderziehung der Wellenfolge, also eine Vergrößerung der Wellenlänge, eine auf den Beobachter hingerichtete Bewegung, andererseits eine Zusammenstauchung des Wellenzuges, also eine Verkleinerung der Wellenlänge.) Auf den im Schwerefelde ruhenden Fahrstuhl übertragen bedeutet dieser Dopplereffekt: Eine Lichtquelle an Orten höherer Gravitationsenergie (am Boden des Fahrstuhls) strahlt eine etwas rötere Wellenlänge aus als dieselbe Lichtquelle an Orten niederer Gravitationsenergie (an der Decke des Fahrstuhls). Dabei ist die „Rotverschiebung" der Wellenlänge direkt proportional der Arbeit, die das Gravitationsfeld auf die Masseneinheit beim Übergang von dem ersten zum zweiten Orte leistet.

Diese Rotverschiebung steht zurzeit im Mittelpunkte des Interesses. Von Schwarzschild wurde sie an gewissen Stickstofflinien des Sonnenspektrums nachgewiesen, aber in einem kleineren Betrage als er aus der Einsteinschen Berechnung folgt. Merkwürdigerweise hat sich mit den vorzüglichen Mitteln des Mount-Wilson-Observatoriums fast keine Spur des Effektes ergeben. Dagegen haben kürzlich die Herren Grebe und Bachem in Bonn an denselben Stickstofflinien unter planmäßiger Auswahl von 6 ungestörten und Ausschaltung aller durch Störungen verdächtigen Linien die Rotverschiebung quantitativ bestätigt. Eine weitere Überraschung brachte die diesjährige Nauheimer Naturforscher-Versammlung: Indem dieselben Herren eine Statistik von 100 Stickstoff-Linien, gestörten und ungestörten, durchführten, wurden sie abermals im wesentlichen auf den Einsteinschen Wert der Rotverschiebung geführt. Wir haben also allen Grund anzunehmen, daß die weitere Verfolgung auch dieses schwierigen Problems mit einem vollen Siege der Einsteinschen Prophezeiung endigen wird.

Zum Schluß werfen wir einen Blick auf die Weltanschauungsfragen. Die volle Relativierung von Raum und Zeit, wie sie in dem unerbittlichen Formelgerüst der Einsteinschen Theorie durchgeführt ist, wird nicht umhin können, die philosophischen Grundlagen der Erkenntnistheorie entscheidend zu beeinflussen und die aprioristischen Lehren Kants umzudeuten. Mit größerer Sicherheit können wir von einer Wandlung unserer realen Weltanschauung, von einem Umsturz im Kopernikanischen System sprechen. Künftighin ist es nicht mehr verboten zu sagen: die Erde steht still und der Fixsternhimmel dreht sich um die Erde, oder: die Sonne bewegt sich und die Erde steht im Brennpunkte der Sonnenbahn („und sie bewegt sich doch nicht!"). Die Aussage, daß der Fixsternhimmel ruhe, hat relativistisch überhaupt keinen Sinn und Inhalt. Daß der sich drehende Fixsternhimmel an der ruhenden Erde genau dieselben Zentrifugalkräfte als Gravitations-Wechselwirkungen hervorruft, wie sie nach Newton und nach der Erfahrung an der sich drehenden Erde auftreten, ist durch die Einsteinsche mathematische Weltordnung gesichert und im einzelnen durch Rechnung nachgewiesen (diesmal nicht von Einstein selbst, sondern von Thirring). Freilich wird es immer bequemer und für die praktischen Zwecke der rechnenden Astronomen vernünftiger sein, mit Kopernikus den heliozentrischen Standpunkt einzunehmen. Aber es ist auch nicht widersinnig, sich mit Ptolemäus auf den geozentrischen Standpunkt zu stellen. Gerade der souveräne Wechsel des Standpunktes ist es, den die Relativitätstheorie uns frei gemacht hat und der sie zu ihren Erfolgen in der Gravitationstheorie geführt hat. Arnold Sommerfeld.

Digitized by Google

Die Leistungen der Experimentalphysik während des Krieges[1]).

Die Experimentalphysik ist in allen am Kriege beteiligten Ländern in immer steigendem Maße für die Kriegszwecke selbst herangezogen worden. Sie wurde dadurch einerseits von ihrer eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit entfernt, der sie ohnehin nur noch in sehr geminderter Kraft obliegen konnte, da ihr ein großer Teil ihrer leistungsfähigsten Persönlichkeiten entzogen war und die Zwangswirtschaft ihr nicht gestattete, viele der notwendigen Hilfsmittel für ihre Arbeiten zu beschaffen. Während die theoretische Physik, durch die Kriegsverhältnisse viel weniger in Mitleidenschaft gezogen, gerade im Kriege sich betätigen konnte, hat die experimentelle Physik viel weniger geleistet, als sie bei nicht gestörtem Frieden hätte vollbringen können. Allerdings ist auch für die Experimentalphysik die Kriegsarbeit nicht ohne Nutzen gewesen. Die mannigfaltigen, durch den Krieg bedingten Aufgaben gaben ihr neue Anregungen, Hilfsmittel und Erfahrungen. Die Früchte konnten jedoch erst nach dem Kriege reifen.

Von der theoretischen Physik aus kamen viele Anregungen, welche die Aufmerksamkeit besonders den Linienspektren zuwandten. Solche Linienspektren entstehen, wenn das Licht der leuchtenden Gase und Dämpfe durch Spektralapparate zerlegt wird. In der ganzen Reihe der Farben treten dann nur schmale Bereiche auf, die als Linien erscheinen. Die Farbe dieser Linien wird physikalisch durch die Schwingungszahl oder durch die Wellenlänge des entsprechenden Lichtes gemessen. Viele dieser Linien haben sich in sogenannte Serien einordnen lassen, bei denen sich die Schwingungszahlen durch einfache Formeln ergeben, wenn man in sie die ganzen Zahlen der Reihe nach einsetzt.

Diese Formeln lassen sich aus der Vorstellung ableiten, daß ein leuchtendes Atom aus einem Planetensystem von Elektronen, den kleinsten Teilen der negativen Elektrizität, besteht, welche in bestimmten Bahnen um einen positiv elektrischen Kern kreisen. Der Leuchtvorgang ist an die Bedingung gebunden, daß ein Elektron aus einer Bahn in eine engere übergeht und die dabei verlorene Energie ausstrahlt, die in einer einfachen Beziehung zur Schwingungszahl des in der Linie ausgestrahlten Lichts steht. Die einzelnen Linien lassen sich aber bei weiterer Steigerung des optischen Auflösungsvermögens noch weiter zerlegen und die Untersuchung dieser Feinstrukturen war eine besonders wichtige Aufgabe, weil auch diese sich aus der Theorie ableiten lassen. Diese Beobachtungen gehen an die Grenze dessen, was die feinsten optischen Apparate noch leisten heran, und es bedarf eines großen Aufwands von Erfahrung, von Hilfsmitteln und Ausdauer, um eine solche Genauigkeit der Messung zu erreichen, wie sie zur Prüfung der Theorie erforderlich ist. Diese hat sich im großen und ganzen bestätigen lassen, wenn auch noch viele Einzelheiten aufzuklären bleiben. So ist denn das Experiment auch hier weit in den Bau des Atoms eingedrungen und hat wesentlich zur Erkenntnis beigetragen, daß die Gesetze, die bisher als feststehend angenommen sind, auch für die kleinsten Gebilde der Natur gelten, daß aber hier noch ganz neue und ihrer Art nach noch nicht vollständig durchsichtige Naturgesetze hinzukommen.

Einen besonderen Fortschritt hat im Kriege die Untersuchung der Spektrallinien von besonders kurzer Wellenlänge gemacht, die man bei der Zerlegung der Röntgen-

[1]) Die folgenden Zeilen können keinen Anspruch auf vollständige Darstellung des Geleisteten machen. Absichtlich beiseite gelassen ist alle eigentliche Kriegsarbeit.

Digitized by Google

strahlen durch Kristalle (vgl. den Artikel von Ewald, Seite 102) gefunden hat. Die Wellenlängen dieser Spektrallinien sind ganz außerordentlich klein und betragen nur etwa den millionten Teil eines Millimeters. Solche kurzwellige Spektren können durch die gewöhnlichen optischen Apparate nicht zerlegt werden, und es wäre hoffnungslos, auf dem Wege der Vervollkommnung der gewöhnlichen Spektralapparate diese Aufgabe zu versuchen. Aber die Natur selbst bietet in einem Kristall eine optische Vorrichtung, durch welche es gelingt, die Röntgenstrahlen spektral zu zerlegen. Ein Kristall bildet nämlich eine regelmäßige Anordnung seiner Atome, durch welche die Röntgenstrahlen von ihrer geraden Richtung abgelenkt und an bestimmten Stellen wieder vereinigt werden, wenn die Wellenlänge eine ganz bestimmte Größe hat. Diese Linienspektren der Röntgenstrahlen ergaben sich je nach dem chemischen Element in dem die Strahlen erregt werden, verschieden, und zwar haben sich wichtige Beziehungen zwischen der Wellenlänge der Röntgenspektren und dem Atomgewicht des betreffenden Elements ergeben, aus dem die Röntgenstrahlen kommen. Die Herstellung dieser Röntgenspektren ist sehr vervollkommnet und die Genauigkeit der Messung ist bereits eine sehr beträchtliche geworden. Mit derselben experimentellen Anordnung ist auch das sogenannte kontinuierliche Röntgenspektrum untersucht, in welchem die verschiedensten Wellenlängen enthalten sind, wie im weißen Licht. Das kontinuierliche Röntgenspektrum hat indessen die Eigentümlichkeit, daß es bei einer bestimmten Wellenlänge plötzlich aufhört, also keine kürzeren Wellenlängen jenseits dieser ganz scharfen Grenze enthält. Die Feststellung dieser Grenze steht in wichtiger Beziehung zum Gesetz der Wärmestrahlung.

Die Theorie, welche das Atom als ein System kreisender Elektronen auffaßt, konnte noch eine besondere Leistung aufweisen, nämlich die Berechnung der Wirkung eines elektrischen Feldes auf die Spektrallinien. Diese Berechnung hat manche Ähnlichkeit mit der astronomischen Berechnung der Störungen der Planeten, wenn sie durch äußere Kräfte aus ihren Bahnen abgelenkt werden. Wenn äußere elektrische Kräfte auf ein Atom einwirken, so sind die planetenartigen Elektronen ebenfalls Störungen unterworfen, die sich in einer Veränderung der Wellenlängen der ausgesandten Spektrallinien zu erkennen geben. Die Linien werden in eine große Zahl neuer aufgespalten und die Theorie hat in der Tat von diesen Aufspaltungen Rechenschaft geben können. Es sind während des Krieges viele Spektrallinien im elektrischen Felde mit großem experimentellen Geschick untersucht, während die Theorie erst bei ganz einfach gebauten Atomen, bei denen nur ein einziges planetarisches Elektron vorhanden ist, sich hat durchführen lassen.

Mit dieser Auffassung des Leuchtvorgangs im Zusammenhange steht die Beobachtung des Entstehens der elektrischen Leitfähigkeit eines Gases durch bewegte Elektronen. Die Gase leiten an sich die Elektrizität nicht, und sie erhalten die Fähigkeit dazu erst, wenn die Atome oder Moleküle des Gases elektrische Ladungen erhalten oder wie man sagt, Jonen bilden. Wenn ein Elektron von einem Molekül fortgeht, so bleibt dieses positiv geladen zurück, wenn das Elektron ein Molekül oder Atom trifft, so wird dieses negativ geladen. Positive Jonen können sich demnach nur bilden, wenn Elektronen veranlaßt werden, ein Atom zu verlassen. Wenn sich dieses in einer bestimmten Bahn bewegt, so muß es in große Entfernung von dem positiven Kern geschleudert werden, wozu ein bestimmter Arbeitsaufwand erforderlich ist. Nun gehört zu einer bestimmten Bahn des Elektrons als Endbahn eine bestimmte Spektralserie, deren Linien immer dann entstehen, wenn das Elektron von einer weiter außenliegenden Bahn in

Digitized by Google

diese Endbahn zurückgeht. Zu jeder Spektralserie gehört daher eine bestimmte Arbeitsleistung um das Elektron von der Endbahn der Serie in große Entfernung zu bringen, und damit die Bildung positiver Jonen zu ermöglichen.

Diese Arbeitsleistung kann man durch bewegte Elektronen ausführen lassen, die man z. B. einem glühenden Draht entnimmt und denen man durch gemessene elektrische Spannungen eine bestimmte Geschwindigkeit erteilt. Nur wenn diese Geschwindigkeit so groß ist, daß die Energie der Bewegung jener erforderlichen Arbeitsleistung gleich wird, erhalten wir die Bildung positiver Jonen und damit ein plötzliches Ansteigen der elektrischen Leitfähigkeit. In der Tat haben sich solche plötzliche Veränderungen der Leitfähigkeit feststellen lassen, die mit den berechneten Werten übereinstimmen.

Wenn diese Beobachtungen mit den Spektrallinien durch die Theorie zusammenhängen, so kann man eine indirekte Beobachtung dieser Linien ohne optische Hilfsmittel anwenden. Namentlich für sehr kurzwelliges Licht sind die optischen Beobachtungen sehr schwierig. Es versagt bei kürzeren Wellen zunächst das Auge, dann die durchsichtigen Körper und schließlich auch die photographische Platte. Wenn aber Licht auf eine Metallplatte auftrifft, so löst es Elektronen aus, deren Geschwindigkeit zunimmt, wenn das auffallende Licht kurzwelliger wird. Aus der Geschwindigkeit dieser Elektronen läßt sich daher auf die Wellenlänge des erregenden Lichts schließen. Diese Methode kann unter Umständen in solchen Gebieten angewendet werden, wo die optischen Methoden vollständig aufhören.

Durch die Entdeckung der Interferenz und Beugung der Röntgenstrahlen an den Kristallatomen ist ein Weg eröffnet, um den Aufbau der Kristalle genau zu erforschen. Die Interferenzbilder der Röntgenstrahlen lassen Schlüsse zu auf die geometrische Anordnung der Atome, welche die photographischen Interferenzbilder erzeugen. Diese zunächst durch die Physik ausgebildete Methode ist jetzt wesentlich in die Hände der Kristallographen übergegangen, die auf diese Weise die Raumgitter der Kristalle und ihre Form bestimmen können. Die Methode hat sich aber auch auf solche Körper ausdehnen lassen, die aus kleinen Kristallen in unregelmäßiger Anordnung bestehen. Die bei vollständiger Unregelmäßigkeit in der Verteilung der Kristalle entstehenden Interferenzbilder lassen sich berechnen und aus den Beobachtungen kann man wieder Schlüsse auf die Kristallstruktur ziehen.

Die Untersuchungen über positive Strahlen, die in der Entladungsröhre dadurch entstehen, daß die positiv geladenen Atome durch die elektrischen Kräfte große Geschwindigkeiten erhalten, sind im Kriege mit größerer Genauigkeit durchgeführt und besonders auf scharfe Bestimmung des chemischen Atomgewichts gerichtet worden. Man kann durch gleichzeitige magnetische und elektrische Ablenkung dieser aus fliegenden Atomen bestehenden Strahlen sowohl die spezifische Ladung, d. h. das Verhältnis der Ladung zu der durch das Atomgewicht bestimmten Masse, als auch die Geschwindigkeit bestimmen.

Da nun nach den bisherigen Beobachtungen die Ladung bei allen Atomen und Molekülen nur in ganzzahligem Verhältnis sich ändern kann, weil sie nur durch das Fortgehen oder Hinzutreten eines oder mehrerer Elektronen von unveränderlicher elektrischer Menge entsteht, so sind kleine Änderungen der spezifischen Ladung auf eine Änderung des Atomgewichts zu schieben. Es haben sich nun bei den positiven Strahlen Atomgewichte ergeben, die sich, wenn auch nicht erheblich, so doch in meßbarer Weise voneinander unterscheiden. Das erste Beispiel eines Körpers, der verschiedene Atomgewichte bei vollkommen gleichem chemischem Verhalten zeigte, war das Blei. Dieser Stoff ist bekanntlich das

Digitized by Google

Endprodukt der Radiumreihe. Dieses aus dem Radium entstandene Blei ergab ein etwas kleineres Atomgewicht wie das sonstige Blei. Solche chemische Stoffe von gleichem chemischen Verhalten aber verschiedenem Atomgewicht sind als Isotopen bezeichnet worden. Solche Isotopen wurden auch bei den positiven Strahlen und zwar hier bei gewöhnlichen Gasen gefunden, wenn auch derartige schwierige Messungen noch der Bestätigung bedürfen. Diese Untersuchungen sind deshalb von großer Wichtigkeit, weil auf diese Weise festgestellt werden kann, ob die Atomgewichte sich wirklich als ganze Zahlen ergeben, wie es der Fall sein muß, wenn wirklich der Wasserstoff der Baustein ist, aus dem sich die übrigen Atome aufbauen.

Ebenfalls an den positiven Strahlen wurde die elektrodynamische Aufspaltung der Wasserstofflinien beobachtet. Aus den elektromagnetischen Gesetzen folgt nämlich, daß ein bewegter elektrischer Körper im Magnetfelde eine elektrische Kraft erfährt. Ist die Geschwindigkeit groß genug, so kann in einem starken magnetischen Felde diese elektrische Kraft so beträchtlich sein, daß die Aufspaltung der Spektrallinien durch elektrische Kräfte eintritt. Die Bestätigung dieser Folgerung aus der Theorie zeigt, daß die elektromagnetischen Gesetze auch für den Vorgang der Lichtaussendung gelten, was insofern von Bedeutung ist, als die Strahlung anderen Gesetzen zu gehorchen schien.

Wenn wir hier nur eine ganz kurze Übersicht der physikalischen Arbeiten während des Krieges geben konnten, an denen Deutschland einen sehr bedeutenden Anteil nahm, so wird man ersehen können, daß die Physik trotz der Inanspruchnahme durch den Krieg nicht geruht hat. Zu den Erfolgen hat das Zusammenarbeiten von experimenteller und theoretischer Physik wesentlich beigetragen, die sich gegenseitig angeregt und unterstützt haben.

Die Experimentalphysik ist in einer Zeit der größten Fruchtbarkeit durch den Krieg betroffen und seine Folgen werden vielleicht in steigendem Maß ihre Arbeit lähmen. Wie sich die weitere Zukunft aber auch gestalten mag, die physikalische Forschung, die im Begriff steht immer weiter ins Innere der Natur einzudringen, wird allen Völkern, welche die Kultur pflegen wollen, unentbehrlich sein.

Wilhelm Wien.

Neue Wege der Atomforschung.

Wer heute ein wenig in die Arbeit der Naturforschung hineinblickt, wird bald finden, daß in Physik und Chemie die Blicke vieler auf ein gemeinsames Problem gerichtet sind, das so alt ist, wie die Idee der Naturforschung selbst, auf die Vollendung der Atomistik. Man glaubt, über die Bausteine der Materie in den letzten Jahren unvergleichlich mehr in Erfahrung gebracht zu haben, als in langen Zeiten vorher, und den Abschluß einer Entwicklung vor sich zu sehen, die dem uralten Gedanken von den Atomen seine feste Bedeutung für die Naturforschung gegeben hat.

Ein so bedeutender Anspruch gründet sich natürlich nicht auf die Arbeit der letzten Jahre allein. Freilich überraschen gerade die neuen Ergebnisse vielfach durch ihre Durchsichtigkeit, aber die Sicherheit unsrer heutigen Schlüsse ist die Ernte aus einer langen Arbeit, die begann, als sich die Naturwissenschaft vor etwas mehr als hundert Jahren den Atombegriff zum erstenmal mit einer klaren Bedeutung aneignete. Wenn wir also in diesem Aufsatz kurz andeuten wollen,

Digitized by Google

warum man sich gerade heute so eifrig mit der Atomistik beschäftigt und an einem wichtigen Abschnitt ihrer Geschichte angekommen zu sein glaubt, so müssen wir mit einigen Gedankenreihen beginnen, die älter sind, als die Kriegszeit, für die dieses Heft im übrigen bestimmt ist.

Der älteste Gedanke ist das Problem selbst, das sich die Atomistik stellt: die besondere Art, wie sie sich die Einheitlichkeit der Materie denkt.

Daß hinter der bunten Mannigfaltigkeit der Materie etwas Einheitliches stecke, ist der erste Gedanke, der uns von der ionischen Philosophie überliefert ist. Die Atomistik verschärft diesen Gedanken dahin, alle Qualitätsunterschiede überhaupt zu leugnen, alles auf Zählbares und Meßbares zurückführen zu wollen, nämlich auf Lage und Bewegung, und der Materie nur ein zählbares Substrat zu lassen, nämlich gleichartige Teilchen, deren verschiedene Ordnung und Bewegung alle die scheinbaren Arten von Materie hervorbringt, die wir zu unterscheiden glauben. Diese Idee einer Theorie der Materie, erfaßt zu einer Zeit, wo eine Erfahrung über die Methoden des Naturerkennens noch gar nicht bestand, — also gänzlich aus dem griechischen Empfinden für das Wesentliche des Maßes geboren, das auch die Entwicklung der Mathematik leitete —, ist kaum genug zu bewundern. Sie wirkt auf uns in aller Frische, und beschäftigt uns heute mehr als je, denn die Einheitlichkeit der letzten Bausteine der Materie ist in den letzten Jahren klar hervorgetreten, die Maßbeziehungen aber, nach denen sie sich ordnen, sind zum Teil noch tief verschleiert.

In der Anwendung der Atomistik hat die Naturwissenschaft zwei große Schritte getan. Der erste bestand in der Erkenntnis, daß jedes chemische Element aus gleichartigen kleinsten Teilchen bestehe — er wurde vor etwa hundert Jahren gemacht. Der zweite führte dahin, diese Bausteine der chemischen Elemente wiederum als gesetzmäßig geordnete Gebäude von Bestandteilen zu erkennen, die in aller Materie dieselben sind: diese Entwicklung umfaßt die letzten dreißig Jahre und ihre handgreiflichsten Beweisstücke, die anschaulichsten wenigstens, stammen erst aus diesem Jahr.

Die Beweisstücke für den ersten Schritt sind allgemein bekannt. Bei der Untersuchung chemischer Vorgänge mit der Wage stieß man auf so einfache Gewichtszusammenhänge, daß man gezwungen war anzunehmen, jedes chemische Element beteilige sich daran stets mit gewissen endlichen Massenportionen, die in allen chemischen Umwandlungen unzerstört beieinander blieben[1]). Da man gründlichere Eingriffe in die Materie als die chemischen damals nicht kannte, und die Klärung, die durch diesen Gedanken in die Vorgänge kam, ungeheuer war, war es kein Wunder, daß man den griechischen Namen für den letzten unteilbaren Baustein bereits hierauf anwendete und von den „Atomen" der chemischen Elemente sprach. So ist der Gebrauch bis heute geblieben —, wir haben heute 92 chemisch verschiedene Elemente anzunehmen, also von 92 Arten chemischer Atome zu sprechen. Ihr Platzwechsel, ihre Bewegung, ihre räumliche Lagerung erfüllen aufs beste die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die der Chemiker beobachtet, und niemand, der auch nur einen leisen Begriff von der ordnenden Macht dieses Gedankens hat, wird mehr daran zweifeln, daß die Materie einen körnigen Aufbau dieser Art besitzt.

Immerhin blieb lange unbefriedigend, daß man so gar nicht wußte, wie groß diese Steinchen denn nun sein sollten? Man konnte ihre Gewichte vergleichen und nahm das leichteste unter ihnen, den Wasserstoff, als Einheit, —

[1]) Vgl. den Artikel von K. Fajans, Seite 106.

Digitized by Google

das schwerste, das Uran, wog dann 236 von diesen Einheiten, nach denen wir noch heute das „Atomgewicht" beurteilen. Wieviel aber wog nun das Wasserstoffatom selbst, in Grammen? — wie groß war so ein Atom, in Zentimetern?

Die erste Antwort hierauf kam, als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zum ersten Male einen physikalischen Gebrauch des chemischen Atombegriffs versuchte. Man deutete die Wärme als Bewegung der kleinsten Teilchen und hatte dann den Gaszustand als den aufzufassen, in dem die Wärmebewegung so heftig geworden ist, daß sie das Gefüge der Körper bis auf die Atome oder wenigstens kleine Atomgruppen herab zerrissen hat. Man fand, daß sich die Eigenschaften der Gase vorzüglich darstellen ließen, wenn man den Atomen Durchmesser von etwas weniger als ein millionstel Millimeter zuschrieb. Darnach war verständlich, daß man das einzelne Atom im Licht nicht zu sehen bekam, denn da die Lichtwellen fast ein tausendstel Millimeter lang sind, sind sie viel zu grob, um einen tausendmal so kleinen Gegenstand abbilden zu können.

Diese gastheoretischen Zahlen (die später von andren Methoden völlig bestätigt wurden) blieben lange Zeit die einzigen, die etwas von der Größe der Atome aussagten. Die Physik stieß sonst kaum auf die atomtheoretischen Fragen, sie war völlig damit beschäftigt, die großen Prinzipien der Elektrizitätslehre und der formalen Wärmelehre durchzudenken und auszubauen.

Obwohl in diesem Stadium die Atomarten der Elemente als starre Einheiten nebeneinander standen, wurden die Anzeichen, die von einer inneren Verwandtschaft der Elemente sprachen, stets besonders gepflegt. Man hatte frühzeitig erkannt, daß es Familien von Elementen gibt, die sich untereinander besonders stark ähneln, die Metalle Kupfer, Silber, Gold etwa, oder die aktiven „Alkalimetalle" Lithium, Natrium, Kalium, Rubidium, Caesium oder die „Halogene", Chlor, Brom, Jod. In den sechziger Jahren nun entdeckte man eine bemerkenswerte Regelmäßigkeit: ordnete man die Elemente nach wachsendem Atomgewicht, so folgten sich die verwandten in regelmäßigen Abständen! Im Anfange kommt nach je sieben Elementen wieder ein ähnliches, später nach je siebzehn. Auch zwischen den Elementen, die unmittelbar nebeneinander zu stehen kommen, bestehen deutlich engere Beziehungen: der Charakter ändert sich schrittweise vom entschiedenen Metall („Alkalimetall") über ein Zwischending wie Kohlenstoff zum entschiedenen Nichtmetall wie Schwefel oder Chlor, dann folgt jeweils ein ganz charakterloses Element, das sich überhaupt nie verbindet, — ein „Edelgas" wie Helium oder Argon — und der Lauf beginnt von neuem mit einem Alkalimetall. Die Eigenschaften ändern sich also periodisch mit dem Atomgewicht — und zwar alle, die man damals kannte: das Volum der Atome steigt regelmäßig auf und nieder, die Spektren wiederholen regelmäßig einen ähnlichen Bau, die magnetischen Elemente finden sich zu Gruppen vereinigt, und so fort. Man nennt speziell jede solche Reihe von Edelgas zu Edelgas eine „Periode". Die Möglichkeit, die Elemente so einfach nach dem Atomgewicht zu einem „periodischen System" zu ordnen, mußte als Zeichen genommen werden, daß sie einander verwandt und nach einem gesetzmäßig fortschreitenden Plan aus einem Urmaterial aufgebaut sind. Über diesen Plan und dieses Urmaterial zu spekulieren, war ungeheuer verlockend und es ist gewiß an keinen Gegenstand der anorganischen Natur so viel an eifrigen und meist ganz vergeblichen Gedanken verschwendet worden als an dies Gesetz, in dem sich geheimnisvoll die innere Einheit der Materie ankündigte. Der Gedanke, daß hier eine Aufgabe liege, blieb dadurch wach, obwohl sich nicht absehen ließ, wie bald es möglich sein werde, sie gründlicher anzufassen.

Digitized by Google

Als der innere Zusammenhang der Elektrizitätslehre, mit dem die reine Physik damals eifrig beschäftigt war, sich völlig klärte, hatte sie einen bedeutsamen Ausläufer in der Richtung der Atomerscheinungen bekommen: Die Lehre von den Lichtwellen war in ihr aufgegangen, das Licht war unbezweifelbar als elektrische Erscheinung erkannt. Zunächst betraf dies Ergebnis die fertige Lichtbewegung selbst: man hatte theoretisch erkannt, daß elektrische Wellen möglich sind, man hatte gelernt, sie auf großen Leitersystemen experimentell herzustellen und da man sie für die Zwecke der drahtlosen Telegraphie praktisch wichtig brauchen konnte, machte man sich immer näher mit ihnen vertraut und gewann völlige Sicherheit, daß sie in ihrem Wesen mit denen des Lichts übereinstimmten. Nunmehr, nachdem diese rein wellentheoretische Aufgabe erledigt war, tauchte eine neue Frage auf: die nach den Quellen des Lichts und den Gesetzen seiner Erregung, und diese Frage zielte unmittelbar auf den Bau der Materie. Denn in der Spektralanalyse hatte man bereits erkannt, daß den einzelnen Atomarten ganz bestimmte Möglichkeiten innewohnen, im Lichte zu schwingen. Bekanntlich untersucht man das Licht so auf seine Zusammensetzung, daß man die Lichter der verschiedenen Schwingungszahlen oder Wellenlängen (Farben) nebeneinander zu einem Band, dem „Spektrum", geordnet erscheinen läßt[1]). Jede scharfe Schwingungszahl (jeder reine Ton sozusagen), die die Lichtquelle ausgibt, erscheint dann als eine feine helle Linie quer durch dieses Band. Wenn also von „Spektrallinien" die Rede ist — und ihre Gesetze sind heute eines unserer wichtigsten Hilfsmittel —, so bedeutet das immer bestimmte einfache Schwingungsweisen in der Quelle des Lichts. Das Spektrum ist ein Bild der Harmonien, in denen das aussendende Atom im Lichte zu erklingen vermag, und der wunderbar klar gestaltete, seinem Wesen nach aber völlig undeutbare Bau der Atomspektren bewies, daß das Atominnere von einfachen Gesetzen beherrscht sein müsse.

Die Theorie des Lichtes wandte sich also nun mit einer ganz bestimmten Voraussicht der Atomtheorie zu: sie forderte die Existenz elektrischer Strahlungsquellen im einzelnen Atom. Mit diesem Gedanken beginnt das eigentliche Eindringen in das chemische „Atom", das den zweiten Teil der gesamten Entwicklung bildet.

Man wußte nun schon seit langem, daß die chemischen Atom-Verkettungen und -Trennungen vielfach von elektrischen Vorgängen begleitet seien. Helmholtz zeigte, daß sich die Gesetze, die Faraday hierüber gefunden hatte, völlig durch den Gedanken wiedergeben ließen, daß zwischen den reagierenden Atomen Elektrizität in bestimmten unteilbaren Mengen ausgetauscht werde. Er nahm also an, daß auch die Elektrizität in Atome aufgeteilt sei. Bald fand sich, daß eine auffällige Art von Strahlen, die man beim Durchgang der Elektrizität durch Gase beobachtete, die „Kathodenstrahlen", aus lauter negativen Teilchen bestanden, die gerade die Ladung eines Helmholtzschen Elektrizitätsatoms trugen. Diese Teilchen stammten zwar offenbar aus der Materie, die die Elektrizität ins Gas hineinleitete, aber Atome dieser Materie waren es nicht. Als man ihre Masse bestimmte, fanden sie sich zweitausendmal so leicht als das leichteste chemische Atom: man hatte von der Materie losgelöste Elektrizitätsatome vor sich. Bald fand sich, daß diese negativen Elektrizitätsatome, die man heute allgemein „Elektronen" nennt, aus aller Materie losgesprengt werden konnten, ja schließlich verrieten sie ihr Dasein in den Atomen selbst und ihre Mitwirkung bei der Aussendung des Lichtes. Indem man leuchtende Atome magnetisch beeinflußte, fand man, daß dieselben Teilchen im Atom tätig sind, wenn es Licht aussendet, man fand

[1]) S. den Aufsatz von W. Wien.

Digitized by Google

weiter, daß ganz allgemein, wenn ein Atom sich elektrisch auflädt, stets die Elektrizitätsmenge eines Elektrons aufgenommen oder abgegeben wird, und da derlei Ladungsvorgänge mit gewissen chemischen Vorgängen gesetzmäßig verbunden sind, lag die Vermutung nahe, daß auch bei der Fähigkeit der Atome, einander chemisch zu binden, Elektronen mit im Spiele seien. Man hatte also einen Baustein, der in allen Atomen vorkam und den Hinweis, daß er bei den bezeichnendsten Funktionen des Atoms, den optischen und chemischen, tätig sei.

Die nächsten Schritte machte man dadurch, daß man mit diesen winzigen Atombruchstücken in die Atome hineinschoß. Man konnte sie leicht hunderttausendmal so geschwind machen, als eine Flintenkugel oder ein Gasatom fliegt. Während solch ein Gasatom in ein anderes seinesgleichen nicht eindringen kann, schlägt ein Elektron mitten durch das Atom durch. Für ein sehr rasches Elektron fand sich im ganzen Atom insgesamt nicht mehr undurchdringlicher Raum, als ihn etwa, um einen rohen Vergleich zu wählen, ein Stecknadelknopf in einem größeren Reisekoffer einnimmt. Das ganze übrige Atom war leer. Es fand sich zwar, wenn man die Elektronen langsamer nahm, daß hier überall elektrische Felder herrschten, die die Elektronen ablenkten, aber von der prinzipiellen Undurchdringlichkeit, die uns sonst als primäre Eigenschaft der Materie gilt, blieb nichts. Man mußte anerkennen, daß der Raum, den uns die Materie einzunehmen scheint, fast ganz und gar von einem Gewebe elektrischer Felder erfüllt ist. Lenard, dem wir diese Forschungen verdanken, fand einen höchst merkwürdigen Zusammenhang: schließlich werden die bewegten Elektronen doch einmal von den elektrischen Feldern in den Atomen abgefangen und diese Fähigkeit des Abfangens stieg ganz regelmäßig mit dem Atomgewicht der durchschossenen Atome an. Von den periodischen Eigenschaften, die sonst so stark ins Auge fallen, war bei diesen tief im Atominnern sich abspielenden Vorgängen nichts mehr zu verspüren: auch in der Fähigkeit, die durchfliegenden Elektronen abzulenken, ordneten sich die Elemente rein nach dem Atomgewicht: im elektrischen Aufbau des Atominneren nahm die Stärke der Felder mit wachsendem Gewicht des Atoms regelmäßig zu. Nun kam die Frage, wo denn die Ladungen steckten, zwischen denen sich diese Felder ausspannen? — Negative Teilchen kannte man schon, die Elektronen, und wußte, daß sie im Atom vorhanden sind, — wo aber steckten die positiven, und wo steckte schließlich, wenn fast das ganze Atom leer war, die Masse des Atoms, die doch das wesentlichste Kennzeichen des Materiellen war, mit dem man bisher auch die Undurchdringlichkeit verbunden hatte? — Die Antwort auf diese Frage gab Rutherford, indem er schwerere Geschosse verwandte: die α-Teilchen radioaktiver Substanzen, die ebenfalls mit ungeheurer Geschwindigkeit begabt sind, aber die volle Masse eines wirklichen Atoms, des Heliumatoms tragen, also etwa 8000 mal so schwer sind als ein Elektron. Vor diesen Teilchen fliegt alles auf die Seite, was nicht mindestens dieselbe Masse trägt. Sie schlagen durch Zehntausende von Atomen geradeaus hindurch. In ganz seltenen Fällen aber macht ihre Bahn einen Knick, der anzeigt, daß sie selber haben ausweichen müssen. Verfolgt man beobachtend Zahl und Größe dieser Knicke, so findet sich, daß sie mit aller Genauigkeit durch die Annahme wiedergegeben werden, die gesamte Masse des Atoms sitze, mit positiver Ladung behaftet, in einem Raum, der in den obenerwähnten Stecknadelknopf hineingeht, durch den auch rasche Elektronen nicht zu dringen vermögen. Rutherford nennt dies Gebilde den „Kern" des Atoms. Die Größe dieser positiven Ladung aber steigt regelmäßig mit dem Atomgewicht an und beträgt beim Atom des leichtesten Elements (Wasserstoff) soviel wie die negative Ladung eines Elektrons, beim

Digitized by Google

zweiten (Helium) doppelt soviel und so fort. Dieses Ergebnis traf sich aufs Schönste mit einem anderen: eine Methode, für deren Erläuterung uns hier der Raum fehlt, — sie benutzt Röntgenstrahlenerscheinungen —, läßt auf die Zahl der Elektronen im Atom schließen. Es ergibt sich die Regel, daß das erste Atom ein Elektron enthält, das zweite zwei, das dritte (Lithium) drei und so fort, so daß etwa dem Silber, als dem in der Reihe der Atomgewichte siebenundvierzigsten Element, 47 Elektronen, dem Gold 79, dem Quecksilber 80 und schließlich dem schwersten der bekannten Atome (Uran) 92 Elektronen zuzuschreiben sind. Das Gold also etwa hat einen 79fach positiv geladenen Kern, um den sich 79 negative Elektronen versammelt haben. Das ganze Atom ist neutral, denn die positiven und negativen Ladungen sind gleich. Die beiden Bestandteile des Atoms, die wir jetzt kennen, reichen hin, neutrale Atome daraus zu bauen und stellen die Atome der bekannten Elemente als eine Reihe dar, in der die Ladung des Kerns und die Zahl der Elektronen von Element zu Element um eine Einheit wächst. Was kann nun dieses Bild leisten?

Zunächst ist es in einem Punkte noch etwas deutlicher auszumalen. Die Elektronen müssen, wenigstens zum Teil, recht weit vom Kern entfernt sein, denn die elektrischen Felder zwischen ihnen und dem Kern müssen ja den ganzen Raum ausfüllen, den das Atom einzunehmen scheint — von dem mehrfach angeführten Stecknadelknopf aus gesehen, müssen einige etwa da liegen, wo die Wände des Koffers zu sein scheinen. Warum fallen nun diese negativen Teilchen nicht in den positiven Kern hinein? — Wir haben dasselbe Problem, wie bei den Planeten, die von der Sonne angezogen werden. Die Erde fällt nicht in die Sonne, weil sie sich bewegt und ihre Flichkraft der Anziehung das Gleichgewicht hält. Auch im Atom ist keine andere Lösung möglich — und in ihren Folgerungen hat sie sich aufs glänzendste bewährt: die Elektronen sind in ständiger Bewegung; jedes Atom ist als ein Planetensystem anzusehen, dessen Sonne der Atomkern, dessen Planeten die Elektronen sind. Damit sind die Grundzüge des Atombildes vollendet, mit dessen Ausbildung man sich heute beschäftigt.

Die fast unendlich vielen Aufgaben, die ein Atommodell zu erfüllen hat, — denn letzten Endes gehen ja sämtliche Eigenschaften der Materie auf die der Atome zurück —, lassen sich in zwei große Gruppen einordnen, denen die Gliederung des Modells entspricht. Vor allem sind eine Reihe von Eigenschaften, die vom Wechsel der willkürlichen Veränderungen am Atom unberührt bleiben, wie die Masse, dem Kern zuzuordnen, der, für die meisten Wirkungen unberührbar, im Innersten des Atomes liegt. Andere Eigenschaften, die sehr leicht ins Spiel kommen, wie die optischen und chemischen, wird man als Sache der Atomoberfläche ansehen, das würde also heißen, der Planeten des Atoms, und damit stimmt überein, daß wir bereits oben darauf kamen, sie als eine Angelegenheit der Elektronen zu betrachten.

Wir behandeln zunächst die Untersuchungen über die Elektronensphäre.

Man sieht ohne weiteres, daß die Vorschriften für ihren Bau, die wir bisher feststellten, bedenklich weit sind. Wir wissen nichts, als daß bei einem bestimmten Element eine bestimmte Anzahl von Planeten da sein sollen. Wenn das alles wäre, könnte hier noch das wildeste Durcheinander herrschen, denn es gäbe unendlich viele Möglichkeiten, wie diese Planeten durcheinander laufen könnten, ohne die Gesetze der Mechanik zu verletzen. In der Tat aber geben zwei Atome desselben Elements bis auf $^1/_{1000}$ Prozent genau dieselbe Wellenlänge, die elektrischen Verhältnisse in der Elektronensphäre sind also überall aufs schärfste dieselben. Hier herrscht augenscheinlich ein ordnendes Gesetz über

Digitized by Google

den Bewegungen der Elektronenplaneten, auf das wir bisher noch nicht gekommen sind.

Im Jahre 1913 entdeckte Niels Bohr, daß dieses Gesetz, das den Elektronensystemen Maß und Bestimmtheit verleiht, aus merkwürdigen Eigentümlichkeiten entnommen werden muß, auf die Max Planck beim Studium der Wärmestrahlung gestoßen war. Bohr hatte mit diesem Gedanken ganz verblüffende Erfolge: mit einem Schlage erhielt er die vorher ganz rätselhaften, aber mit der größten Schärfe ausgemessenen Gesetze der Atomspektren. Von den langsamsten (Ultrarot) bis zu den raschesten Atomschwingungen (Röntgenlinien) spannte sich eine große Gesetzmäßigkeit aus. Es öffnet sich die Aussicht, jeder solchen Schwingungsweise ihren bestimmten Platz im Atom zuzuweisen, und aus ihren feineren Eigentümlichkeiten die Lagerung und Bewegung der Elektronen nach und nach völlig kennen zu lernen.

Der Zauberstab, mit dem Bohr das Planetenmodell berührt, um eine solche Fülle von Ergebnissen daraus zu erhalten, heißt die Plancksche „Quantentheorie". Wir dürfen ruhig von einem Zauberstab sprechen, denn es läßt sich nicht leugnen, daß das Ganze auch heute noch ein wenig gehext ist. Die Anschauung kann bei der eigentlichen Ableitung der Gesetze, die Bohr gewonnen hat, durchaus nicht mit, am Anfang stehen einige Schritte, die uns heute noch rein formal erscheinen, nachher aber ergibt sich eine solche überzeugende Folgerichtigkeit, daß die Fähigkeit der Quantentheorie, im Atominnern die rechte Ordnung zu schaffen, unbezweifelbar wird. Wir können nur ganz ungefähr andeuten, welcherlei Dinge dabei etwa vorkommen.

Die Quantentheorie ist ein ausführliches Gebäude von Erfahrungen und Gedanken über Schwingungsvorgänge an Atomen. Ihr innerer Zusammenhang birgt noch große Rätsel. Was Bohr daraus für das Atom braucht, läßt sich etwa so aussprechen: soll eine bestimmte Schwingung im Atom erregt werden, so muß eine ganz bestimmte Energieportion dem Atom auf einmal eingeflößt werden, damit es überhaupt zu leuchten anfängt. Dieser Zusammenhang ist 1914 durch Versuche von Franck und Hertz ganz unmittelbar nachgewiesen worden. Durch diese Notwendigkeit wird Bohr auf die Annahme geführt, daß nur bestimmte einzelne Bahnen von den Atomplaneten ausgeführt werden dürfen. In dem einfachsten Falle, dem des Wasserstoffatoms, wo nur ein Elektron vorhanden ist, umkreist dies den Kern in Bahnen, deren Durchmesser sich wie 1:4:9:16 usw. verhalten. Die „Quanten"vorschriften Bohrs schaffen also im Atom eine sehr klare Struktur. Für gewöhnlich wird sich dies Elektron natürlich so nah wie möglich am Kern aufhalten, also auf der innersten Bahn. Will man nun Energie ins Atom stecken, so kann man das Elektron vom Kern fortziehen, muß aber dann gleich so viel Energie beibringen, daß sie reicht, es bis auf die zweite „erlaubte" Bahn zu heben. So wird durch die Auszeichnung der Bahnen die ruckweise Energieaufnahme hineingebracht, die nach der Erfahrung notwendig zu sein scheint. Fällt nun das Elektron gegen den Kern zurück, so wird Energie frei und diese darf das Atom nun als Licht ausstrahlen. Der Erfahrung nach braucht man um so mehr Energie, je höher die Schwingungszahl des Lichts ist. Bohr zeigt, daß das ungeheuer einfache Spektrum des einfachsten Atoms, des Wasserstoffs, gerade herauskommt, wenn man dem Elektron nur gerade erlaubt, zwischen den oben erwähnten Bahnen vom Durchmesser 1, 4, 9 usw. hin- und herzuspringen und jedesmal die Schwingungszahl auszustrahlen, die zu der beim Springen frei werdenden Energie gehört. Wie das Atom es macht, aus der Energie regelmäßige elektrische Schwingungen zu machen, ist vorläufig noch seine Sache, — man kann formal wenigstens ahnen, warum es so ist, — vor allem

Digitized by Google

aber klappt bei dieser Annahme alles so gut, daß man diese Fähigkeit des Atoms heute vielleicht am richtigsten als Erfahrungstatsache nehmen muß. Alles nämlich, was man über Energiewechsel an den nach diesen Vorschriften gebauten Atomen erhält, führt, in Schwingungszahlen umgerechnet, zu wirklichen Spektren. Gehen wir etwa zu schwereren Atomen über. Wie wir wissen, wächst die Kernladung. Die Folge ist, daß die nach den Quantengesetzen gerechneten innersten Bahnen immer näher an den Kern gezogen und die Energien, die beim Springen frei werden, immer größer werden. Die Rechnung sagt: mit dem Quadrat der Kernladung. Das gleiche muß für die Schwingungszahlen gelten. Beim Platin, das einen 78 mal so hoch geladenen Kern hat, wie der Wasserstoff, sollten die Schwingungen also 78×78 mal so rasch sein, etwa 6000 mal. Das ist längst kein Licht mehr, das sind Röntgenstrahlen. Unser Modell sagt also, daß sich die roten, grünen, blauen Spektrallinien des Wasserstoffs, wenn ich durch die Elemente fortschreite, ganz regelmäßig, Schritt um Schritt, in Röntgenlinien umwandeln sollen. In der Tat hat man diese Umwandlung verfolgt: schießt man mit raschen Elektronen in die Atome hinein, wie es im Röntgenrohr geschieht, so geben sie diese raschen Schwingungen, und deren Spektrum hängt genau so von der Kernladung ab, wie die Theorie sagt: es ist immer dasselbe Spektrum, aber es rückt von Element zu Element weiter vom Sichtbaren fort ins Röntgengebiet. Diese allmähliche Umwandlung der Spektren ist eines der schönsten Zeichen von der Einheitlichkeit der Gesetze, nach denen die Atome gebaut sind.

So klar sieht es nun freilich nur im Innersten der Atome aus, wo man unmittelbar dem Kern gegenübersteht. Nach außen hin wird es verwickelter, denn man muß bedenken, daß um den Platinkern z. B. ja insgesamt 78 Elektronen herumschwirren, die sich alle gegenseitig abstoßen und so die Energiebeziehungen beim Springen recht verwickelt machen. Aber doch läßt sich auch hier schon eine gewisse Ordnung erkennen und zwar so, daß die Regelmäßigkeiten des Baus entstehen, die wir oben als „Periodisches System" vorgestellt haben. Es scheint, daß sich auf der innersten „erlaubten" Bahn nur zwei Elektronen vertragen, beim dritten Element muß man sein drittes Elektron schon auf der zweiten Bahn von innen laufen lassen. Diese scheint im ganzen acht Elektronen aufnehmen zu können, die nächste wieder acht und ähnlich fort. So kommt ein Bau aus Elektronen„schalen" zustande — von denen jede eine Zone von Planeten gleichen Bewegungsgesetzes ist — und man sieht, daß z. B. im Anfang nach je acht Elementen wieder eines kommt, das in der äußersten Schale wieder dieselbe Elektronenzahl hat, und sich also in allen Dingen, die die äußersten Elektronen angehen, wieder ähnlich benehmen wird. Dazu gehört aber, wie wir oben schon andeuteten, das Verhalten im sichtbaren Licht und der chemische Charakter. So kommt heraus, daß, während im Innern des Atoms die Gesetze gleichförmig mit dem Atomgewicht fortschreiten, außen beim fortgesetzten Aufeinanderpacken der Elektronen der „periodische" Charakter der Eigenschaften entsteht. Man sieht aber auch, welch große mathematische Schwierigkeiten hier stecken, wo so viele Elektronen sich gegenseitig behindern. Die Spektren z. B. sind nur da, wo ein Elektron in der äußersten Schale allein ist, bei den Alkalimetallen, einigermaßen durchsichtig. Überall aber zeigen sich verheißungsvolle Beziehungen, die uns sagen, daß wir auf dem rechten Wege sind. Nehmen wir z. B. den Elementen mit zwei Außenelektronen, etwa Calcium, ein Elektron weg, so schlägt das vorher verwickelte Spektrum richtig zu dem Typus um, den das vorhergehende Element zeigt, das erst ein Elektron außen hat, hier also zum Typus des Kaliums. In solcher Weise — wir haben im Letzten

Digitized by Google

gerade eine der neueren münchnerischen Überlegungen als Beispiel gewählt — versucht man von allen Seiten, sich an den Bau der Elektronensphäre heranzutasten. Sehr wesentliches werden hierzu natürlich auch die chemischen Eigenschaften der Elemente beizutragen haben, die ja davon abhängen müssen, wie die Elektronengebäude zweier Atome beim Bilden von Verbindungen ineinandergreifen. Hierüber ist im Aufsatz „Allgemeine Chemie" berichtet. Hier zeigt sich der Schalengedanke recht brauchbar. Ein sehr anschauliches Ergebnis der Überlegungen, die Born hieran geknüpft hat, ist, daß die acht Elektronen der einfachen Schalen bei ihren Bewegungen immer grade die Symmetrie einzuhalten scheinen, die die acht Eckpunkte eines Würfels zeigen.

Vom Bohrschen Modell zieht vor allem auch die Quantentheorie selbst Nutzen, der es sein Dasein verdankt. Sommerfeld fand 1916, daß nach ihr nicht nur Kreise, sondern auch Ellipsen bestimmter Form als Planetenbahnen erlaubt sein sollten. Es zeigte sich, daß der feinere Bau der einzelnen Spektrallinien durch diesen formalen Schluß aufs erstaunlichste wiedergegeben wurde, wobei wegen der hohen Geschwindigkeiten, mit denen die Elektronen im Atom umlaufen, auch die Relativitätstheorie, die die gewohnten Bewegungsgesetze eines Planeten ein wenig verändert, entscheidend ins Spiel kam. Gerade die minutiösen Erscheinungen der „Feinstruktur" der Spektrallinien scheinen hiernach ganz wesentliches zur Klärung der großen Prinzipien beitragen zu können, von denen die Elektronenbahnen des Atoms regiert und zu einem festen Bau geordnet werden.

Nach dem, was wir bisher betrachteten, blieb gegenüber den Elektronen, die in jedem Atom von gleicher Art waren, der Kern stehen, der nach Ladung und Masse von Element zu Element verschieden ist. Hier ist also der letzte Zufluchtsort eines qualitativen Unterschieds zwischen den Elementen — oder sind auch die Kerne vielleicht nur Bauten aus einerlei Material? Hinter der Frage der Atomstruktur zeigt sich die der Kernstruktur. Die Radioaktivität zeigt uns, daß die schwersten Kerne von selbst zerfallen[1]). Was sie dabei absplittern ist stets dasselbe: α- und β-Strahlen, das heißt: Heliumkerne und Elektronen. Hier sind also schon Bestandteile, die in ganz verschiedenen Atomkernen sich finden. Die Betrachtung der Atomgewichte im periodischen System zeigt, daß die Atomkerne benachbarter Elemente sich vielfach an Ladung und Masse gerade um das Maß eines Heliumkerns unterscheiden, — man würde aus dem Neon-Kern den des Sauerstoffs, aus diesem wieder den des Kohlenstoffs erhalten, wenn man gerade einen Heliumkern daraus fortnehmen könnte. Der Heliumkern scheint also ein weitverbreiteter Kernbaustein zu sein. Der kleinste aber ist er nicht, denn der des Wasserstoffs ist noch viermal so leicht. Der Gedanke, daß alle Atomgewichte aus Vielfachen des Wasserstoffs zu bilden seien, ist alt, — aber es war unbezweifelbar, daß, obwohl viele Elemente ganz auffallend den ganzzahligen Vielfachen des Wasserstoffs sich annähern, andere grob davon abweichen. Das Atomgewicht des Chlors z. B. ist 35,5. Derlei Erfahrungen schienen zu beweisen, daß die Atomgewichte sehr komplizierte Funktionen seien.

Nach dem Modell ist für den chemischen Charakter nur die Elektronenzahl oder die Kernladung des Atoms bestimmend. Wieviel der Kern wiegt ist dafür eigentlich gleichgültig. Wenn also Kerne verschiedener Masse dieselbe Ladung haben, werden sie als ein Element erscheinen, das dann als Atomgewicht natürlich einen Mittelwert der wirklichen Kernmassen zu zeigen scheint. Die Radioaktivität hat zuerst solche Atome erkennen lassen, die chemisch identisch erschienen, weil sie die gleiche Kernladung besaßen, an Masse aber große Unterschiede zeigten. Es kommt vielfach vor, daß ein Atomkern, nachdem er ein

[1]) Vgl. den Artikel von K. Fajans, S. 107.

Digitized by Google

α-Teilchen und zwei Elektronen abgegeben hat, wieder zur selben Gesamtladung zurückkehrt und so chemisch wieder zum selben Element gehört, obwohl er die Masse eines ganzen Heliumkerns verloren hat. Man nennt solche Gemische chemisch identischer Atomarten nach Fajans „Plejaden". Es fragte sich nun, ob nicht die Elemente, die gebrochene Atomgewichte zeigten, in der Tat auch Plejaden aus verschiedenen Atomarten verschiedenen Gewichts seien? Ende 1919 gelang es Aston, durch sehr feine Analysierung der Masse rasch bewegter geladener Atome diese Frage anzugreifen. Eines der ersten Elemente, die er untersuchte war Chlor. Es zeigte sich deutlich als Gemisch aus zwei Anteilen, von denen der größere das Gewicht 35, der kleinere 37 besaß. Das nicht ganzzahlige Atomgewicht 35,5 ist also nur Schein. Alles was seitdem an Elementen untersucht worden ist, zeigt diese Aufspaltung in ganzzahlige Komponenten. Die Elemente sind entweder einheitlich und zeigen dann auch in dem auf chemischem Wege bestimmten Atomgewicht Ganzzahligkeit — wie etwa Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff — oder sie sind Gemische aus ganzzahligen Bestandteilen, wie Bor, Argon, Krypton, Quecksilber.

Hiernach lag schon die Vermutung nahe, daß Wasserstoff der gemeinsame Bestandteil der schwereren Atomkerne sei. Den unmittelbaren Beweis dafür brachte Rutherford im vorigen Jahre, indem er zeigte, daß unter den seltenen Fällen, in denen man, wie wir sahen, mit einem α-Teilchen den Kern trifft, einige sind, in denen ein Bruchstück des Kerns davonfliegt. Er fand, daß diese Bruchstücke beim Stickstoff das Gewicht 1 zeigten, also Wasserstoffkerne waren. In anderen Fällen fand sich ein Bruchstück vom Gewicht 3, dem kein Atomgewicht eines bekannten Elements entspricht, — offenbar ein weniger haltbares Aggregat aus drei Wasserstoffen.

Nach diesen Ergebnissen läßt sich kaum mehr der Schluß abweisen, daß die Kerne der schwereren Atome sämtlich Aggregate aus Wasserstoffkernen sind. Die Präzisionsmessung der Atomgewichte zeigt, daß ihr Einheitsgewicht um 0,8 Prozent niedriger ist, als das des Wasserstoffatoms selbst. Dieser kleine Unterschied kann nach der Relativitätstheorie als Folge des Verlustes der Energie aufgefaßt werden, die beim Aufbau der schwereren Kerne aus Wasserstoff als „Bildungswärme" abgegeben wird.

Die ganze Materie erscheint also aufgebaut aus zwei Bestandteilen: dem positiven Wasserstoffkern und dem zweitausendmal so leichten negativen Elektron. Bis auf den sonderbaren dualen Aufbau, der durch die Erfahrungen über die Elektrizität als Atombaustein hineingekommen ist, ist das Ideal der griechischen Atomistiker erfüllt. In ihrem Sinn sind natürlich diese beiden Bestandteile als die eigentlichen „Atome", die „Unteilbaren" zu bezeichnen. Ihr Gedanke, daß zwischen den letzten Bausteinen aller der verschiedenen Materie, die wir sehen kein Unterschied der Qualität bestehe, hat sich bewährt. Walther Kossel.

Die Erforschung der Kristalle mit Röntgenstrahlen.

Zwei Jahre vor dem Krieg fing eine neue Ära für unser Verständnis des festen Aggregatzustands an. Die Entdeckung, die 1912 in München von M. v. Laue gemacht wurde, trug frische Lebenspulse in Vorstellungen vom innersten Bau der Kristalle und erhob ein Bild zur Gewißheit und allgemeinen Anerkennung, das in langem, unfruchtbarem Dornröschenschlaf versunken gewesen war. Es ist kein Wunder, daß es trotz aller Behinderung die Forschung während

Digitized by Google

der folgenden Jahre nicht lassen konnte, am angefangenen Bild weiter zu wirken und die großen Linien einzutragen. Mit dem Erfolg, daß wir jetzt von der Materie im festen Zustand eine ebenso eindringende Vorstellung besitzen, wie von gasförmigen Stoffen seit den Tagen der Begründung der kinetischen Gastheorie.

Es wäre verfehlt, wollte man in den formenstrengen und bis ins Innerste hinein gesetzmäßigen Kristallen, die wir in den mineralogischen Sammlungen bewundern, nichts als prunkvolle Raritäten der Natur sehen. Nein, Kristalle sind — freilich in weniger vollkommener Ausbildung als bei den Schaustücken, — die Bausteine für die wichtigsten Klassen von festen Stoffen, für Metalle und Gesteine. Wie das feinste Mosaik sind diese Körper aus Kriställchen von mikroskopischer Größe in allen möglichen Orientierungen zusammengesetzt („mikrokristallin") und für das Verständnis ihrer Eigenschaften, das gleiches physikalisches wie technisches Interesse bietet, bedeutet das Studium an den wohlausgebildeten Kristallindividuen die Vorstufe.

Daß die Formenschönheit des Kristalls der vollkommenen Regelmäßigkeit seines Aufbaus aus den kleinsten Teilchen (Molekeln, Atomen gar?) entstammte, war eine Ansicht, die 1784 von René Just Hauy ausgesprochen wurde und sich unter den Händen von Bravais (1848), Sohncke (1879), Schönfließ (1891) zu einer mathematisch vollständigen Strukturtheorie der Kristalle entwickelte. Sie besagt, daß der kristalline Zustand der Antipol zum gasförmigen ist. Hier volle Unordnung, dort volle Ordnung; hier unbeschränkte Bewegungsfreiheit der kleinsten Teilchen und dauernder Platzwechsel, dort Gebundenheit an wohlbestimmte Gitterorte (Fig. 1). Im Gas das Wimmeln des Ameisenhaufens, im Kristall die reinliche Ordnung der Bienenwabe. Es war eine Aufgabe der geometrischen Forschung, alle jene Anordnungen von unendlich vielen gleichartigen Teilchen aufzusuchen, die sich unbegrenzt in gleicher Weise wiederholen lassen, so daß man, den eignen Standort in eines der Teilchen verlegend, beim Anblick der umgebenden nicht zu sagen vermöchte, ob man auf diesem oder auf einem beliebig andern Teilchen Fuß gefaßt hätte. Was sind jene Teilchen im Kristall, die „molecules intégrantes" von Hauy? Die Strukturtheorie schwieg sich darüber aus, ebenso wie sie von keinem einzigen Kristall die Lage der Teilchen wirklich anzugeben vermochte. Diese Unvollkommenheit bewirkte, daß die Kräfte, die die Theorie enthielt, für die Physik latent blieben.

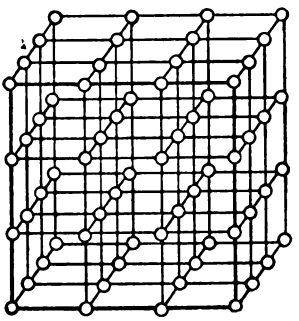


Fig. 1. Kristallgitter

Bis Laues Entdeckung der Interferenz der Röntgenstrahlen in Kristallen kam, die von den englischen Physikern Bragg, Vater und Sohn, aufgenommen und in Arbeiten, ebenso klassisch wie die des Entdeckers, fortgesetzt wurde (1913 und 14). Heute wissen wir, daß die geometrischen Spekulationen über den Aufbau der Kristalle zurechtbestehen; und wir wissen mehr: daß die kleinsten Teilchen der Strukturtheorie die Atome selbst sind, die in durchsichtigem Auseinander im Raume aufgehängt sind, wie die Tautropfen im Spinnweb. Ja, wir sind sogar imstande, bei einem halben hundert kristallisierter Stoffe haarscharf anzugeben, wie die Atome liegen und welche der vielen Anordnungen der Strukturtheorie tatsächlich zutrifft. Und dies alles in Anbetracht der Tatsache, daß die Entfernung der Atome von der Größenordnung 10^{-8} Zentimeter ist, d. h. sich zu einem Zentimeter verhält, wie dieser zur Strecke München-Hamburg.

Nur ein Maßstab von ungeahnter Feinheit ermöglicht Messungen in diesen

Digitized by Google

Dimensionen des Kleinsten. Selbst das Licht, dessen Wellenlänge die kürzeste Einheit gab, deren sich die Physik vor 1912 bedienen konnte, ist viel zu grob. Bedeckt doch der einzelne Wellenberg einer Lichtwelle, die durch den Kristall fortschreitet, an tausend Atome zugleich. Da kommt es auf deren genaue Lagerung so wenig an, wie beim Strömen eines tiefen Flusses auf die Kiesel im Bett. Anders bei einem „Licht", dessen Wellenlänge nicht größer als die Atomabstände selbst ist: ihm gleicht der seichte Fluß, dessen Tiefe die Rauhigkeiten des Bodens nicht viel übertrifft. An seiner Oberfläche prägen sich die einzelnen Steine ab und aus dem Wellenmuster, das man beobachtet, läßt sich ihre Lage entnehmen.

Das Licht von der notwendigen Feinheit, das Licht, dessen Wellenlänge mehr als tausendmal kleiner als beim sichtbaren Licht ist, vermutete Laue in den Röntgenstrahlen und der Erfolg seines Versuchs bestätigte die Ansicht. Ein fein ausgeblendeter Röntgenstrahl durchsetzt eine dünne Kristallplatte und hinter ihr entsteht ein vielfältiges Wellenmuster, dessen Regelmäßigkeit auf die Gesetze der Atomanordnung im Kristall zurückschließen läßt.

Laues ursprüngliche Versuchsanordnung gibt zwar einen guten Überblick über die Symmetrie des inneren Aufbaus und ist auch heute das zuverlässigste Mittel, zur Kontrolle einer schon als richtig vermuteten Struktur, aber es gelingt nur mit großem Arbeitsaufwand, unbekannte Strukturen derart von Grund aus zu bestimmen. R. Groß' schöne Bestimmung der Struktur der Einkristalldrähte aus Wolfram (1918), die nach dem Verfahren der Firma Pintsch für Glühlampen hergestellt werden, sowie eine Bestimmung des Kristalls Pyrochroit durch den Schweden Aminoff (1919) sind wohl die einzigen durchgeführten positiven Neubestimmungen aus Laueaufnahmen, während als negative Aussage des Laue-bildes die endgültige Erledigung einer gewissen naheliegenden aber falschen Strukturvorstellung für Graphit anzuführen ist (Ewald 1914).

Von den Braggs wurde das Lauesche Verfahren umgewandelt und für die Strukturerforschung geeigneter gemacht. Es gelang ihnen, systematisch an einer Fläche nach der anderen auszumessen, in welchen Abständen sich die Atomschichten folgen und aus diesen Angaben die Anordnung der Atome sukzessive aufzubauen. Von ihnen stammt die Mehrzahl der Strukturbestimmungen (zusammengefaßt in dem Buch X-rays und Crystal-Structure [1915]). Ist eine Anzahl von Kristallen bekannt, so erleichtert der Gesichtspunkt der chemischen und kristallographischen Ähnlichkeit die Aufgabe in mancher Hinsicht, obwohl nicht verkannt werden darf, daß die einfachsten Strukturen zuerst untersucht worden sind (Elemente bezw. Verbindungen aus zwei Atomsorten, die kubisch kristallisieren) und mit der Zahl verschiedener Atome und der geringeren Symmetrie des Kristalls die Schwierigkeit der Aufgabe rapid wächst. Was die Atomphysik der Erfindung des Braggschen Spektrographen und Moseleys, Wagners, Siegbahns daran anschließenden Arbeiten verdankt, kann hier nicht ausführlich dargestellt werden.

Während des Krieges ist mit dem Braggschen Verfahren von dem Norweger Vegard die Struktur der Elemente Silber, Gold, Blei bestimmt worden. Die Atome liegen in diesen, wie übrigens in einer Reihe von anderen früher erforschten Elementen in einem „flächenzentrierten kubischen Gitter", d. h. sie erfüllen den Raum so, wie es durch Wiederholung des nebenstehenden Würfels, dessen Ecken und Flächenmitten Atome tragen, geschieht (Fig. 2). Dies ist eine Anordnung, die dem Strukturaufbau, auch komplizierterer Kristalle, besonders häufig zugrunde liegt.

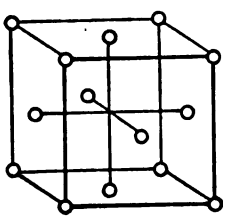


Fig. 2. Silber, Gold, Blei.

Digitized by Google

Weniger für die Bestimmung von Kristallstrukturen als für die Untersuchung der in der Röntgentechnik gebrauchten Strahlenarten, bedeutete einen wichtigen Fortschritt die von H. Seemann in mehreren Arbeiten (1917) durchgeführte Diskussion über die zweckmäßigste Einrichtung von Röntgenspektrographen und der Bau von musterhaften Spektrographen nach den dabei erkannten Prinzipien. Es war jedoch P. Debye vorbehalten, gemeinsam mit P. Scherrer 1915 einen völlig neuen Gedanken von großer Fruchtbarkeit zur Verwirklichung zu bringen und damit eine dritte Methode neben der Laueschen und der Braggschen zu schaffen, deren Anwendbarkeit zur Strukturbestimmung fast größer als die der beiden andern zu sein scheint. Die Hauptschwierigkeit im Gebrauch der genannten Methoden besteht in den hohen Anforderungen, die an die fehlerfreie Ausbildung ziemlich großer Kristallindividuen gestellt werden. Debye-Scherrers Anordnung setzt umgekehrt feinste mikrokristalline Struktur des zu untersuchenden Stoffes voraus und ermöglicht hiermit die Röntgenanalyse bei vielen den ersten Methoden unzugänglichen Substanzen. In der Theorie dieser Methode ist der Übergang vom Kristallindividuum zum Kristallmosaik schon verwirklicht, der oben als Aufgabe der Zukunft hingestellt wurde.

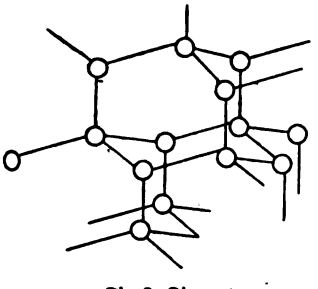


Fig. 3. Diamant

Reiche Ausbeute an wichtigen Kristallbestimmungen war die Folge der Debye-Scherrerschen Entdeckung, die übrigens unabhängig, aber $1^1/_2$ Jahre später von dem amerikanischen Physiker Hull zum zweitenmal aufgefunden wurde. Es mögen hier nur die Elemente Wolfram, Aluminium, Silizium, Blei erwähnt werden, vor allem aber Graphit (1918). Dieser bot ein ganz besonderes Interesse, weil die andere Form reinen Kohlenstoffes, Diamant, zu den ersten von Bragg bestimmten Kristallen gehörte. Dabei hatte sich eine wunderbare Bestätigung der von den Chemikern (van't Hoff) erschlossenen Vorstellung ergeben, wonach um jedes Kohleatom vier völlig gleichwertige „Valenzrichtungen" existieren: in der Tat baut sich Diamant so auf, daß jedes Atom im Mittelpunkt eines von seinen vier Nachbarn gebildeten regulären Tetraeders sitzt (s. Fig. 3). Wie mochte der hexagonal kristallisierende Graphit aussehen? Es gibt eine hexagonale Anordnung, bei der alle Atome ähnliche Tetraederlage zueinander haben, wie in Diamant (nur daß die Tetraeder anders aneinandergesetzt sind). Aber durch die oben erwähnte Laueaufnahme wurde diese Struktur als unzutreffend zurückgewiesen. Debye-Scherrers Methode war für Graphit, von dem selbst winzige Kriställchen nur als große Seltenheit zu erhalten sind, das gegebene Ermittlungsverfahren und führte auf eine Atomanordnung, von der Figur 4 eine Vorstellung geben soll. Wie man sieht, ist im Graphit die Gleichwertigkeit der vier „Valenzrichtungen" verloren gegangen.

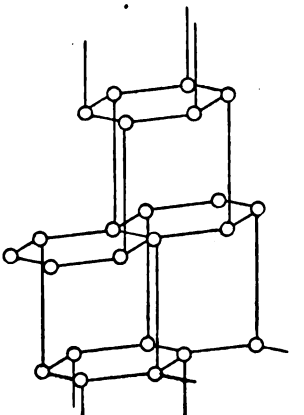


Fig. 4. Graphit

Mit Graphit zugleich untersuchten Debye und Scherrer Kohle verschiedenen Ursprungs. Dabei zeigte sich, daß dieser Urstoff der Technik und Chemie

Digitized by Google

aus kristallinen Partikeln besteht, die nach der aus dem Röntgenbild gewonnenen Schätzung oft weniger als 100 Atome enthalten. Aber in diesen winzigen Kriställchen liegen die Atome genau so, wie im Graphit! Nur der Verteilungszustand bringt den Unterschied zwischen Kohle und Graphit mit sich. Das ist ein Ergebnis von größtem Interesse, das auch mit den besten Mikroskopen nicht zu finden gewesen wäre.

Noch in einem weiteren Falle erwies sich bei Debye-Scherrers Untersuchungen das Auflösungsvermögen der Röntgenstrahlen größer als das des Mikroskops: bei der Aufnahme *kolloidalen Goldes*. Bekanntlich sind viele Stoffe in einen Zustand so feiner Verteilung zu bringen, daß man sie weder als fest, noch flüssig, noch gelöst bezeichnen kann, sondern sie als Kolloide von andern Formarten unterscheidet. Ein Beispiel sind die Fetttröpfchen, die in der Milch schweben, ihr die weiße Farbe verleihend, bis sie beim Gerinnen sich zu Boden setzen: das typische Kolloid, das durch die säurebildenden Bakterien ausgefällt wird. Auch Gold und Silber lassen sich durch Zerstäuben im elektrischen Bogen unter Wasser in kolloidale Form bringen und geben schön gefärbte Flüssigkeiten, in denen mit dem Ultramikroskop zwar die gröberen der schwebenden Teilchen, nicht aber ihre genauen Formen wahrgenommen werden. Scherrer wies hier mit Röntgenstrahlen nach, daß die Teilchen des Kolloids winzige Bruchstückchen sind, die gleichen Aufbau haben, wie die großen Kristallindividuen Silber und Gold. — Die Kohle kann nach diesem Befund als kolloidal verteilter Graphit angesehen werden. Andere, organische Kolloide wie Eiweiß, Gelatine verhielten sich abweichend: in ihnen fehlt die strenge Ordnung im allerkleinsten.

So finden wir durch das neue mächtige Hilfsmittel der Röntgenanalyse, daß selbst, wo es nicht zu erwarten war, vielfach der kristalline Zustand als Urform zugrunde liegt.

Dabei geben die bisher geschilderten Untersuchungen, die zum größten Teil in der Kriegszeit durchgeführt worden sind, sozusagen nur die experimentelle Grundlage für die Theorie des festen Körpers. Denn sie stellen für die feinsten Gebilde das fest, was bei gröberen das Auge leistet: die räumliche Anordnung.

Zum Verständnis des festen Körpers ist aber *mehr* erforderlich: Welches sind die Spinnwebfäden, die die Atome im Raum schwebend erhalten? Welches die *Kräfte*, die sie zwingen, gerade in dieser Anordnung und nicht anders sich aufzubauen? Wie erklären sich die im groben erkennbaren Eigenschaften der Körper durch diese Kräfte? Kräfte können wir nicht an sich wahrnehmen, sondern nur aus den Widerständen erschließen, die ein Körper den Einwirkungen von außen entgegensetzt. Sie sind um einen Grad transzendenter als die Tatsachen der Struktur, aber gerade deshalb führen sie tiefer in das Wesen der Dinge.

In der Erkenntnis dieser Zusammenhänge sind wir in Deutschland weit voran. Aufbauend auf Erfolgen, die die Raumgittervorstellung noch kurz vor ihrer endgültigen Bestätigung aufzuweisen hatte (Madelung 1909/10, Ewald 1912, Born-Kármán 1912/13), hat M. Born im Jahr 1915 eine methodisch wie inhaltlich gleich umfassende „Dynamik der Kristallgitter" aufgestellt, die in breitester Allgemeinheit die Brücke zwischen Atomistik und grob sinnlicher Wahrnehmung schlägt, d. h. den Weg weist, wie aus den Kräften, welche zwischen den Atomen des Gitters wirken, jene Gesamtäußerungen entstehen, die experimentell meßbar sind. Umgekehrt bedarf es einer solchen Theorie, um Rückschlüsse aus den Beobachtungen auf die Atomkräfte zu ziehen.

Nehmen wir beispielshalber die *elastischen Eigenschaften* eines Körpers, seinen Widerstand gegen allseitigen Druck, oder gegen Verlängerung durch Zug. Beim nichtkristallinen Körper genügt die Kenntnis dieser beiden Widerstände, um auch

Digitized by Google

bei den kompliziertesten elastischen Beanspruchungen sein Verhalten zu ermitteln. Beim Kristall liegen die Verhältnisse verwickelter, und es hat seit Cauchys Zeiten (1828) einen langen Kampf zwischen der „Multikonstantentheorie“ und der „Rarikonstantentheorie“ gegeben, von denen die erste behauptete, bei einem Kristall müßten 21 elastische Konstanten angegeben werden, während Cauchy auf Grund von Raumgittervorstellungen schloß, daß 15 genügten. Man kann sagen, daß die experimentelle Widerlegung der Cauchyschen Folgerung es war, welche die Raumgittertheorie in den eingangs erwähnten Dornröschenschlaf versetzte und für die Physiker diskreditierte. Da war es Borns erste Tat, zu zeigen, daß Cauchys Überlegungen nur bei gewissen Raumgittern gelten, aber nicht allgemein. Hierdurch wurde auf diesem umstrittenen Gebiet die Versöhnung zwischen Atomistik und älterer beschreibender Theorie herbeigeführt. Born zeigte ferner, wie das Aufnahmevermögen für Wärme, wie das elektrische Verhalten (Dielektrizität, Piezoelektrizität) wie die Beeinflussung von Licht- und Wärmewellen (Brechungsvermögen, Reststrahlen) aus den Atomkräften folgen. Die Krönung seines Werkes war es, als er in späteren Arbeiten, Gedanken W. Kossels aufnehmend, bei einer großen Gruppe von Kristallen über diese Kräfte die bestimmte Aussage machen konnte: es sind elektrische Anziehungs- und Abstoßungskräfte, die zwischen den Atomen wirken und die Gitterordnung herbeiführen. Nicht unbestimmte „chemische Verwandtschaftskräfte“, nicht Kraftstrahlen unbekannter Natur knüpfen Atom an Atom, sondern das Fundamentalgesetz der Elektrostatik, das Coulombsche.

An diesem Punkt fließen die Ströme der modernen physikalischen Lehre zusammen. Von der einen Seite braust mit sieghafter Kraft heran die junge, von der Quantentheorie beherrschte Forschung über das Atom selbst, über seinen verwickelten Aufbau aus elektrischen Ladungen und über die Gesetze ihrer Bewegung: über die Sonnen- und Planetensysteme der Atomwelt. Auf der andern Seite kommt, auch in lebhaftem Fluß, aber stetiger, auf klassischerprobten Methoden fußend, der Teil der Forschuug, der aus der Welt der Atome hinaus in die der Körper führen will. Auch hier ist viel zu schaffen, was trotz der rastlosen Fortschritte der letzten Jahre noch dunkel geblieben ist; aber die bisherigen Erfolge rechtfertigen das vollste Vertrauen zum eingeschlagenen Weg.

Und blicken wir in der Richtung, in welcher der gemeinsame Strom hinabzieht, so sehen wir als erstes die breiten Gefilde der Chemie vor uns liegen, die reiche Befruchtung empfangen. An einem andern Ufer benutzt die Technik den Strom, um ihre Baustoffe im innersten kennen zu lernen, zaghaft einstweilen, aber gewiß bald in immer steigendem Maße. Welches Land mag weiter stromab liegen? Ist's die Heilkunde, ist's die Lehre vom Leben? Wir wagen nicht, soweit zu schauen, aber das eine ist unmöglich, daß ein breiter Fluß, der viel Wasser führt, im Sande versickert.

Die Wissenschaft ist nicht danach zu werten, im Schoße welcher Nation und Rasse sie entspringt. Nur wer das versteht, darf mit uns stolz darauf sein, daß es Deutschland ist, das zur Zeit seiner größten Bedrängnis so große Leistungen aufzuweisen hat. Hoffen wir, und trage ein jeder das Seine dazu bei, daß auch kommende Not unser Vaterland nicht der Männer und Mittel zur Forschung beraube!

Paul Ewald.

Digitized by Google

Aus den Fortschritten der allgemeinen Chemie.

Die chemischen Elemente und das Wesen der chemischen Kräfte.

Der Versuch, die Errungenschaften eines so ausgedehnten Forschungsgebietes, wie es die allgemeine Chemie ist, auf wenigen Seiten zu schildern, müßte von vornherein scheitern, wenn man sich nicht eine große Beschränkung auferlegen würde. Statt eine größere Anzahl von Problemen flüchtig zu streifen, wollen wir lieber nur zwei auswählen, die mit zu den allerwichtigsten der allgemeinen Chemie gehören, die die Forschung der letzten Jahre beschäftigt haben und diese etwas näher erläutern. Es handelt sich um die seit jeher so fundamentalen Fragen einerseits nach dem Wesen der chemischen Elemente, andererseits nach den Kräften, die die Atome der Elemente in den Molekeln der Verbindungen zusammenhalten.

Die chemischen Elemente[1]). Die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der chemischen Elemente gemachten Entdeckungen haben so weitreichende Folgen gehabt, daß zurzeit der fundamentalste Begriff der Chemie, nämlich der des chemischen Elementes, einer gründlichen Revision unterzogen werden muß. Um daran zu erinnern, was man bis jetzt unter einem chemischen Element verstanden hat, wollen wir einen einfachen Versuch sprechen lassen. Sendet man durch Wasser einen elektrischen Strom, oder erhitzt Wasserdampf auf 2000°, so erfolgt eine Zersetzung des Wassers: für jede verschwindenden 18 g Wasser erscheinen 16 g des Gases Sauerstoff und 2 g des Gases Wasserstoff. Diese Gase kann man umgekehrt durch einen elektrischen Funken wiederum zum flüssigen Wasser, unserem Ausgangsstoff, vereinigen. Offenbar besteht das Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff. Auf ähnlichem Wege erfahren wir, daß Zucker und viele andere Verbindungen, wie Essigsäure, Alkohol, Äther, Fette aus Kohlenstoff, Sauerstoff, und Wasserstoff bestehen. Welches sind nun aber die Bestandteile der letztgenannten drei Stoffe? Auf diese Frage hat die Chemie bis auf unsere Tage keine bündige Antwort geben können, denn alle Versuche, Sauerstoff oder Kohlenstoff in noch einfachere Bestandteile zu zerlegen, scheiterten, auch war es nicht möglich, sie durch Vereinigung anderer Stoffe herzustellen. Das waren also die letzten Bestandteile, zu denen die Kunst der Chemiker geführt hat, die chemischen Elemente. Durch Untersuchung aller anderen bekannten Stoffe gelangte man am Ende des vorigen Jahrhunderts zu etwa 80 derartigen Elementen, zu denen auch Stickstoff, Chlor, die meisten Metalle, wie Eisen, Natrium, Quecksilber usw. gehören.

Nimmt man eine bestimmte Menge eines solchen elementaren Stoffes, so ist sie weiter zerteilbar. Wir können z. B. im flüssigen Quecksilber, dessen Liter 13,6 Kilogramm wiegt, immer kleinere und kleinere Räume aussondern, die immer weniger und weniger Quecksilber enthalten. Nach der Atomtheorie[2]) kann man jedoch diese Teilung nicht beliebig weit treiben: denkt man sich im Quecksilber einen so winzigen Raum abgegrenzt, daß 4 Trillionen[3]) seinesgleichen auf einen Stecknadelkopf (etwa $^1/_{10}$ Kubikmillimeter) gehen, so stellt die darin enthaltene Quecksilbermenge die Grenze der Teilbarkeit, das Atom des Quecksilbers vor. Sollte es jemals gelingen, ein solches Atom zu spalten, so würde es aufhören das Element Quecksilber zu sein, denn man würde durch Vereinigung eines der Bruchstücke mit Chlor nicht mehr die bekannte Verbindung des Quecksilbers, das Sublimat, erhalten. Auch von jedem anderen Element gibt es der-

[1]) Näheres vergl. A. Stock, Ultrastrukturchemie, 2. Aufl. 1920, und die Schrift des Verfassers: „Radioaktivität und die neueste Entwicklung der Lehre von den chemischen Elementen", Sammlung Vieweg, 2. Aufl., 1920. — [2]) Vergl. in diesem Heft den Artikel von W. Kossel. — [3]) 1 Trillion ist 1 mit 18 Nullen.

Digitized by Google

artige Atome, so daß entsprechend der Zahl der Elemente die Existenz von etwa 80 verschiedenen Atomen angenommen werden mußte. Jedes dieser Atome hat ein bestimmtes Gewicht, und man kann sehr genau angeben, wieviel mal das Atom eines Elementes schwerer oder leichter ist als das eines anderen. Setzt man das Atomgewicht des Sauerstoffs willkürlich gleich 16,00, so beträgt das des Wasserstoffs 1,008, des Heliums 4,00, des Kohlenstoffs 12,00, des Chlors 35,46, des Quecksilbers 200,6 usw.

Schon in einem sehr frühen Entwicklungsstadium der wissenschaftlichen Chemie hat man sich die Frage vorgelegt, ob denn diese 80 Atome oder Elemente die letzten Einheiten sind, aus denen die materielle Welt besteht, oder ob ihnen allen eine gemeinsame Urmaterie zugrunde liegt, in die man eines Tages die Elemente wird zerlegen können. Im Jahre 1815 hat Prout in dem leichtesten aller Atome, in dem des Wasserstoffs, das Uratom vermutet und behauptet, daß alle schwereren Atome aus einer von Element zu Element verschiedenen, aber jeweils ganzen Anzahl von Wasserstoffatomen zusammengesetzt seien. Da aber in diesem Falle die Atomgewichte aller Elemente ganze Vielfache des Atomgewichts des Wasserstoffs sein müßten und dies, wie die soeben angegebenen Atomgewichte zeigen, nicht allgemein zutrifft, so galt Jahrzehnte hindurch die Proutsche Hypothe als unrichtig. Nicht anders dachte man über die Alchimisten, die während des ganzen Mittelalters und auch später noch bemüht waren, Metalle ineinander umzuwandeln. Für diese Bestrebungen hatten die Chemiker des 19. Jahrhunderts nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Wie sollten denn auch die Metalle, die als Elemente die letzten dem Chemiker zugänglichen Bestandteile der Materie vorstellten, ineinander umwandelbar sein? Heute denken wir ganz anders. Nicht nur daß Prout Recht behalten hat, sondern auch bei den Alchimisten halten wir lediglich die Mittel, mit denen sie ihr Ziel erreichen wollten, für naiv, das Problem selbst aber für durchaus berechtigt und im Prinzip sogar für gelöst.

Indem wir versuchen, diese Wandlung der Ansichten verständlich zu machen, können wir immer noch nicht mit dem Jahre 1914 beginnen, sondern müssen wenigstens ganz kurz bei dem Radium verweilen, dessen Entdeckung durch das Ehepaar Curie (1898) so viel Aufsehen erregt hat. Während für den Physiker beim Radium seine wundersamen Strahlen das besonders reizvolle sind und für den Mediziner deren Heilwirkung, interessiert den Chemiker in erster Linie der Prozeß, dessen Begleiterscheinung diese Strahlen bilden. Das Radium läßt sich mit verschiedenen Elementen zu Verbindungen vereinigen (in diesem Zustande gelangt es in den Handel) und kann durch deren Zerlegung in freiem metallischen Zustande gewonnen werden. Es gelingt aber nicht, eine bestimmte Menge Radium durch die üblichen Methoden des Chemikers beliebig in zwei andere Stoffe zu zerlegen oder Stoffe ausfindig zu machen, durch deren Vereinigung man Radium herstellen könnte. Das Radium muß also in dem gewöhnlichen Sinne des Chemikers als Element angesehen werden. Es gibt somit auch Radiumatome, für die dasselbe gilt, was von den Quecksilberatomen gesagt wurde: sollte es gelingen, ein solches Atom zu spalten, so würden die Bruchstücke nicht mehr Radium vorstellen.

Das Wunder des Radiums besteht nun darin, daß diese Spaltung seiner Atome in der Tat beobachtet werden konnte. Unbeeinflußbar durch alle äußeren Faktoren, mit einer Sicherheit, an die wir sonst nur bei kosmischen Erscheinungen gewohnt waren, vollzieht sich in einem unansehnlichen Körnchen Radium der Zerfall seiner Atome in die zweier anderer gasförmiger Elemente: des Heliums und der sog. Radiumemanation. Dieser Prozeß geht nur sehr langsam vor sich: man konnte zeigen, daß von einer vorhandenen Zahl von Radiumatomen in einem Jahre etwas weniger als ein Zweitausendstel der Um-

Digitized by Google

wandlung unterliegt; erst nach 1600 Jahren zerfällt von ihnen die Hälfte[1]), nach 3200 Jahren bleibt nur ein Viertel unverändert zurück usw. Eine wägbare Abnahme der Radiummenge läßt sich somit in kurzen Zeiträumen nicht feststellen, doch verraten seine eigenartigen Strahlen den Zerfall des Radiums. Denn das bei der explosionsartigen Spaltung eines Radiumatoms entstehende Heliumatom fliegt geradlinig, strahlenartig mit einer Ladung von positiver Elektrizität versehen und mit der bei materiellen Gebilden sonst nicht beobachteten enormen Geschwindigkeit von 15000 Kilometer in der Sekunde heraus und führt so viel Energie mit sich, daß es Lichtwirkungen erzeugt, mit deren Hilfe man ein einzelnes solches Heliumatom (α-Teilchen) gewissermaßen sichtbar machen kann. Jedes α-Teilchen bringt die Kunde von dem Tode eines Radiumatoms. Das Radium ist vergänglich, es wird aber auch ständig neu gebildet. Seine Muttersubstanz ist ein anderes Element, nämlich das seit langem bekannte Uran, das auch Strahlen (u. a. α-Teilchen) aussendet, deren Entdeckung durch H. Becquerel im Jahre 1896 den Ausgangspunkt zu der ganzen Forschungsrichtung bildete. Das Uran zerfällt also auch, ist aber viel beständiger als das Radium, seine Halbwertszeit beträgt fünftausend Millionen Jahre.

Wir sahen, daß beim Zerfall des Radiums neben dem Helium Radiumemanation entsteht; auch dieses Element zerfällt weiter, seine Halbwertszeit beträgt nicht ganz 4 Tage. Es gibt noch eine ganze Reihe solcher auseinander entstehender Elemente, die sich vom Radium und Uran ableiten und man findet sie alle wie das Radium selbst in Uranmineralien vor und zwar in um so kleineren Mengen, je kurzlebiger sie sind. Schließlich als Endglied der Uran-Radiumfamilie entsteht ein beständiges Element; in den vielen Millionen von Jahren, die seit dem Erstarren der Erdkruste verstrichen sind, hat es sich in Uranmineralien aus dem zerfallenden Uran in größeren Mengen gebildet und kann auf chemischen Wege aus dem Mineral leicht abgeschieden werden. Seinem ganzen Verhalten nach ist dieses Endprodukt dem bekannten Element Blei außerordentlich ähnlich. In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich aber dieses Uranblei von dem gewöhnlichem bisher bekannten Blei: während das Atomgewicht des letzteren 207,2 beträgt, ist das des Uranbleies 206,0. Noch eine dritte solche Bleiart konnte gefunden werden. Ein anderes schon länger bekanntes Element, nämlich das Thorium, der Hauptbestandteil der Auer-Glühstrümpfe, ist auch unbeständig und radioaktiv und bei seinem Zerfall entsteht nach einer Reihe von Zwischenprodukten neben Helium auch eine Bleiart, die aus Thormineralien abgeschieden werden konnte, deren Atomgewicht aber 208,0 beträgt. Solche Elemente wie dieses Thoriumblei, das gewöhnliche Blei und das Uranblei, die man isotope Elemente nennt, zeigen eine so weitgehende Übereinstimmung in ihren allermeisten Eigenschaften, daß die Ermittlung des Atomgewichtes das bei weitem wichtigste Mittel zu ihrer Unterscheidung bildet[2].) So hat das Zusammenarbeiten des bekannten Atomgewichtsforschers O. Hönigschmid, dem man die Kenntnis der genauen Atomgewichte von Uran, Thorium und Radium verdankt, mit dem Wiener Radiuminstitut in den Jahren 1912—1918 sehr wesentlich auch zur Klärung der Frage der isotopen Bleiarten beigetragen.

Würde man 12 Teile Uranblei mit 8 Teilen Thoriumblei zusammenschmelzen, so würde das erhaltene Isotopengemisch das mittlere Atomgewicht 207,2

[1]) Man sagt, die Halbwertszeit des Radiums beträgt 1600 Jahre. — [2]) Manche Autoren schlagen aus diesem Grunde sogar vor, die Isotopen als verschiedene Arten desselben Elementes anzusehen. Da sie aber ein verschiedenes Atomgewicht haben, das heißt aus verschiedenen Atomen bestehen und somit nicht denselben Bestandteil der Verbindungen darstellen, wollen wir sie auch als verschiedene Elemente vom gleichen Typus ansehen.

Digitized by Google

haben, sich also durch nichts von gewöhnlichem Blei unterscheiden. Einmal zusammengemischt, lassen sich aber solche Elemente wegen der außerordentlichen Ähnlichkeit ihrer Eigenschaften durch die bisher üblichen Methoden der Chemiker nicht trennen. Sollte deshalb das gewöhnliche Blei ein solches Gemisch vorstellen, so würden wir davon bis jetzt keine Kenntnis erhalten haben. Es war somit durchaus möglich, daß auch der eine oder andere der übrigen bis jetzt zu den Elementen zählenden Stoffe ein Gemisch von Isotopen vorstellt und daß seinem Atomgewicht nur die Bedeutung eines Mittelwertes zukommt. Es entstand das Problem, eine neue Methode ausfindig zu machen, mit deren Hilfe man solche sich hauptsächlich durch die Masse ihrer Atome unterscheidenden Elemente trennen könnte. Dieses Problem hat vor einem Jahre mit dem größten Erfolg der Physiker F. Aston gelöst, indem er eine Untersuchungsmethode sehr wesentlich vervollkommnete, die W. Wien, einige Freiburger Forscher und zuletzt besonders Astons Lehrer J. J. Thomson für die Untersuchung der von E. Goldstein (1886) entdeckten sog. Kanalstrahlen ausgearbeitet haben. Mit Hilfe dieser Methode konnte Aston bei einer Reihe von bis jetzt untersuchten „Elementen" zeigen, daß sie in der Tat Gemische von Isotopen vorstellen. So besteht z. B. das Chlor, dessen bisheriges Atomgewicht (35,46) so stark von der ganzen Zahl abweicht, aus zwei isotopen Elementen, deren Atomgewichte 35 und 37 sind. Im Verhältnisse 3:1 gemischt, ergeben sie das gewöhnliche Chlor, dessen bisheriges Atomgewicht sich somit als ein mehr oder minder zufälliger Mittelwert herausstellt. Quecksilber weist mindestens vier Bestandteile im Atomgewichtsintervall 197—204 auf, Krypton besteht aus 6 Isotopen mit den Atomgewichten 78, 80, 82, 83, 84, 86. Auf der anderen Seite sind Wasserstoff (1,008), Helium (4,00), Stickstoff (14,01), Kohlenstoff (12,00), Sauerstoff (16,00) als reine ungemischte Elemente erwiesen worden.

Bevor wir auf die Konsequenzen eingehen, die sich aus dieser ungeahnter Mannigfaltigkeit der Elemente ergeben, seien zunächst noch die neuesten Versuche von E. Rutherford besprochen, die von einer ganz anderen Seite das Wesen der Elemente beleuchten. Bei den radioaktiven Umwandlungen haben wir gesehen, daß es Elemente gibt, die sich freiwillig in andere umwandeln: aus Radium entstand neben Helium schließlich Blei. Bei dieser Zerlegung handelt es sich aber um einen ganz anderen Prozeß, als etwa bei der Zerlegung von Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff. Der augenfälligste Unterschied zwischen diesen zwei Erscheinungen besteht wohl in der Art der Energieveränderungen, von denen sie begleitet werden. Für die Zersetzung des Wassers muß Energie aufgewandt werden, der Zerfall des Radiums ist mit Wärmeabgabe verbunden. Das ist aber nicht das wesentliche, denn auch bei der Zerlegung der Verbindungen von Stickstoff und Sauerstoff in die Elemente wird Wärme frei. Ganz verschieden sind aber die Beträge der Energie, um die es sich in beiden Fällen handelt: beim Zerfall eines Radiumatoms wird mehr als das Millionenfache der Wärme erzeugt, die die Verbrennung eines Atoms von Kohlenstoff liefert; die Wärmeentwicklung ist so groß, daß trotz der Langsamkeit des Radiumzerfalls ein in Watte gut eingehülltes Radiumpräparat ständig eine etwas höhere Temperatur als die Umgebung besitzt.

Das eigenartige der radioaktiven Erscheinungen versteht man am besten vom Standpunkte der Vorstellungen über die Struktur der Atome, die im Kosselschen Artikel behandelt sind. An chemischen Erscheinungen beteiligen sich nur die an der Oberfläche befindlichen Elektronen, bei dem radioaktiven Zerfall der Atome wird der innerste Kern in Mitleidenschaft gezogen: so fliegt aus dem Radiumkern das α-Teilchen heraus, das wiederum nichts anderes ist als der Kern des Heliumatoms. Wir verstehen nun, weshalb den Alchemisten die Umwandlung

Digitized by Google

der Elemente nicht gelungen ist; mit den von ihnen angewandten gewöhnlichen chemischen Mitteln konnten sie nur die Oberfläche der Atome, nicht aber deren Kerne beeinflussen. Jetzt stehen uns aber ganz andere Hilfsmittel zur Verfügung: die α-Teilchen besitzen so große Geschwindigkeit und führen so viel Energie mit sich, daß sie ähnlich wie die Röntgenstrahlen andere Atome zu durchdringen vermögen und nahe an deren Kern herankommen können. Indem nun Rutherford Stickstoffatome mit α-Teilchen bombardiert hat, konnte er das, was Prout vor hundert Jahren erdacht hat, als Tatsache erweisen: aus den Kernen der Stickstoffatome wurden Wasserstoffkerne herausgeschossen. Der Wasserstoff ist somit ein Bestandteil des Stickstoffs. Das schnell bewegte α-Teilchen (Heliumkern mit Masse 4) erteilt beim Zusammenstoß mit dem Stickstoffkern dem in ihm befindlichen Wasserstoffkern (Masse 1), ähnlich wie eine schwerere Kugel beim Zusammenstoß mit einer leichteren, eine noch größere Geschwindigkeit als es selbst hatte, wodurch diese Wasserstoffkerne der Beobachtung zugänglich gemacht werden konnten. Neuerdings zeigte Rutherford, daß der Zerfall der Stickstoffatome nicht nur unter Aussendung des Wasserstoffs, sondern auch eines früher unbekannten Elementes vom Atomgewicht 3, das als ein Isotop des Helium betrachtet werden muß, erfolgen kann. Auch durch eine auf ähnlichem Wege erreichte Spaltung des Sauerstoffatoms ließ sich das neue Element erhalten.

Dank allen diesen Entdeckungen haben wir ein gänzlich neues Bild über die chemischen Elemente gewonnen. Schon aus der Bildung von Helium (vom Atomgewicht 4,00) bei radioaktiven Umwandlungen ergab sich, daß dieses Element als Bestandteil der radioaktiven Atome aufzufassen ist. Wir können z. B. die in voller Übereinstimmung mit den Versuchen stehende Gleichung aufstellen: Radium (226) = Uranblei (206) + 5 Helium (5 × 4). In derselben Weise scheint sich aus den Rutherfordschen Versuchen zu ergeben, daß ein Stickstoffatom (14,01) aus zwei Wasserstoffatomen (1,008) und vier Atomen des neuen Heliumisotopen mit dem Atomgewicht 3 besteht, das Sauerstoffatom (16,00) dagegen sich aus 4 der letzteren Atome und aus einem Atom des gewöhnlichen Heliums (4,00) zusammensetzt. Es ist nur ein Schritt weiter, wenn man annimmt, daß die zwei Arten des Heliums selbst aus 3 bezw. 4 Wasserstoffatomen aufgebaut sind und damit stellt man sich vollkommen auf den Boden der Proutschen Hypothese. Allerdings ist die Masse von 4 Wasserstoffatomen (4 × 1,008 = 4,03) etwas größer als die des Heliums (4,00). Auf Grund der Relativitätstheorie[1]) würde das heißen, daß bei der Bildung von Helium aus Wasserstoff, entsprechend dem Massenverlust eine große Energieabgabe stattfindet, denn Energie besitzt Masse. Und umgekehrt müßte man dem Heliumatom enorme Energiemengen zuführen, um es in Wasserstoff zu verwandeln. So ist nach W. Lenz die große Beständigkeit des α-Teilchens (Heliumkern) zu verstehen.

Wie ist nun die Zusammensetzung der anderen Elemente? Natürlich, um an ihnen die Proutsche Hypothese zu prüfen, dürfen wir nicht mehr die „mittleren Atomgewichte" der in der Natur vorkommenden Isotopengemische, sondern die wirklichen Atomgewichte der reinen Elemente betrachten. Nun findet Aston, daß die Atomgewichte aller von ihm bis jetzt aufgefundenen Elemente bezogen auf Sauerstoff = 16,00 oder Helium = 4,00, d. h. Wasserstoff = 1,008 durch ganze Zahlen dargestellt werden, z. B. betragen die Atomgewichte der zwei Bestandteile des Neon der Atmosphäre 20,00 und 22,00. Auf Wasserstoff = 1 bezogen wäre also ihr Atomgewicht 19,84 und 21,82, d. h. nicht ganzzahlig. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß, während der Wasserstoff im Stickstoffatom als selbständiger Bestandteil auftritt, bei vielen der anderen Elemente das zusammengesetzte aber

[1]) Vgl. den Artikel von Sommerfeld in diesem Heft, Seite 82.

Digitized by Google

sehr beständige Helium den wichtigsten Baustein bildet. Auf diese Weise läßt sich leicht verstehen, warum die Atomgewichte einer großen Reihe von Elementen sich um ganze Vielfache des Atomgewichtes des Heliums (4,00) unterscheiden, wie z. B. die Zahlen 12,00, 16,00, 20,00 zeigen. In demselben Verhältnis dürften Stickstoff (14) und der von Aston nachgewiesene Bestandteil des Bors mit Atomgewicht 10 zueinander stehen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Forschungen der allernächsten Jahre die Geheimnisse der Elementenwelt noch weiter enträtseln werden, das Wesentliche erfassen wir aber schon heute. Die noch vor kurzem dem experimentierenden Chemiker als die letzten Bestandteile der Materie erscheinenden „Elemente" sind als zusammengesetzt erwiesen; viele von ihnen stellen mechanische Gemische von Isotopen vor, die in vielen Eigenschaften sehr ähnlich sind, in Bezug auf die Masse (Atomgewicht) jedoch beträchtlich voneinander abweichen können. Auf eine ganz andere Art sind die Atome dieser reinen Elemente aus den einfachsten Atomen des Heliums und Wasserstoffs aufgebaut, während das Wasserstoffatom selbst aus je einem Atom der positiven und negativen Elektrizität besteht. Die Beantwortung der Frage, ob es gelingen wird, diese zwei Arten der Elektrizität auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen, muß der weiteren Forschung überlassen bleiben.

Als ein schöner Erfolg der letzten Jahre auf dem Gebiete der chemischen Elemente ist noch die Entdeckung des radioaktiven Elements Protactinium zu nennen, die F. Soddy einerseits, Otto Hahn und Lise Meitner andererseits geglückt ist. Es ist ein Abkömmling des Urans und die Muttersubstanz des Actiniums, dem wiederum eine ganze Reihe kurzlebiger Elemente ihren Namen verdankt.

Das Wesen der chemischen Kräfte.

Wir haben auf den vorhergehenden Seiten vom Abbau der Elemente zu kleineren Einheiten gesprochen, jetzt wollen wir die komplizierten Gebilde betrachten, die sich aus den chemischen Elementen aufbauen lassen, die chemischen Verbindungen. Zwei Atome des Wasserstoffes verbinden sich mit einem Atom des Sauerstoffes und ergeben die Wassermolekel, das kleinste Teilchen, das man noch als die Verbindung Wasser ansprechen kann, denn die weitere Teilung der Wassermolekel führt zu Wasserstoff und Sauerstoff. Welcher Art sind nun die Kräfte, die die Atome in den Molekeln aneinander binden? Wie im Artikel über Atomforschung näher erläutert wurde, ist man über die wesentlichen Bestandteile der Atome unterrichtet: es sind positive Kerne und negative Elektronen. Die Anziehungskräfte zwischen den Atomen müssen jedoch zurückführbar sein auf die Wechselwirkung zwischen ihren Bestandteilen, also zwischen elektrischen Ladungen. So erscheint uns heute die Chemie als ein Sonderkapitel der Elektrizitätslehre. Allerdings sind wir von dem uns vorschwebenden Ziel, die Erscheinungen der Chemie restlos elektrisch zu verstehen, noch sehr weit entfernt. In einzelnen Fällen sind aber in den allerletzten Jahren bereits zielbewußte Schritte in dieser Richtung gemacht worden.

Wir wollen das kompakte, feste Kochsalz, das sich aus Natrium und Chlor zusammensetzt, in verdünnten Zustand überführen. Dazu bringen wir es auf sehr hohe Temperaturen, es verdampft und der gebildete Dampf enthält, wie die Untersuchung zeigt, Molekeln, von denen jede aus einem Atom Chlor und einem Atom Natrium besteht. Man kann aber das Kochsalz auch auf die Weise verdünnen, daß man es in viel Wasser auflöst. In der Lösung findet man nun, daß das Natrium und Chlor nicht mehr zusammenhalten, sondern getrennt voneinander sich im Wasser bewegen; und zwar, wie man aus der Fähigkeit der

Digitized by Google

Lösung den elektrischen Strom zu leiten schließen kann, als mit elektrischen Ladungen versehene Atome, das Natrium mit einer positiven, das Chlor mit einer ebenso großen negativen Ladung, so daß die ganze Lösung nach außen natürlich elektrisch neutral erscheint. Solche geladene Atome nennt man Jonen. Bekanntlich ziehen sich entgegengesetzt geladene Teilchen an; in wässriger Lösung wird aber die Vereinigung der Jonen zu Molekeln dadurch verhindert, daß sich Hüllen von Wasser um die einzelnen Jonen legen. Entfernt man nun das Wasser durch Eindampfen einer solchen Lösung, so kommen die anziehenden Kräfte zwischen den entgegengesetzt geladenen Jonen zur Wirkung und bedingen so den Zusammenhalt des auskristallisierenden Salzes.

In der Tat konnte mit Hilfe der im Artikel von Ewald auseinandergesetzten Methoden bewiesen werden, daß in Kochsalzkristallen die einzelnen Punkte des Kristallgitters nicht etwa von neutralen Atomen des Natriums und Chlors, sondern von Jonen eingenommen werden. Das, was hier für den Kristall feststeht, gilt sicherlich auch für eine Kochsalzmolekel in Dampfform, auch sie besteht aus Jonen und wir haben es somit in diesen Molekeln nicht mehr mit einer rätselhaften chemischen Anziehung, der chemischen Affinität zwischen den Atomen, sondern mit der bekannten elektrostatischen Anziehung der geladenen Jonen zu tun. Wie W. Kossel zeigen konnte, wird für eine große Anzahl von anorganischen Verbindungen das Verständnis von chemischen Tatsachen durch Berücksichtigung solcher elektrostatischer Kräfte zwischen den im Jonenzustand angenommenen Atomen sehr wesentlich gefördert.

Ein wichtiger Punkt bleibt aber noch zu erklären. Wenn man eine positiv geladene Metallkugel mit einer gleich stark negativ geladenen in Berührung bringt, so gleichen sich ihre Ladungen aus, beide Kugeln werden neutral. Dagegen behalten das Chlor- und das Natriumion trotz ihrem innigen Kontakt im Kristall oder in der Molekel ihre Ladungen bei. Ja noch mehr, da beim Zusammentreffen eines Natriumatoms mit einem Chloratom die aus Jonen bestehende Molekel von Natriumchlorid entsteht, müssen die Atome sogar freiwillig aus dem neutralen in den geladenen Zustand übergegangen sein. Wie ist das möglich? Darauf geben folgende Überlegungen von Kossel und M. Born Antwort. Ein neutrales Atom besteht aus einem positiv geladenen Zentralkern und einer seine Ladung neutralisierenden Zahl von negativen Elektronen. Eine negative Ladung, wie sie beim Chlorion auftritt, bedeutet, daß das Atom ein überschüssiges Elektron aufgenommen hat, eine positive Ladung wie sie das Natriumion aufweist kommt durch den Verlust eines Elektrons zustande. Im Natriumchlorid hat also das Chloratom dem Natriumatom ein Elektron entrissen. Um aber vom Natriumatom ein Elektron abzulösen, und es in ein Jon zu verwandeln, muß Energie (Jonisierungsenergie) aufgewendet werden, denn das zurückbleibende positive Jon zieht das weggehende negative Elektron an. Wenn trotzdem das Elektron zum Chlor übergeht, muß das neutrale Chloratom eine anziehende Wirkung auf das Elektron ausüben, es muß Elektronenaffinität besitzen. Diese ausgesprochene Affinität zum Elektron, die außer Chlor noch eine Anzahl anderer Atome aufweisen und deren Stärke sich in einigen Fällen auch zahlenmäßig angeben ließ, ist eine der treibenden Kräfte bei chemischen Vorgängen der betrachteten Art. Sie bedingt, daß die reagierenden Atome in den Zustand entgegengesetzt geladener Jonen übergehen, die dann aufeinander anziehende Kräfte ausüben und den chemischen Prozeß vollenden.

Durchaus nicht alle Arten von chemischer Bindung lassen sich aber auf dieses einfache Schema zurückführen. Vor allem beim Zustandekommen der Kohlenstoffverbindungen, die in das Gebiet der organischen Chemie gehören, muß es sich

Digitized by Google

um einen anderen Mechanismus handeln, dessen nähere Aufklärung eins der wichtigsten Teilprobleme bei der Zurückführung chemischer Erscheinungen auf physikalische Kräfte bildet. Eine wesentliche Erleichterung wird dabei der vor kurzem geführte Nachweis bringen, daß die Kohlenstoffatome in einer großen Gruppe von Verbindungen, von denen einige z. B. im Paraffin sich vorfinden, in derselben Weise miteinander verbunden sind wie die Kohlenstoffatome im Diamanten[1]), während in einer anderen Gruppe von Verbindungen, deren Prototyp das Benzol ist, dieselbe Art der Bindung vorliegt wie im Graphit. Gelingt es also zu enträtseln, auf welche Weise die Atome in diesen zwei Modifikationen des elementaren Kohlenstoffs zusammenhalten, so wird damit auch der organischen Chemie ein großer Dienst erwiesen. Kasimir Fajans.

Fortschritte der organischen Chemie seit Kriegsausbruch.

I. Kohlenstoff-Kohlenstoffbindung, Kohlenstoffionen, Organische Radikale.

Die erstaunlichen Fortschritte in der Erkenntnis des Atombaus, die in den früheren Aufsätzen dieses Heftes dargestellt sind, sind bis zu diesem Augenblick auf die organische Chemie, d. h. die Lehre von den Kohlenstoffverbindungen, ohne direkte Wirkung geblieben. Das Kohlenstoffatom (Symbol C) zeichnet sich vor allen anderen Elementen durch die Fähigkeit aus, sich mit seinesgleichen zu beständigen Ketten (Fettkörper) oder Ringen (z. B. Benzolderivate, Terpene) von Kohlenstoffatomen zu verbinden, daher die unendliche Mannigfaltigkeit der Kohlenstoffverbindungen. Woher die besondere Fähigkeit der Kohlenstoffatome zur gegenseitigen Verkettung rührt, darüber haben wir keine Vorstellung, auch die neuesten Errungenschaften der Atomlehre lassen diese Frage, wie überhaupt die nach der näheren Konfiguration des Kohlenstoffatoms, noch ungeklärt. Daß auch hier elektrische Kräfte wirksam sind, wird man heute wohl nicht mehr bezweifeln können; allerdings handelt es sich bei der Kohlenstoffverkettung, wie bei der anderer Atomgattungen mit ihresgleichen, jedenfalls um eine andere Art von Bindung wie bei den salzartigen Verbindungen: bei diesen wird ein Elektron von einem Atom an das andere abgegeben und zwischen den so entstehenden entgegengesetzt geladenen Jonen herrscht starke, elektrostatische Anziehung[2]). Dies ist, wie man sagt, eine heteropolare Bindung. Zwischen zwei verbundenen Kohlenstoffatomen läßt sich aber kein derartiger Gegensatz finden, sie sind gleichpolig, die Bindung homöopolar.

Diese Verschiedenheit des Bindungscharakters tritt auch bei der Verbindung des Kohlenstoffs mit anderen Elementen, selbst mit den typischen Salzbildnern (Chlor, Brom usw.) hervor. Auch hier entstehen indifferente Körper wie Chloräthyl, Chloroform, die im Gegensatz zu den Salzen in Lösungen (z. B. in Wasser) den elektrischen Strom nicht leiten, d. h. nicht in Jonen zerfallen. Nur in ganz seltenen Ausnahmefällen, für die folgendes Beispiel angeführt sei, läßt sich das Auftreten von Kohlenstoffionen beobachten. Im Methan oder Grubengas (CH_4), das aus einem Atom Kohlenstoff (Symbol C) und vier Atomen Wasserstoff (Symbol H) besteht, kann man die Wasserstoffatome durch andere Atome oder Reste ersetzen, z. B. durch den Benzol- oder Phenylrest (C_6H_5). Dieser entsteht aus Benzol (C_6H_6), ähnlich wie der Methylrest (CH_3) aus Methan, durch Wegnahme eines Wasserstoffatoms. Führt man nun in das Methan an Stelle dreier

[1]) Vgl. den Artikel über Kristallstruktur. — [2]) Vgl. den Artikel von K. Fajans.

Digitized by Google

Wasserstoffatome je einmal den Phenylrest ein, so resultiert das elektrisch indifferente Triphenylmethan (Triphenylmethyl-Wasserstoff, Formel I):

$(C_6H_5)_3CH$ $(C_6H_5)_3\overset{+}{C}\,\overset{-}{Cl}$ $(C_6H_5)_3\overset{-}{C}\,\overset{+}{Na}$

I. Triphenylmethan II. Triphenylmethylchlorid III. Triphenylmethylnatrium

Ersetzt man in dieser Verbindung das eine bevorzugte Wasserstoffatom durch Chlor, so kommt man zum Triphenyl-Chlormethan (II, Triphenylmethyl-Chlorid), das zwar nicht in Wasser, wie die Salze, wohl aber in verschiedenen anderen Lösungsmitteln in negativ geladene Chlorionen und in positiv geladene Triphenylmethylionen zerfällt. W. Schlenk, der diesen Vorgang schon vor 10 Jahren studiert hat, konnte neuerdings die interessante Tatsache feststellen, daß auch ein Triphenylmethyl-Natrium existiert (III), das ebenfalls in Ionen zerfällt, wobei aber positive Natriumionen und negative Triphenylmethylionen entstehen.

Im Gegensatz dazu leiten die meisten der anderen Natrium-Kohlenstoffverbindungen, die Schlenk gewinnen konnte, den elektrischen Strom nicht. Die Nichtionisierbarkeit der halogenhaltigen Kohlenstoffverbindungen findet sich also bei den Natriumverbindungen wieder.

Die Gegenüberstellung des Triphenylmethyl-Chlorids und des Triphenylmethyl-Natriums beweist, daß der Kohlenstoff sowohl positive wie negative Ladung aufnehmen kann. Für die Natur der Kohlenstoff-Kohlenstoffbindung ist daher das Verhalten des verdoppelten Triphenylmethyls, des von Gomberg vor 20 Jahren entdeckten Hexaphenyläthans (Äthan $= H_3C-CH_3$) vom höchsten Interesse (IV). Wenigstens in diesem Ausnahmefall könnte ja die Kohlenstoff-Kohlenstoffbindung (Symbol C—C) vielleicht salzartiger Natur sein, dann wäre hier eine Spaltung (Dissoziation) an der mittleren C—C-Bindung in ein positiv und ein negativ geladenes Triphenylmethylion zu erwarten. Sie hat sich weder bei dieser noch bei analogen Verbindungen nachweisen lassen. Dagegen beobachten wir hier eine andere Art von Dissoziation in Lösung (was durch den senkrechten punktierten Strich in Formel IV angedeutet ist), die auftretenden Teile sind elektrisch ungeladen und chemisch sehr reaktionsfähig.

$$(C_6H_5)_3C\vdots C(C_6H_5)_3 \rightleftharpoons 2\,(C_6H_5)C\cdots$$

IV. Hexaphenyläthan. V. Triphenylmethyl.

1 Molekül Hexaphenyläthan zerfällt in Lösung in 2 Moleküle Triphenylmethyl (V), die sich ihrerseits wieder — z. B. beim Abkühlen oder Konzentrieren der Lösung — zum Hexaphenyläthan vereinigen können. Die Existenz des Triphenylmethyls ist von großem Interesse. Gewöhnlich ist der Kohlenstoff mit vier anderen Atomen oder Resten verbunden, wie z. B. die Formel des Methans und die Formeln I—IV zeigen. Man sagt: der Kohlenstoff ist in der Regel vierwertig oder tetravalent. Im Triphenylmethyl (V) dagegen wirkt der Kohlenstoff mit einer abnormen Valenzzahl, nämlich dreiwertig, er bindet drei einwertige Phenylreste. Daher nennt man das Triphenylmethyl ein freies Radikal.

Die Festigkeit einer einfachen C—C-Bindung betrachten wir nicht als unter allen Umständen konstant, sondern als in erheblichen Grenzen um einen normalen Mittelwert schwankend, je nach den anderen Gruppen oder Atomen, die mit den zwei Kohlenstoffatomen verbunden sind. Im Falle des dissoziierbaren Hexaphenyläthans ist die mittlere C—C-Bindung sehr schwach. Solche schwache Bindungen werden gewöhnlich statt durch einen Bindestrich durch eine punktierte Gerade angedeutet C····C und spielen als sog. Rest- oder Nebenvalenzen eine wichtige Rolle in Betrachtungen über die Teilbarkeit der chemischen Bindekraft und

Digitized by Google

in der Formulierung mancher lockerer Anlagerungsverbindungen sowie gewisser Farbstoffe.

Gleichlaufend dem für die Valenzlehre so bedeutsamen Studium der Kohlenstoffradikale geht neuerdings das Bestreben auch andere Elemente durch Bindung an passende organische Reste in abnormen Valenzzustand überzuführen, wobei besonders H. Wieland im Gebiet des Stickstoffs Erfolg hatte. Während normalerweise der Stickstoff drei- oder fünfwertig auftritt, konnte neuerdings auch zwei- und vierwertiger Stickstoff erhalten werden.

Die freien Kohlenstoffradikale zeichnen sich durch starke Farbe und zwar auswählende Lichtabsorption aus, wie sich überhaupt in der organischen Chemie die Anwesenheit ungesättigter Atomgruppen immer an den optischen Eigenschaften (Absorption, Brechung, Zerstreuung des Lichtes) erkennen läßt. Der von v. Auwers, Hantzsch u. a. geförderte Ausbau dieser physikalischen Methoden schreitet stetig fort und gestattet uns wie die Messung der Verbrennungswärme in manchen Fällen die exakte Konstitutionsbestimmung chemisch sehr nahe verwandter und schwer unterscheidbarer Stoffe. Hier ist auch der Punkt, wo wir mit Spannung zuerst eine Befruchtung der organischen Chemie durch die neue Atomlehre und Molekularphysik erwarten dürfen.

II. Erforschung von Naturprodukten.

Steinkohle. In den letzten 50 Jahren ist die Systematik der organischen Stoffe der Hauptsache nach ausgebaut und besonders die Chemie der aromatischen Verbindungen, d. h. des Benzols und der anderen Bestandteile des Steinkohlenteers aus theoretischen und praktischen Gründen (Farbstoffe, Arzneimittel) bis ins kleinste erforscht worden. Jetzt erst hat sich herausgestellt, daß im Steinkohlenteer ein durch die hohe Destillationstemperatur von zirka 1000° vollständig umgewandeltes Produkt vorliegt, von dem keinerlei Rückschluß auf die Natur der Steinkohle statthaft ist. Destilliert man diese nämlich bei 500°, so erhält man den ganz anders gearteten Tieftemperaturteer, der mit manchen Petroleumsorten Ähnlichkeit besitzt und die unserem petroleumarmen Deutschland so nötigen Schmieröle reichlich enthält. Franz Fischer, der Leiter des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Kohleforschung (Mühlheim-Ruhr), hat außer der Destillation auch die Extraktion der Steinkohle mit verschiedenen Lösungsmitteln studiert und dabei ebenfalls Schmieröle gewonnen. Die Steinkohle ist ein Gemisch sehr komplizierter, wasserstoffarmer Kohlenstoffverbindungen, deren nähere chemische Natur uns auch heute noch unbekannt ist. Neu hinzugekommen ist jedoch die Erkenntnis, daß die Hauptmasse der Kohle mit bis zu 10% einer petroleumartigen Flüssigkeit imprägniert ist.

Ein anderer Weg zur Nutzbarmachung der Kohle geht über das Calciumcarbid und das daraus erhältliche Acetylen. Anlagerung von Chlor führt es in nicht brennbare Lösungsmittel (Benzinersatz) über, Anlagerung von Wasser in Acetaldehyd, aus dem durch Zuführung von Wasserstoff Spiritus, durch Zuführung von Sauerstoff Essigsäure gewonnen werden kann.

Kautschuk. Die synthetische Essigsäure und das daraus erhältliche Aceton (Dr. Alexander Wacker-Werke, Burghausen) hatten im Kriege ganz besondere Wichtigkeit, da die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen über Aceton den ungesättigten Kohlenwasserstoff Dimethylbutadien und daraus künstlichen Kautschuk herstellen konnten. Hierbei tritt unter monatelanger Wirkung von Wärme und verschiedenen Reagenzien eine große Zahl von Molekülen des flüssigen Kohlenwasserstoffs zum kolloidalen Kautschuk zusammen. Die Konstitutionsaufklärung des künstlichen wie des natürlichen Kautschuks ist durch bahnbrechende Arbeiten von C. D. Harries weit gefördert, aber noch nicht abgeschlossen.

Digitized by Google

Assimilation der Kohlensäure. Die wichtigste Aufbaureaktion, die Grundlage alles pflanzlichen organischen Lebens, ist die Assimilation der in der Atmosphäre enthaltenen Kohlensäure von der Formel CO_2, in der O das Symbol des Sauerstoffatoms ist. Die Kohlensäure wird nach der Hypothese A. v. Baeyers in den grünen Teilen der Pflanze durch Ersatz eines Sauerstoffatoms durch zwei Wasserstoffatome in Formaldehyd (H_2CO) übergeführt oder wie man sagt reduziert, aus dem weiterhin die für den vegetabilischen Haushalt wichtigen Kohlehydrate, z. B. Traubenzucker, Stärke, Zelluloſe aufgebaut werden. Die Verwandlung des Formaldehyds, des einfachen Kohlehydrats, in Traubenzucker ist schon vor vielen Jahren auch im Laboratorium des Chemikers gelungen, dagegen stehen wir bei der künstlichen Reduktion der Kohlensäure zu Formaldehyd noch in den Anfängen. Man kommt zwar von Kohlensäure oder besonders von Kohlenoxyd (CO) aus leicht zur Zwischenstufe der Ameisensäure. Die Überführung der letzteren aber in Formaldehyd ist erst vor kurzem K. A. Hofmann in bescheidenem Umfang gelungen.

Um so fesselnder ist die Aufgabe, der Pflanze das Geheimnis ihrer Assimilationsarbeit abzulauschen. R. Willstaetter und A. Stoll haben in umfassenden Arbeiten die Experimentierkunst des Organikers auf dieses pflanzenphysiologische Gebiet mit großem Erfolg ausgedehnt.

Die Reduktion der Kohlensäure zu Kohlehydrat erfordert eine bedeutende Zufuhr von Energie. Sie wird durch die Sonne geliefert. Ihre Strahlen werden vom Blattgrün absorbiert, in den Blättern in chemische Energie umgesetzt und zur Reduktion der Kohlensäure verbraucht. Während der Assimilation entwickelt die Pflanze Sauerstoff und das Verhältnis zwischen dem Volumen der assimilierten Kohlensäure und dem des abgegebenen Sauerstoffs war schon früher Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Das Ergebnis der Gasuntersuchung vor und nach der Berührung des Gases mit der Pflanze wurde aber getrübt durch die in geringem Umfang entgegengesetzt laufende Reaktion der Atmung, die auch im Dunkeln vor sich geht und bei der Pflanze wie beim Tier durch Verbrennung im Organismus Kohlensäure erzeugt. Willstaetter und Stoll studierten die Assimilation bei den grünen Blättern zahlreicher Pflanzen unter den Bedingungen maximaler Assimilation, d. h. bei etwa 35° und in strömender, besonders kohlensäurereicher Luft, wodurch sie ein Vielfaches der gewöhnlichen Assimilation erzielen konnten. (Sie gaben damit die Anregung zur Düngung von Treibhäusern mit gereinigten Schornsteingasen.) Für die Theorie der Assimilation war es wichtig, daß im derart gesteigerten Assimilationsversuch das Resultat der Gasanalyse durch den nur in gleichem Betrage wie sonst nebenhergehenden Atmungsstoffwechsel (Sauerstoffeinatmung — Kohlensäureausatmung) nicht mehr erheblich beeinträchtigt wird. Die Arbeit erbrachte den klaren Beweis, daß der Assimilationskoeffizient, d. h. das Verhältnis der aufgenommenen Kohlensäure (in Litern) zum abgegebenen Sauerstoff (in Litern) unter den verschiedensten Versuchsbedingungen und -Temperaturen genau gleich 1 ist. Dieses Ergebnis ist von grundlegender Bedeutung, weil beim Übergang von 1 Molekül Kohlensäure unter Mitwirkung von Wasser (H_2O) in Formaldehyd, wie es sich jetzt ergab, genau 1 Molekül Sauerstoff frei werden muß

$$\underset{\text{Kohlensäure}}{CO_2} + \underset{\text{Wasser}}{H_2O} \longrightarrow \underset{\text{Formaldehyd}}{H_2CO} + \underset{\text{Sauerstoff.}}{O_2}$$

Diese Tatsache schließt es aus, daß komplizierte Neben- oder Zwischenreaktionen, wie die Bildung von Pflanzensäuren, bei der Assimilation auftreten. Durch diese Versuche haben Willstaetter und Stoll die oben erwähnte Baeyersche Assimilationshypothese zu einer experimentell begründeten Theorie ausgebaut. Wir sehen

Digitized by Google

also jetzt den Weg, auf welchem die von den grünen Pflanzen eingeatmete Kohlensäure in Zucker verwandelt wird, wesentlich geklärt.

Blütenfarbstoffe. Die Chemie der Pflanzenfarbstoffe hatte schon vor dem Krieg durch Willstaetter wesentliche Förderung erfahren: der grüne Chlorophyllfarbstoff wurde als ein Gemisch aus zwei äußerst kompliziert gebauten, Stickstoff und Magnesium enthaltenden Komponenten erkannt, einer gelbgrünen und einer blaugrünen, die in über 200 Pflanzenarten nachgewiesen wurden. Wesentlich einfacher sind die gelben, in den Herbstblättern vorherrschenden Blattfarbstoffe gebaut, z. B. enthält das Xanthophyll nur Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff und ist als chemisch neutral anzusprechen. Zu einer ganz anderen Körperklasse gehören die farbenprächtigen Blütenfarbstoffe oder Anthocyane, die ebenso wie Xanthophyll nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen. Sie sind von Willstaetter gemeinsam mit einer großen Zahl von Mitarbeitern in mühevoller Arbeit in Kristallen isoliert, eingehend erforscht und z. T. künstlich aufgebaut worden. Während wir sonst in den Pflanzen sehr häufig stickstoffhaltige basische[1]) Verbindungen aus der pharmazeutisch so wichtigen Gruppe der Alkaloïde (Morphin, Chinin usw.) antreffen, handelt es sich hier um basische Stoffe, in denen Sauerstoff der Träger der Basizität ist, die aber außerdem noch saure, phenolartige Eigenschaften haben. Diese zwiefache (amphotere) Natur der Blütenfarbstoffe ermöglicht es den betreffenden Pflanzen, mit einem und demselben Farbstoff verschiedene Farbeffekte (rot — violett — blau) hervorzubringen, je nachdem der Zellsaft sauer, neutral oder basisch reagiert. So ist z. B. das Kornblumenblau das Kaliumsalz des Rosenrots und schlägt in der Tat mit Säuren nach rot um. Die Zahl der in der Natur angetroffenen Blütenfarbstoffe ist relativ gering. Es sind im wesentlichen drei Haupttypen, von denen sie sich alle ableiten lassen. Diese drei eigentlichen Farbkomponenten, die in den Blüten an eine Zuckerart — gewöhnlich Traubenzucker — gebunden sind und beim Kochen des Anthocyans mit Säure als rote Säuresalze erhalten werden, sind: das scharlachrote Pelargonidin (aus der Scharlachpelargonie), das blaurote Cyanidin (aus der Kornblume oder Rose) und das violettrote Delphinidin (aus dem Ritterſporn). Bindung dieser Komponenten an verschiedene Zuckerarten, Bindung an Methylalkohol, Variation der Stellen im Molekül, an denen diese Bindungen eintreten, ergibt die Skala der Blütenfarbstoffe, in der nur die gelben noch zum Teil unbekannt sind. Während in der Rose, Kornblume und purpurroten Sommeraster das Cyanidin an Traubenzucker gebunden ist, tritt es, mit anderen Zuckerarten gepaart, in den Farbstoffen der Preiselbeere, Kirsche und Schlehe auf. Der Farbstoffgehalt der Blüten beträgt gewöhnlich nur wenige Prozente ihres Trockengewichts, nur bei manchen veredelten Sorten ist er bedeutend, z. B. beim schwarzvioletten Gartenstiefmütterchen 33 Prozent.

Kohlehydrate. Eines der biologisch und praktisch wichtigsten Gebiete der organischen Chemie bilden die Kohlehydrate oder Zuckerarten, deren Systematik wie die der Eiweißstoffe von dem leider zu früh verstorbenen, genialen Naturforscher Emil Fischer begründet worden ist. Die Monosen: der Traubenzucker oder die Glucose — Fruchtzucker, Galaktose und andere — weisen alle die gleiche Zusammensetzung $C_6H_{12}O_6$ auf und unterscheiden sich von einander nur durch die gegenseitige Lage der Atome im Molekül.

In den Biosen (z. B. Rohrzucker, Malzzucker, Milchzucker) sind je 2 Monosen unter Wasserabspaltung zusammengetreten und in den Dextrinen oder Polyosen (Zellulose, Stärke) noch bedeutend mehr. Wir wissen seit langem, aus welchen

[1]) Ein basischer Stoff ist ein solcher, der Lackmus blau färbt, ein saurer rot, ein neutraler läßt Lackmus unverändert.

Digitized by Google

Monosen z. B. Rohrzucker, Malzzucker usw. aufgebaut sind, über die Art ihrer Verkettung haben aber erst Arbeiten angelsächsischer Forscher in den letzten Jahren einigermaßen Klarheit geschaffen.

Dem gelungenen Abbau folgt bei Naturprodukten immer erst nach geraumer Zeit der künstliche Aufbau, daher nimmt es nicht wunder, wenn die Biosen, geschweige denn die Polyosen, synthetisch heute noch unzugänglich sind. Immerhin hat E. Fischer hier noch in seinen letzten Lebensjahren wichtige Vorarbeit geleistet und die Methoden zur Anheftung anderer Moleküle an bestimmte Stellen, z. B. des Traubenzucker-Moleküls wesentlich bereichert. Diese Fragen haben nicht nur für den Aufbau des Bi- und Polyosen Interesse, sondern auch für die Synthese der in der Natur äußerst zahlreich vertretenen Klasse der Glucoside, in denen Stoffe der verschiedensten Art mit Zuckern gepaart sind. Hierher gehören z. B. die schon besprochenen Anthocyane, ferner viele Gerbstoffe, die den Eiweißstoffen der Zellkerne zugrunde liegenden Nucleïnsäuren, endlich auch manche Enzyme. Enzyme oder Fermente sind Sammelnamen für jene überaus wichtigen, weitverbreiteten und leicht zerstörbaren Stoffe, Regulatoren, deren sich der pflanzliche wie tierische Organismus bedient, um die für sein Leben wichtigen chemischen Prozesse in ganz spezifischer, andere Reaktionen ausschließender Art zu beschleunigen und in einer unsere Laboratoriumsmethoden unendlich übertreffenden Eleganz durchzuführen. Wir benennen und benützen manche Enzyme seit langer Zeit, z. B. die Maltase des gekeimten Malzes und die Zymase der Hefe in den Gärungsgewerben. Wir kennen wohl ihre Wirkung auf andere Stoffe, wissen aber nichts über ihre chemische Zusammensetzung, da die Reindarstellung eines Fermentes noch nie geglückt ist. R. Willstaetter hat neuerdings dieses Forschungsgebiet in Angriff genommen und zusammen mit Stoll an einem oxydationsbeschleunigenden Ferment, der Peroxydase des Meerrettigs, die Isolierung der reinen Substanz angebahnt, wenn auch noch nicht erreicht. Es zeigte sich, daß die Peroxydase zu den Glucosiden gehört, daß sie Stickstoff enthält und anscheinend von nicht allzuhohem Molekulargewicht ist.

Ein nicht unwesentlicher Teil der Naturbeherrschung besteht in der Ausnützung der Enzyme für unsere Zwecke, wobei wir uns bisher darauf beschränken mußten, einem von Natur aus verlaufenden Vorgang, z. B. der alkoholischen Gärung des Traubenzuckers, unter dem Einfluß der Zymase die bestmöglichen Bedingungen zu bieten. Im Kriege ist es zum erstenmal gelungen, den Verlauf einer Enzymreaktion an einer bestimmten Stelle in eine neue Bahn abzulenken. Connstein und Lüdecke haben durch Zusatz von Salzen bei der alkoholischen Gärung, besonders von neutralem, schwefligsaurem Natrium, den Zerfall des Traubenzuckers so leiten können, daß aus 1 Molekül der Monose nicht je 2 Moleküle Kohlensäure und Alkohol, sondern je 1 Molekül Kohlensäure, Acetaldehyd und — als neues wichtiges Hauptprodukt — Glycerin entstand, das früher immer nur in Spuren aufgetreten war. Diese „Glyceringärung" wurde wegen unserer Sprengstoffversorgung (Nitroglycerin) im Kriege sofort technisch im größten Maßstab aufgenommen, da wir Glycerin aus importiertem pflanzlichen Fett nicht herstellen konnten.

Die Rückkehr zur Natur, zur Erforschung und Nachahmung ihrer feinen chemischen Mittel ist heute ein Losungswort der organischen Chemie. Welche Anregung auch in letzter Zeit die Untersuchung von Produkten des tierischen Organismus für die medizinische Nachbarwissenschaft gab, zeigen z. B. Windaus' Arbeiten über Cholesterin, Wielands Erforschung der Gallensäuren und die aus Amerika zu uns dringende Kunde von der Reindarstellung des wirksamen Prinzips der Schilddrüse, eines wohlkristallisierenden, sehr jodreichen Körpers. Rudolf Pummerer.

Digitized by Google

Fortschritte der biologischen Chemie.

Bevor wir von ihren Fortschritten reden, müssen wir die Frage aufwerfen, ob es überhaupt eine biologische Chemie als gesondertes Fach der Chemie gibt. Ich möchte diese Frage verneinen, denn die Erforschung der chemischen Zusammensetzung und der Lebensfunktionen von Pflanze und Tier arbeitet mit denselben Methoden, welche auch sonst der Chemie zu eigen sind, und die biologische Chemie ist deshalb nicht etwa ein besonderer Zweig der Chemie, sondern sie ist vielmehr die Anwendung der gesamten chemischen Forschungsmethoden auf den speziellen Zweck der Erkenntnis der Lebenserscheinungen. — Dementsprechend sehen wir, daß fast alle hervorragenden Chemiker auch auf dem Gebiet der biologischen Chemie Bedeutendes geleistet haben und daß sie gerade aus dem Studium der Lebensvorgänge der Pflanzen und Tiere die wichtigsten Anregungen geschöpft haben. Das galt von Wöhler, Liebig, Baeyer und Emil Fischer, und gilt heute ebenso von Willstätter, Wieland, Windaus und anderen.

Die Chemie ging zu Beginn in analytischer Weise vor, indem sie jene Stoffe zu isolieren und zu erkennen suchte, aus welchen die Lebewesen zusammengesetzt sind, also z. B. die Eiweißstoffe, die Zellulose, die Stärke- und Zuckerarten (die sogenannten Kohlehydrate), ferner die Fette und die Mineralbestandteile. Dazu kam die Untersuchung der Stoffwechselprodukte in den Ausscheidungen, z. B. des Harns und damit des Harnstoffs, der Harnsäure usw.

Es gab eine Zeit, wo man annahm, daß es dem Chemiker niemals möglich sein würde jene Stoffe im Laboratorium künstlich herzustellen, welche Pflanze und Tier bei ihren Lebensvorgängen produzieren. In diese Anschauung hat Wöhler im Jahre 1829 Bresche geschossen, indem er lehrte, den Harnstoff künstlich darzustellen, also jene einfache stickstoffhaltige Verbindung der Kohlensäure, welche bei den höheren Tieren das Endprodukt des Eiweißumsatzes darstellt. Seit jener Zeit ist es der Chemie gelungen, eine immer größer werdende Zahl jener Stoffe künstlich darzustellen, aus denen sich die lebenden Körper zusammensetzen, oder die sie bei ihren Lebensprozessen bilden. Nicht nur das Alizarin, die Muttersubstanz so vieler prächtiger Farbstoffe, das früher aus den Krappwurzeln gewonnen wurde, und der Indigo, welcher von den Indigoplantagen Indiens stammt, werden heute aus dem Steinkohlenteer viel billiger dargestellt, sondern es ist nach den ersten tastenden Versuchen von Oskar Löw schließlich Emil Fischer gelungen, den Zucker, also eines der wichtigsten Nahrungsmittel, den wir ausschließlich aus dem Zuckerrohr oder der Zuckerrübe gewinnen, künstlich im Laboratorium herzustellen. Freilich ist die Darstellung des künstlichen Zuckers noch zu umständlich und kostspielig, als daß er mit dem natürlichen konkurrieren könnte. Demselben genialen Forscher, der in jahrelanger mühsamer Arbeit die Eiweißstoffe in ihre Bausteine, die sogenannten Aminosäuren (also stickstoffhaltige Säuren), zu zerlegen gelehrt hatte, ist es schließlich sogar möglich gewesen, aus solchen Aminosäuren wieder eiweißähnliche hochzusammengesetzte Substanzen herzustellen. — So arbeitet auf dem Gebiet der Chemie die Analyse (Zerlegungskunst) und die Synthese (Zusammensetzung) stets Hand in Hand, und wenn es gelungen ist, einen wirksamen Stoff aus dem Pflanzen- und Tierreich in seiner chemischen Zusammensetzung gründlich zu erkennen, so folgt sehr häufig dessen künstliche Darstellung auf dem Fuße nach. So werden z. B. neuerdings die anästhesierend wirkenden Stoffe aus der Cocapflanze (das Cocain und dessen Verwandte) auf synthetischem Wege der Medizin geliefert und ebenso jenes Produkt der Nebenniere, das Adrenalin, welches

Digitized by Google

wegen seiner blutstillenden und gefäßzusammenziehenden, blutdrucksteigernden Wirkung in der Zahnheilkunde, der Chirurgie und Medizin vielfach Verwendung findet. Auch die stark harntreibenden Mittel aus den Teeblättern und aus dem Cacao und Kaffee können jetzt synthetisch hergestellt werden.

An die analytische Periode der biologischen Chemie, die man gewissermaßen die naturhistorische nennen kann, schloß sich jene an, welche unter dem Eindruck der Gesetze von der Erhaltung der Energie und der Thermodynamik bestrebt war, die Lebensvorgänge vom *energetischen* Standpunkt aus zu untersuchen. Während bei der Pflanze die aufbauenden (synthetischen) Prozesse die Hauptrolle spielen, z. B. die Bildung von Zucker aus der Kohlensäure der Luft, herrschen bei den Tieren und namentlich bei den Warmblütern die *abbauenden* Prozesse vor, durch welche die in der Nahrung zugeführten oder im Körper bereits vorhandenen Stoffe, wie das Eiweiß, die Fette und Kohlehydrate, auf dem Weg der Oxydation in niedere sauerstoffreiche Verbindungen (Kohlensäure, Wasser, Harnstoff usw.) abgebaut werden. Durch diese Oxydationsprozesse wird Energie frei, die sich in der Bildung von Wärme und Arbeit äußert. Diese Vorgänge galt es zu messen, indem man entweder die vom Körper abgegebene Wärme im Kalorimeter bestimmte, oder indem man im Respirationsapparat ermittelte, wieviel Sauerstoff aufgenommen und wieviel Kohlensäure und Wasser ausgeschieden worden war. Aus solchen analytisch gewonnenen Daten ließ sich der Energieumsatz berechnen, also der Stoff- und Kraftwechsel der Organismen, und diese Art der *quantitativen* Untersuchung hat nicht bloß über die Lebensvorgänge der Menschen und der höheren Tiere, sondern auch über diejenigen der Fische, der Pflanzen, ja selbst der Hefezellen die wertvollsten Aufschlüsse gebracht. Wir verdanken die Einführung und die systematische Durchführung der energetischen Betrachtungsweise der Lebensvorgänge vor allem den Untersuchungen Rubners.

Die neuere chemische Forschung hat sich nicht damit begnügt, die *Intensität* der Lebensprozesse quantitativ zu messen und ihre *Endprodukte* festzustellen, sondern sie versucht in die inneren Vorgänge des tierischen und pflanzlichen Lebens einzudringen, also den *intermediären* Stoffwechsel und damit jene komplizierten und wunderbaren Wege zu studieren, welche der chemische Aufbau und Abbau der Stoffe bei den Lebensvorgängen einschlägt.

Nachdem man erkannt hatte, daß die *Gärung*, also z. B. die Bildung von Alkohol und Kohlensäure aus dem Zucker, durch die Tätigkeit gewisser niedrigster Pflanzen, der Hefezellen, zustandekommt, und daß die Hefezellen auch ohne Sauerstoff leben können, indem sie ihren Energiebedarf aus der Spaltung des Zuckers entnehmen, war man geneigt, nicht nur die Alkoholgärung, sondern alle ähnlichen Vorgänge z. B. die Spaltung des Zuckers in zwei Moleküle Milchsäure beim Sauerwerden der Milch oder die durch die Essigsäurebakterien erzeugte Oxydation des Alkohols zu Essigsäure, als einen *Lebensvorgang* dieser Bakterien aufzufassen, der sich im Leib dieser niederen Organismen vollzieht und in dessen Einzelheiten wir nicht eindringen können. Durch die Untersuchungen von E. Buchner ist nachgewiesen worden, daß es sich dabei um Vorgänge handelt, welche durch bestimmte *Fermente* (Enzyme) bedingt sind und daß diese Fermente ein Produkt jener Zellleiber darstellen. Wenn man Hefe einem starken hydraulischen Druck aussetzt, so wird aus den Hefebakterien ein Saft ausgepreßt, der die Gärung des Zuckers zu Alkohol und Kohlensäure in rapider Weise vollzieht. Es gelingt somit wenigstens bis zu einem gewissen Grade eine wichtige Lebensäußerung jener Zellen auf ein Ferment zurückzuführen, welches

Digitized by Google

aus den Zellleibern extrahiert werden und somit losgelöst von den übrigen Lebensvorgängen im Reagensglas studiert werden kann. Die von den niedersten Pflanzen gelieferten Fermente der Alkoholgärung, der Milchsäure- und Essigsäuregärung lassen sich somit mit jenen Fermenten vergleichen, welche bei den Lebensvorgängen der Tiere eine wichtige Rolle spielen. Im Magen, in der Bauchspeicheldrüse, in der Darmwand, werden Fermente der mannigfachsten Art sezerniert, welche die Nahrungsstoffe, also z. B. das Eiweiß, das Stärkemehl und die Fette, auflösen, d. h. verdauen und zu niederen Verbindungen zerlegen.

Dabei ist bemerkenswert, daß die Fermente hauptsächlich „auf Bedarf geliefert" werden, d. h. daß sie dann in vermehrter Menge abgeschieden werden, wenn gerade diejenigen Nahrungsmittel zugeführt werden, an deren Zerlegung sie beteiligt sind. Selbst bei der Hefe läßt sich nachweisen, daß sie sich in ihren fermentativen Wirkungen den Stoffen anpaßt, welche in der Nährlösung dargeboten werden. Ferner ist es höchst merkwürdig zu erkennen, daß sich diese Fermente großenteils als zusammengesetzt erweisen, sie werden von den Zellen, also z. B. von den Drüsen zunächst in einer unwirksamen Vorstufe ausgeschieden, die erst dann zur höchsten Wirksamkeit aktiviert wird, wenn sie mit einem zweiten Bestandteile, dem sogenannten Aktivator oder Co-Ferment in Berührung kommt. So wird das unwirksame Pepsinogen des Magensaftes erst dann befähigt, das Eiweiß zu verdauen, wenn es mit der gleichfalls von der Magenschleimhaut gelieferten Salzsäure zusammentrifft; der an sich unwirksame Saft der Bauchspeicheldrüse wird erst nach seinem Eintritt in den Darm durch einen von dessen Schleimhaut gelieferten Stoff, die Enterokinase, zu einem höchst wirksamen Ferment, das nicht nur Eiweißstoffe, sondern auch die Fette und gewisse Zuckerarten rapid zu zerlegen imstande ist. Die Fermentwirkungen zeigen sich bei den höheren Tieren nicht bloß im Verdauungstraktus, wo sie zur Assimilation der Nahrung dienen, sondern auch im Innern der Organe, z. B. in der Leber und in den Muskeln. In diesen werden Eiweiß, Fett oder Zucker umgesetzt und damit Wärme und Arbeit produziert, oder es wird Harnstoff oder Harnsäure aus den Vorstufen gebildet; auch diese Lebensvorgänge müssen in der Hauptsache als Fermentwirkungen aufgefaßt werden und auch sie unterliegen, je nach dem Bedarf des gesamten Organismus, einer Hemmung oder Förderung. So wird im Muskel der dort vorhandene Zucker dann zu Kohlensäure und Wasser oxydiert, wenn der Muskel unter dem Einfluß des Willens, also der Nerven zu Arbeitsleistung also zur Energieentfaltung veranlaßt wird, und der in der Leber lagernde stärkemehlartige Reservestoff (das Glykogen) wird durch das Ferment der Leber nur dann in Zucker umgewandelt, wenn entweder das Blut infolge angestrengter Muskelarbeit an Zucker verarmt, oder wenn ein starker Nervenimpuls auf die Leber stattfindet. — Dadurch, daß die Fermentwirkungen sich als zusammengesetzte Vorgänge erwiesen haben, daß sie nur dann ausgelöst werden, wenn zu der unwirksamen Vorstufe, dem Proferment oder Zymogen, ein zweiter Faktor, der Aktivator, hinzukommt, wird es uns verständlich, daß sie im Haushalt des Organismus nicht diffus und konstant, sondern immer nur im Moment und am Ort des Bedarfes in Wirksamkeit treten.

Diese zusammengesetzte Natur der Fermentwirkung läßt sich besonders deutlich an jenen krankhaften Vorgängen studieren, welche bei der Auflösung der roten Blutkörperchen oder bei der Immunisierung gegen gewisse Bakterien stattfinden: spritzt man einem Tier Bakterien oder das Blut einer andern Tiergattung ein, so bilden sich im Blut dieses so behandelten Tieres fermentartige Stoffe, welche die zur Einspritzung verwandte Bakterien- oder Blutkörperchenart, und zwar

Digitized by Google

spezifisch nur gerade diese, aufzulösen und somit unschädlich zu machen imstande sind. Diese auflösende Wirkung tritt aber nur dann ein, wenn neben dem spezifischen fermentartigen Körper noch ein Aktivator (das sogenannte Komplement) hinzutritt. Auf diesen Forschungsergebnissen, die wir vor allem Paul Ehrlich und seinen Mitarbeitern verdanken, beruhen die Nutzanwendungen des jüngsten Nobelpreisträgers Bordet und u. a. auch die zur Diagnose der Syphilis gebräuchliche Wassermannsche Reaktion.

Die fermentativen Vorgänge sind mit wenigen Ausnahmen dadurch ausgezeichnet, daß sie streng spezifisch sind, d. h. daß jedes Ferment nur auf einen bestimmten Stoff einwirkt und zwar in einem ganz bestimmten Sinne. Dabei muß angenommen werden, daß das Ferment mit jener Substanz, auf welche es einwirkt, zunächst eine feste Verbindung eingeht, nach dem von Ehrlich aufgestellten Satz: **corpora non agunt nisi fixata.**

Da somit die Fermentwirkungen zu den wichtigsten Lebensäußerungen der Pflanze und Tiere gehören, galt es, sie näher zu studieren. Manche von ihnen erschienen in ihrer Wirksamkeit außerordentlich einfach, indem dabei der der Fermentwirkung unterliegende Stoff in zwei oder mehrere Teile zerlegt wird. So wird z. B. der Zucker durch die Milchsäuregärung glatt in zwei Moleküle Milchsäure oder durch die Alkoholgärung in je zwei Moleküle Alkohol und Kohlensäure gespalten, ohne daß dabei Sauerstoff oder Wasser einträte. Diese scheinbar so einfachen Vorgänge haben sich aber in neuester Zeit als höchst kompliziert herausgestellt und das Studium der Zwischenstufen, die sich bei der Vergärung des Zuckers zu Alkohol und Kohlensäure bilden, hat manche überraschende Erkenntnis zutage gefördert, z. B. diejenige, daß der Zucker bei seiner Vergärung zunächst an Phosphorsäure gebunden wird, von deren Mitwirkung an der Gärung man bis dahin nichts wußte; daß dann ferner als Zwischenprodukt unter Umständen Glyzerin und Azetaldehyd auftreten. Diese Erkenntnis hat sich während des Krieges als wertvoll erwiesen, da aus dem Glyzerin durch Behandlung mit Salpetersäure das für gewisse Sprengwirkungen notwendige Nitroglyzerin, also das Dynamit, gewonnen wird. Das Glyzerin selbst war bis dahin ausschließlich aus den tierischen und pflanzlichen Fetten durch den Prozeß der Seifenbereitung dargestellt worden. Nachdem aber die Fette durch die Blockade so rar geworden waren, daß sie für die Ernährung des Menschen längst nicht mehr ausreichten, blieb natürlich kein Fett für die Seifenfabrikation übrig und dementsprechend fehlte auch das Glyzerin für die Herstellung des Dynamits. Durch die Entdeckung von Connstein und Lüdecke wurde es möglich, das Glyzerin auf biologischem Wege und zwar durch eine bestimmte Modifikation der Hefegärung zu gewinnen und damit unserem Heer und unseren Bergwerken das unentbehrliche Dynamit zur Verfügung zu stellen.

Nachdem in neuester Zeit wahrscheinlich gemacht wurde, daß der bei der Hefegärung auftretende Azetaldehyd auch im menschlichen Blut vorhanden ist, liegt es nahe anzunehmen, daß die Zuckerumsetzung im Körper des Menschen und des Tieres in ähnlicher Weise erfolgt, wie bei der Hefegärung.

Die fermentativen Vorgänge verlaufen übrigens keineswegs immer in der Form einer einfachen Spaltung, wie bei der Alkohol- und Milchsäuregärung, sondern viel häufiger vollzieht sich die Spaltung in der Weise, daß in die zu spaltende Substanz ein Molekül Wasser (H_2O) eintritt und indem von diesem ein Wasserstoff sich dem einen und die restierende HO-Gruppe dem anderen Teilstück anlegt, vollzieht sich an dieser Stelle die Trennung. Man nennt diese Art der fermentativen Zerlegung eines Stoffes „hydrolytisch", weil sie unter der Aufnahme von

Digitized by Google

Wasser zustandekommt. In dieser Form verlaufen fast alle Fermentwirkungen, die wir im Darmkanal unter dem Einfluß der Verdauungsfermente am Eiweiß, den Fetten und den Kohlehydraten der Nahrung sich vollziehen sehen, und die hydrolytischen Spaltungen spielen auch sonst in der Natur eine sehr große Rolle.

Es ist nun bemerkenswert, daß diese fermentativen Vorgänge auch in umgekehrter Weise, reversibel, verlaufen können. So entsteht z. B. in der Leber aus dem Glykogen durch hydrolytische Spaltung Traubenzucker. Aus dem Traubenzucker, der in der Nahrung zugeführt wird, kann aber umgekehrt in der Leber unter Wasserabspaltung auch Glykogen werden. Und bei vielen Fermenten, nicht bei allen, ist es nachgewiesen, daß sie sowohl im abbauenden als im aufbauenden Sinne tätig sein können, indem sie gewissermaßen immer auf einen Gleichgewichtszustand hinarbeiten.

Bei den bisher besprochenen fermentativen Prozessen, nämlich der einfachen und der hydrolytischen Spaltung, werden nur sehr geringe Wärmemengen frei. Jene großen Energiemengen, welche, namentlich beim Warmblüter, zur Erwärmung seines Körpers und zur Leistung der Muskelarbeit notwendig sind, erfordern viel tiefer greifende Umsetzungen, die wir als Oxydations- oder direkt als Verbrennungsprozesse bezeichnen können, ähnlich wie bei der Verbrennung der Kohle im Ofen.

Bei diesen Oxydationsprozessen handelt es sich in der Hauptsache um die Aufnahme von Sauerstoff, wodurch z. B. die Fette und Kohlehydrate im Tierkörper bis zu den höchsten Oxydationsstufen, nämlich bis zu Kohlensäure (CO_2) und Wasser (H_2O) verbrannt werden.

Im Gegensatz zu diesen oxydativen Vorgängen des Tierkörpers stehen die Reduktionsprozesse, welche wir vor allem in den grünen Blättern der Pflanzen beobachten können und bei welchen unter Sauerstoffabgabe die Kohlensäure der Luft zu sauerstoffärmeren Verbindungen, und schließlich zu Traubenzucker reduziert wird. Während man früher unter einem Oxydationsprozeß stets eine Sauerstoffaufnahme und unter einem Reduktionsprozeß eine Sauerstoffabgabe verstand, sind in neuester Zeit diese Begriffe entschieden erweitert und vertieft worden. Manche chemischen Prozesse, die wir mit Recht zu den oxydativen rechnen müssen, beruhen, wie Wieland gezeigt hat, nicht auf einer Aufnahme des Sauerstoffs in das Molekül, sondern auf einer Abgabe von Wasserstoff, sie werden also sauerstoffreicher, indem sie Wasserstoff verlieren, und dementsprechend kann ein Oxydationsvorgang auch bei Ausschluß von Sauerstoff in der Weise erfolgen, daß die zu oxydierende Substanz mit einer andern zusammengebracht wird, welche ein starkes Anziehungsvermögen auf Wasserstoff ausübt. Umgekehrt kann eine Reduktion in der Weise geschehen, daß bei Anwesenheit von Wasser der Wasserstoff des H_2O in das Molekül eintritt und der Sauerstoff anderweitig gebunden wird. — Manche Anhaltspunkte sprechen dafür, daß auch die in den lebenden Organismen verlaufenden Oxydations- und Reduktionsvorgänge durch Prozesse fermentativer Art zustande kommen. Aber es ist bisher nur höchst unvollkommen gelungen, diese oxydierenden und reduzierenden Fermente aus den lebenden Geweben der Pflanzen und Tiere zu isolieren und außerhalb des Körpers zur Wirksamkeit zu bringen. So ist es z. B. den Bemühungen Willstätters nicht gelungen, mit dem von ihm rein dargestellten Blattgrün (Chlorophyll) im Reagensglas jenen reduktiven Aufbau der Kohlensäure zu Zucker oder auch nur zu dessen Vorstufen zu erreichen, den das lebende Blatt unter dem Einfluß des Sonnenlichtes vollzieht. Und ebenso stößt das Studium der oxydativen Verbrennungen bisher auf große Schwierigkeiten.

Digitized by Google

Immerhin sind in neuester Zeit eine Reihe von großen Forschritten zu verzeichnen, indem es gelungen ist, manche oxydativen Lebensvorgänge dadurch des näheren zu studieren, daß man die zu prüfenden Substanzen mit dem Organbrei frisch getöteter Tiere zusammenbrachte, oder mit sauerstoffhaltigem Blut vermischt durch die Leber eines eben geschlachteten Tieres hindurchleitete. Ferner hat man ganz ähnlich verlaufende oxydative Prozesse erzielen können durch die Einwirkung des Wasserstoffsuperoxydes und vor allem der Persulfate, also von Schwefelsäurepräparaten, die überreich sind an Sauerstoff. Auf solchen Wegen konnten neuerdings jene Gesetze nachgewiesen werden, nach denen die Oxydationen im Tierkörper verlaufen, daß z. B. die lange Kette der aus 16 oder 18 Kohlenstoffatomen zusammengesetzten Fettsäuren wie ein Licht aufbrennt, indem eins um das andere der Kohlenstoffatome von dem Sauerstoff wie von einer Flamme ergriffen und zu Kohlensäure verwandelt wird. Auch über die Oxydationsprozesse, welche zur Bildung der Harnsäure und anderer Stoffwechselprodukte führen, ist Licht verbreitet worden.

Die Chemie hat sich nicht damit begnügt, das Wesen der fermentativen Prozesse aufzuklären, sondern sie ist dazu übergegangen, jene Stoffe, welche wir bisher ausschließlich den fermentativen Prozessen verdankten, auf künstlichem Wege darzustellen. Während früher der Essig, also die Essigsäure, ausschließlich durch oxydative Fermentation aus dem Alkohol z. B. aus Weinresten gewonnen worden war, konnte man sie später bei der Destillation des Holzes gewinnen. In neuester Zeit kann man sie auf elektrolytischem Wege, also mit Hilfe der Wasserkraft herstellen. Als Ausgangsmaterial dient das Kalziumkarbid, also jene Verbindung von Kalk mit zwei Molekülen Kohlenstoff, welche durch Zusammenschmelzen von Kalk und Kohle im elektrischen Flammenbogen erzeugt wird. Aus dem Kalziumkarbid wird bekanntlich durch Hinzutropfen von Wasser das Azetylen gebildet, das als Beleuchtungsstoff vielfach Verwendung findet. Aus dem Azetylen kann durch einen katalytischen Vorgang Aldehyd und aus diesem einerseits durch Oxydation Essigsäure, andererseits durch Reduktion, d. h. durch Wasserstoffaufnahme Alkohol gewonnen werden. Wenn einmal diese elektrochemischen Verfahren durch Vervollkommnung der Technik zur vollen Wirksamkeit kommen werden, so wird daraus eine volkswirtschaftliche Umwälzung erfolgen, viel größer, als diejenige, welche nach der künstlichen Darstellung des Alizarins und des Indigos die Krappfelder Südfrankreichs und die Indigoplantagen Indiens überflüssig machte und zu andern Zwecken zur Verfügung stellte. Man berechne, wieviel tausend Zentner Kartoffeln, die jetzt zur Herstellung des Alkohols verwendet werden, dann für die Ernährung der Menschen und der Schweine frei werden, oder wieviel Kartoffeläcker zum Anbau anderer Früchte zur Verfügung gestellt werden können!

Im lebenden Organismus der Tiere stellt jedes Organ, z. B. die Leber, die Bauchspeicheldrüse, die Niere, die Nebenniere, das Gehirn und die Muskeln, eine eigene Werkstatt dar, der ihre besonderen chemischen Aufgaben zugewiesen sind. Andererseits muß aber zwischen diesen einzelnen Organen auch eine innige Zusammenarbeit und Übereinstimmung, eine „Korrelation" hergestellt werden. Diese geschieht einerseits durch das Blut, andererseits durch das Nervensystem und schließlich durch gewisse Sekrete, welche in den einzelnen Organen hergestellt werden, ins Blut übertreten und auf andere Organe in förderndem und hemmendem Sinne einwirken. Man nennt sie die Hormone. Solche müssen wir u. a. in der Bauchspeicheldrüse annehmen und zwar wirken diese in hemmendem Sinn auf die Zuckerbildung in der benachbarten Leber. Die Hormone des Darms wirken auf die Magenverdauung und die Bauchspeicheldrüse zurück, der Saft der

Digitized by Google

Schilddrüse beschleunigt nicht nur die Herztätigkeit, sondern er regt die Verbrennungsprozesse im ganzen Organismus mächtig an. Das Produkt der Nebenniere wird ins Blut ergossen und bewirkt eine Zusammenziehung der Arterienwand und damit eine Regulierung des Blutdrucks. Am wunderbarsten zeigt sich die Wirkung der Hormone am Sexualapparat: während der Schwangerschaft schwellen beim Weibchen die Brustdrüsen und bereiten die Milchsekretion vor. Es ist Starling gelungen nachzuweisen, daß sich diese Fernwirkung des Uterus auf die Milchdrüse nicht auf dem Weg des Nervensystems vollzieht, sondern daß Extrakte aus dem Inhalt des Uterus, also des Eis, auch dann eine Anschwellung der Brustdrüsen erzielen, wenn sie bei nichtträchtigen Tieren unter die Haut eingespritzt werden. Von diesen Hormonen sind bis jetzt nur wenige in ihrer chemischen Beschaffenheit aufgeklärt, so z. B. das Cholin, welches als Darmhormon zu wirken scheint, ferner die blutdrucksteigernde Substanz der Nebenniere, welche als ein Derivat des Brenzkatechins erkannt worden ist, und schließlich in neuester Zeit hat Kendall wahrscheinlich gemacht, daß die wirksame Substanz der Schilddrüse ein aus zwei Kohlenstoffringen zusammengesetzter Körper ist, der 3 Atome Jod addiert. Die nähere Erkenntnis und die Darstellung dieser Hormone dürfte vielleicht berufen sein, künftig auch in der Behandlung von Krankheiten eine wichtige Rolle zu spielen.

Das Blut, das alle Organe durchspült, und ihnen durch den Blutfarbstoff den für die Oxydationsprozesse notwendigen Sauerstoff, sowie die ernährenden Materialien zuführt, ist in den letzten Jahren sehr eingehenden Untersuchungen unterworfen worden. Diese haben nicht nur für die Erklärung der Lebensvorgänge, sondern speziell auch für die Diagnose krankhafter Zustände höchst wichtige Resultate gezeitigt. Dabei kam sehr zustatten, daß nach dem Vorgang von Pregl Methoden erfunden worden sind, welche auch bei Anwendung kleinster Substanzmengen, etwa von Zentigrammen oder Milligrammen noch zuverlässige Resultate ergeben. Die Mikroanalyse des Blutes hat jetzt schon in weitem Umfang Eingang gefunden in die Diagnostik innerer Krankheiten, und es kann z. B. aus einer Vermehrung des Harnstoffs oder der Harnsäure oder des Zuckers im Blute die Diagnose gestellt werden, ob Nierenkrankheit, Gicht, oder Diabetes vorliegt.

Neben den Untersuchungen, die sich mit der Erforschung der eigentlichen Lebensvorgänge beschäftigen, hat aber auch die einfache Analyse der im Körper vorhandenen Stoffe nicht stillgestanden. Hier sei zuerst der schönen Untersuchungen von Willstätter über die Konstitution der Blatt- und Blütenfarbstoffe gedacht. Das Chlorophyll konnte erkannt werden als zusammengesetzt aus einer Reihe von Kernen, welche aus 4 Kohlenstoff- und einem Stickstoffatom zusammengesetzt sind. Diese Pyrrolkerne sind unter sich und mit einem Molekül Magnesium (nicht, wie man früher dachte, Eisen) verbunden. Nicht unähnlich ist der Blutfarbstoff der Tiere konstituiert. Auch hier eine bestimmte Zahl substituierter Pyrrolkerne die um ein Eisenatom gelagert sind (W. Küster, Piloty, und besonders H. Fischer). Die Gallenfarbstoffe sind prinzipiell ähnlich, aber es fehlt ihnen das Eisen, und wir kommen damit allmählich zu einem gewissen Verständnis, wie sich der Blutfarbstoff in den Gallenfarbstoff umwandeln kann.

Die Zellen, aus denen die Körper der Tiere und Pflanzen aufgebaut sind, enthalten bekanntlich alle einen Kern. Während man früher dachte, daß dieser Kern ähnlich dem Zellleib aus Eiweißstoffen bestände, ist vor allem durch die Untersuchungen Albrecht Kossels die Konstitution dieser Kern- oder Nukleinsubstanzen aufgeklärt worden und es ist nachgewiesen worden, daß sie aus Phosphorsäure, einer Zuckerart und aus eigentümlichen organischen Basen bestehen, die

Digitized by Google

man als Nukleinbasen bezeichnet. Durch neuere Untersuchungen von Levene und Thannhauser wurde die Verkettung dieser Bestandteile des näheren erforscht, und außerdem wurde verfolgt, welche Schicksale die Nukleinbasen weiter erleiden, wenn die Kerne zugrunde gehen und der Auflösung verfallen. Es entsteht daraus durch oxydative Vorgänge die Harnsäure und da diese bei manchen Krankheiten, namentlich bei der Gicht und den Harnsteinen eine wichtige Rolle spielt, so haben diese chemischen Untersuchungen für den Arzt nicht geringere Bedeutung gewonnen.

Neben den eigentlichen Fetten, die in den Fettgeweben des tierischen Körpers reichlich abgelagert sind und welche aus einer Verbindung von Fettsäuren und Glyzerin bestehen, existieren weit verbreitet, in allen Organen, besonders aber auch im Gehirn, im Eigelb usw. fettähnliche, lipoide Substanzen, deren Studium in jüngster Zeit mit besonderem Eifer aufgenommen worden ist. Zu ihnen gehören die Lezithine, die sich im Eidotter finden und die als besonderes Kräftigungsmittel gelten. Sie enthalten neben den Fettsäuren auch Cholin und Phosphorsäure; andre Lipoide sind noch reicher an Phosphorsäure und wieder andere enthalten als wichtigen Bestandteil das Cholesterin. Dieses wurde zuerst aus den menschlichen Gallensteinen gewonnen, die in der Hauptsache aus Cholesterin bestehen. Außerdem konnte das Cholesterin in fast allen Zellen besonders den roten Blutkörperchen nachgewiesen werden, während im Blutserum vorwiegend Verbindungen des Cholesterins mit Fettsäuren vorhanden sind. Dieser Stoff muß also eine beträchtliche Bedeutung besitzen, und man glaubt annehmen zu müssen, daß er vielleicht an der Bildung jener schützenden Hülle beteiligt sei, welche die Blutkörperchen umgibt. Für diese Annahme spricht der Umstand, daß der Äther, welcher Fette und fettähnliche Substanzen leicht löst, noch in kleinsten Mengen dem Blut zugesetzt, die roten Blutscheiben zur Auflösung bringt und dadurch den in ihnen enthaltenen Blutfarbstoff in das Blutserum übertreten läßt. Des fernern konnte Hans H. Meyer zeigen, daß das Cholesterin mit gewissen Giften, z. B. den Saponinen, eine chemische Verbindung eingeht und sie dadurch unschädlich macht, und es ist nicht ausgeschlossen, daß das Cholesterin auch bei der Giftabwehr im Körper eine Rolle spielt. Um so wichtiger erschien die Aufklärung seiner Konstitution, die bis vor kurzem allen Versuchen Widerstand geleistet hatte. Windaus konnte nunmehr in scharfsinniger Weise den komplizierten Bau dieses merkwürdigen Körpers aufklären, und er traf sich bei seinen Untersuchungen mit denjenigen von Wieland, der von ganz anderer Seite her dem Problem dieser Körpergruppe zusteuerte. Er war von den Gallensäuren ausgegangen, d. h. jenen stickstofffreien, aber kohlenstoff-, wasserstoff- und sauerstoffhaltigen Säuren, welche in der Galle von Menschen und Tieren vorhanden sind und die Eigenschaft haben mit Fetten, Kampfer und vielen andern schwerlöslichen Dingen eine in Wasser lösliche und damit vom Darm resorbierbare Verbindung herzustellen. Die Konstitution der Gallensäuren ließ nun so große Ähnlichkeit mit derjenigen des Cholesterins erkennen, daß ein chemischer Zusammenhang zwischen beiden unbedingt angenommen werden muß.

Die erwähnten Untersuchungen über den chemischen Aufbau der Pflanzen-, Blut- und Gallenfarbstoffe, des Cholesterins und der Gallensäure sind von einer Feinheit und von einer logischen Schärfe, daß man bei ihrem Studium einen ästhetischen Genuß empfindet und stolz darauf wird, daß sie von deutschen Forschern ausgeführt worden sind. Friedrich von Müller.

Digitized by Google

Betrachtungen, Besprechungen, Zeitgeschichtliches.

Bemerkungen zur französischen Literatur.[1])

„Eine Aufgabe der Kritik: nicht zu dulden, daß zahnlose Pietät uns den Geschmack verderbe." (F. Vischer.)

Vom Standpunkte des Sumatra-Produzenten gibt es nichts Feineres als das Sumatra-Deckblatt. Etwas anderes ist es natürlich, wenn sich Raucher über Zigarrenqualitäten unterhalten: „Havana. — — — Mexiko. — S. Felix. — Gelegentlich Manila."

Die ältesten Sprachdenkmäler mancher Völker sind ausdrucksvoll bis zum Symbol; was darin Gestalt geworden, ist das Wesen der Nation, ihre stärkste Begabung. Bei den Griechen: die homerischen Epen. Bei den Römern: Zwölftafelgesetze. Bei den Deutschen: Hildebrandslied, Wessobrunner Gebet. Bei den Engländern: Beowulf und Rückschaue Seefahrender und solcher, die viel gewandert sind, auf ihr Leben. Bei den Franzosen: die Staatsverträge von Straßburg, kirchliche Sequenzen und Hymnen und die nationale Glorie des Rolandsliedes. Aber sollten die nationalen Epen am Ende nicht auch mythische Symbole des weltgeschichtlichen Endgeschicks der Völker sein, über ihnen aufgehängt wie Drohungen, zum mindesten als Warnungen? Nibelungen: Untergang der rings umstellten Deutschen durch östliche Übermacht... Roland: Untergang der in unentrinnbare Enge getriebenen Franzosen durch irgendwelche „Heiden"... Beowulf: Untergang Englands im Kampfe mit einer dämonisch stärkeren Seemacht... Wir haben kaum erst angefangen, diese geheimnisvoll uralten Zeichen zu sehen, wir können sie noch nicht lesen. Dereinst, wann die Zeiten erfüllt sind, werden sie gelesen werden, und dann wird man nicht begreifen, wie man so klare Worte nicht habe von Anfang an verstehen können, verstehen müssen. In so entscheidenden Denkmalen, wie frühesten Sprachwerken und Volksepen, ist jeder Zug symbolisch und keiner zufällig. Was sich in ihnen ausdrückt, ist das „Karma" der Rasse selbst.

Um die französische Literatur zu verstehen, genügt es noch nicht einmal, daß man sich über das Französische als literarisches Werkzeug, über die ganze Tragweite des Begriffs „Tochtersprache" klar werde, man muß auch noch die Quelle untersuchen, das Latein selbst: Was kann es ausdrücken, was nicht? Was kann es besser ausdrücken als andre Sprachen, was am besten, worin liegt seine eigentümliche Stärke? In welcher Richtung hat es sich entwickelt, in welchem Tempo, unter welchen äußeren Umständen, Kultureinflüssen? Steht seine Entwicklung eine Zeitlang so gut wie still? Warum? Was ergibt sich aus diesem Stillestehen für die Literatur? Ist das literarische Latein überhaupt jemals gesprochenes Latein gewesen? Gesprochen von welchen Schichten der Bevölkerung? Wodurch unterscheidet sich das literarische Latein vom gleichzeitigen Volkslatein? Welches Latein wird maßgebend für die Entwicklung der französischen Sprache? Das Volks- und Plattlatein. Für diejenige der Literatur? Das literarische. Seit wann, in welchem Umfang drängt sich das nach dem klassischen Latein mechanisch durchgepauste Wortmaterial ins Französische? Welche Wörter verdrängt es? usw. usw.

Wenn Literatur- und Sprachgeschichte bei jeder Sprache unzertrennbar sind, so ist fürs Französische das Verhältnis von gegenseitiger Wirkung und Rück-

[1]) Vergl. im vorigen Jahrgang Heft 9 „Die Franzosen" und Heft 11 „Von fremden Ländern".

Digitized by Google

wirkung komplizierter als in anderen Sprachen, besonders in den eigentlich entscheidenden Jahrhunderten, das ist vom 15. mit 17. Was dem Französischen abgeht, ist das sprachliche Urgestein; es hat sich rein sedimentär gebildet. Wenn man den Vergleich fortsetzen wollte, könnte man das Englische ein auf Grund einer tektonischen Katastrophe aus dem Meer gedrängtes Gebirge nennen, das aber später in weitem Umfang sedimentär überlagert wird; das Spanische wäre etwa mit einem Gebirge zu vergleichen, das stellenweise vulkanische Überdeckungen zeigt. Jedenfalls macht das Französische, im Vergleich mit den andern Sprachen, den Eindruck einer Schotterbildung; nicht Fels, sondern Nagelfluhe.

Das Latein ist ein glänzendes Werkzeug der Prosa, ein unzulängliches Organ der Dichtung. Es ist viel nüchterner als das Griechische, gesiebt, praktisch, männlich, bestimmt, hart. Es bietet weniger Möglichkeiten, hat keine Halbschatten. Die Strenge der Zeitenfolge, die rücksichtslose Unterwerfung der indirekten Rede unter das Gesetz des regierenden Zeitworts, die Folgerichtigkeit der Satzgefüge, die eigentümliche Kraft dessen, was man innere Form der Syntax nennen kann, seine Eindeutigkeit, Genauigkeit, machen es zur klassischen Sprache der Zweckprosa. Das Griechisch ist unendlich feiner, beweglicher, alles Römische ist dem Griechischen gegenüber derb: Sprache, Literatur, Baukunst, Bildhauerei. Das Griechische arbeitet mehr qualitativ, das Römische mehr quantitativ: alles massig, körnig, fest, dauerhaft. Das Griechische ist frei, schwebend, schmiegsam, jung, das Latein gesetzgebunden, erdgebunden, starr.

Das Latein ist wortarm: lingua inops nennt es Cicero, und Seneca gibt die verborum paupertas, immo egestas zu. Das Latein zeugt neue Wörter meist nicht mehr schöpferisch organisch, sondern lötet Suffixe. Es tut sich besonders schwer mit der Zusammensetzung von Nennwörtern und ist partikelarm.

Diese Eigentümlichkeiten des Lateins übernimmt zum Teil das Französische. Vor allem aber übernimmt es den Satzakzent am Schlusse, und den Wortakzent, wobei das Französische durch Zerstörung oder Verdumpfung der Nachtonsilben etwas florettmäßig Stoßendes, Aufprallendes, Schnellendes, ungeduldig Agressives erhält, eine Art musikalischer Stretta, etwas spechtartig Trommelndes, jene rhythmische Einförmigkeit, aus der sich, zusammen mit der Durchschnittslänge eines einfachen Satzes und der Pause zwischen zwei Atemzügen, als gemäßes Metrum sozusagen von selbst der Alexandriner bildet, von welchem gilt: S'il n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Stilistisch übernimmt das Französische vom Latein vor allem das Rhetorische, Deklamierende, die Neigung zur Prunkfassade und Attrappe, zur Antithese, zum Parallelismus, zu den Formen der advokatorischen Rede und des überredenden Gesprächs. Barock, Brokat!

Literarisch kopiert es das Latein so genau, daß sich die Hauptzüge des augustäischen Zeitalters im 17. Jahrhundert verblüffend wiederholen: Korrektion des Sprachflusses zum Parkkanal, durch Beschränkung des Materials der Sprache. Genau wie der lateinische ist der französische Wortschatz zu der Zeit, da die Schriftsprache auf ihrem klassizistischen Zenit steht, am reduziertesten. Genau wie das klassische Latein, verpönt und verstopft das Französische die natürlichen Zuflüsse sprachlicher Erneuerung: das Altertümliche und die Mundart: Augustus steht den foetores reconditorum verborum nicht minder ablehnend gegenüber als Ludwig XIV. Lafontaines Griffen ins ältere Französisch und Molières Mundartbauern. Das Bezeichnendste des Zeitalters des Augustus wie desjenigen Ludwigs XIV. aber ist, daß beide vermeinen, absichtlich, programmäßig eine klassische Glanzzeit in Szene setzen zu können, durch Nachahmung, durch Arbeitsteilung,

Digitized by Google

indem dieser Dichter die Tragödie für sich in Beschlag nimmt, jener die Komödie, ein dritter die Fabel, ein anderer Satire und Epistel, jeder in dem Bewußtsein, seine ihm zugeteilte Rolle im Festspiel des grand siècle nicht nur so gut zu spielen wie kein Zeitgenosse, sondern selbst besser als sein griechisches, beziehungsweise römisches Vorbild: sie wissen und benehmen sich bereits bei Lebzeiten als Klassiker. Daher bei Römern und Franzosen das Verstandesmäßige; Dichtung wird zur Nachahmung, Nachahmung zur Pflicht; Ausdrücke, Bilder, der mythologische Apparat, die Allegorien erstarren zum Klischee. Kalte Großartigkeit des Ausdrucks: „Adieu, fils ingrat et rebelle! — Adieu, lui dis-je dans mon transport, adieu perè barbare et dénaturé!“ Woraus ist das? — — Aus der Manon Lescaut! (Es könnte in einer Alexandrinertragödie als Aktschluß stehen.) Sogar das „enfin Malherbe vint“ findet sich schon im Vorbilde des Art poétique, bei Horaz:

. . . . Sic horridus ille
defluxit numerus Saturnius et grave virus
munditiae pepulere . . . .

Vom Standpunkte der griechischen Literatur aus gesehen, hat die klassische der Römer und vom römischen aus noch mehr die der Franzosen etwas schattenhaft Parodierendes: es sind revenants, die sich auf der Bühne bewegen, dasselbe Spiel wird ein zweites, drittes Mal gespielt, nach fünf Jahrhunderten und abermals nach sechzehn, oder vielmehr, was das erstemal Leben war, Fülle, Überschwang und heller Tag im offenen Theater unter freiem Himmel, ist das zweitemal gelehrte Kopie unter parfümierten Purpurvorhängen, das drittemal Kopie der Kopie zwischen Tapetenwänden bei Kerzenschein. Charles Perrault hatte keine Ahnung, wie recht er hatte, als er schrieb:

Et l'on peut comparer, sans crainte d'être injuste,
Le siècle de Louis au beau siècle d'Auguste.

Wie wohl tut einem beim Lesen Montaignes oder von Daphnis und Chloe in Amyots Übersetzung noch jeder fehlende Artikel, die köstlichen Inversionen, die Geschmeidigkeit der Syntax, oder im Französischen des 15. Jahrhunderts die schönen alten Wörter! Zum Beispiel cuider für penser, souloir für avoir coutume, recorder für se souvenir, bruit für renommée, fors für excepté, gente für gentille, heur für bonheur, huis für porte, ire für colère, jà für déjà, liesse für joie, mal für mauvais, primevère für printemps usw. usw. Der einzige Balzac getraut sich ein einzigesmal, in den Contes drôlatiques, tüchtig in den alten, tot daliegenden Sprachschatz hineinzulangen. Wenn man gar bei Villon liest: que comprise sois entre vos élus, oder Femme je suis pauvrette et ancienne, ni rien ne sais, oncques lettre ne lus, oder La joie avoir fais-moi, oder tel le confesse (1. Person!), wohlgemerkt alles in einem einzigen Gedicht! Man stelle sich doch einmal vor, die Franzosen hätten eine markige, treuherzige Bibelübersetzung, oder ihr „Wunderhorn“ (sie haben es, und wissen es nicht!), oder sie hätten altes Sprachgut, statt es auszumerzen, immer wieder hereingeholt, aus dem 15. Jahrhundert, aus Rabelais, Montaigne, aus dem Volkslied, aus Dialekten, wie ganz anders müßte die dichterische Sprache im 19. Jahrhundert aussehen! Man sieht Möglichkeiten wie Meinholds Bernsteinhexe, oder Kellers Meretlein, oder Storms Aquis Submersus, oder bestimmte Wirkungen Eichendorffs, Scheffels, oder der Handel-Mazzetti, vom Ring des Nibelungen nicht zu reden! Anstatt dessen

Digitized by Google

Pariser Argot, wie bei Aristide Bruant, oder das Schützengrabenfranzösisch von Barbusse: — ach Gott! . . . .

„Frankreich besaß eigentlich kein poetisches Genie im 17. Jahrhundert, keinen Homer oder Dante, Shakespeare oder Goethe; aber es hatte ausgezeichnete poetische Talente, daher denn auch die klassische Poesie der Franzosen nicht mit der der Griechen, Italiener, Spanier, Engländer und Deutschen, sondern eher mit der der Römer verglichen werden sollte . . . . Die klassische Prosa Frankreichs aber, welche Männer von Genie gepflegt haben, ist die reichste, die je eine Nation in so kurzem Zeitraum hervorgebracht." Dieser Satz Karl Hillebrands aus dem letzten Essay, den er geschrieben hat „Über die Konvention in der französischen Literatur", faßt alles zusammen, was man über die Literatur des grand siècle am Ende sagen kann. Es scheint nicht überflüssig, daran zu errinnern, daßA nsichten, die man heute als Ketzereien verruft, von einem so unvoreingenommenen Kosmopoliten und Liebhaber der französischen Literatur schon vor 40 Jahren ruhig ausgesprochen worden sind. Hillebrands Essay ist eine Verteidigung des französischen Konventionalismus; um so bemerkenswerter ist sein Zugeständnis, daß die großen dichterischen europäischen Literaturen auf der einen Seite stehen, die römische und die französische auf der anderen, beide originell und bedeutend nur in ihrer Prosa. Hillebrand sieht nur noch nicht alle Konsequenzen; oder er zieht sie noch nicht. „Non multis luminibus ingenii, multae tamen artis: das Wort Ciceros über Lukrez gilt mehr oder weniger von allen römischen Dichtern" (Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache). Genie ist etwas Absolutes; hier gibt es kein „fast", nichts Approximatives, keine Grenzwerte. Entweder oder.

Wie spielt sich noch der Tageslauf Ronsards ab? Er ist noch das Gegenteil des Literatentums des 17. Jahrhunderts: „Er wohnte gewöhnlich in Saint-Losme, einem sehr anmutigen Ort, gleichsam dem Auge der Touraine, des Gartens Frankreichs, oder in Bourgueil, wegen des Vergnügens der Jagd, dem er gern oblag; auch in Croix-Val; bald suchte er die Einsamkeit des Waldes von Gastine, bald die Ufer des Loir und die schöne Quelle Bellerie oder die, welche Helenenbrunn heißt... Besonderes Vergnügen bereitete ihm sein Garten... Wie es nichts gab, das er nicht gewußt hätte, so kannte er auch mancherlei schöne Geheimnisse fürs Säen, Pflanzen, fürs Pfropfen und Okulieren aller Sorten, und oft schenkte er Früchte dem König Karl, der an allem seine Freude hatte, was immer von ihm kam... War er zu Paris, und wollt er sich mit seinen Freunden ergehen oder in Ruhe arbeiten, so ergötzt er sich in Meudon, der Wälder halber und des lieblichen Anblicks der Seine, oder in Gentilly, Arcueil, Saint Cloud und Vanves, wegen der angenehmen Kühle der Bièvre und der Quellen, so die Musen von Natur aus lieben..." Malerei und Bildhauerei, wie auch Musik bereiteten ihm sonderliches Vergnügen, er selber sang seine Verse gern und hörte sie gern singen, die die berühmtesten Musiker der Zeit, Orlando di Lasso, Jannequin, Goudimel zu Melodien begeistert hatten, die noch lang im Schwang blieben. (Claude Binet.)

Das 17. Jahrhundert in Frankreich bedeutet gegenüber Ronsard und seinen Mitstrebenden vor allem eine beträchtliche Verengung des Horizonts. Ronsard hat zu Homer noch ein umittelbares Verhältnis; er liest ihn so viel daß sein Vater ihn darüber aufzieht. Er lernt in Edinburgh Englisch, in Speyer Deutsch, in Turin Italienisch. Er wie seine Generation reisen noch wie richtige Humanisten. Das 17. Jahrhundert kennt nichts mehr als Paris. Ronsard lernt sieben Jahre

Digitized by Google

lang Lateinisch und vor allem Griechisch. Die Koryphäen des grand siècle können nicht mehr Griechisch, mit Ausnahme von Racine, und auch ihr lateinischer Schulsack ist recht dürftig, sonst könnte dem Gelehrtesten von ihnen, Boileau, nicht die Bemerkung entschlüpfen, Horaz sei „le seul poète lyrique" der Römer (im Brief an Perrault): wie hätte Ronsard, oder ein Engländer vom Schlage Ben Jonsons, der nicht nur alle römischen, sondern auch die griechischen Lyriker von Grund aus kennt, über diesen Schnitzer gelacht, der für das wesentlich gesunkene Bildungsniveau kennzeichnend ist! Ronsard und seine Freunde haben noch den Begriff Weltliteratur; als Tasso 1575 nach Paris kommt, legt er Ronsard die ersten Gesänge seines großen Epos vor, und Du Bellays Antiquités de Rome werden von keinem Geringeren übersetzt als Edmund Spenser. Eins darf man freilich nicht verschweigen: der Dünkel des 17. Jahrhunderts findet sich auch schon bei Ronsard; wenn er z. B. von seinem Schüler, dem Tragiker Jodelle, sagt

Sophocle et Ménandre,
Tant fussent-ils savants, y eussent pu apprendre.

Oder, wenn er seinem andern Schüler, dem Dramatiker Garnier, versichert:

Si Bacchus retournait au manoir Plutonique,
Il ne voudrait Eschyle au monde redonner,
Il te choisirait seul.

Schon diese Zeit nimmt sich selbst und ihre dichterischen Leistungen höchst seriös, fast feierlich; die Académie française liegt schon in der Luft, wie überhaupt die ganze Entwicklung mit Notwendigkeit auf die Akademie zusteuert. Der Grund dürfte doch wohl hauptsächlich in der faculté maîtresse der meisten Franzosen zu suchen sein: jener Eitelkeit, die wesentlich ein Zoon politikon ist und in ihrem Hochmut gar nicht ahnt, wie borniert sie ist, trotz aller Gescheidtheit. So ist die Horizontverengung des 17. Jahrhunderts im 16. doch bereits im Keim vorhanden, aber das letztere zehrt noch von der großen europäischen Humanistentradition. Im 17. Jahrhundert gibt es diesen Schlag Humanisten nicht mehr, höchstens noch in Italien und in England. Das Griechische ist wieder auf zwei Jahrhunderte in Erdferne, die Welt ist dunkler, pedantischer geworden. Die Abwesenheit des Griechischen drückt der ganzen Zeit ihr Gepräge auf. Sobald das Interesse fürs Griechische wieder erwacht, in England, Deutschland, Italien, kommt sofort wieder Leben in die Literatur. Auch Frankreich hat sofort wieder einen wirklichen Dichter: André Chénier.

Bei Boileau findet sich (in dem Brief an Perrault) eine Stelle von mehr als akademischer Bosheit gegen Corneille, aus der hervorgeht, wie sehr er dessen Schwächen durchschaute: sein hohles Pathos, seinen Mangel an wirklicher Tragik. Er lobt scheinbar Corneille, daß er eine neue Art von Drama erfunden habe „inconnu à Aristote ... il n'a point songé, comme les poètes de l'ancienne tragédie, à émouvoir la pitié et la terreur, mais à exciter dans l'âme des spectateurs, par la sublimité des pensées et par la beauté des sentiments, une certaine admiration, dont plusieurs personnes, et les jeunes gens surtout, s'accommodent souvent beaucoup mieux que des véritables passions tragiques". Ich finde, das geht sachlich weit über das Schärfste hinaus, was Lessing und Schiller gegen Corneille vorgebracht haben. Corneille rückt dadurch auf eine Stufe etwa mit Körner.

Wie die Römer, haben die Franzosen kein Verhältnis zur ununterworfenen Natur: zum Wald, zum Meer, zum Gebirg. Beide fühlen sich erst wohl und heimisch, wenn die Natur zivilisiert ist. Dieser Zug geht bei beiden auch durch

Digitized by Google

ihre Literatur. Griechische Dichtung ist Hain und Wiese; Bäume stehen da, heilig unberührt, der Ilyssos fließt durch wie ein thüringischer Bach, im Hintergrunde Berg und Fels, im Vordergrunde Meer und Klippen. Römische ist wie der Park der Villa: gepflanzt und gepflegt, die edelsten Sorten Bäume und Sträucher aus Griechenland und Kleinasien importiert; Schmuckanlage und Zweckpark zugleich im größten Stil, Obstgarten, Gemüsebeete, Spaliere, Lauben, Gänge, alles meisterlich angeordnet, da beschnitten, dort gestützt, von gewaltiger Ausdehnung, aber ringsum Mauern: odi volgus et arceo. Die französische des 17. Jahrhunderts schafft nicht eine vorhandene Natur um, sondern zaubert eine künstliche Natur aus dem Boden: in erstaunlich kurzer Zeit steht der Palastpark da wie auf Kommando als geduldete Fortsetzung der fürstlichen Architektur ins Freie, als promenoir für eine Hofgesellschaft; Bäume, Beete, Wasser, alles ist dem Zeremoniell unterworfen. Leere, Neugier und Langweile des Hoflebens ins Monumentale gesteigert. Von hier aus versteht man, wie völlig der Prosa-Molière aus allem herausfällt, was seine Zeit als Stil, als Geschmack einzig gelten läßt: er gehört einer anderen Welt an und einer anderen Zeit. Selbst in den Versdramen explodiert er immer wieder und fällt aus einem Stil heraus, dem er sich dennoch mit knirschender Bewunderung unterwirft. Ich empfinde Molières Vers fast stets als ein malgré lui; der Vers beengt ihn; in Prosa ist er viel freier, viel mehr er selbst.

„Elle est tout à fait ingénieuse, et tout à fait bien écrite; elle narre sans narrer; elle éclaircit les affaires du monde les plus embrouillées; elle raille finement; elle instruit même ceux qui ne savent pas bien les choses; elle redouble le plaisir de ceux qui les entendent." Liest sich das nicht geradezu wie eine Vorahnung alles dessen, was einmal im 19. Jahrhundert den schwer zu bestimmenden Reiz der französischen Prosa ausmachen wird, da, wo sie ganz sie selbst sein darf, über dem Stofflichen stehend und gleichsam damit spielend, Beherrschung des Gegenstands bald andeutend, bald verhüllend, gelegentlich auch einmal vortäuschend, eine Art Kammermusik des Geistes, etwas in seiner Art rein und glücklich Vollkommenes wie manche Essays von Sainte-Beuve und Taine, oder Boissiers Cicero, oder gewisse Werke von Anatole France? Es steht versteckt in einem Buche, das alle Welt im Munde führt und selten noch jemand liest: in Pascals Lettres écrites à un Provincial, die eben jenes feine Instrument der Prosa schmieden, stählen und schleifen halfen, welches dann in der Hand Montesquieus und Voltaires zur Weltsprache wird. Denn als sie erschienen, war die Weltsprache noch Latein: erst ihre Übersetzung ins Lateinische durch Nicole (1658) macht die Provinciales zu einem europäischen Buche. Hundert Jahre später schreibt Gibbon sein erstes Werk französisch „by the desire of being generally understood on the continent"; aber als er seinen eigenen Lebenslauf abschließt, hat das Französische den Zenit seiner um dieselbe Zeit von Rivarol gepriesenen Universalität bereits überschritten, und er schreibt den stolzen Satz: „The conquests of our language and literature are not confined to Europe alone, and a writer who succeeds in London is speedily read on the banks of the Delaware and the Ganges." Unumstrittene Weltsprache ist das Französische nur im 18. Jahrhundert. Im 19. hält man es nur noch auf dem Balkan dafür und in Ungarn.

Wann beginnt eigentlich die französische Aufklärung? Man könnte sagen, schon mit Montaigne. Aber das ist es nicht. Montaigne ist noch von einer beinahe

Digitized by Google

antiken Gelassenheit und Heiterkeit. Das Eigentümliche der Aufklärung ist, die konservative Überlieferung durch Esprit auszuhöhlen. Diese Arbeit beginnt etwa ein Jahrhundert vor dem Erscheinen des ersten Bandes der Enzyklopädie. Der erste Sturmvogel sind Pascals Provinzialbriefe 1656. Dann Molières Tartuffe 1664. In den achtziger Jahren des grand siècle ist die ganze Aufklärung im Kern schon da: 82 Bayles Pensées diverses, 86 Fontenelles Pluralité des Mondes, 87 Perraults Gedicht, das den Streit über die Alten und die Modernen entfesselt und Fontenelles Histoire des Oracles, 88 Labruyères scharfe Angriffe auf das Hofleben an sich. Mit andern Worten: Das 18. Jahrhundert steckt schon sehr tief im siebzehnten. Es ist eine der Grundtendenzen des französischen Geistes, zu unterminieren. Das radikalste Werk dieser Art sind vielleicht die Maximen La Rochefoucaulds 1665, ein Jahr nach dem Tartuffe: es richtet sich gegen die Güte des Menschenherzens selbst. Aber wer die ältere französische Literatur durchblickt, begegnet dieser Strömung schon im Mittelalter: im Schwank, im zweiten Teil des Rosenromans usw. Es wäre lehrreich, die französische Literatur, statt wie üblich im Querschnitt, auch einmal im Längsschnitt zu betrachten; das Ergebnis wäre eine Psychologie der Literatur und der Nation, welche die durch alle Jahrhunderte gleichbleibenden Eigenschaften herausarbeitete. Nicht minder lehrreich wären durchgeführte Vergleiche; um nur ein Beispiel zu nennen: das Bild des vollkommenen Mannes von Welt in der Literatur des grand siècle, bei Gracian, bei Chesterfield, und im Cortigiano.

Combien de braves gens qui, il y a un siècle, eussent parfaitement vécu sans beaux arts, et à qui il faut maintenant de petites statuettes, de petite musique, de petite littérature (Flaubert, Correspondance). Muß man es noch betonen, daß alle diese petits arts in Frankreich erfunden worden und lange Zeit hindurch fast ausschließlich hergestellt worden sind, bis die anderen Nationen lernten, derartige articles de Paris im eigenen Lande nachzubilden, gerade so echt, womöglich „echter"? Ich fürchte, man kann es nicht oft genug sagen; es geht allem, was zeitgemäß ist, zeitgemäß sein will, zu sehr gegen den lax gewordenen Geschmack und das weit gewordene Gewissen, wenn man wagt auszusprechen, daß unter dem Einflusse des französischen Romans und Dramas der Begriff große Literatur in Europa fast verloren gegangen ist. Die Erkenntnis, daß Literatur keine Nippsache, kein Gebrauchsartikel, kein Publikumsgegenstand ist, eine Erkenntnis, welcher Richard Wagner für die Musik erst nach jahrzehntelangen Kämpfen zur Anerkennung verhalf, diese Erkenntnis scheint mir das Ziel zu sein, welchem, ohne es im einzelnen Falle immer zu wissen, all der chaotisch ungestüme Sturm und Drang unsrer Tage, soweit er überhaupt ehrlich ist und nicht etwa die Spekulation gewissenloser Bohémiens, eigentlich zusteuert. Ich sehe die Zeichen dieser Ahnung überall in Europa. Überall ist unter den Jüngeren das nämliche unruhige, zugleich beklemmende und beglückende Gefühl wach, daß die augenblicklich noch erfolgreichen Formen des Zeitromans, des Zeitdramas leer, hohl und tot geworden sind und in ähnlicher Weise, wie die sich jagenden Kinofilme, für uns beinahe das „Langweilige an sich." Gesellschaftsdrama und Gesellschaftsroman sind beide überlebt. Wir sind beider überdrüssig bis zum Ekel. Diese ganze Literatur von heute existiert eigentlich gar nicht, so zappelig lebendig sie sich gebärdet; und es ist nicht Undankbarkeit oder Verdrossenheit, sondern Ehrlichkeit, wenn wir den Weg aus dem literarischen Labyrinth wieder zurückgehen, ganz zurückgehen bis zu der verführerischen Taxuspforte, die uns zwischen diese ausgangslosen Heckenwände verlockte, und — siehe da, was vor uns liegt: das alte Meer, das heilige, die alten wandellosen

Digitized by Google

Berge, die alten lebendig atmenden Bäume, jene heroische Landschaft, die wir aus Augen und Sinn verloren hatten, sie ist immer noch da, leuchtend wie am ersten Tag: Thalatta! Thalatta!

Es nützt alles nichts: wenn immer wieder versucht wird, Gustave Flaubert als *großen* Namen auszuspielen, heißt es Farbe bekennen und, bei allem Respekt vor seinem Lebenswerk, bei aller Ehrerbietung vor diesem lebenslangen Selbstquälen um des Phantoms einer den Dingen adäquaten künstlerischen Prosa willen, ruhig sagen: Nein. Auch diese Erkenntnis gärt unter der jüngeren Generation, vor allem derjenigen Frankreichs selbst: sie ist eingestandenermaßen flaubert*müde*. Flaubert bedeutet ihr nichts mehr. Wir wollen so ehrlich sein wie er selbst war, und uns dies eingestehen. (Daß damit auch Maupassant, Daudet, die Goncourts für die *große* Literatur erledigt sind, ist es notwendig, dies hinzuzufügen? Man hört verschiedentlich, es habe einmal einen Autor gegeben, des Namens Emile Zola; aber wenn man den Spuren dieses sagenhaften Schriftstellers nachgeht, erweist sich die Hypothese, er habe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewirkt, als heute schon nicht mehr beweisbar.) Um auf Flaubert zurückzukommen: sein Fall ist deswegen so erschütternd, weil das, was er mit dem düsteren Fanatismus eines Fakirs angestrebt und erreicht hat, in der Meinung, so zur großen Kunst zu gelangen, nämlich die Selbstauslöschung der eigenen Persönlichkeit: Kunst nicht mehr ein „Wer?", kaum noch ein „Was?", sondern nur noch ein „Wie?", weil gerade diese leidenschaftliche Entpersönlichung uns sein Werk unmöglich und nur noch seine Briefe lesenswert macht, in denen wir die Persönlichkeit Flaubert finden mit all ihren bis zur Ehrwürdigkeit tragischen Irrtümern. Was hat diesem reichen Geiste, der oft wie eine „ehrliche, deutsche Haut" anmutet, zur Größe gefehlt? Es wird doch wohl, um mit Paulus zu sprechen, der *Glaube* gewesen sein und vor allem die *Liebe*. Aus einer nihilistischen Weltanschauung heraus wie der seinen, läßt sich nichts Großes schaffen. Darstellung der Sichtbarkeit um ihrer selbst willen, eine Kunst, deren einziger Glaubenssatz, einziges Gebot, einziges Kriterium sie selbst ist und sonst nichts, kann ebensowenig Lebendiges erzeugen wie im luftleeren Raum etwas wächst. Alle große Kunst ist in irgendeinem Sinne gläubig. Hinter aller großen Kunst steht irgendwie jenes Wort Brownings aus Pippa passes: "God's in his heaven, all's right with the world." Es klingt als Orgelpunkt unter dem Werke *jedes* neueren Franzosen, der uns etwas zu sagen hat, Romain Rollands so gut wie Francis Jammes' oder Paul Claudels. Weil dieser Unterton bei Flaubert fehlt, empfinden wir seine interessantesten Harmonien und seine glänzendste Orchestrierung als basislos. Die „Versuchung des heiligen Antonius" wirkt heute schon wie eine verwitterte Sphinx, die der Wüstensand jeden Tag mehr zudeckt: totenhaft ausdruckslos und im strengsten Verstande *ohne Sinn*. Die Education sentimentale wär uns auch ohne ihren nihilistischen Schluß unerträglich wie eine lange, viel zu lange Folge von Variationen *ohne Thema*, sogar über die Themalosigkeit an sich. Salambo: ein Artefakt, vergleichbar jenen aus allen Sorten Marmor zusammengesetzten Statuen einer späten Zeit, mit eingesetzten Augen aus Halbedelstein, kalt, glatt poliert und unheimlich. Bouvard und Pécuchet? Jedes Wort wäre verloren. Die „Drei Erzählungen"? Un coeur simple, ein Kapitel, das nur zufällig nicht in der „Frau Bovary" steht; „Sankt Julian" und „Herodias" Vorahnungen von Oskar Wilde, künstlerisch sicher über ihm stehend, aber dennoch — wie unwahrscheinlich fern und fremd auch sie schon! wie war es nur möglich, daß wir diese Steine je für Brot nahmen? .. alles nur noch „Literatur", die man mit

Digitized by Google

kühlem Interesse liest, deren Sprache man in jedem Augenblick bewundert, so sehr ist alles nur Sprache, und die uns seelisch so gleichgültig läßt, wie jene herrlichen Prunktische der Renaissance, auf denen aus allen möglichen geschliffenen Steinen Pflanzen namenlos kunstvoll zusammengesetzt sind, Blumen, selbst Schmetterlinge, sogar Wasser, das lebendig zu fließen scheint, und — oh der Rahmen! welche Intarsia! welcher Geschmack! welche Arbeit! Aber sieh, an der Wand hängt ein Rembrandt oder ein Claude-Lorrain: vergessen ist der wundervolle Tisch, wir sehen nichts mehr als die Offenbarung eines Großen, bei der kein Mensch mehr ans Material denkt.

Aber ich vermag die übliche Kritik und schrankenlose Bewunderung der „Frau Bovary" nicht einmal vom Standpunkte der Technik aus zu teilen. Ich finde vor allem den Dialog in diesem Buche oft nicht sehr geschickt; oder vielmehr: große Teile der Handlung werden durch reinen Bericht ausgefüllt, der beinahe zur Inhaltsangabe wird, anstatt durch Handlung und Dialog *dargestellt*. Besonders im ersten Drittel ist manches auffallend unlebendig referiert: fortlaufend werden Resultate mitgeteilt, statt daß sie sich allmählich aus Resultanten entwickelten. (Nebenbei: hat noch niemand bemerkt, daß dieser berühmteste aller Sie-Romane als Ich-Erzählung anfängt? Nous étions à l'étude . . . Dieses nous hängt völlig in der Luft; man weiß gar nicht, was man mit ihm anfangen soll; man hat keine Ahnung, wer dieses nous sein soll; es kommt später nie mehr vor.) Die Vorgeschichte ist noch in der schleppenden Art Balzacs vorgetragen, dessen Einleitungen ebenfalls oft auffallend unkünstlerisch und reizlos sind, bis er sich warm geschrieben hat. Manches klingt sogar nach Oktave Feuillet: Il obéit donc; mais la hardiesse de son désir protesta contre la servilité de sa conduite (S. 19). Ebenso rekapitulierend wird die Vorgeschichte Emmas gegeben. Es scheint mir überhaupt technisch ein Fehler, daß die Geschichte des *Herrn* Bovary soviel Raum einnimmt, vor allem daß mit ihr begonnen wird. Wir müßten Emma als kleines Mädchen aufwachsen sehen, müßten ihre romantische Entwicklung im Pensionat miterleben, und erst in dem Augenblick, wo Bovary aufs Gut kommt, müßte *seine* Vorgeschichte nachgetragen werden, nicht umgekehrt. (In der Eduction sentimentale ist Flaubert, aus Angst schwerfällig zu sein, in den entgegengesetzten Fehler verfallen: alles ist so locker nebeneinandergetupft, daß das viel zu umfangreiche Werk vor lauter Einzelheiten aufhört ein Ganzes zu sein.) Man vergleiche damit, wie die großen Russen arbeiten: wie viel sicherer, freier, leichter, feiner, vor allem wie unendlich *dichterischer* ist eine Erzählung wie „Frühlingswogen", oder „Väter und Söhne", welch riesige *Natur* steht hinter dem „Tagebuch eines Jägers", von Gogol oder Korolenko nicht zu reden! Wie reißt fast jede gute Geschichte von Tolstoi an irgendeiner Stelle das Tor zur Ewigkeit auf, ob es sich um den Tod des Iwan Iljitsch handelt oder den eines alten Gauls! Was bedeutet solch spielender Naturgröße gegenüber ein so mühsam erarbeitetes, zusammenerzerpiertes, zusammengegrübeltes Monstrum wie Flauberts „Versuchung des heiligen Antonius"! Das ungeheure Motiv der Auferstehung, die in ihrer These ein schrullenhaftes Altersprodukt ist, hätte kein Franzose sich anzurühren getraut! Wo in der ganzen französischen Romanliteratur ist eine so hinreißend anmutige, geniale Geschichte wie Dostojewskys „Kleiner Held". Ungefähr, wie alle Anmut des französischen 18. Jahrhunderts porzellanfigurenhaft glatt und klein wird, wenn man Sternes „Empfindsame Reise" danebenstellt. Wie doktrinär wirkt alles Psychologische bei Stendhal, von den neuesten zu schweigen, gegenüber den großen Russen! Man stelle selbst ein greisenhaft tendenziöses Werk wie die „Kreuzer-

Digitized by Google

sonate" etwa neben Bourgets Disciple: trotzalledem, um wie viel mehr Leben, Kraft, Natur! Wie quillt alle Seelenkunde bei Tolstoi gleichsam aus einer mächtigen Quelle, während sie bei den Franzosen künstlich in Leitungen und Röhren gepreßt erscheint, ein präparierter psychologischer „Fall", eine „Grenzfrage des Seelenlebens"! Muster: die Madame Gervaisais der Goncourts: richtig beobachtet bis zum Unkünstlerischen! Oder man lese, um die ganze enorme Distanz zu erfassen, eine Erzählung wie Tolstois „Kosaken": wo in der ganzen französischen Literatur des 19. Jahrhunderts steht eine Szene, wie die, wo der Held auf der Jagd im sommerschwülen Wald streift und er sich plötzlich allein mit dem Unendlichen erkennt! Es nützt alles nichts: wer wissen will, wie ein wirklich großer Roman aussieht, muß nicht die Franzosen lesen, auch die größten halten keinen Vergleich aus mit den großen Russen.

Wenn man vom gesamten übrigen französischen Roman aus den Jean Christophe von Rolland überdenkt, erkennt man, daß das, was ihn von allem unterscheidet, die innere Dimension und das innere Kaliber sind. Eine Erzählung von diesem Ernst, auf den man beinahe das Wort „religiös" anwenden muß, ist in Frankreich vor ihm nicht geschrieben worden. Er ist der einzige französische Erzähler, der aus einer geistig erlebten hohen Weltanschauung heraus dichtet. Was man gegen seinen großen Roman, gegen die Wahl des Helden, gegen die Stellung des Kulturproblems einwenden muß, habe ich zu zeigen versucht (XVI, 8 der Südd. Monatshefte). Aber Rolland ist der einzige moderne Franzose, der einen Hauch vom Geiste Beethovens, Michelangelos, Tolstois verspürt hat, der weiß, was *groß* ist, dessen Roman Weite und Atmosphäre hat. Er ist niemals joli, das überläßt er Berühmteren; dafür ist er, besonders im letzten Teile (dritter Band der deutschen Ausgabe), manchmal sublime. Ein solches Buch hätte Taine, wenn nicht schreiben können, so doch lesen wollen. Hier ist mit der Geistigkeit Ernst gemacht. Hier wird nicht geschielt: nicht nach dem Publikum, nicht nach der Akademie. Dieses künstlerisch in manchem anfechtbare Werk steht menschlich sehr hoch, wahrhaftig, wie sein Autor es an anderer Stelle ausdrückt: au-dessus de la mêlée. Von Jean Christophe, nicht von Flaubert aus, datiert eine neue Epoche des französischen Romans: er hat aufgehört, bloß französisch zu sein, er ist europäisch. Der Jean Christophe ist der einzige Entwicklungsroman großen Stils, den die Franzosen haben; daß der Held dieses Entwicklungsromans ein Deutscher ist, ist kein Zufall: eine Rasse, deren Angehörige schon so früh geistig abgeschlossen sind, konnte diese Art Helden nicht liefern.

Balzacs plötzlicher Einfall, auf den er sich viel zugute tat, die nämlichen Personen immer wieder in neuen Werken auftreten zu lassen, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem plötzlichen Einfalle Wagners, von nun an leitmotivisch zu komponieren. Beides ist in einem höheren Sinn unkünstlerisch.

Flaubert macht aus seiner subjektiven Not eine objektive Tugend.

Der griechische Hexameter ist etwas lebendig Fließendes, wie Wasser; der römische etwas kunstvoll Gearbeitetes aber Starres, wie Marmor. Was ist der Alexandriner?

Nur wenige Menschen *haben* in Dingen der Kunst einen selbständigen Geschmack. Noch geringer ist die Zahl derer, die den Mut haben, ihn zu *bekennen*. Fast alle treiben Mimikry.

Das Publikum ist durch die Surrogatliteratur so verdorben, daß es die große Literatur nicht lesen möchte, selbst wenn es könnte; und nicht lesen könnte, selbst wenn es möchte.

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Wissenschaft in Frankreich.

Unter welchen Verhältnissen der deutsche wissenschaftliche Verlag nach dem Kriege arbeitet, zeigt folgender aus dem Französischen wörtlich ins Deutsche übersetzte Brief, den der Verlag Teubner von seinem Pariser Geschäftsfreund erhielt:

Paris, den 20. November 1919.

Herrn Teubner, Verleger, Leipzig.

Mein Herr,

Herr Albert Gauthier-Villars ist am 14. Juli 1918 an der französischen Front gestorben als Artilleriehauptmann, während er nach Mitteln suchte um die deutschen Batterien zu zerstören, die auf weite Entfernung so grausam (sauvagement) Paris zu zerstören suchten.

Indem ich die Leitung des Hauses im Oktober 1918 übernommen habe, beabsichtige ich in keine andere Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten als die, die Angelegenheit der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften zu liquidieren.

Kein französischer Gelehrter ist geneigt mit deutschen Gelehrten zusammenzuarbeiten und niemand bei uns wünscht die Fortsetzung der Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften, die im übrigen als außerordentlich parteiisch zugunsten der deutschen Wissenschaft angesehen wird.

Ich bitte Sie daher mir den genauen Auszug der Beträge zu senden, die Sie mir schulden und der Beträge, von denen Sie glauben, daß ich Sie Ihnen schulde. Ich werde diese Auszüge prüfen, wir werden zweifellos dahin gelangen uns über eine Endziffer zu einigen; wir werden die Rechnungen begleichen und ich werde den Vertrag, der uns vor dem Krieg betreffs der Enzyklopädie verband, als gelöst ansehen.

Ich betrachte nicht als unmöglich gegenwärtig mit Ihnen geschäftliche Beziehungen zu haben, — Sie werden Bücher von mir verkaufen und ich werde Bücher von Ihnen verkaufen, denn ich eröffne in Paris eine große Niederlage ausländischer wissenschaftlicher Literatur, aber ich wünsche, daß es kein Zusammenarbeiten zwischen uns für Ausgaben irgendwelcher Art gibt.

Um meine Zeit zu sparen, bitte ich Sie, Ihre Briefe auf französisch abfassen zu lassen, jeder auf deutsch geschriebene Brief wird ohne Antwort bleiben.

Genehmigen Sie usw. . . . . gezeichnet André Ducrot,

Directeur-Gérant de la Maison d'Edition Gauthier Villars et Cie.

Beginnendes Zeitalter der Menschlichkeit.

Soeben erhalten wir durch einen Freund unserer Zeitschrift nachstehenden Bericht, den Korvettenkapitän Cordes, Führer der in Scapa Flow internierten Torpedoboote, nach der Versenkung der deutschen Flotte in englischer Gefangenschaft geschrieben hat. Der Bericht, der sich natürlich nur auf die Torpedobootsflottille bezieht, hat besonderes Interesse für die deutschen Verehrer des unter Führung Englands zum Zwecke der Völkerverbrüderung und Humanität gegründeten Völkerbundes.

Versenkbefehl am 21. Juni, vormittags 10½, von Admiral auf verabredetes Flaggensignal. Günstige Zeit, da alle Wachschiffe in See übten, bis auf zwei Torpedoboote und bewaffnete Fischdampfer mit Zivilbesatzung und Marinedetachement unter Befehl englischer Seeoffiziere, Kriegsflagge aus eigener Initiative der Kommandanten gesetzt. Befehl, daß Besatzungen sinkender Schiffe in Booten mit Privateigentum verlassen, weiße Flagge zeigen und sich ohne jeden Widerstand Bergungsfahrzeugen oder Wachen an Land ergeben sollten, überall genau befolgt, nirgends Fluchtversuch. Gleichwohl haben Fischdampfer, Zerstörer, Schlepper und Hilfsfahrzeuge unter Beteiligung von Zivilpersonen mit Gewehr und M.-G. auf Boote und schwimmende Mannschaften lebhaft aus nächster Nähe,

Digitized by Google

20 Meter, geschossen, einzelne Besatzungen mit der Pistole zur Rückkehr gezwungen, um Sinken zu stoppen, trotz Erklärung, daß dies unmöglich, da Ventilschlüssel über Bord geworfen. Englische Erklärungen über Gründe für Schießen schamlos erlogen. Darauf erst den Leuten Schwimmwesten und Rettungsboote weggenommen, dann auf sinkenden Schiffen unter angeschlagenem Gewehr mit den Worten zurückgelassen: then you shall die on board. Befehl englischen Flottenchefs, die Kommandanten sinkender Schiffe zu erschießen, erklärt alles. Handlungsweise als Mord an Wehrlosen charakterisiert unter Beteiligung von Zivilisten. Die entsetzlichen Wunden wahrscheinlich durch Dum-Dum. Schon während Abtransport mit Zerstörern Mißhandlungen und Beraubungen, nach Einlieferung auf 4 Linienschiffen systematische Plünderung des Gepäckes, Raub von Geld usw. nach Art von Räubern, Dieben und Vandalen unter Beteiligung von Offizieren, so daß nur mehr geblieben, was man auf dem Leibe trägt. Behandlung dementsprechend roh. Englische Pressedarstellungen über Admiralsreden sinngemäß richtig, Freemantle nur viel schärfer und beleidigender. Die Offiziere auf die drei Gefangenenlager Offestry verteilt, Mannschaften daneben im Zeltlager.

Ein englischer Offizier setzte Leutnant Lampe trotz überzeugender Erklärung, daß er kein Mittel verfügbar hätte, um Sinken seines Bootes zu stoppen, die Pistole an die Stirn und drückt ab; nur durch das Abgleiten des Laufes ging die Kugel daneben; Brandwunden am Kopf. Auf schwimmende Leute des Oberleutnant Hoffmann, die während der Beschießung aus ihrem Boot ins Wasser gesprungen waren, wurde weiter geschossen. Engländer ließen Mann mit schwerem Bauchschuß im Boot hilflos treiben. Matrose Olhaber von S. M. S. Baden wurde auf Rammilliers von Posten mit Gewehr ins Gesäß gestochen, da er zu einem befohlenen Antreten nicht schnell genug lief; Wunde mußte genäht werden. Ebenda wurde Obersteuermann Schäffler von S. M. S. Kaiser von englischen Posten getreten, protestierte und erhielt 4 Bajonettstiche in Rücken und einen in rechten Oberarm. Englischer Flotillenchef Mc. Lean befahl Kptl. Wehr auf der Stelle zu erschießen, wenn sein Boot sänke. Beauftragter englischer Offizier traf Vorbereitungen zum Erschießen, obwohl Wehr ihn überzeugte, daß Stoppen des Sinkens unmöglich. Im letzten Augenblick auf Winkspruch von Sandhurst hin unterblieb Erschießung. Kommandant von Resolution sagte, daß deutsche Offiziere keinen Anspruch mehr auf offiziersmäßige Behandlung hätten. Dementsprechend auf Fahrt nach Schottland in offener Batterie eingepfercht, lagen nachts auf bloßem Eisendeck ohne Decke. Kein Eßgeschirr. Proteste wurden schroff abgewiesen. Daß roter Stander Z. nur als Ausführungssignal, nicht aber in revolutionärem Sinne gesetzt, war Engländern bekannt; Presseberich wissentlich falsch.

Ärztliche Lebensfragen.

Die wunderliche Natur des ärztlichen Berufes gibt immer wieder geistreichen Köpfen Anlaß darüber nachzudenken, was eigentlich bei diesem Gemisch von Wissenschaft, Kunst, Handwerk, Charitas und Geschäft das Wesentliche ist. Das letzte Jahrhundert scheint die Frage gelöst zu haben. Es bezeichnet die praktische Medizin als angewandte Pathologie, als angewandte Naturwissenschaft. Alles was nicht Wissenschaft ist, sei nur Beiwerk. Durch die wahrhaft erstaunlichen Fortschritte der medizinischen Theorie in den letzten Jahrzehnten ist diese Ansicht so gefestigt, daß kaum mehr ein Arzt, kaum mehr ein gebildeter Laie an ihrer Richtig-

Digitized by Google

keit zweifelt. In merkwürdigem Gegensatz zu dieser zunehmenden Einschätzung der medizinischen Wissenschaft steht nun, daß, wie es den Anschein hat, die Tätigkeit des allgemeine Praxis ausübenden Arztes immer geringer gewertet wird, daß man sich des Eindruckes beständig sinkender Sympathien für den Ärztestand kaum erwehren kann. Da erhebt sich die Frage, ob das nicht etwa zusammenhängt mit einer falschen Richtung, die sich der Ärztestand selbst gegeben hat.

Von dieser Auffassung ausgehend macht der Wiesbadener Arzt Honigmann das ärztliche Problem in einer höchst interessant geschriebenen Broschüre zum Gegenstand seiner Betrachtung. (Ärztliche Lebensfragen und ihre moderne Lösung, Bergmann, Wiesbaden [jetzt München] 1913, 94 Seiten.) Honigmann führt uns zunächst zurück in die Zeiten, die den ärztlichen Beruf, anders wie heute, als Kunst auffaßten, schildert die in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fallende Periode in der Dietl, der kluge Wiener Kliniker sagte, die letzte Stunde der alten empirischen Medizin, „die einer höheren, streng wissenschaftlichen Richtung weichen mußte", sei gekommen, als man begann im Arzt „den Naturforscher und nicht den Heilkünstler zu schätzen". „Die Medizin", sagte Dietl, „ist eine Wissenschaft, die eine mathematische Grundlage hat, wie jede Naturwissenschaft; die Mathematik schließt aber alle Kunst aus." „Das höchste Ziel der alten Schule war: heilen, und das Wissen war nur ein zufälliges Ergebnis ihrer Heilversuche. Das höchste Ziel der neuen Schule ist Wissen und das Heilen ist nur ein notwendiges Ergebnis des Wissens." Man bemühte sich „exakt" zu sein, die „exakte Wissenschaft" wurde als einzige Grundlage des ärztlichen Denkens angesehen. Honigmann betont demgegenüber, daß exakt an der medizinischen Wissenschaft nur die Methodik ist, keineswegs sind es aber die gezogenen theoretischen Schlüsse. Und doch „nur zwei Menschenalter genügten, um die eine Seite einer kulturellen Tätigkeit, die jahrtausendelang anerkannt war (das ist die künstlerisch menschliche) vollständig als überwunden hinzustellen". Die wissenschaftliche Methodik brachte freilich große Fortschritte, vor allem in der Chirurgie und in den technischen Spezialitäten. Doch hat dieser Fortschritt auch seine Kehrseite: „Die blendenden Erfolge dieses Siegeszuges der Chirurgie hatten nun auf die gesamte Tätigkeit der Ärzte einen einschneidenden Einfluß, den man wohl als chirurgisierend bezeichnen kann. Die Klarheit der chirurgischen Diagnose und die unmittelbare, in des Wortes wahrster Bedeutung messerscharfe Erfüllung der Indikation wurden vorbildlich. Auch den Ärzten, deren Tätigkeit sich nur selten oder gar nicht in diesen chirurgischen Bahnen bewegen konnte, schwebte als Ideal der Behandlung ein Vorgehen vor, das in ähnlich mechanischer Weise die Aufgabe des Arztes löste. Dies führte nicht nur dazu, einen großen Teil der Kranken, an deren operative Behandlung früher nicht gedacht werden konnte, nunmehr bedingungslos dem Chirurgen auszuliefern, sondern es diskreditierte ihnen selbst auch die bisherigen Methoden der gesamten inneren Behandlung bei derartigen Erkrankungen." In der inneren Medizin führte die exakte Wissenschaft vom Krankenbett ins Laboratorium. „Diese Differenzierung der Diagnostik auf den vielfältigsten Wegen ins Ungemessene zu steigern ist Sinn und Ziel der medizinischen Wissenschaft von heute geworden." „Das Gros der unter diesem Einfluß erzogenen Ärzte läßt sich in seinem Denken und Handeln nur durch objektive, mit gröberen und feineren Methoden den Sinnen erkennbare Momente leiten." — Fehlen der objektiven Symptome führt dann zu der nichtssagenden Bezeichnung „nervös". Ungeachtet der mächtigen Auf-

Digitized by Google

wärtsbewegung in der psychologischen und psychiatrischen Erkenntnis des Menschen wird der psychische Faktor immer noch stark vernachlässigt.

Die Aufgaben der ärztlichen Praxis und der medizinischen Forschung decken sich nach Honigmann keineswegs. Ja sie widersprechen sich gelegentlich. So groß die Fortschritte in der Theorie sind, in der Praxis ist die Masse des Unerklärten, wissenschaftlich Unfaßbaren riesengroß. Die Wissenschaft kann wohl „in das Dunkel leuchten, das die Rätsel der Praxis umgibt, aber nicht selbst den Weg angeben". Es ist für den Arzt ein unmögliches Ziel in die Tiefe aller physiologischen und pathologischen Geheimnisse zu dringen. Oder wie Eugen Albrecht sagte: „Alle theoretischen Ergebnisse müssen den Arzt gleichgültig lassen, wenn sie nur *‚la science pour la science'* vermehren und ihm weder direkt noch indirekt die Aussicht auf praktische Konsequenzen eröffnen." Die moderne Medizin hat nach Honigmann die Grenze, bis zu der sich die Wissenschaft im Schaffen des Arztes ausdehnen darf, „längst auf der ganzen Linie überschritten".

Honigmanns Standpunkt ist also der: der Arzt braucht die Wissenschaft, sie ist ihm ein Hilfsmittel, ein wichtiges Hilfsmittel, aber sie ist nicht das Wesen des Arzttums. Mildert man den Satz dahin ab, daß die Wissenschaft allein nicht zur Ausübung der ärztlichen Tätigkeit genügt, sondern daß ein Rest bleibt, der mit andern Methoden bewältigt werden muß, so kann er keinen Widerspruch finden und auch darin besteht Einigkeit, daß die Methodik mit der dieser Rest bewältigt wird, Kunst genannt werden darf. Aber diese Einigkeit ist nur eine scheinbare, denn es steht eben jedem frei, sich unter dem Wort Kunst zu denken, was er will. Auch das Regenschirmmachen ist, wie Staberl sagte, eine Kunst. Es setzt hier die wichtigste, die ärztliche Lebensfrage ein: was ist die ärztliche Kunst?

Honigmann bezeichnet als ärztliche Kunst den rein subjektiven, persönlichen Anteil des Arztes in seinem Wirken.

Worin besteht dieser persönlich künstlerische Anteil? Honigmann erkennt richtig, daß es sich hier um zwei Dinge handelt. Er müßte sie noch schärfer auseinander halten, denn sie haben miteinander gar nichts zu tun und finden sich in den ärztlichen Persönlichkeiten von künstlerischer Qualität fast häufiger getrennt als vereint. Die eine Seite der ärztlich künstlerischen Befähigung nennt er sehr schön und treffend das Stilgefühl. Es ist die Fähigkeit auch beim Mangel objektiver Symptome oder vor der objektiven Analyse aus dem „Stil", dem allgemeinen Eindruck, den der Leidende zeigt, mehr ahnend als erkennend, Krankheitsart und Behandlungswege herauszufinden, so wie ein Kunstkenner unabhängig von seinem angelernten Wissen beim ersten Anblick herausfühlen kann, wohin ein Kunstwerk stilistisch einzureihen ist, ob es echt oder gefälscht ist, wie es zu ergänzen ist. Es handelt sich hier um ein künstlerisches Element, das in jeder wissenschaftlichen Tätigkeit steckt und oft das beste an der gelehrten Arbeit darstellt: das instinktive Vorausempfinden der Probleme und ihrer wahrscheinlichen Lösung.

Das andere künstlerische Element ist das spezifisch Menschliche des Arztes, die Wirkung von Mensch auf Mensch, die Wirkung des Wortes und der Hand. Diese anscheinend wissenschaftlicher Erkenntnis sich entziehende Wirkung wurde seit alters als mystisch empfunden und wird es noch. Es ist möglich, daß dieses Wirken einfach psychologischen Gesetzen folgt und erlernbar wäre, wenn praktische Psychologie lehren etwas anderes hieße als dem einen sagen, was er unbelehrt schon kann und

Digitized by Google

dem anderen unmögliche Aufgaben stellen. Es liegt hier dasselbe Problem vor, mit dem sich auch die Pädagogik beschäftigt, dieselbe Technik, durch verschiedenes Menschenmaterial modifiziert, psychische Orthopädie und Heilgymnastik. Honigmann erweitert diese Form des ärztlichen Kunstwirkens weit über die bewußte und unbewußte Psychotherapie am Bewußten und Unbewußten hinaus, dadurch, daß er offenbar annimmt, die Einwirkung der bewußt und unbewußt empfangenen seelischen Eindrücke reiche weiter als die Ärzte annehmen und sei mit dem Schlagwort „Suggestion" nicht erschöpft.

In der ärztlichen Kunst, nicht in der Wissenschaft, sieht Honigmann „die höchste, umfassendste Steigerung geistigen Tuns". Arzt und biologischer Forscher sind zwei verschiedene Dinge, der Arzt muß der biologischen Forschung unabhängig gegenüberstehen und aus ihr sich kritisch das aneignen, was seinen Zwecken dient. Hier muß man den Einwand machen, daß das eine sehr schwierige Sache ist, um so schwieriger, je ferner der Arzt der Forschung steht. Man denke nur an die schwierige Stellung, in der die Ärzteschaft der modernen Arzneimittelforschung gegenübersteht, in welche Abwege der Arzt geraten kann, wenn er sich hier auf die Empirie verlassen wollte und wie diese sehr schwierige Stellung von der modernen Arzneimittelindustrie ausgenützt wird. Hier hilft nur strenges Festhalten an der Wissenschaft und der Arzt, der sich hier nicht führen läßt, sondern selbst seinen Weg sucht, gerät in den Sumpf, er müßte denn von vornherein auf das viele Gute, das ihm die moderne Arzneimittelforschung bringt, verzichten wollen.

Aber mehr Kritik ist not, darin hat Honigmann recht und seine ungemein anregende Arbeit hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie den Ärzten klar gemacht hat, daß sie einmal einen Augenblick Halt machen müssen und prüfen, was sie von den vielen Dingen, die ihnen die Forschung bietet, wirklich brauchen können. Es ist sicher weniger als der Theoretiker glaubt, aber es ist doch sehr, sehr viel und es wäre ein Unglück, wenn der Laie begänne, es zu unterschätzen. Denn Honigmann hat seine Broschüre auch für Laien geschrieben. Die aufgeworfenen Probleme sind aber Laien wohl kaum ganz faßbar, sie setzen das Gefühlthaben der ärztlichen Nöte voraus. Die praktischen Folgen, die Honigmanns Warnrufe haben können, selbst wenn sie nicht im Tageslärm verhallen sollten, sind nicht groß. Es hilft nichts zu wissen, daß man Künstler sein soll. Man ist's oder man ist's nicht. Es besteht sogar eine gewisse Gefahr. Nichts ist unerträglicher als Künstlerpose ohne Künstlertum. Und bei den Ärzten ist es noch schlimmer. Ein Arzt, der den Künstler nachahmen will, ohne vom Künstlertum erfüllt zu sein, wird etwas Schlimmeres als ein Dilettant oder ein Nachtreter, er wird ein Schwimmer, er wird ein Schwindler. Es ist zweifellos, daß mit Anatomie und Physiologie die Psychologie die dritte Säule der Heilkunde ist. Aber was nützt theoretische Psychologie dem Praktiker! Eine Neuordnung der Studienordnung, könnte nur durch Wiedereinführung des philosophischen Jahres im eigentlichen Sinne des Wortes das Gesichtsfeld derer weiten, welchen aus äußeren Gründen, wie infolge der enormen Überlastung mit Studienmaterial, der Blick ins Weite sonst verschlossen bleiben würde. Beschnitten werden könnte die Überlastung mit Spezialkenntnissen, die sehr oft später doch nicht verwertet werden können und leicht zu einer unwillkürlichen Überschätzung des rein Technischen führen. Auch der Schweningersche Vorschlag, das Studium mit einer praktischen Dienstzeit als Krankenwärter zu beginnen, ist ernstlicher Prüfung wert.

Digitized by Google

Es würde so gleich anfangs das Menschliche des Berufes betont, kennen gelernt, und es würden diejenigen abgestoßen, welche allein vom Naturwissenschaftlichen in der Medizin angezogen, dem Menschlichen des ärztlichen Berufes fremd bleiben und es viel zu spät als ihrer Natur nicht liegend erkennen.

Zum Schlusse noch ein Einwand. Ist wirklich der Vordersatz Honigmanns richtig, ist wirklich das Ansehen der Ärzte so sehr gesunken? Die meisten Ärzte glauben es und doch könnte ein Trugschluß vorliegen. Sicher hat niemals ein so großer Prozentsatz der Bevölkerung am Ärzte geklebt als heutzutage, sicher ist, wie auch Honigmann zugibt, die Autorität der führenden Ärzte, der Kliniker nie größer gewesen als heute. Kaum vermindert scheint auch das Ansehen der Landärzte, deren berufliches und sittliches Niveau, wie betont sein mag — selten genug gibt sich ja Gelegenheit, ihnen die schuldige Anerkennung zu zollen — ein sehr hohes ist. Vermindert ist vielleicht das Ansehen des praktischen, nicht spezialistischen Arztes in der Großstadt. Hat aber der behäbige Hausarzt der alten Zeit, der viel zitierte, mit dem satten, zufriedenen Gesicht, dem von Wohlwollen glänzenden Auge und dem goldenen Stockgriff in den weichen, etwas fetten Händen wirklich existiert? Ist er nicht wie so vieles andere ein Märchen aus der guten alten Zeit, die vom Sonnengold des Abendlichtes beglänzt erscheint und die doch so ganz anders, grau und trüb wie die Gegenwart, vor uns liegt, wenn wir anfangen uns in die alten Akten und zeitgenössischen Schilderungen zu vertiefen. Auch früher hatten die Ärzte ihre Nöte und litten unter dem, was wir leiden. Auch früher waren die „Künstler" die Ausnahme und die Schablonisten, die Routiniers nicht selten. Nicht alle waren wie der alte Heim, der uns unbewußt immer vorschwebt, wenn vom guten alten Arzt die Rede ist. Es würde uns grauen, wenn wir uns in die Hände eines Durchschnittsarztes der guten alten Zeit begeben müßten und uns mit geringer Wissenschaft purgieren, vomieren und Ader schlagen lassen müßten. Entscheidend für die Beurteilung dieser Fragen wird einmal eine auf gründlichen Studien beruhende Geschichte des ärztlichen Standes sein, die wir mit Honigmann noch sehr vermissen. Was wir jetzt sagen, geht alles auf schwer ihrer Richtigkeit nachzuprüfende Gefühlseindrücke und Verallgemeinerung von Jugenderinnerungen zurück.

Nehmen wir aber an, das Ansehen des Arztes habe gelitten. Ist dann wirklich der Mangel an Künstlertum das Ausschlaggebende gewesen? Jedenfalls würden viele andere Momente mitspielen. Das Ansehen des studierten Mannes ist überhaupt sehr gesunken, seit der Studierten so viele sind und sie nicht mehr durch feierliches Zeremoniell aus der Masse hervorgehoben werden. Ganz besonders Ärzte gibt es jetzt sehr viele, zu viele, das Angebot ärztlicher Hilfe, guter ärztlicher Hilfe zu billigem Preise wird immer größer. Etwas, was so leicht zu haben ist, verliert an Wertschätzung. Nicht günstig wirkt ferner die allmählich immer deutlicher werdende Umwandlung des praktischen Arztes in einen Beamten. Der Kassenarzt ist für viele nicht der Mann der heilt, sondern der Mann, der Geld verschreibt oder auch Geld entzieht. Wer im Arzte nur den Geldanweiser sieht, findet den Künstler in ihm nicht. Auch Honigmann erkennt die schwierige Stellung, in die das Ärztetum durch die soziale Gesetzgebung gebracht worden ist und läßt verstehen, daß nur das System der freien Arztwahl, bei dem jeder Kranke die Möglichkeit hat, den Arzt seines Vertrauens aufzusuchen, dem Ärztestand seine Freiheit, dem Leidenden das Künstlertum des Arztes, das er mit Recht sucht, zurückgeben kann.

Digitized by Google

Wer Honigmanns Werkchen liest, wird einen Einblick erhalten, mit welchen schweren Nöten der Ärztestand ringt und wie er sich, so oder so, ehrlich bemüht, sein Bestes zu leisten. Daß bei der hinreißenden Herrlichkeit der aufblühenden Naturwissenschaften im letzten Jahrhundert das Pendel im ärztlichen Denken stark, vielleicht zu stark nach der technisch-wissenschaftlichen Seite ausschlug, wird auch der billig denkende Laie begreiflich finden. Hermann Kerschensteiner.

[Eingegangen 1914, wegen der Kriegsverhältnisse verspätet abgedruckt.]

Die Illustrationsverfahren.

Das große Gebiet der Vervielfältigungsverfahren ist den meisten unter uns ein verschlossenes Land. Die Liebhaberschaft, welche die Photographie seit 25 Jahren durch Trockenplatte und Film so zahlreich gefunden hat, macht bei dem Silberabdruck, wenn nicht schon beim Entwickeln des Negatives, halt. Darüber hinaus verlieren sich die Kenntnisse bald ins ungewisse. Die mechanische Zerlegung von Halbtönen in Punkte durch Raster oder Korn, die zauberhaften Eigenschaften der Chromgelatine, im Licht Lösbarkeit und Saugkraft einzubüßen, diese Grundpfeiler neuer Reproduktionstechnik, dann das Geheimnis der Farbenzerlegung und Wiedergabe mittels Lichtfiltern in den Komplementärtönen der Grundfarben Gelb, Blau, Rot, die ewige Verschiebung zwischen Negativ und Positiv, zwischen Bild und Spiegelbild, die Begriffe von Hochdruck, Flachdruck, Tiefdruck — schon das Hören von all' diesen Dingen verursacht dem Laien eine Gänsehaut. Und doch; wer sich die Mühe nimmt, der kundigen Führung Otto F. W. Krügers, des Leiters der vielverzweigten Graphischen Anstalten von F. A. Brockhaus, zu folgen[1]), dem erschließt sich eine ganz eigenartige Welt, ein Grenzgebiet, wo Wissenschaften und Technik, Künstlertum und Industrialismus in wenigen Jahrzehnten ganz Erstaunliches geleistet und Deutschlands Leistung an erste Stelle gerückt haben. Wer heute im Kino die jüngsten Welt- und Kriegsereignisse lebendig vor Augen sieht, möge des armen Teufels gedenken, der noch 1870 bei dem Train der „Bagagen" einen zweiräderigen Schäferkarren vor sich herschob, um das „Neueste" von der „Front" in dieser Dunkelkammer mit nassen unempfindlichen Platten festzuhalten.

Über manche Leichen haben die neuen Verfahren ihren Siegeszug gehalten; die Autotypie hat den Holzschneider, die Photogravüre den Kupferstecher, Lumièreplatte und Dreifarbendruck haben den Chromolithographen entthront. Und doch trotz aller Mechanisierung dieser Welt steht der „Retoucheur" — oder sagen wir wohlwollender der Künstler — an ihrem Eingang und Ausgang und ordnet das blinde Geschehen.

Wer immer Anlaß hat, als Herausgeber oder Verleger, diesen Dingen näherzutreten, sich über Herstellungsart und Eignung eines Bilddruckverfahrens zu unterrichten, oder als Vertreter eines verwandten Gewerbes Voraussetzungen und Eigenart der verschiedenen Druckmethoden zu studieren, wird dieses Buch mit Nutzen gebrauchen und vor allem auch an den zahlreichen Druckproben der beigegebenen Tafeln lernen. Auch der Laie wird mit Interesse den mannigfachen Problemen und Lösungen folgen, die den Siegeslauf des Bildes ermöglichten und die „Anschauung" an die Spitze aller Lehr- und Lernmittel stellten, so daß wir mit Fug von einer Zeit des Bildes sprechen dürfen, das sich die Welt erobert hat, durch eben diese Illustrationsverfahren. Hugo Bruckmann.

[1]) Die Illustrationsverfahren, Leipzig (Brockhaus), 1914.

Digitized by Google

W. T. B.

Das Wolffsche Telegraphen-Büro hat, wie wir bereits mitteilten, unserer Aufforderung, uns eine Berichtigung zu senden, falls wir den von ihm mit Havas über die besetzten deutschen Gebiete geschlossenen Vertrag nicht richtig wiedergegeben hätten, nicht entsprochen, der deutschen Tagespresse aber in den unten abgedruckten zweideutigen Worten zu verstehen gegeben, daß es uns eine Berichtigung zugehen lassen werde. Es hat bezeichnenderweise den ihm zur Verfügung stehenden größten Berichtigungsapparat Deutschlands dazu verwendet, berichtigungsähnliche Gebilde in fast die ganze deutsche Tagespresse zu bringen, nur gerade den S. M. hat es keine Berichtigung gesandt, wozu ihm ja § 11 des Preßgesetzes die sichere Handhabe bot, falls wir Unrichtiges behauptet hätten. Es hätte allerdings damit zu rechnen gehabt, daß von uns und nötigenfalls von einem Gericht die Richtigkeit seiner Angaben geprüft worden wäre.

Die eingehendste Äußerung von W. T. B. ist eine gegen die S. M. gerichtete gedruckte Erklärung „In eigener Sache"; sie wurde an alle mit W. T. B. in Verbindung stehende Zeitungen versandt. Wir geben im Wortlaut wieder, was W. T. B. zu dem Vertrag über die besetzten Gebiete erklärt:

„Nun haben sich aber die Süddeutschen Monatshefte von einem ungenannten Gewährsmann Mitteilungen über die Abmachungen zutragen lassen, die W. T. B. gegen Ende des vorigen Jahres mit den Agenturen Reuter und Havas, speziell mit der letzteren, geschlossen hat und sie fordern uns auf, ihnen eine neue Berichtigung zuzusenden. Das kann geschehen. Falsch ist z. B., daß die Agence Havas einen „Geheimvertrag" mit W. T. B. geschlossen habe, „um das Interesse am französischen Leben und Wesen im besetzten Gebiete zu wecken und zu erhalten". Weder besteht ein Geheimvertrag, noch findet sich selbstverständlich in irgendeiner Abmachung zwischen der Agence Havas und dem W. T. B., der hier angeblich im Wortlaut wiedergegebene Satz oder irgend etwas ähnliches. Es ist auch nicht wahr, daß das W. T. B. sich verpflichtet hätte, Havasmeldungen in bestimmtem Umfange an die gesamte Presse des besetzten Gebietes zu geben. Schließlich ist es nicht wahr, daß die Presse des besetzten Gebietes im unklaren über diese Abmachung gelassen worden wäre.

Wahr ist dagegen, und bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich, daß für das besetzte Gebiet links des Rheins und für die Dauer der Besetzung besondere Abmachungen getroffen worden sind. Wahr ist auch, daß W. T. B. die Verpflichtung übernommen hat, seinerseits täglich bis zu 1000 Worten Havasmeldungen in einige größere Städte des Rheinlandes und bis zu 600 Worten Havasmeldungen an die Presse einiger pfälzischen Städte zu geben (also nicht an die gesamte dort erscheinende Presse, ja nicht einmal an sämtliche von W. T. B. bediente Zeitungen). Hätte W. T. B. dieses Zugeständnis ablehnen wollen, so wäre vielleicht das ganze Vertragswerk gescheitert und der Dienst des W. T. B. für das besetzte Gebiet hätte, wenn er überhaupt fortgeführt werden konnte, zweifellos mit unendlichen Schwierigkeiten und Schikanen zu kämpfen gehabt. Zum mindesten aber hätten im Falle der Weigerung des W. T. B. die ausländischen Agenturen im besetzten Gebiet ihre eigene ungehemmte Tätigkeit entfaltet und bei dem hohen Nachrichtenwert ihres Dienstes hätten sie auch bei den deutschgesinnten Zeitungen sicherlich keine verschlossenen Türen gefunden.

Angesichts dieser Gefahr erhielt, und zwar nicht nur in den Augen der Leiter des W. T. B., die Übernahme der erwähnten Verpflichtung durch das W. T. B. um so mehr den Charakter des kleineren Übels, als W. T. B. von jeher die Gewohnheit hat, bei Meldungen aus ausländischer Quelle, diese Quelle anzugeben, sobald es sich nicht um reine Tatsachenmeldungen handelt. Dieses System ist selbstverständlich auf den in Frage stehenden Dienst mit besonderer Sorgfalt angewendet worden und die von W. T. B. mit Havasmeldungen bedienten Zeitungen des besetzten Gebietes haben bei keiner einzigen Meldung, in der irgendeine Tendenz sich verbergen konnte, im Zweifel darüber sein können, woher sie stammte. Daß man aber an einer Meldung, deren Quelle man angibt, nichts

Digitized by Google

ändert, versteht sich für einen anständigen Menschen von selbst. Dazu braucht es keine Abmachungen und sie sind denn auch nicht getroffen worden.

Wir haben geglaubt, den Herren Verlegern und Schriftleitern der mit uns in Verbindungen stehenden Zeitungen diese Aufklärungen schuldig zu sein, sind jedoch im übrigen der Meinung, daß es nicht im Interesse des Reiches liegt, solche Dinge vor der großen Öffentlichkeit, insbesondere auch vor dem Ausland, zu erörtern."

Fast jeder Satz dieser Erklärung dient dem Zwecke der Verschleierung und Entstellung der Tatsachen. Vom ersten Satz an versucht W. T. B. die von uns mitgeteilten Abmachungen mit Havas über die besetzten Gebiete durcheinander zu bringen mit dem im vorigen Jahr geschlossenen Generalvertrag zwischen W. T. B. einerseits, Reuter und Havas andrerseits. Um diesen handelt es sich nicht. Er ist u. W. seit vorigem Jahr unterschrieben und in Kraft. Demnach wäre die Angabe, das seit diesem Jahr in Kraft befindliche Abkommen mit Havas über die besetzten Gebiete sei nötig gewesen, weil sonst „vielleicht das ganze Vertragswerk gescheitert wäre", unrichtig. Es handelt sich vielmehr um ein Zusatzabkommen.

Die Bezeichnung „Geheimvertrag" dürfte nach dem Sprachgebrauch für einen Vertrag, von dem die Öffentlichkeit nichts weiß, zutreffen. Daß der Deutsche Reichstag nichts davon wußte, geht daraus hervor, daß die Bayerische Volkspartei und die Deutsche Demokratische Partei nach unser Veröffentlichung Interpellationen an die Regierung mit dem Ersuchen um Aufklärung eingebracht haben. Ob die Nächstbeteiligten, die Zeitungen des besetzten Gebietes, etwas von dem Vertrag gewußt haben, werden wir gleich erörtern.

Zunächst ein Wort über die Wendung „um das Interesse am französischen Leben und Wesen im besetzten Gebiete zu wecken und zu erhalten". Hier begibt sich W. T. B. auf das Gebiet absichtlicher Irreführung der ihm angeschlossenen Zeitungen. Wir haben nie behauptet, daß diese Wendung „um das Interesse am französischen Leben und Wesen im besetzten Gebiete zu wecken und zu erhalten" im Vertrag zwischen Wolff und Havas steht. W. T. B. weiß ganz genau, woher diese Worte stammen und gibt sich den Anschein, es nicht zu wissen. Einem Vertrauensmann der bayerischen Regierung war im Januar ds. Js. aufgefallen, welche Unmenge von Havas-Meldungen durch die Mainzer Zentrale von W. T. B. im besetzten Gebiete verbreitet wurden; er interpellierte Ende Januar den Leiter der zuständigen Agentur von W. T. B. und dieser gab widerstrebend und streng vertraulich die Auskunft, daß ein Geheimvertrag mit Havas bestehe, wonach W. T. B. „um das Interesse am französischen Leben und Wesen im besetzten Gebiete zu wecken und zu erhalten" 600 Worte Havasmeldungen täglich in der Pfalz, 1000 Worte täglich in den übrigen besetzten Gebieten verbreiten müsse. Die Leitung von W. T. B. weiß, daß der Leiter ihrer für die Pfalz zuständigen Agentur, diese Worte gebraucht hat, und es erscheint nicht eben würdig, wenn sie in einer Information an die W. T. B. angeschlossenen Zeitungen sich so stellt, als ob wir behauptet hätten, diese Wendung stehe im Vertrag und als ob sie nicht wisse, daß der Leiter ihrer für die Ausführung des Vertrags zuständigen Agentur das Motiv des Vertrags so bezeichnet hat. Auch durch die Äußerungen des Filialleiters, da er sie als „streng vertraulich" bezeichnet hatte, erhielt die pfälzische Presse noch keine Kenntnis davon, daß die ihr von W. T. B. gelieferten Havasdepeschen durch die Franzosen geliefert werden; monatelang hat sie angenommen, daß die vom offiziellen deutschen Telegraphenbureau gelieferten Nachrichten durch Deutsche ausgesucht wurden und daß ihre Verbreitung im deutschen Interesse liege. Daß W. T. B. den pfälzischen Blättern keine Mitteilung darüber gemacht hat, daß es sich des Rechtes der Auswahl der Havasmeldungen begeben hatte, ist ein Bruch des Verhältnisses von

Digitized by Google

Treu und Glauben wie es zwischen einer Zeitung und jedem sie bedienenden Bureau, geschweige denn dem offiziellen Bureau des Reiches, bestehen muß. Man kann sich vorstellen, wie diese von der Telegraphenagentur des eigenen Reiches gestellte Falle bei der Arbeitsüberhäufung insbesondere der kleinen Blätter gewirkt hat, die z. T. nicht einmal einen Berufsredakteur haben und gewohnt sind, die W. T. B.-Lieferungen ohne Nachprüfung vertrauensvoll aufzunehmen. Weitaus der größte Teil der französischen Tendenzmeldungen wurde monatelang ahnungslos abgedruckt. Daß unter den deutschen Zeitungslesern nur ein verschwindender Bruchteil das Bureau-Zeichen bei Depeschen beachtet, steht fest.

Die Behauptung, daß nicht alle mit W. T. B. in Verbindung stehenden pfälzischen Blätter die von Havas gelieferten Meldungen erhielten, tritt uns in der oben abgedruckten Erklärung zum ersten Male entgegen. Wir fordern W. T. B. auf, genauere Mitteilungen zu machen, die wir natürlich wiedergeben werden.

Zu den übelsten Kniffen der oben wiedergegebenen Erklärung gehört die Bemerkung, es verstehe sich für anständige Menschen von selbst, an einer Meldung, deren Quelle man angibt, nichts zu ändern. W. T. B. gibt sich den Anschein, nicht den Unterschied zu verstehen zwischen Depeschen die eine Agentur nach eigener Auswahl zur Verbreitung für nützlich hält, und solchen, die es zwangsweise im Dienst einer der feindlichen Propaganda dienenden Pressezentrale verbreitet.

Warum übrigens, Herr Direktor Mantler, nachdem nun schon einmal der angeblich nicht geheime Vertrag an die Öffentlichkeit gezogen wurde, warum geben Sie ihn nun nicht vollständig bekannt? Warum sagen Sie nicht, daß es ein Gegenseitigkeitsvertrag ist? Daß für die Depeschen, die Havas in die besetzten Gebiete liefert, Sie auch ebensoviele Depeschen nach Frankreich liefern dürfen? Ist Ihnen im letzten Augenblick, als Sie diese für Deutschland so vorteilhafte Bestimmung an die Öffentlichkeit bringen wollten, bange geworden, daß die deutsche Presse weiterforschen und Sie fragen würde, ob Havas die von W. T. B. gelieferten Depeschen auch verbreiten müsse, so wie Sie die Havas-Depeschen? Sie haben sich wohl gesagt, daß die deutsche Öffentlichkeit dann darauf kommen würde, daß es sich nicht nur um einen Geheimvertrag, sondern auch um einen Scheinvertrag handle, nämlich um einen Vertrag auf scheinbare Gegenseitigkeit. Havas hat nämlich das Recht, die von W. T. B. gelieferten Depeschen statt in die Presse in den Papierkorb zu bringen und macht von diesem Recht, soweit wir an der französischen Presse kontrollieren können, den weitestgehenden Gebrauch. Soweit wir an der französischen Presse kontrollieren können, macht sich auch Havas Ihre herzige Auffassung, daß anständige Menschen nichts an Depeschen ändern, nicht zu eigen, sondern verstümmelt und verarbeitet die Ihrigen wie es mag. Sie hatten sich wohl gesagt, daß mit solcher Aufmachung als scheinbarem Gegenseitigkeitsvertrag zwar das Auswärtige Amt aber nicht die deutsche Presse zu täuschen ist und haben dieser daher bis heute in Ihren vertraulichen Informationen diese deutsch-französische Gegenseitigkeit vorenthalten. Und im Besitze solcher Methoden wagen Sie es, der Presse des besetzten Gebietes zu insinuieren, sie würde sich, wenn keine W. T. B. Agenturen da wären, von Havas Agenturen bedienen lassen, geben sich den Anschein nicht zu wissen, daß der erste Versuch eine unter französischem Patronat stehende Agentur in der Pfalz einzurichten, durch die Charakterstärke der pfälzischen Presse ein klägliches Fiasko gemacht hat. Was nämlich für W. T. B. „bis zu einem gewissen Grad selbstverständlich" ist, daß man Konzessionen an die französische Propaganda im besetzten Gebiet macht, ist für die pfälzische Presse nicht „bis zu einem gewissen Grad selbstverständlich".

W. T. B. gibt sich den Anschein, nicht den Unterschied zu sehen zwischen den

Digitized by Google

Gewaltmaßnahmen die bei der Natur der Franzosen allerdings „bis zu einem gewissen Grad selbstverständlich“ sind und seinen geschäftlichen Maßnahmen. Wird nämlich eine Zeitung zur Aufnahme einer Nachricht gezwungen, so trägt sie den Kopf „Auf Anordnung der Besatzungsbehörde“ o. dgl. und jeder Leser weiß, daß hier nicht die Ansicht seines Blattes ausgesprochen wird, und wo — wie das in der Pfalz vorgekommen ist — die Franzosen ein Blatt zwingen eine erzwungene Nachricht so zu bringen als ob sie freiwillig gebracht wurde, so wird solche Bestialität über kurz oder lang in der Bevölkerung bekannt, während mit den von W. T. B. verbreiteten französischen Tendenzmeldungen Redaktionen und Leser in aller Form hereingelegt werden.

Kein Mensch wird die Schwierigkeiten verkennen, unter denen ein deutscher Nachrichtendienst unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu arbeiten hat. Die Frage ist nur, ob W. T. B. unter diesen Schwierigkeiten privatwirtschaftliche oder ideale Ziele verfolgt. Die pfälzischen Blätter arbeiten unter ganz anderen Schwierigkeiten als W. T. B. Kleine pfälzische und rheinische Blätter lassen sich mit Geldstrafen von 10000 Mark belegen, ehe eines von ihnen seine nationale und berufliche Würde verleugnen, erpreßte Erklärungen abgeben würde, so wie es die Blätter des Milliardärs Otto Wolf in Köln getan haben. So verhalten sich kleine Blätter, hinter denen nicht wie hinter W. T. B. das Haus Bleichröder steht, und die durch solche Strafen an den Rand des Zusammenbruchs gebracht werden. Und diese Blätter müssen mit ansehen, daß das mächtige W. T. B. sich verpflichtet, unbesehens, ungeprüft, unverändert täglich 1600 Worte Havasmeldungen in deutschem Gebiet zu verbreiten! Das Schlimmste an der oben wiedergegebenen Erklärung von W. T. B. ist, daß dieses offenbar gar nicht versteht, was an dem Abkommen die gesamte deutsche Presse so empört hat. Soweit wir sehen, hat noch nie eine Agentur eines souveränen Staates solche Verpflichtungen übernommen. Die Deutschen haben in den 1871 von ihnen besetzt gehaltenen französischen Gebieten derlei Propaganda nicht versucht; es würde sich aber auch keine französische Agentur dazu hergegeben haben. W. T. B. scheint anzunehmen, daß es Havas auf angenehme Geschäftsbeziehungen zu ihm ankomme oder daß Havas das Bedürfnis habe, die Pfälzer und Rheinländer gut und rasch über die Vorgänge in der Welt zu unterrichten. W. T. B. will nicht sehen, daß der Zweck des Abkommens ganz richtig mit den selbstverständlich nicht im Zusatzvertrag stehenden Worten des Agenturleiters wiedergegeben ist:

„um das Interesse am französischen Leben und Wesen im besetzten Gebiete zu wecken und zu erhalten“.

Es gehörte zu den Utensilien des Systems Bethmann, dessen treues Spiegelbild W. T. B. ist, sein mit dem Stichwort „vertraulich“ versehenes Gewebe um das deutsche Volk dadurch vor dem Durchhauen zu schützen, daß es die Erhaltung dieses Gewebes als im Interesse des Eindrucks auf das Ausland gelegen hinstellte. Dieses alte Requisit verwendet W. T. B. zum wirkungsvollen Abschluß seiner Erklärung. Wenn aber während des Kriegs in der Tat dem Ausland manches zu verbergen gewesen wäre (es war durch seine bezahlten und unbezahlten Agenten besser unterrichtet als das deutsche Volk durch seine Offiziösen), so ist unverständlich, was jetzt noch im Ausland zu verlieren ist. Daß es in der deutschen Publizistik Leute gibt, die die im ganzen Ausland bekannte Untauglichkeit von W. T. B. durchschauen, kann der deutschen Sache doch nicht schaden. Bedauern wird man es im feindlichen Ausland allerdings, weil man dort mit W. T. B. zufrieden ist.

Auf die Gefahr hin, W. T. B. mit unsern Anfragen lästig zu fallen, müssen wir zum Schluß noch eine neue Anfrage an die Direktion richten:

Digitized by Google

Ist es richtig, daß W. T. B. sich gegenüber Reuter und Havas verpflichtet hat, in Südamerika zehn Jahre lang keine Agenturen zu unterhalten?

Vom feindlichen Standpunkt aus wäre diese Bestimmung leicht erklärlich. Das spanische Amerika ist das einzige überseeische Gebiet, in dem sich der deutschen Wirtschaft neue Möglichkeiten bieten, in dem noch große Sympathien für Deutschland vorhanden sind, die es gilt zu zerstören. Das beste Mittel hierzu ist, eine unmittelbare Nachrichtenvermittlung zwischen diesen Ländern und Deutschland unmöglich zu machen, aus ihnen nur das nach Deutschland gelangen zu lassen, was den Entente-Interessen entspricht. Graf Reventlow hat im ersten Heft seiner Wochenschrift „Reichswart" soeben Einzelheiten des im Jahre 1917 zwischen England, Frankreich und den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrags über Mexiko mitgeteilt. Darin heißt es:

„Die drei Mächte sind sich darüber einig, daß nach dem Kriege aller Handel Deutschlands nach Mexiko, Mittel- und Südamerika mit allen Mitteln zu verhindern sei."

W. T. B. erwirbt sich ein großes Verdienst um die Ausführung dieses Planes, wenn es zehn Jahre lang keine Agenturen in Südamerika unterhält. Aber welchen Zweck hat für das Deutsche Reich ein solches Bureau?

Daß W. T. B. für die deutsche Publizistik untauglich ist, ist — mit Ausnahme allenfalls der mathematischen Axiome — der einzige Satz, über den die ganze deutsche Presse von der konservativen bis zur kommunistischen einig ist.

In den Kriegen der Neuzeit spielen die Waffen eine geringere Rolle als der Verstand, und dieser Umstand ist für uns ganz besonders ungünstig.

Dostojewskij.

Das Verbot der Süddeutschen Monatshefte in den besetzten Gebieten

ist, wie wir inzwischen von zuständiger Stelle erfahren, erfolgt: „wegen der in der Nr. 9 enthaltenen absichtlich tendenziösen und feindseligen Artikel gegen die Besatzungstruppen". In dem genannten Heft ist über die Besatzungstruppen nichts enthalten als der Artikel „Schweden über die Franzosen in den besetzten Gebieten". Dieser aus Schweden stammende Artikel enthält nichts als Auszüge und zwar wörtlich übersetzte Auszüge aus schwedischen Blättern.

Die interalliierte Rheinlandkommission macht es also den Deutschen der besetzten Gebiete, darunter unsern engsten Landsleuten in der Pfalz, unmöglich, eine Münchner Zeitschrift zu lesen, weil sie wörtliche Übersetzungen aus schwedischen Blättern bringt.

Redaktionell abgeschlossen am 3. November 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Deutsche Wärme.

Alljährlich um diese Zeit drängt sich seit 1914 die Frage auf: Sind nicht alle Menschen Brüder? Ist es nicht Selbstsucht immer nur an das eigene Volk zu denken?

Der Mensch neigt ja zum Denken in die Ferne. Begeistert gedenkt er der Mönche, die auf dem St. Bernhard den verirrten Wanderer aus dem Schnee graben, während nur zwei Straßen von ihm entfernt eine Wöchnerin erfriert; mit Rührung vertieft in die Geschichte vom Hund des göttlichen Dulders Odysseus, läßt er den eigenen, der sich dadurch ein Blasenleiden zuzieht, nicht auf die Straße. Niemals ungeduldig gegen seine Sekretärin zu werden ist schwerer als einen Völkerbund zu begründen.

So ist es verständlich, daß es ein Literatentum des Wohltuns gibt und sich unter Leuten, die Mädchen verführen, Verleger betrügen, besonders viele Anhänger des Völkerbundes finden, die in Schlemmerlokalen von der Verbrüderung der Menschheit, der Abschaffung der Kriege, der Bekämpfung des Kapitalismus sprechen. Wie arm erscheinst daneben du, deutsche Beamtenfrau, deutsche Kriegerwitwe, die du während des Krieges für die Verwundeten gestrickt hast und jetzt für deine Kinder sorgst! Ist es nicht als ob du einer früheren, noch nicht so fortgeschrittenen Menschheitsperiode angehörtest?

Als eine der Ungerechtigkeiten des Weltlaufs empfinden wir es, daß es so aussieht, als ob das deutsche Gefühl enger wäre, und daß wir doch wissen, daß es weiter ist, echter, nur nicht so geschwätzig wie das der andern. Leider, wir sagen leider, haben sich die siegreichen Deutschen auf dem Wiener Kongreß in den Gedanken hineingeredet, sie hätten nicht mit den Franzosen Krieg geführt, sondern mit Napoleon — daher blieben sogar die Kriegskontributionen, die Napoleon preußischen Städten auferlegt hatte, auf diesen liegen, so daß die Städte zum Teil bis nach 1870 an diesen Lasten zu tragen hatten; wir führten schon früher an, daß man damals nicht einmal den wertvollsten Teil der von Napoleon geraubten Münzen des Berliner Münz-Kabinetts zurückgefordert hat. Leider regte sich ein großer Teil des deutschen Volkes darüber auf, als 1870 Paris beschossen werden sollte, leider entrüstete sich ein Teil der deutschen Presse, wenn Bismarck gegen irgendeine Unverschämtheit der so glimpflich und ehrenvoll behandelten Besiegten auftrat.

Hingegen ist uns nicht bekannt, daß sich ein Franzose am Hofe des vergötterten Sonnenkönigs gerührt hätte, als dieser, den Glaubensriß der Deutschen und die Hauspolitik der Habsburger benutzend, immer wieder in Deutschland einfiel, ganze Länder verwüstend, ganze Bevölkerungen vergewaltigend und schlachtend, Reunionskammern errichtend, die zu jedem Raub des Schwertes weitere Raubstücke der Feder hinzufügten.

Die Form ist etwas anders geworden. Schon im Krieg war die Hungerblockade ein eleganteres Mittel des Strangulierens als das frühere Abbrennen der Felder und Forttreiben der Haustiere. Man spießt die Säuglinge nicht mehr auf, sondern läßt sie verhungern, indem man die Milchkühe nimmt, und man treibt diese nicht mehr selbst fort, sondern läßt sie auf diplomatischem Wege abliefern. Noch feiner ist der Engländer, der, so wie er es während des Krieges in Grie-

Digitized by Google

chenland gemacht hat, nur zusieht. Es muß dem klugen Lord Haldane ungemischtes Vergnügen bereiten, wenn er sieht, wie die dummen Deutschen ihn heute noch für ihren Freund halten, wie vollkommen die britische Methode bei ihnen einschlägt, andere die schmutzige Arbeit tun zu lassen und sich selbst als feiner Hund mit gelindem Entsetzen abzuwenden.

Millionen von Deutschen sehen immer noch nicht, daß England es jeden Tag in der Hand hätte, den französischen Greueln zu wehren, wenn es wollte. Warum aber sollte es wollen? Sich mit Frankreich über den so viel wichtigeren Orient veruneinigen, um dem deutschen Wirtschaftskonkurrenten wieder auf die Beine zu helfen?

Die Weihnachtsfreude, die der französische Politiker hat, wenn er an Deutschland denkt, hat der englische, wenn er sich Rußland vorstellt. Hier hat man einigermaßen Zustände, wie man sie in und nach dem Dreißigjährigen Krieg in Deutschland hatte, und zwar herrlicherweise durch die Russen selbst hergestellt. Rußland ist die europäische Macht, die England militärisch-politisch als den größten Gegner betrachtet hatte, wie Frankreich Deutschland. Beide sind nun im Zustande angenehmer Verwüstung.

Und doch sieht alles etwas anders aus als wenn in früheren Jahrhunderten verwüstet wurde. Wir sind durchdrungen von der Unveränderlichkeit des Volkscharakters und kamen dadurch in Gefahr die Änderungen zu übersehen, die durch die Zeit bewirkt werden; die Nachkriegszeit hat uns belehrt. Es ist doch anders als nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die Sitten haben sich verfeinert, allerdings auch die Nerven der Menschen und ihre Empfindlichkeit. Im achtzehnten Jahrhundert mit der Post von Hamburg nach Berlin zu reisen war körperlich unangenehmer, als jetzt hingerichtet zu werden. Auch haben die Verkehrsverhältnisse in Deutschland — nicht in Rußland — einen solchen Grad erreicht, daß die erwünschte Aushungerung technischen Schwierigkeiten begegnet. Endlich ist es nicht mehr so glatt möglich ein Land von den andern Ländern abzuschließen, wie in früheren Jahrhunderten. Es kommen Unterstützungen für einzelne von Verwandten und Freunden im Ausland, es kommen Unterstützungen für viele durch die Amerika-Hilfe. Am guten Willen der radikalen Vernichtung fehlt es nicht, aber die Technik ist erschwert. Wir sind jetzt überzeugt, daß sie unmöglich würde, wenn das deutsche Gefühl sich von seiner Perversität befreite, dem Masochismus, dem Bedürfnis gedemütigt zu werden — dem Gegenstück der französischen Perversität, dem Sadismus, dem Bedürfnis zu demütigen. Für uns haben die französischen Gefühle immer etwas von der hohen Schule der Hysterie, dem Theater. Kürzlich schrieb der Deutschland bereisende Korrespondent des Echo de Paris:

„Die Rheinländer haben mich gleich verstanden. Der Militärgeistliche von Mainz schreibt mir: ‚Sie wünschen, daß in Straßburg eine Statue der Jeanne de 'Arc aufgestellt und daß der Kultus unserer Nationalheldin der katholischen Bevölkerung der Pfalz, Hessens und Kölns nahegelegt werde. In Hessen und Mainz ist dies schon geschehen. Jeanne, in der einen Hand das Banner, in der anderen den glorreichen Degen Frankreichs, ist in der Garnisonkirche in Mainz aufgestellt .... Jeanne wird hier geliebt; sie erfüllt mit Begeisterung. Sie würden angenehm berührt sein, wenn Sie sehen würden, wie die rheinischen Mädchen Tag für Tag zur Statue kommen und beten. Die Rheinländer beneiden uns um unsere Jeanne d'Arc und alle sprechen mit Bewunderung von der ‚Jungfrau von Orleans'.'

Das ganze Mittelalter beschäftigt sich mit dieser einfachen Jungfrau. Nirgends jedoch so sehr wie im Rheinlande. Man glaubte dort an sie, ehe ihr König, ehe Frankreich an sie glaubte. Das Rheinland wollte Frankreich triumphieren sehen. Es verfolgte die Taten Jeannes mit eifriger und ängstlicher Aufmerksamkeit. Die Rheinländer wollten nicht an ihren Tod glauben, nirgends hatte man ein glück-

Digitized by Google

liches Ende ihrer Mission heißer ersehnt als am Rheine. In allen Formen der gereimten Chronik, des Romans, des Dramas, der Malerei, kam diese Sympathie zum Ausdruck.

Jeanne d'Arc kann uns am Rheine den größten Dienst leisten. Mit ihrem Tode ist ihre Mission nicht zu Ende. Wie Jeanne d'Arc wollen wir mit unsern Feinden von gestern die Zivilisation fördern ....

Jeanne kann sehr viel tun für den Frieden am Rhein. Zur Zeit existiert in Deutschland, speziell der Rheinprovinz unter den Intellektuellen, besonders der Jugend, eine starke katholische Strömung, deren lateinischer Charakter nicht zu verkennen ist. .... Diese rein religiöse, apolitische Bewegung hat einen speziell liturgischen Charakter und bewegt sich folglich in durchaus lateinischem Fahrwasser ....

Die Heilige wird noch mehr wirken im friedlichen Leben des Alltags. Sie legt den Rheinländern das nahe, was sie selbst gerne möchten. Sie gibt ihnen den Rat, den ganz versklaven, ihnen in der Seele verhaßten preußischen Geist abzulehnen. Jeanne ist ihre Nachbarin und ist ihnen wesensverwandt. Unter ihrem Banner können sie, unter Beibehaltung ihrer rheinischen Fahnen, zur Selbsterkenntnis kommen und sich befreien .... Möge Jeanne ein Banner sein über den geeinten Völkern zum Triumphe der Zivilisation." [Bei den zwei öffentlichen Häusern für die Besatzung, die in Wiesbaden in nächster Nähe der Hauptstraße errichtet wurden, ist die Statue der Heiligen vergessen worden, so daß dort die rheinischen Mädchen noch nicht ihre tägliche Andacht verrichten können.]

Die französische Seele macht Toilette, ehe sie ausgeht, aber im Negligé darf man sie nicht überraschen; es ist eine Nation, die vor dem Spiegel lebt und sich dadurch vor vielen Unarten des Deutschen behütet, aber auch niemals ganz echt und ganz tief ist. Aus sadistisch-religiösen Auslassungen wie den angeführten spricht ein Gemisch von Patriotismus, Sadismus, Sinnlichkeit — selten fehlen darin die gesunden Elsässerinnen und die hübschen Rheinländerinnen —, eine trügerische Wärme.

Die Wärme des deutschen Hauses soll noch einmal hinausstrahlen — aber erst muß dieses Haus zu einer Gemeinschaft aufgebaut sein.

Der Begriff der Gemeinde eines bedeutenden Mannes und ebenso der Gemeinde einer Zeitschrift ist uns schrecklich. Der Begriff der Gemeinde sollte unseres Erachtens für den lieben Gott reserviert bleiben. Wenn sich eine Art von Gemeinschaft zwischen unsern Lesern und uns gebildet hat, so ist wohl die Verbindung von Wärme und Nationalgefühl das gemeinsame Band. Wir vermuten, daß unter unseren Lesern ebenso wenig Rohlinge sind, wie Internationalisten. Wir fühlen, daß es eine Menschenliebe gibt, deren Schönheit darin liegt, daß sie deutsch ist, und ein deutsches Nationalgefühl, dessen Schönheit darin liegt, daß es menschlich ist. Die tiefste Verworfenheit der Lüge empfinden wir daher, wenn unsere Ärzte verleumdet werden, die im Weltkrieg dieses deutsche Gefühl bewiesen haben.

Ärzte möchten auch wir sein, erfüllt, wie jeder Arzt es sein muß, vom allgemeinen Drang zu helfen und gebändigt wie der Arzt es sein muß durch den Willen da zu helfen, wo man hingestellt ist. Nicht dem eingeschneiten Wanderer auf dem St. Bernhard, nicht dem Hunde des Odysseus, sondern den deutschen Kindern. C.

Digitized by Google

Die Ernährungslage des deutschen Volkes.

Ob die führenden Staatsmänner unserer Feinde zum Wohle ihrer eigenen Völker gehandelt haben, als sie den Beschluß faßten, durch gemeinsamen Überfall das deutsche Volk auf immer „unschädlich" zu machen, wird erst der weitere Verlauf der Dinge lehren. Man kann nicht einen Hauptpfeiler der Zivilisation und der Kultur wegsprengen, ohne ihr ganzes Gebäude in die heftigste Gefahr des Zusammensturzes zu bringen.

Die Vernichtung unseres Handels und unserer Industrie in dem früheren großen Stile eines Weltbetriebes bringt in unserem Volke, dessen ganze Wirtschaft, Lebensweise und Wachstum auf das Blühen von Industrie und Handel aufgebaut waren, Millionen unmittelbar in größte Gesundheits- und Lebensgefahr und raubt Millionen von Menschen auf die Dauer die Möglichkeit des Gedeihens. Die ungeheure Erweiterung des Nahrungsspielraums als Ergebnis der beispiellosen Entwicklung unserer Industrie und unseres Handels unter der Führung kühner Unternehmer und genialer Männer der Wissenschaft und der Technik hatte unser Reichsvolk in 43 Jahren um 28 Millionen wachsen lassen. Ich halte es für unabwendbar, daß die Verengerung dieses Nahrungsspielraums Millionen wieder zum Aussterben, d. h. zum Sterben ohne Hinterlassung eines genügenden Nachwuchses bringen wird.

Dieser Bevölkerungs-Schwund muß nicht unbedingt das Weiterbestehen des Volkes im ganzen unmöglich machen, wenn er auch unter allen Umständen eine schauerliche Vernichtung von materiellen und ideellen Gütern und eine Unsumme von Schmerz bedeutet. Ein im wesentlichen aus dem heimatlichen Boden selbst sich, wenn auch knapp ernährendes Volk, steht sicherer und gesunder, vielleicht auch zufriedener im Leben, als eine solche üppig wuchernde Treibhauspflanze in der Schwüle rasch erworbenen Reichtums, wie das unsrige in den letzten Jahrzehnten gewesen ist. Selbst dem Ackersklaven bleiben noch Freuden, die dem Fabriksklaven verschlossen sind.

Das Weiterbestehen unseres Volkes hängt aber davon ab, ob es uns gelingt, der furchtbar dringenden Not von heute Herr zu werden, ob es gelingt, die unmittelbar drohende Lebensgefahr abzuwenden. Es kann auch so kommen, daß Millionen von uns nicht allein allmählich aussterben müssen — das wäre ein verhältnismäßig milder Ausgleich — sondern, daß Millionen so jäh dahinsterben, wie infolge der Hungerblockade Hunderttausende gestorben sind.

Die Frage der Fragen, die heute gebieterisch von uns Lösung fordern, ist unsere Ernährung. Ihre Tragweite ist geradezu entsetzlich groß. Es gehört zum Nötigsten, daß alle Volksgenossen, wirtschaftliche Erzeuger wie Verbraucher, dies so klar als möglich erkennen, denn die einen müssen wissen, daß sie soviel wie möglich von Lebensmitteln hervorbringen müssen, dieselben und die andern, daß sie auf lange Zeit hinaus so wenig wie möglich verbrauchen dürfen, wenn nicht das Grausen des Chaos über uns hereinbrechen soll.

Da es uns augenblicklich ein wenig besser geht, als wir es seit Jahren ertragen mußten, weil ohne Zweifel sehr erhebliche Mengen von Nahrungsmittel aus dem Auslande eingeführt werden, meinen nur allzuviele, daß dies nun so fortgehen und immer besser werden würde, daß sie daher ihrer Begehrlichkeit die Zügel schießen lassen dürften. Eine verhängnisvolle Täuschung! Wir brauchen heute mindestens 6 Millionen Tonnen Lebensmittel kostbarer Art aus dem Auslande. Glaubt man, daß irgend jemand uns diese gewaltige Masse schenken werde? Vorläufig gibt man uns allerdings auf Pump. Aber Vorschüsse werden nur dann und solange gegeben, als man auf ihre Rückzahlung hofft. Wieviel werden wir aber in absehbarer Zeit zurückzahlen können? Vor dem Kriege haben wir mit unseren Kohlen, mit unserem Eisen und Stahl, mit unseren Fabrikaten, mit unserer Frachterei, mit den Zinsen unseres Auslandskapitales

Digitized by Google

bezahlt. Womit sollen wir heute bezahlen, da man uns unseren Auslandsbesitz, unsere Flotte, unser Eisen und unsere Kohlen fortgenommen hat? Unentbehrliche Rohstoffe müssen erst im Ausland eingekauft werden, damit wir fabrizieren können. Alles, was wir heute überhaupt zum Exportieren haben, müssen wir verwenden, um industrielle Rohstoffe zu importieren, damit wir unsere eigenen dringendsten Bedürfnisse, wie z. B. das nach Kleidung — befriedigen und Tauschmittel herstellen können. Auch noch aus einem tieferen, seelischen Bedürfnis heraus brauchen wir die industriellen Rohstoffe. Wir müssen unserem Volke mehr Arbeitsgelegenheit verschaffen. Panis et labor, Brot und Arbeit, nicht Brot und Spiele ist der Sinnspruch des Lebens! Der Mensch braucht seine tägliche harte Arbeit nicht weniger notwendig als sein tägliches Brot, um zu gedeihen und der heutige durch den Rohstoffmangel erzwungene halbe Müßiggang breiter Schichten lastet auf den Gemütern der Tüchtigen mehr und mehr wie ein Unglück.

Vor dem Kriege hat die soziale Hygiene mit der ganzen sozialen Fürsorge nur gefragt: „Was ist für den Menschen gut und angenehm?“ und hat dies dann für alle gefordert. Es handelte sich nur um die Frage der Verteilung eines Nationaleinkommens von scheinbar unbegrenzter Höhe und Steigerungsfähigkeit. Die soziale Gesundheitspflege stand und konnte stehen ausschließlich auf dem Standpunkt des Verbrauchers. Heute aber muß sie vor allem fragen: Was und wieviel habe ich überhaupt zu verteilen? Wie groß ist das Nationaleinkommen? Wenn es nicht ausreicht, kann ich es erhöhen?

Die Möglichkeit der Einfuhr ist äußerst gering und wird sehr bald noch viel geringer werden, wenn wir nicht in höherem Maße Ausfuhr treiben können. Um dies zu erreichen, muß alles, was wir heute an Mitteln zur Bezahlung der Einfuhr auftreiben können, zur Einfuhr von industriellen Rohstoffen verwendet werden. Daher ist die wichtigste Vorbedingung für unsere wirtschaftliche Gesundung und damit für unseren völkischen Fortbestand, daß wir unsere Bevölkerung aus der Heimat ernähren. Es kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß unser Schicksal daran hängt, ob und in welchem Umfange und wie bald wir dazu imstande sein werden.

Wir haben vor dem Kriege mehr als 6 Millionen Tonnen Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, mehr als $1^1/_2$ Millionen Tonnen Ölfrüchte und Ölkuchen, fast 0,6 Millionen Tonnen Fische, Eier, Milch und Milcherzeugnisse und dazu noch reichlich andere Lebensmittel eingeführt; außerdem 0,8 Millionen Tonnen Stickstoffdünger, 0,9 Millionen Tonnen Phosphate und mehr als 1 Million Tonnen Schwefelerze, um aus jenen Superphosphate machen zu können. Infolge des Raubes unserer Grenzgebiete hat sich unser Ackerland gegen 1913 um 12,1 vom Hundert, unser Roggenland, unser Kartoffel- und unser Zuckerrübenland, die drei wichtigsten, sogar um nahezu oder mehr als $^1/_6$ verkleinert, während in den abgetrennten Gebieten nur 7,5 vom Hundert der Bevölkerung verloren gegangen sind. Mit den lothringischen Eisenerzen haben wir die mächtige heimische Phosphorsäurequelle eingebüßt. Überdies hat man uns noch den größten Teil unserer Fischereiflotte, 23000 Schiffe, weggenommen. Den Ausweisen des Statistischen Reichsamtes und den Mitteilungen des Reichsernährungsministers entnimmt man, daß uns die Ernte von 1919 nur $^9/_{10}$ der Kartoffeln, nur die Hälfte des Roggens und der Zuckerrüben, nur wenig mehr als $^1/_3$ des Hafers, $^1/_4$ des Weizens, $^1/_5$ der Gerste geliefert hat, die das Reichsvolk i. M. der Jahre 1912/13 verzehrte. Wir hatten bei der letzten Viehzählung um $^1/_5$ Rinder, $^1/_3$ Kühe, 55% Schweine weniger als damals. Wer dies alles weiß, könnte meinen, daß es eine physische Unmöglichkeit sei, unsere heutige Volkszahl aus dem eigenen Lande auch nur einigermaßen genügend zu ernähren.

Eine physische Unmöglichkeit, die erforderlichen Nahrungsmengen herzustellen, besteht aber nicht.

Digitized by Google

Um dies erkennen zu können, müssen wir uns zuerst darüber klar werden, welche Nährstoffmengen aufgebracht werden müssen, um eine Bevölkerung, wie unsere jetzige, in gutem Zustande und bei guter Leistungsfähigkeit zu erhalten. Die Nahrung hat verschiedene Aufgaben zu erfüllen, die alle gleich lebenswichtig sind, aber eine von ihnen überragt ihrem Umfange nach weitaus alle andern. Die Größe des Stoffumsatzes und damit die Größe des Nahrungsbedürfnisses wird beherrscht von den Energiemengen, die der Organismus umsetzt und nach außen abgibt, von der Notwendigkeit, ihn mit den entsprechenden Mengen potentieller Energie zu versorgen. Es ist unerläßlich, daß der Organismus auf die Dauer mindestens ebensoviel potentielle Energie zugeführt erhält, wie er an Energie verliert, wenn er nicht rasch verfallen und zugrunde gehen soll. Diese Versorgung des menschlichen Organismus mit potentieller Energie erfolgt fast ausschließlich in Form von chemischer Energie, und zwar durch Zufuhr dreier Hauptgruppen von Nahrungsstoffen: Eiweißkörper, Fette und Kohlenhydrate. Die Mengen von Nahrungsmitteln, die aufgenommen werden müssen, um den Organismus mit den erforderlichen Mengen potentieller Energie zu versorgen, sind so groß, daß man im allgemeinen sicher sein kann, er werde darin auch alles andere finden, was er nötig hat, insbesondere die erforderlichen Mengen von Eiweißkörpern, die neben der Energielieferung Leistungen im Körper vollbringen, deren kein anderer Stoff fähig ist; ferner die nötigen Mineralsubstanzen und jene merkwürdigen Hilfsstoffe, auf die man erst in neuerer Zeit aufmerksam geworden ist, die wasserlöslichen und die fettlöslichen sogenannten Vitamine, die unentbehrlich sind, wenn auch offenbar winzigste Mengen von ihnen genügen. Vorausgesetzt ist dabei, daß der Hauptmasse nach natürliche Nahrungsmittel, pflanzliche und tierische Leiber, Leibesteile und Absonderungen verzehrt werden, die selbst alles zum Leben Notwendige, wenn auch in verschiedenen Mischungsverhältnissen enthalten; daß nicht ein zu großer Bruchteil der erforderlichen Energie in einseitig zusammengesetzten Kunstprodukten, wie reines Fett, Zucker, Bier, Branntwein genossen wird. Nur dann, wenn es darauf ankommt, rasch große Massen von Leibessubstanz oder Sekret zu bilden, wie in den Masttieren und den Milchkühen, muß besondere Vorsorge für reichliche Eiweißzufuhr getroffen werden, die dann in der Regel von selbst auch eine reichlichere Versorgung mit Mineralstoffen mit sich führt.

In welchen Nahrungsmitteln die Energie zugeführt wird, ist keineswegs gleichgültig. Die Nahrungsmittel aus dem Tierreich sind gewissermaßen Eiweiß- und Fettextrakte aus dem Pflanzlichen und zeichnen sich durch ihre leichte und vollständige Aufsaugbarkeit aus. Ihre Aufnahme spart Essenszeit, Essens- und Verdauungsarbeit und mancherlei Verdauungsbeschwerden; ist also innerhalb gewisser Grenzen vorteilhaft. Es wäre töricht, das Verhältnis unbeachtet zu lassen, in welchem die führenden Kulturvölker tierische und pflanzliche Lebensmittel und damit auch die drei Hauptnährstoffe zu verzehren pflegen oder zu verzehren trachten. Es ist keineswegs bloß Leckerhaftigkeit, wenn für Fleisch und Milch hohe Preise bezahlt werden. Städtische Stubenbewohner mit sitzender Lebensweise leiden darunter, wenn sie sehr große Massen von Vegetabilien verzehren müssen. Aber alles dies ist untergeordnet unter den Kardinalpunkt der Zufuhr der nötigen Energiemengen. In der Notlage, in der wir uns befinden, dürfen und müssen wir das ganze Ernährungsproblem ausschließlich von dem Standpunkte der Energieversorgung aus behandeln.

Wie groß sind also die Energiemengen, ausgedrückt in Kilogramm-Kalorien, deren unsere Bevölkerung bedarf?

Trotz der außerordentlich großen Unterschiede im Bedarf der Einzelnen je nach Geschlecht, Alter, Temperament, Körpergewicht und Arbeitsleistung dürfen wir doch darauf vertrauen, daß wir den physiologischen Energiebedarf einer Bevölkerung von der Zusammensetzung der deutschen im Jahre 1910,

Digitized by Google

dem der letzten eingehenden Volkszählung, mit rund 2300 verdaulichen Kalorien auf Kopf und Tag richtig beziffern. Diese Zahl stützt sich auf den Bedarf von rund 3000 Kalorien des 70 Kilogramm schweren erwachsenen Mannes bei mittlerer Arbeit. Wir müssen uns leider auch heute an jene Zahl 2300 halten, obwohl einerseits durch den Tod so vieler Hunderttausende von Männern auf dem Schlachtfelde und so vieler Hunderttausende von Frauen und Greisen am Hunger, andererseits durch den Geburtenausfall die Zusammensetzung der Bevölkerung eine nicht unwesentliche Veränderung erfahren haben dürfte. Darüber, daß der Nahrungsbedarf heute infolge des geringeren mittleren Körpergewichtes, einer Folge des Hungerzustandes, und infolge der Herabsetzung der Arbeitsleistung kleiner geworden ist, gehe ich absichtlich hinweg, da ich ja feststellen will, ob die erforderliche Kalorienmenge für eine körperlich voll entwickelte und mit voller Kraft arbeitende Bevölkerung aufgebracht werden kann.

Es wäre aber fehlerhaft, bei einer Berechnung des Gesamtbedarfs einer Bevölkerung den physiologischen Bedarf zugrunde zu legen. Wir müssen die unvermeidlichen Verluste durch Verderb und Vergeudung auf dem Wege vom Erzeuger bis zum Munde des Verbrauchers mit veranschlagen. Wir dürften am sichersten gehen, und diese Verluste einerseits nicht zu hoch und andererseits nicht zu niedrig veranschlagen, wenn wir unserer weiteren Rechnung den tatsächlichen Verbrauch auf Kopf und Tag zugrunde legen, wie ihn Rubner errechnet hat: 2600 verdauliche Kalorien (und 72 Gramm Eiweis) auf Kopf und Tag. Unsere Feinde berechneten ein Erfordernis von 2770 Kalorien.

Für eine Bevölkerung von 59 668 Millionen, wie die deutsche am 8. Oktober 1919, und für das Jahr ergibt dies 56,62 Billionen verdauliche Kalorien (und 1,568 Millionen Tonnen Eiweiß).

Vor dem Kriege hat die deutsche Bevölkerung allerdings viel mehr verzehrt: 3642 verdauliche Kalorien (und 92,9 Gramm Eiweiß) auf Kopf und Tag. Damals ist mit den Nahrungsmitteln die unsinnigste Verschwendung getrieben worden. Es gehört mit zu dem Wichtigsten, was wir tun müssen, um durchzukommen, daß wir das sorgfältige Haushalten mit den Nahrungsmitteln, das wir im Kriege einigermaßen gelernt haben, auch weiterhin und immer vollkommener üben und insbesondere auch bei der Verarbeitung der Naturprodukte und Zubereitung der Speisen stets die sparsamsten Wege einschlagen.

Können wir nun die angeforderten 56,62 Billionen Kalorien aus unserem Boden herauswirtschaften?

Zur Antwort darauf sind wir auf die Schätzungen der Anbau- und Ernteflächen und der Ernteerträge angewiesen, denen wir allerdings nicht blindlings vertrauen dürfen. Während des Kriegs und heute mußten und müssen alle Regungen des Eigennutzes den Selbstversorger in wachsendem Maße dazu verlocken, möglichst viel von seinen Ernten und von seinem Viehstande zu verbergen, wie das Statistische Reichsamt mit Recht hervorhebt. Hing es und hängt es doch von dieser Einschätzung ab, wieviel er abliefern muß, wieviel ihm zum Verzehren in der eigenen Familie, zur Fütterung seines Viehes und auch zu sehr einträglichen Handelsgeschäften übrigbleibt. Glücklicherweise haben die städtischen Bevölkerungen stets doch erheblich mehr Nahrung erhalten, als amtlich erfaßt und rationiert wurde. Wären sie ausschließlich auf die Rationen angewiesen gewesen, dann wären bis jetzt nicht nur 0,8 Millionen, sondern viele Millionen von uns verhungert. Glücklicherweise brauchen wir daher das amtliche Ernteergebnis von 1919 dem wirklichen keineswegs völlig gleichzusetzen; so riesengroß der Rückgang unserer landwirtschaftlichen Erzeugung auch tatsächlich ist und sein mußte, wie wir erkennen, wenn wir die Bedingungen betrachten, unter denen sie heute vor sich geht. Im allgemeinen werden wir zufrieden sein müssen, wenn wir mit den Gesamtschätzungen wenigstens die Größen-

Digitized by Google

ordnung der Ziffern unserer Erzeugung richtig treffen. Darauf werden wir uns bei den Friedensschätzungen wohl verlassen dürfen, denn dafür geben uns zahlreiche zuverlässige Einzelerhebungen Bürgschaft.

Mensch und Tier sind Schmarotzer des Pflanzenreichs. Die Höhe der Speicherung von Sonnenenergie durch die Nährpflanzen entscheidet somit darüber, wieviel Menschen und Tiere dauernd in einem Lande leben können. Die Berechnungen von Zuntz und Kuczynski haben nun ergeben, daß im Durchschnitt der Jahre 1912/13 die damalige deutsche Bevölkerung 53,442 Billionen verdauliche Kalorien und der deutsche Viehstand 158,512 Billionen verdauliche Kalorien in pflanzlichen Nahrungsmitteln verzehrt haben, während überdies noch in Roggen und Mehlen rund 3 Billionen verdauliche Kalorien, in Rübenzucker 2,344 Billionen Kalorien ins Ausland abflossen. Dies gibt zusammen den Bezug von rund 217,3 Billionen für Mensch bzw. Vieh verdaulichen Kalorien aus unserer Nährpflanzenwelt[1]). Mit Rücksicht auf die starke Abhängigkeit der Fleisch- und Milcherzeugung von der Höhe der Eiweißversorgung der Tiere sei hinzugefügt, daß der Bezug von Rohprotein aus unseren Nährpflanzen auf 7,3505 Millionen Tonnen veranschlagt wurde.

Diese Zahlen stellen gewiß nicht das Höchstmaß dessen dar, was aus unserem Boden für die Ernährung von Mensch und Vieh überhaupt herausgezogen werden kann. Durch besser überlegten Anbau der ergiebigsten Gewächse, durch ausgiebigere Bearbeitung und Düngung, durch fortgesetzte sorgfältige Auslese des Saatgutes, zum Teil auch durch eine andere Art der Verwertung der Ernte für Mensch und Vieh, durch beste Auswahl der Zuchttiere, würde gewiß noch viel mehr zu erzielen sein. Wenn wir aber bedenken, daß 1913 unser bisher bestes Erntejahr war, während 1919 die Hektarerträge des deutschen Getreide-, Kartoffel- und Zuckerrübenlandes kaum $^2/_3$ der Durchschnittserträge der Jahre 1903/12 erreichten, daß 1918, also noch vor dem Gebietsverluste, infolge verminderten Anbaues unser Ackerland gegen 1913 um 4 Millionen Hektar kleiner geworden war; wenn wir bedenken, daß uns Millionen Tonnen Phosphatdünger fehlen, dann werden wir wohl einen im Verhältnis zur Fläche gleichen Kalorienertrag wie 1912/13 als ein ungemein günstiges Ergebnis betrachten müssen, über das wir in absehbarer Zeit kaum hinauskommen werden.

Das Reichsgebiet ist gegenüber 1913 infolge des bisherigen Gebietsraubes schon (ungerechnet das verlorene Stück Schleswig-Holstein[2]) um 12,03 vom Hundert kleiner geworden. Ungefähr ebenso verhält es sich mit der Ausdehnung der überhaupt bewirtschafteten Fläche. Sie ist von rund 47 auf 41,3 Millionen Hektar, d. i. um 12,1 vom Hundert gesunken. Wenn wir annehmen dürften, daß die Verteilung der bewirtschafteten Restfläche auf die verschiedenen Kulturen bald wieder verhältnismäßig dieselbe wird, wie 1913, würden bei gleich guter Ernte wie 1912/13, vom Restboden auch 87,9 Prozent von damals, das sind 191 Billionen verdauliche Kalorien zu erwarten sein. Wir haben aber gehört, daß unser Roggen-, Kartoffel- und Rübenland um viel mehr als $^1/_8$, um $^1/_6$ und $^1/_5$ verkleinert worden sind. Es wird gar nicht leicht sein, einen Ausgleich durchzuführen, so daß wieder das alte Verhältnis der Anbauflächen untereinander erreicht wird. Wir werden daher sicherer gehen, wenn wir die Ernten für jene Restflächen berechnen, wie sie tatsächlich im vorigen Jahre übriggeblieben sind. Die Rech-

[1]) Dadurch, daß Zuntz und Kuczynski „verdauliche" Kalorien herausgerechnet haben, kommt in unseren Zahlen leider nicht allein die Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch der Gebrauch und die Ausnützung der pflanzlichen Nahrung in Mensch und Vieh mit zum Ausdruck. — [2]) Nach neuer gütiger Mitteilung des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft 0,398 Millionen Hektar = 0,78 Prozent des Reichsgebietes mit 164584 Einwohnern.

Digitized by Google

nung ergibt dann eine vorsichtigerweise zu erhoffende Ernte von 172 Billionen verdauliche Kalorien. Auch diese Einschätzung ist noch etwas optimistisch, weil es sich um den Verlust von Gebieten handelt, deren Hektarerträge über dem Reichsdurchschnitt lagen.

In diese Zukunftsmenge von 172 Billionen Kalorien müßten sich Mensch und Vieh teilen. Und damit kommen wir zu dem Kardinalpunkt, um den sich die ganze Ernährungsfrage dreht: Das Vieh ist nicht allein unser Lieferant von Nahrung, sondern auch unser höchst anspruchsvoller Wettbewerber um Nahrung. Im Jahre 1912/13 zehrten an unseren pflanzlichen Nahrungsmitteln neben etwa 3,6 Millionen Tonnen Mensch etwa 12,6 Millionen Tonnen Haustier. Die große Frage ist also: Wie viele Millionen Kalorien dürfen wir in Zukunft an die Tiere abgeben, wenn wir selbst davon genug erhalten sollen?

Eine erhebliche Menge müssen wir auf alle Fälle für unser unentbehrliches Arbeitstier, das Pferd, abgeben. Wenn wir die andauernde Kohlennot berücksichtigen, dürften wir zu dem Schluß kommen, daß wir in Zukunft verhältnismäßig ungefähr ebensoviele Pferde werden halten müssen, wie vor dem Kriege, also 87,9 Prozent des früheren Pferdestandes das sind 3,976 Millionen. Bei gleicher Altereszusammensetzung wie 1912/13 würden sie 26,77 Billionen Kalorien (und 0,8 Millionen Tonnen Rohprotein) beanspruchen. Es bleiben somit 145,23 Billionen verdauliche Kalorien für Mensch und Nährtiere übrig.

Um zu entscheiden, wie diese verfügbare Energiemenge auf Mensch und Nährtier zu verteilen ist, müssen wir wissen, wieviel von den von den Tieren verzehrten verdaulichen Kalorien durch ihr Fleisch und ihre Milch in die menschliche Nahrung gelangen. Nach der gewöhnlichen Rechnung macht dieser Bruchteil bei Schweinemast und Kuhmilcherzeugung ungefähr 25 Prozent aus. Diese hohe Zahl dürfen wir aber unserem rohen Überschlag nicht zugrundelegen. Nach den Berechnungen von Zuntz und Kuczynski verzehrte unser gesamter Viehstand ohne die Pferde 1912/13 rund 153,6 Billionen verdauliche Kalorien. Nach denselben Gewährsmännern entnahmen wir zu gleicher Zeit dem einheimischen Vieh 24,18 Billionen Kalorien für unsere Nahrung. Dies sind nur 15,75 Prozent der Futterkalorien. Ganz ähnlich ergibt sich auf dieser Grundlage eine recht geringe Ausnützung des Rohproteins im tierischen Futter. Von den verzehrten 6,428 Millionen Tonnen Eiweiß erschienen im Fleisch, in Milchprodukten und Eiern 0,8182 Millionen Tonnen; also nur 12,73 Prozent des Eiweißes.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei nochmals hervorgehoben, daß diese Verhältniszahlen nicht allein von den Vorgängen im Tierkörper, sondern auch von der Art der Verwertung der tierischen Produkte, z. B. vom Verbrauch der Milch als solcher oder der aus der Milch gewonnenen Butter und Käse, ferner von der Ausnützungsfähigkeit des menschlichen Verdauungskanales abhängig sind.

Im Besitz dieser Zahlen können wir jetzt endlich berechnen, ob und wie aus dem verfügbaren Vorrate von Energie in den pflanzlichen Nahrungsmitteln der Energiebedarf der heutigen deutschen Bevölkerung gedeckt werden kann. Wenn wir mit X die Menge der pflanzlichen Kalorien bezeichnen, die der Mensch selbst verzehren muß, und mit Y diejenige Menge von ihnen, die dann für seine Nährtiere übrigbleiben, so ist $X + Y = 145{,}23$ Billionen, der Gesamtmenge der pflanzlichen Kalorien. Wenn 15,75 Prozent der vom Tier verzehrten Kalorien, also von Y, in die menschliche Kost gelangen, so muß Y in unserem Falle so groß werden, daß $X + 0{,}1575\ Y = 56{,}62$ Billionen werden, d. h. das Kalorienbedürfnis der Bevölkerung decken. Wenn wir mit Hilfe dieser beiden Gleichungen X und Y berechnen, finden wir, daß wir unter den gemachten Voraussetzungen unser Auslangen finden können, wenn $X = 40{,}02$ und $Y =$

Digitized by Google

105,33 Billionen, 0,1575 Y = 16,60 Billionen werden, oder mit anderen Worten, wenn wir unseren Kalorienbedarf zu

mindestens 70,63 Prozent mit pflanzlichen und zu
höchstens 29,32 Prozent mit tierischen Nahrungsmitteln decken.

In analoger Weise ergäbe sich aus dem verfügbaren Vorrat von 5,2 Millionen Tonnen verd. Rohprotein, aus dem Bedarf von 1,568 Millionen Tonnen für die menschliche Nahrung, und bei Übergang von 12,73 Prozent des verfütterten Eiweißes in diese Nahrung, daß wir mindestens 1,038 Millionen Tonnen Rohprotein = 66,2 Prozent in pflanzlicher Form und höchstens 0,530 Millionen Tonnen = 33,8 Prozent in tierischer Form verzehren müßten.

Vor dem Kriege haben wir 35,5 Prozent der Kalorien und 44,67 Prozent des Eiweißes in tierischer Form genossen. Wenn wir also Selbstversorgung treiben wollen, dann dürfen wir von den üppigen Fleischtöpfen der Vergangenheit uns nichts mehr träumen lassen. Unsere Ernährungslage könnte aber bei guter Ernte noch immer nicht allein der Menge, sondern auch der Art nach, von Dürftigkeit weit entfernt bleiben; selbst dann, wenn die Volkszahl ihre jetzige Höhe behaupten sollte.

Insbesondere ist wichtig, festzustellen, daß unserem Nährvieh noch 77 bis 78 Prozent des Kalorien- und Eiweißverbrauchs im Frieden, und zwar in dem recht wohl erträglichen Nährstoffverhältnis von 1:7 übrigbleiben würden, so daß es ohne Schwierigkeit möglich werden müßte, die dem Friedensverhältnis vollentsprechende Zahl von 9,23 Millionen Milchkühen zu halten. Allerdings dürften wir beim Fehlen des ausländischen Kraftfutters mit dem engen Nährstoffverhältnis 1:4,6 keine so hohen Milcherträge wie früher erwarten. Was infolge des notwendigen Kleinhaltens des Viehstandes an Stalldünger fehlte, könnte ohne Zweifel durch bessere Düngerwirtschaft hereingebracht werden. „Möglichst viel Dünger von möglichst wenig Vieh", muß die Regel sein!

Die Zahlen, die sich bei unserer Rechnung ergeben haben, lauten so günstig, daß wir — ich glaube, mich nicht zu täuschen — mit aller Bestimmtheit sagen können: *das Ziel der Selbstversorgung, das wir unbedingt erreichen müssen, wenn unser Leben gesunden soll, können wir für die heutige Volkszahl in der Hauptsache auch erreichen*; wenn es auch ohne Einfuhr beträchtlicher Mengen von Phosphaten nicht abgehen wird.

Aber wie weit sind wir augenblicklich noch von jenem Zustande entfernt! In der sichtbar gewordenen Ernte von 1919 fehlte $^1/_5$ unseres Bedarfs, so daß wir gezwungen sind, große Mengen von Lebensmitteln, soviel wir nur bekommen können, mindestens 5,6 Millionen Tonnen, im Ausland einzukaufen; wenn es sein muß, zu Wucherpreisen, wie sehr dies auch unsere Schuldknechtschaft verschlimmern mag. Im Augenblick können wir an der Einfuhr nicht sparen; wir müssen aber sobald als möglich und so ausgiebig wie möglich mit dem Sparen anfangen. Der neueste Valutasturz sollte doch für uns alle ein Menetekel sein. In dem Augenblicke, da man uns nicht mehr Vorschuß gibt, ist die Katastrophe da. So begreiflich das stürmische Verlangen ist, endlich wieder eine bessere Kost zu bekommen, noch immer sind die Zeiten so, daß wir froh sein müssen, wenn wir nur überhaupt satt werden. So angenehm wir die reichliche Fetteinfuhr empfinden, das japanische Volk lebt mit einem Minimum von Fett! Schon gar nicht zu verantworten ist es, wenn man Luxusdinge wie Schokolade und Kekse, Südfrüchte und Büchsenkonserven in großen Mengen einführt; von Tabak, Wein, Kognak und Likör gar nicht zu sprechen. Ich möchte am liebsten nicht glauben, was öffentlich behauptet wird, daß die Reichsregierung den Import von großen Mengen von Wein, Likör und Branntwein sogar begünstigt, weil sie dabei große Zollgewinne macht. Mit welchem Ausdruck sollte man aber erst den Vorgang

Digitized by Google

bezeichnen, wenn es wahr ist, was uns versichert wird, daß im letzten Jahre große Mengen von Hafer, ja selbst große Mengen von Weizen, mit einer dünnen Schichte Hafer bedeckt, in das Ausland verkauft worden sind? Haben Gewissen und Vernunft bei uns wirklich alle Macht verloren?

Allen, welche sich mit der Ernährungsaufgabe beschäftigt haben, ist es klar, daß ihr Schwergewicht auf den Schultern der Landwirte ruht. *Mehr als je ist die Landwirtschaft das Fundament unseres Daseins.* Nur dann, wenn sie die Anbauflächen und die Erträge wieder in die Höhe bringt, sind wir zu retten. Die äußeren und inneren Schwierigkeiten, welche sie dabei zu überwinden hat, sind ungeheuer groß. Hunderttausende der kräftigsten, fleißigsten Arme, die einst die Pflugschar gelenkt und die Sense geschwungen haben, modern im Grabe. Jahrelang ist der Boden nicht genügend bearbeitet und gedüngt worden. Es fehlt an Zugtieren, an Maschinen und Werkzeugen, an Kohle, an Kunstdünger, an allem. Während des Krieges schon ist dilettantische Willkür überall plump dareingefahren, hat die natürliche Preisbildung auf den Kopf gestellt und hat dadurch nicht allein uns allen den Gesetzessinn ausgetrieben, der einst so selbstverständlich war, Selbstsucht und Eigennutz ins Maßlose gesteigert, sondern auch die Art der Verwertung des Bodens in verhängnisvoller Weise beeinflußt. Es ist eine der erschreckendsten Tatsachen, daß im vorigen Jahre trotz unserer Gebietsverluste die Fläche der Wiesen und Weiden um 28,9 Prozent größer war, als 1913. Um was die Wiese größer, ist der Acker kleiner geworden!

Mit Zwang ist hiegegen nichts zu erreichen. Nur die Landwirtschaft selbst kann bei sich Ordnung machen; wir dürfen sie dabei nicht stören.

Ich bin stets überzeugter Anhänger der *inneren Kolonisation* gewesen. Aus der Erkenntnis heraus, daß unsere Rolle als Weltindustrie- und Handelsvolk zu Ende ist, halte ich es heute mehr als je für eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland, den mittleren und kleinen Bauernstand und den angesessenen Landarbeiterstand so ausgiebig wie möglich zu vermehren, den schädlichen Zustrom zu den Städten dadurch soviel als möglich zu hemmen, daß man den jüngeren Söhnen der Bauern und den Landarbeitern die Aussicht auf eigenen Grund und Boden so breit als möglich eröffnet. Die bäuerliche Bevölkerung war zu allen Zeiten der ausdauernde Wurzelstock und die Menschenquelle der Völker. Sie hat das, was das Zuträglichste ist, einfache Kost und Lebensweise, strenge Arbeit in freier Luft, Leben in und mit der Natur. Für den Städter werden heute die Kinder mehr und mehr zur schweren wirtschaftlichen Last, der Bauer dagegen erzeugt sich in ihnen Arbeitskräfte, die für ihn heute wertvoller sind als je, da sie ihm treu bleiben, während ihm Knecht und Magd davonlaufen. Es stärkt daher die Hoffnung auf die Fortdauer unseres Volkes, daß unsere Bodenverhältnisse die Möglichkeit bieten, ohne gefährlichen Umsturz alles Bestehenden die Zahl unserer bäuerlichen Wirtschaften binnen kurzer Zeit um 650000 zu vermehren.

Ich betrachte es aber trotzdem heute als ein Glück im Unglück, daß die Unmöglichkeit, Häuser zu bauen, alle Versuche, den Großbesitz in großem Umfange rasch aufzuteilen, vorläufig verhindert hat. Wie es auch im allgemeinen mit der Streitfrage stehen möge, welche Betriebsart die größeren Erträge zu erzielen im stande sei, der landwirtschaftliche Großbetrieb oder der Klein- und Mittelbetrieb, — viele Erfahrungen scheinen dafür zu sprechen, daß sich's darin bei den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft verschieden verhält — sicher ist, daß heute sehr häufig der Großbetrieb tatsächlich auf der Flächeneinheit viel mehr erzeugt, als der Kleinbetrieb. Sicher ist, daß auf der Flächeneinheit Kleinbetriebsland außerordentlich viel mehr Esser sitzen, als auf Großbetriebsland: 1907 kamen auf je 100 Hektar landwirtschaftliche Fläche bei Zwergbesitzen bis zu 2 Hektar 252, bei Großgrundbesitz nur 18 Arbeitende! Sicher ist überdies, daß diese Esser, sehr

Digitized by Google

verzeihlicherweise, mit der Nahrung vor allem ausgiebig an sich selbst denken. Sicher ist ferner, daß der Kleinbauer weit mehr Vieh auf der Flächeneinheit hält, als der Großgrundbesitzer und der Großbauer, im Mittel fast 3 mal soviel Rinder, fast 5 mal soviel Schweine, fast 9 mal soviel Geflügel. Wir wissen bereits, wieviel das alles frißt, und wir wissen auch, daß der Bauer mehr an sein Vieh als an seine Volksgenossen in der Stadt zu denken pflegt. Dies sind wichtige Faktoren, die dabei mitwirken, daß die Ernteüberschüsse, die vom Gutsland zur Ablieferung kommen, überall ganz bedeutend höher sind, als die vom Gemeindeland. So stellte sich bei einem großen Gruppenvergleiche heraus, daß die Ablieferung von Getreide, Kartoffeln, Milch, Fleisch durch die Gutshöfe zusammen 209 Prozent der Lieferung des Gemeindelandes betrug, so daß aus dem Überschuß von 1 Hektar Ackerfläche der Güter 27,6 Nichtselbstversorger ernährt werden konnten, von 1 Hektar Gemeindeacker aber nur 13,2 Personen, also nicht einmal halb soviel! Der riesige Großgrundbesitz in einigen Gebieten des Nordens und die Großstädte sind Übel, die zusammengehören. Wer die Not der Städte nicht ins Unmeßbare steigern will, muß seinen Eifer gegen jenen zähmen. Die gut bewirtschafteten großen Güter müssen zunächst bestehen bleiben, dürfen vorläufig nur vorsichtig durch Anliegersiedlung verkleinert werden.

Das Nützlichste was heute im Sinne der Bodenreform getan werden kann, ist die sichere Versorgung eines möglich großen Bruchteils der städtischen Bevölkerungen mit Kleingärten. Ihre wachsende Ausdehnung gehört zu dem wenigen Erfreulichen, das uns der Krieg hinterlassen hat. Sie leisten für die Volksernährung Unschätzbares.

Die Landwirtschaft braucht nicht allein Schutz, sondern auch Förderung durch die Gesamtheit. Dringender als alles andere braucht sie große Mengen billigen Stickstoffdüngers. Hunderte von Millionen Mark, die das Reich an das Ausland zahlt, würden viel nützlicher zur Verbilligung des Stickstoffdüngers angewendet. Aber auch hier lähmt uns der Kohlenraub der Feinde! Das Dringendste, was wir als Verbraucher tun müssen, ist, auch weiterhin so streng als möglich Enthaltsamkeit zu üben. Wer unsere Nahrungsnot in ihrer ganzen Größe erkannt hat, kann daher auch nicht seine Zustimmung zur Vergrößerung der Biererzeugung und zur Erzeugung von Starkbier an Stelle des Dünnbiers geben, das sich in diesen Jahren als Volksgetränk so ausgezeichnet bewährt hat. Es ist zwar ein viel wirtschaftlicheres Gebaren mit den Kalorien und dem Eiweiß der Gerste, sie zu Bier zu verbrauen, als sie ans Vieh zu verfüttern, da man dabei beiläufig 48 Prozent der Kalorien und 21 Prozent des Eiweißes der Gerste für die menschliche Ernährung rettet; aber noch viel wirtschaftlicher ist es, die Gerste auszumahlen und das Mehl zu verzehren, denn auch bei der Bierbereitung gehen noch immer etwa 23 Prozent der verdaulichen Gerstenenergie und mehr als die Hälfte des verdaulichen Gersteneiweißes verloren. Ich begreife den Drang nach einem Genußmittel. Wenn man dann aber wenigstens alkoholarmes, wenn auch extraktreicheres Bier brauen wollte. Aber so, wie man's nun macht, werden die Krankenhäuser und Irrenhäuser und Gefängnisse wohl bald anfangen, sich wieder mit den Opfern des Alkohols zu füllen. Man hat nicht genug Brotgetreidemehl, hat nicht einmal genug, womit man es strecken kann und gibt trotzdem der Gelüste nach und nimmt von dem ohnehin nur kärglich vorhandenen Streckmittel Gerste weg, das heute weitaus das geeignetste ist, seitdem wir nicht mehr genug Kohlen haben, um im großen Maßstabe Kartoffelmehl zu machen.

Damit habe ich die Brotfrage berührt. Ihre Wichtigkeit wird erhellt durch die Tatsache, daß die deutsche Bevölkerung fast 40 Prozent ihres Energiebedarfs durch Brot zu decken gewohnt war; sie verdient es, daß R. O. Neumann ein

Digitized by Google

großes wertvolles Buch über die Kriegsbrote geschrieben hat. Es ist nach meinem persönlichen Empfinden fast die schwerste Entbehrung, die uns in diesen Zeiten auferlegt ist, daß wir nicht allein nicht genug Brot erhalten, sondern überhaupt kein gutes Brot. Hier leiden wir am stärksten unter dem Wettbewerb der Haustiere. Unsere Mehlnot begreift man erst, wenn man bedenkt, daß dem Bauern für sein Vieh rund 4 Millionen Tonnen Futtergerste und Mais aus dem Auslande abgehen. Daß wir heute und künftighin wieder, wie unsere Väter, unser Brot hauptsächlich aus Roggen bereiten müssen, wäre nicht so schlimm, wenn auch das Roggenmehl in unserem Darme etwas weniger gut ausgenützt wird, als das Weizenmehl. Durchaus erträglich wäre auch die Streckung mit Kartoffelmehl, wenn wir nur genug davon herstellen könnten. Weniger gut für die Schmackhaftigkeit des Brotes ist die Beimengung des Gerstenmehls und noch weniger die von Kartoffelbrei. Weitaus das Unangenehmste aber ist, daß wir bisher fast alles, was mit dem Getreide vom Felde geerntet wird, also alle Unkrautsamen, Tierexkremente und andern Schmutz mit ins Mehl hineinbekamen. Auch wenn dies nicht geschähe, bedeutete die bisher vorgeschriebene Ausmahlung bis zu 94 Prozent eine Verschlechterung des Brotes. Fast alles, was über den Mangel an Eiweiß und Mineralstoffen und Vitaminen im Brote bei einer bescheideneren Ausmahlung von 70—80 Prozent und über die physiologischen Vorzüge des sog. Vollkornbrotes gesagt wird, hält vor der wissenschaftlichen Prüfung nicht stand. Dagegen müssen wir im 94prozentigen Mehle und Brote eine große Menge unverdaulichen Ballast aufnehmen, der uns, wie wir alle wissen, namentlich durch die gewaltige Vermehrung der Menge des Darmkotes und durch die starke Gasbildung belästigt und quält, während ein großer Teil der Zuschüsse von Eiweiß und Mineralstoffen, die uns die letzten 15 und 20 Prozent Ausmahlung liefern, unverwertet abgeht. Es gibt zwar Verfahren der Vollkornmehl- und Brotbereitung, welche nach den Untersuchungen von Rubner, R. O. Neumann u. a. eine bessere Ausnützung gewährleisten. Aber an die allgemeine Anwendung der besseren neueren Verfahren ist schon deshalb nicht zu denken, weil wir die erforderlichen Apparate nicht in genügender Zahl herstellen und bezahlen, unsere Mühlen nicht außer Betrieb setzen können. Ich selbst bin trotzdem gleich zu Anfang des Kriegs für starke Ausmahlung eingetreten[1]). Mein Argument von damals hat noch heute Gewicht. Trotz der schlechteren Ausnützung können wir durch die 94prozentige Ausmahlung aus einer gegebenen Menge Brotkorn soviel mehr verdauliche Kalorien in die menschliche Nahrung bekommen, daß dies gegenüber der 80prozentigen Ausmahlung bei rund 10 Millionen Tonnen Brotgetreide, die wir für die heutige Bevölkerung brauchen, rund 3 Billionen Kalorien, das sind mehr als 5 Prozent des gesamten Energiebedarfes, gewinnen würden, *wenn dann nur wirklich dieselbe Kornmenge wie früher zu unserer Ernährung verwendet würde*. Aber je größer die Mehlmenge ist, die aus einer gegebenen Menge Korn gewonnen werden kann, um so weniger Korn wird überhaupt für uns verwendet, um so mehr wandert in das Futter der Tiere. Wenn wir aber 94prozentiges und 80prozentiges Mehl in *gleichen Mengen* zu essen bekommen, dann gewinnen wir durch die starke Ausmahlung fast gar nichts, auch wenn wir die tierischen Nahrungsmittel veranschlagen, die aus dem uns gleichzeitig abgesparten Korn gewonnen werden können. Die Selbstversorger, die Brotgetreide an Vieh verfüttern, und das sind keineswegs bloß Bauern, sollten dies zu Herzen nehmen. Unsere Lage ist nicht dazu angetan, um unsern Schweinestand wieder um Millionen zu vergrößern, wie dies in den letzten 1½ Jahren geschehen ist. Je mehr Vieh, desto größer das Bedürfnis der Einfuhr von Lebensmitteln!

[1]) Süddeutsche Monatshefte, September 1914.

Digitized by Google

Wir können unter keinen Umständen zu dem alten Fleischverbrauch zurückkehren und dürfen besonders in den nächsten Jahren, bis sich die landwirtschaftliche Erzeugung einigermaßen erholt hat, nicht mehr Fleisch essen wollen, als wir in den letzten Jahren gewöhnt worden sind. Die 14,1 Kilogramm Fleisch, die im Jahre 1918 aus beschauten Schlachtungen auf den Kopf der Bevölkerung kamen, sind immer noch etwas mehr, als die 13,6 Kilogramm, mit denen unsere Vorväter im Jahre 1816 zufrieden sein mußten.

Soviel auch am Verhalten von uns Städtern liegt, unsere Aufgabe ist lediglich die, zu dulden; die Aufgabe des Landarbeiters und des Bauern ist die, zu handeln. Werden sie imstande sein, sich auf die Höhe ihrer Aufgabe zu erheben? Werden beide so opferwillig sein, mit stärkster Anspannung fortzuarbeiten, während Hunderttausende in der Stadt ihre Kräfte schonen, wenn auch gezwungen schonen? Wird der Bauer willig liefern, trotzdem ihn der Städter dafür fast nur mit Zetteln von höchst zweifelhaftem Wert statt mit Dingen zu nützlichem Gebrauch bezahlen kann? Wird der Landwirt soviel Gemeinsinn aufbringen, um trotz des geringeren Gewinnes mehr Getreide und weniger Fleisch auf den Markt zu bringen? Wird der Selbstversorger bei seiner Selbstversorgung auf die Not der nicht Selbstversorger genügend Rücksicht nehmen? Werden endlich die Machthaber von heute ihre Pflicht gegen die Landwirtschaft erfüllen?

Wenn wir doch auf alle diese Fragen herzhaft mit „Ja" antworten könnten!

Das deutsche Ernährungsproblem ist, wie wir gesehen haben, im wesentlichen nicht ein physisches, sondern ein sittliches, ein Willensproblem.

Wer die Wirklichkeit sehen will, wie sie ist, steht erschüttert angesichts des beispiellos jähen Absturzes, der so unvermittelt auf den beispiellos jähen Aufstieg Deutschlands gefolgt ist. Ein langdauernder Niedergang unseres Volkes ist unaufhaltsam. Die nächsten Jahrzehnte werden unter allen Umständen zu den schwierigsten und schmerzenreichsten gehören, die unser unglückliches Volk je durchlebt hat. Gegen Notwendigkeiten helfen keine Proteste! Aber es gibt trotzdem noch viel zu retten, und es gilt viel zu retten. Nur nicht jähe Hungersnot! Nur nicht Anarchie. Anarchie kommt aber unfehlbar, wenn scharfe Hungersnot eintritt. Möge sich dies vor allem auch der Bauer gesagt sein lassen.

Die Staatsmänner unserer Feinde haben den Acheron in Bewegung gesetzt, um die trotz aller ihrer Mängel — welches menschliche Werk wäre nicht mangelhaft — vollkommenste staatliche Organisation, welche die Welt je gesehen hat, um das Wunderwerk ohnegleichen unserer Wirtschaft zu zerstören. Sie haben alles getan und tun noch immer alles, was geeignet ist, unser Volk völlig in Verzweiflung zu stürzen. Wird es dazu kommen? Die Antwort, die der weitere Verlauf auf diese Frage geben wird, entscheidet nicht bloß über uns. Das deutsche Volk, machtlos und arm geworden, geknechtet und geknebelt, mit tausend Wunden bedeckt und vom Fieber des Umsturzes durchschüttelt, wie es ist, hat noch immer das Schicksal der europäischen Kultur in seinen Händen. Siegt trotz aller Not und Quälerei, das, was einst in Deutschland mächtig war, die Gelassenheit im Unglück, die heitere Genügsamkeit, der stetige ernste Wille, die nüchterne klare Besonnenheit, der Sinn für Ordnung und Pflicht, der unermüdliche Fleiß, der eingefleischte, durch kein Hindernis abzuschreckende Trieb, nützliches Werk zu wirken, die treue verständnisvolle Liebe für alles natürlich Gewordene, organisch Gewachsene in Natur und Menschenwelt mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und Irrationalität; siegen diese alle über die grimme Not der Zeit und über das Heer der hemmungslosen Psychopathen, dann kann Europa noch einmal genesen. Versagen aber unsere Kräfte, schlägt die Woge der Anarchie über uns zusammen, dann wird unser Untergang auch jene mit sich in die Tiefe reißen, die heute noch im Übermut des Sieges schwelgen. Max von Gruber (München).

Digitized by Google

Neue Wege der Lebensmittelchemie.

„Die rauhe Wirklichkeit macht aber ihre Rechte geltend, indem sie die Unterlassung mit allem Nachdruck zur Empfindung drängt. In den Tagen der Not, wenn die Lebensmittelpreise steigen und eine tiefe Erregung weite Kreise der Bevölkerung ergreift, steht man ratlos den Fragen der Volksernährung gegenüber, unfähig zu deuten, was die Notwendigkeit fordert, und was Luxus sei, und ohne Macht, den Ereignissen für die Zukunft vorzubeugen oder sie zu verhindern."
Max Rubner (Wandlungen in der Volksernährung, 1913).

Vor einer Reihe von Jahren hat Max Rubner in seinem Buche über Volksernährungsfragen (Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 1908) unter Hinweis auf die in den letzten Jahrzehnten besonders von deutschen Gelehrten geleistete Forschertätigkeit mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß das Studium der öffentlichen Ernährung eine außerordentlich bedeutungsvolle Aufgabe sei, deren Förderung im Interesse des Staates liege. Kurz vor dem Kriege hat er nochmals seine warnende Stimme in einer 1913 erschienenen Studie über „Wandlungen in der Volksernährung" erhoben. Diese Probleme der Volksernährung haben jetzt für Deutschland eine um so größere Bedeutung erlangt, als der unglückliche Ausgang des Krieges die Versorgung der Bevölkerung mit guten und billigen Lebensmitteln vor neue Aufgaben gestellt hat. Sie bildet die Grundlage für den Wiederaufbau unseres gesamten Wirtschaftslebens. Die Lohnfrage hängt in erster Linie von der Lebensmittelfrage ab. Dies geht schon aus der Tatsache hervor, daß das deutsche Volk in der letzten Zeit vor dem Kriege alljährlich etwa 19 Milliarden Mark für Lebensmittel aufwandte, und daß ungefähr $^3/_4$ der gesamten Bevölkerung, und zwar der minderbemittelte Teil, fast $^2/_3$ des Einkommens für Essen und Trinken ausgab. Gegenüber der Lebensmittelfrage treten die Bekleidung und Wohnung, so wichtig sie auch sind, in den Hintergrund. Es gehört demnach zu den dringlichsten Aufgaben, Mittel und Wege zu finden, um die Gewinnung, Aufbewahrung und Zubereitung der Lebensmittel sowie den Handel und Verkehr damit so zu gestalten, daß der größtmögliche Nutzen — namentlich aus unseren heimischen Erzeugnissen — für die Volksernährung herausgewirtschaftet werden kann. Dieses Ziel läßt sich nur erreichen, wenn die Wissenschaft auf breitester Grundlage mitwirkt. Wie ich in einer unlängst veröffentlichten Abhandlung[1]) an der Hand zahlreicher Beispiele dargetan habe, muß die Chemie viel mehr in den Dienst der Lebensmittelgewerbe gestellt werden als bisher. Trotzdem in vielen Betrieben, wie z. B. in Molkereien und Brauereien, in Zucker-, Margarine- und Nährmittelfabriken, bei der Bereitung von Wein und Branntwein bereits Hand in Hand mit der wissenschaftlichen Forschung gearbeitet wird, muß die wissenschaftliche Durchdringung der Lebensmittelerzeugung noch weit intensiver und zielbewußter geschehen. Die Chemie wird die Lebensmittelgewerbe in gleicher Weise fördern, wie durch sie die chemische Industrie Deutschlands derart befruchtet wurde, daß sie in allen Ländern der Erde in den letzten Jahrzehnten die führende Stelle einnahm. Die chemische Industrie war es, die sich die wissenschaftliche Forschung durch Einrichtung wissenschaftlicher Laboratorien in den Fabriken frühzeitig zunutze gemacht hat. So können auch die verschiedenen Zweige des Lebensmittelgewerbes jetzt die Mitarbeit der chemischen Wissenschaft nicht mehr entbehren.

I. Aufgaben der Lebensmittelchemie.

1. Erforschung der chemischen Zusammensetzung der Lebensmittel. Bisher beschränkte man sich bei der chemischen Analyse der Le-

[1]) Theodor Paul, Die Bedeutung chemischer Forschungsarbeit für das Lebensmittelgewerbe, Sonderdruck aus: Das Lebensmittelgewerbe, herausgegeben von K. v. Buchka, Band III, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1918.

Digitized by Google

bensmittel im allgemeinen auf die Bestimmung weniger Hauptgruppen der Eiweißstoffe, Fette und Kohlehydrate. An Stelle dieser Bauschanalyse muß künftig eine ins einzelne gehende chemische Untersuchung der Bestandteile der Lebensmittel, ihrer „feineren, intimeren Zusammensetzung" (Rubner) treten. Dazu gehört in erster Linie die qualitative und quantitative Trennung der Stickstoffverbindungen. So sind wir z. B. über die Chemie dieser Stoffe, die außer Kasein, Albumin, Globulin in der Milch vorhanden sind, ganz ungenügend unterrichtet und es muß in systematischer Weise eine Fülle von Arbeit geleistet werden, ehe wir wissen, welche Stickstoffverbindungen und wieviel von ihnen in der Milch der verschiedenen Tierarten und unter verschiedenen Bedingungen der Laktation und Fütterung vorhanden sind. Beim Fleisch müssen diese Untersuchungen auf die einzelnen Schlachttiergattungen, auf Lebensalter, Fütterungsweise und Ernährungszustand der Schlachttiere ausgedehnt und erforscht werden, wie diese Stickstoffverbindungen sich beim Reifen d. h. beim Altschlachtenwerden des Fleisches qualitativ und quantitativ ändern. Bei den Fettstoffen ist zu untersuchen, welche Fettsäuren in den einzelnen Pflanzen- und Tierfetten enthalten sind, in welcher Verbindungsform sie vorliegen, und welche Veränderung die Rohfette bei der Verarbeitung auf Speisefette sowie die Öle bei der sogenannten Fetthärtung erleiden. Die Vorgänge beim Ranzig- und Talgigwerden der Öle und Fette sind nur in ganz unbefriedigender Weise erforscht. Andere Fragen betreffen das große Gebiet der in den Lebensmitteln enthaltenen Kohlehydrate, namentlich der Zuckerarten und zuckerartigen Stoffe, sowie bei pflanzlicher Herkunft die nähere Erforschung der unter dem Sammelbegriff „Zellulose" zusammengefaßten Stoffe. Bei der Milch bleibt u. a. aufzuklären, was es mit der oft behaupteten und ebenso oft bestrittenen Gegenwart anderer Kohlehydrate außer dem Milchzucker auf sich hat. Wichtige Fragen betreffen ferner die organischen Phosphorverbindungen und die in neuerer Zeit zu so großer Bedeutung gelangten Enzyme. Auf die große Bedeutung der „Begleitstoffe" oder sogenannten „akzessorischen Stoffe", die neben den eigentlichen Nährstoffen und neben den Genußstoffen in den Lebensmitteln enthalten sind, hat M. Rubner [1]) in einer unlängst erschienenen Abhandlung „Über die Verdaulichkeitsverhältnisse unserer Nahrungsmittel" aufmerksam gemacht. Darnach ist der Verdaulichkeitsgrad der Speisen von der besonderen Eigenart der „Begleitstoffe", die wir früher nicht näher beachtet haben, wesentlich abhängig.

2. Bearbeitung der bei der Gewinnung, Aufbewahrung und Haltbarmachung (Konservierung) der Lebensmittel in Betracht kommenden chemischen Fragen auf wissenschaftlicher Grundlage und unter Benutzung der von der neuzeitlichen Technik gebotenen Hilfsmittel. Unsere Kenntnis der chemischen Beschaffenheit des Brotgetreides, des Mehles und des Brotes, sowie der bei der Brotbereitung und bei dessen Aufbewahrung d. h. beim Altbackenwerden sich abspielende Vorgänge ist nicht so groß, wie es bei der Bedeutung dieser wichtigen Lebensmittel vermutet werden dürfte. Wie Wolfgang Ostwald und Heinrich Lüers bei ihren in der Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in München ausgeführten Arbeiten gezeigt haben, läßt sich zur Lösung der für die Technologie der Brotbereitung sehr wichtigen Fragen die Kolloidchemie mit Vorteil heranziehen. Es scheint festzustehen, daß hierbei die rein chemischen Vorgänge gegenüber den kolloidchemischen in den Hintergrund treten. Die Hauptunterschiede zwischen Mehl, Teig, frischen und alt-

[1]) Berliner Klinische Wochenschrift Nr. 47, vom 25. November 1918.

Digitized by Google

backenem Brot lassen sich nicht durch rein chemische Unterschiede charakterisieren und voneinander differenzieren, sondern sind im wesentlichen kolloidchemischer Natur. An einem umfangreichen Versuchsmaterial haben diese Forscher u. a. gezeigt, daß die viskosimetrische Untersuchung von Mehl oder Teiglösungen in der Tat imstande ist, neue Gesichtspunkte und Methoden für die Unterscheidung verschiedener Mehle ja sogar von Wässern verschiedener Art beim Teiganrühren zu liefern. Auch die Backfähigkeit des Mehles läßt sich durch chemische Untersuchung erkennen, so daß sich Aussichten auf Laboratoriumsmethoden zur Kennzeichnung dieser praktisch besonders wichtigen Eigenschaft ergeben, während man bisher nur auf zeitraubende Backversuche angewiesen war. Dies bedeutet für den Mehlhandel und das Bäckereigewerbe einen erheblichen Fortschritt. Ferner bedürfen die Wein- und Bierbereitung weiterer Aufklärung auf exakter chemischer Grundlage. Dazu gehören die Vorgänge beim Reifen der Traube und beim Säureabbau, insbesondere die Veränderungen im Gehalt an Kohlehydraten und organischen Säuren nach Art und Menge, sowie deren Einfluß auf den Säuregrad des Weines. Bei der Weinentsäuerung muß darnach gestrebt werden, an Zucker zu sparen. Wurden doch trotz der großen Zuckerknappheit während des Krieges im Herbst 1916 ungefähr 17000 dz Zucker zur Weinverbesserung verwendet. Bei der Bierbereitung müssen Untersuchungen angestellt werden über die Art und Menge der einzelnen organischen Säuren und ihre Veränderungen beim Reifen des Bieres, sowie über dessen Säuregrad (d. h. die Wasserstoffionen-Konzentration), über den Gehalt an Kohlensäure in allen Zwischenstufen von der Hauptgärung bis zum Ausschank sowie über den Einfluß des zu seiner Bereitung benutzten Wassers. Die schon seit langer Zeit bestehende Vermutung, daß die Güte mancher Biere in erster Linie auf die Beschaffenheit des zum Brauen benutzten Wassers zurückzuführen sei, beginnt jetzt ihre wissenschaftliche Aufklärung und Bestätigung zu finden. Die Herstellung von Dauerwaren (Konserven) hat in Deutschland eine von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung für die Volksernährung erlangt. Neben den schon seit längerer Zeit im Verkehr befindlichen Büchsengemüsen und Obstdauerwaren werden jetzt in steigendem Maße auch Fleischkonserven d. h. fertigzubereitete Fleischspeisen und Fischkonserven von sehr verschiedener Art fabrikmäßig hergestellt. Neben derartigen Dosenkonserven sind noch andere Dauerwaren zu nennen: geräucherte Fische und Fleischwaren, gepökelte Fleischwaren, ferner getrocknete und gedörrte Waren, Trockenmilch, Kartoffelflocken, Dörrgemüse, Dörrobst usw. Um auch hier den größtmöglichen Nutzen für die Volksernährung herauszuwirtschaften, muß noch viel Arbeit geleistet werden. Dazu gehören vergleichende Untersuchungen über die chemischen Veränderungen, welche die Einzelbestandteile der frischen Ware durch die Konservierung und durch die Lagerung der fertigen Dauerware erleiden. Derartige Arbeiten setzen ihrerseits die Kenntnis der Einzelbestandteile nach Art und Menge voraus, welche noch wesentlicher Erweiterung bedarf. Diesen Forschungen haben sich Untersuchungen über den Einfluß der Konservierung auf den Nährwert im Vergleich mit der üblichen küchenmäßigen Zubereitung der frischen Waren anzuschließen. Weiter bleibt zu untersuchen, ob nicht die jetzige Herstellungsart verbesserungsfähig ist. Es muß festgestellt werden, ob es nicht Mittel und Wege gibt chemische Konservierungsmittel da, wo man sie heute noch für unentbehrlich hält, auszuschalten oder durch harmlosere zu ersetzen. Das beste Konservierungsmittel ist die Kälte und man sollte bei der mangelhaften Beschaffenheit der Kellerräume in den Stadtwohnungen künftig beim Neubau von größeren Wohngebäuden die einzelnen Wohnungen

Digitized by Google

mit kleinen Kühlkammern versehen, die von einer gemeinschaftlichen Kältemaschine vom Erdgeschoß aus versorgt werden. Besondere Abteilungen dieser Kühlkammern könnten gleichzeitig zur Aufbewahrung von Pelzsachen und anderen Kleidern zum Schutz gegen Mottenfraß benutzt werden. Wo chemische Konservierungsmittel nicht entbehrt werden können, da bleibt für eine systematische Erforschung ihrer haltbarmachenden Eigenschaften und ihres sonstigen Einflusses auf die Beschaffenheit der Ware noch viel zu tun übrig. Es ist bei allen derartigen Untersuchungen Wert darauf zu legen, daß nicht Grundsätzen zuliebe der Praxis zu große Schwierigkeiten bereitet werden. Endlich ist die Ausarbeitung der Verfahren zur Prüfung der Haltbarkeit von Dauerwaren notwendig.

3. Die Verwertung der Nebenerzeugnisse (Abfallstoffe) bei der Gewinnung und Verarbeitung der Lebensmittel. Bei der auf allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens gebotenen Sparsamkeit muß darauf geachtet werden, daß bei der Herstellung und Aufbewahrung der Lebensmittel jede Vergeudung, sei es aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit, unterbleibt, und daß die Nebenerzeugnisse und Abfallstoffe für die menschliche oder tierische Ernährung möglichst restlos ausgenutzt werden. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß die Verfütterung an die Haustiere oft eine Verschwendung bedeutet, denn wir müssen immer daran denken, daß für 6 bis 7 kg hochwertiges Futter auch im günstigsten Falle, beim Schwein, das ein sehr guter Ausnützer des Futters ist, nur etwa 1 kg Fleisch gewonnen, daß aber meist nur die Hälfte oder noch weniger erzielt wird. Es sei daran erinnert, daß es während des Krieges gelungen ist, die Bierhefe, die früher zum größten Teil mit den Abwässern der Brauerei beseitigt wurde, auf Nährhefe oder Hefeextrakt zu verarbeiten, welch letzterer dem Fleischextrakt in Geruch und Geschmack sehr ähnlich ist und gleich diesem bei der Zubereitung der Speisen verwendet werden kann. Welche Mengen von Abfallstoffen auf diese Weise für die menschliche Ernährung nutzbar gemacht werden können, geht daraus hervor, daß allein in München unter normalen Verhältnissen jährlich etwa 12 000 hl Naßhefe anfallen, die ungefähr 85 000 kg Hefeextrakt ergeben würden. In ähnlicher Weise werden sich auch die Abfallstoffe der Molkereien, Brennereien, der Zucker-, Margarine-, Nährmittel- und anderer Fabriken besser verwerten lassen als bisher.

4. Prüfung neuer Gedanken und Vorschläge auf dem Gebiete des Lebensmittelwesens, ferner Arbeiten über die Verwendbarkeit neuer in- und ausländischer Rohstoffe. Hier kommen vor allem die Auffindung und Prüfung neuer Fette und Öle für die Herstellung von Margarine und von Kunstspeisefetten in Frage. Die Fetthärtung, d. h. die Überführung von tierischen und pflanzlichen Ölen in feste Fette durch Behandeln mit Wasserstoff bei Gegenwart von Katalysatoren gewährt die Möglichkeit, auch solche Öle für die menschliche Ernährung nutzbar zu machen, die sich wegen ihres widerlichen Geschmacks und Geruchs hierzu nicht eigneten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Waltran, Fischtran, ranziges Leinöl zu wohlschmeckenden Speisefetten verarbeitet werden können. In neuester Zeit ist die Nutzbarmachung von Erzeugnissen der Braunkohlendestillation zur Herstellung von Speisefetten versucht worden.

5. Bearbeitung der bei der Nähr- und Genußwertbestimmung in Betracht kommenden chemischen Fragen. Auf Grund eines genaueren Einblickes in die chemische Zusammensetzung, die Statik und Dynamik der Lebensmittel und der daraus hergestellten Speisen wird sich auch ein sichereres Urteil über ihren Nährwert aufbauen lassen als bisher. Diese Frage

Digitized by Google

muß weiterhin durch kalorimetrische Bestimmungen ihrer Lösung entgegengeführt werden, wobei außer der direkten Bestimmung des Energiegehaltes durch Verbrennen in der kalorimetrischen Bombe die auf die chemische Analyse begründete Kalorimetrie zu berücksichtigen ist. Schließlich müssen auch die Grundlagen zur Ermittelung des Nährwertes der in den Haushaltungen, Gasthäusern, Volksküchen und Speiseanstalten verabreichten Kostsätze erweitert und gefestigt werden.

6. Bromatik, d. h. die Lehre von der Zubereitung der Speisen nach wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Grundsätzen[1]). Ich habe unlängst darauf hingewiesen, daß trotz der großen Fortschritte der Naturwissenschaften die Lehre von den Lebensmitteln und ihrer Zubereitung verhältnismäßig wenig Förderung erfahren hat. Im Jahre 1877 gab Carl von Voit seiner Verwunderung hierüber mit folgenden Worten Ausdruck: „Man sollte es kaum für möglich halten, daß wir über das, was die Menschen auf unserer Erde essen, nur die dürftigsten Kenntnisse besitzen; gerade im Interesse der Wissenschaft möchte ich dazu ermuntern, möglichst ausgedehnte Studien in dieser Richtung anzustellen." Wohl hat seit 1877 die Ernährungsphysiologie dank der rastlosen Tätigkeit Voits und anderer hervorragender Forscher bedeutende Fortschritte gemacht; es wurde aber nichts an der Tatsache geändert, daß die Art und Weise der Zubereitung der Speisen und unsere heutigen Kochbücher sich mit geringen Ausnahmen nicht wesentlich von denen der früheren Jahrhunderte, ja Jahrtausende unterscheiden, und daß auch heute noch die Zubereitung der Speisen vorwiegend in den Händen von Personen liegt, die von den Eigenschaften der Lebensmittel und ihrer rationellen Verwertung sehr wenig, meist so gut wie nichts verstehen. Unsummen von Werten gehen dadurch Tag für Tag verloren! Sehr drastisch hat dies der Philosoph Friedrich Nietzsche in folgenden Worten zum Ausdruck gebracht: „Die Dummheit in der Küche; das Weib als Köchin; die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet: und will Köchin sein! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja, als Köchin seit Jahrtausenden, die größten physiologischen Tatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! Durch schlechte Köchinnen — durch den vollkommnen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwicklung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt worden: es steht heute selbst noch wenig besser." (Jenseits von Gut und Böse, siebentes Hauptstück: Unsere Tugenden.) Die Ursache dieser fast unbegreiflich erscheinenden Tatsache ist in erster Linie darin zu suchen, daß die Beschäftigung mit den die Zubereitung der Speisen betreffenden Fragen als unwissenschaftlich, ja als Zeichen einer allzusehr auf das materielle gerichteten Lebensauffassung angesehen wurde. Man war und ist auch heute noch nur zu sehr geneigt, wo vom Kochen die Rede ist, an Schlemmerei und Schleckerei zu denken. So kommt es, daß sich Chemiker von Ruf nur ganz ausnahmsweise auf diesem Gebiete betätigt haben, und daß die Persönlichkeiten, die sich aus Liebhaberei oder in der wohlmeinenden Absicht, ihren Mitmenschen zu nützen, mit derartigen Fragen beschäftigen, Bedenken trugen, damit an die Öffentlichkeit zu treten. Aus diesem Grunde

[1]) Theodor Paul, Wesen und Bedeutung der Bromatik, d. h. der Lehre von der Zubereitung der Speisen nach wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Grundsätzen. Biochem. Zeitschrift 93, 365 [1919].

Digitized by Google

zögerte Anthelm Brillat-Savarin lange Zeit, bevor er sein nach Form und Inhalt klassisches Werk über die Physiologie des Geschmackes drucken ließ. Bereits vorher hatten zwei hervorragende Männer ihre Werke über Kochkunst anonym erscheinen lassen: Der geistreiche Franzose Balthasar Grimod de la Reynière und der deutsche Kunsthistoriker Carl Friedrich von Rumohr. Letzterem verdanken wir das ausgezeichnete, im Jahre 1822 erschienene Buch „Geist der Kochkunst", in welchem auf wissenschaftlicher Grundlage die erste wirkliche Theorie der Kochkunst aufgestellt wird.

Justus von Liebig (geb. 1803, gest. 1873) schreibt in einer Abhandlung über Kaffeebereitung nach einer Schilderung der Eindrücke, die er in seiner frühesten Jugend bei dem häufigen Besuch der Darmstädter Hofküche erhalten hatte: „So ist mir denn von da an eine Neigung zum Kochen geblieben, und in meinen Mußestunden beschäftige ich mich häufig mit den Mysterien der Küche, mit der Zubereitung der Speisen, welche die Menschen genießen, und was alles dabei vorgeht; es sind dies meistens Dinge, von denen die Chemie so gut wie nichts weiß. Junge talentvolle Chemiker geben sich mit dergleichen Arbeiten nicht ab, da diese nicht geeignet sind, als Dokumente ihrer Geschicklichkeit oder ihres Scharfsinns zu dienen, oder Anspruch auf Anerkennung im Gebiete ihrer Wissenschaft zu machen, und so müssen sich schon die Alten damit beschäftigen." Aber auch einem Gelehrten wie Liebig konnte nach seinem Tode von einem hervorragenden Chemiker aus seiner Beschäftigung mit der Lebensmittel- und Küchenchemie noch der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gemacht werden. Mit ähnlichen Vorurteilen hatte Jac. Moleschott zu kämpfen, mit dessen Schriften[1]) die neuzeitliche Lehre von den Nahrungsmitteln beginnt, und der als einer der ersten auf die soziale Bedeutung einer zweckmäßigen Arbeiterernährung hinwies. Erst in jüngster Zeit ist von einer angesehenen Persönlichkeit bemängelt worden, daß an einer amerikanischen Universität ein Chemiker auf Grund einer Dissertation, über die Technologie der Beefsteakbereitung, zum Doktor promoviert wurde. Zum Glück stehen derartige Vorkommnisse nur vereinzelt da, und man könnte über sie mit Stillschweigen hinweggehen, wenn nicht die Gefahr bestünde, daß durch solche Äußerungen, besonders wenn sie von einflußreichen Gelehrten getan werden, die Bedeutung derartiger Probleme herabgewürdigt wird, und junge begabte Chemiker abgehalten werden, sich diesen Studien zu widmen. Der Endzweck jeder Wissenschaft, und wäre es die abstrakteste, muß der sein, der Menschheit zu nützen. Für die Entscheidung der Frage, ob eine Betätigung als wissenschaftliche Forschung anzusehen ist, kommt nicht die Art des Gegenstandes in Betracht — alle Dinge können Gegenstand wahrer wissenschaftlicher Forschung sein —, sondern nur die Art der Betätigung. Erfolgt diese nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten und mit wissenschaftlichen Methoden, so handelt es sich um wissenschaftliche Forschungstätigkeit. In diesem Sinne muß auch die Lehre von der Zubereitung der Speisen zur wissenschaftlichen Chemie gerechnet werden. Justus von Liebig, einer der Schöpfer der organischen Chemie, hat ausgezeichnete Untersuchungen auf diesem Gebiete ausgeführt: über die Bestandteile und die zweckmäßige Zubereitung des Fleisches, über Fleischinfus für Kranke, Fleischextrakt, die Herstellung eines der Muttermilch möglichst gleichenden Nahrungsmittels für Säuglinge, die Herstellung eines Backpulvers zur Bereitung von Brot ohne Hefe oder Sauerteig, die Entsäuerung des Weines usw.

[1]) Die ersten Auflagen der beiden grundlegenden Bücher Jac. Moleschotts: „Die Physiologie der Nahrungsmittel" und die „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk" erschienen im Jahre 1850.

Digitized by Google

Da es sich bei der Lehre von der Zubereitung der Speisen um ein genügend abgegrenztes Wissensgebiet handelt, habe ich hierfür den Namen „Bromatik" vorgeschlagen[1]). Durch dieses Wort soll zum Ausdruck gebracht werden, daß es sich um den Inbegriff aller Kenntnisse handelt, die notwendig sind, um bei der Zubereitung der Speisen (einschließlich der Getränke) aus den Lebensmitteln den größtmöglichen Nutzen in bezug auf Nähr- und Genußwert herauszuwirtschaften. Eine neue Begriffsbestimmung mußte schon deshalb erfolgen, um Verwechslungen mit den Begriffen Gastronomie, d. h. Studium der Tafelgenüsse, und Gastrosophie, d. h. Lehre von den Freuden der Tafel vorzubeugen. Demgegenüber soll die Bromatik in erster Linie der Volksernährung dienen. Den breiten Volksschichten soll mit ihrer Hilfe die Möglichkeit geboten werden, sich mit möglichst geringen Geldmitteln nahr- und schmackhaft zu beköstigen, sei es im Einzelhaushalt, im Gasthaus oder in Volksküchen, und in Speiseanstalten aller Art. Die Bromatik muß im Hinblick auf den durch den Weltkrieg verursachten Mangel an Lebensmitteln und bei der auf allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens gebotenen Sparsamkeit Gegenstand eingehender Forschungsarbeit werden. Die Bromatik hat die Aufgabe, die Nährstoffe, einschließlich der Salze, bei der Zubereitung der Speisen tunlichst zu erhalten. Die Geschmacks- und Geruchstoffe sind nicht nur zu erhalten, sondern sie müssen möglichst entwickelt und vervollkommnet werden. Bei der Zubereitung von Speisen aus Lebensmitteln, die nur wenige oder keine derartigen Stoffe enthalten, sind geeignete Würz- und Anregungsstoffe zuzusetzen.

Trotzdem man schon vor langer Zeit erkannt hat, daß man bei der menschlichen Nahrung zwischen Nährstoffen und Würzstoffen unterscheiden muß, und obwohl über die Bedeutung der ersteren in wissenschaftlichen Kreisen kein Zweifel mehr herrscht, ist heute noch vielfach die Meinung verbreitet, daß die Würz- und Anregungsstoffe nur eine untergeordnete Rolle bei der menschlichen Ernährung spielten. Demgegenüber kann nicht genug betont werden, daß die eigentlichen Nährstoffe: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate erst in Verbindung mit Würzstoffen, die den Appetit erwecken und die Verdauungsdrüsen des Körpers zur Tätigkeit anregen, brauchbare Speisen werden. Eine eintönige, reizlose Kost wird — das kann man vielfach in Volksküchen, Erziehungsanstalten und Gefängnissen beobachten —, auch wenn sie die zur Bestreitung des Lebensunterhaltes erforderlichen Nährstoffe in reichlicher Menge enthält, auf die Dauer von den Menschen zurückgewiesen. Während des Krieges haben die Würz- und Anregungsmittel eine ganz besondere Bedeutung erlangt. Das, was sich uns und besonders den Großstädtern in erster Linie sehr fühlbar machte, war, abgesehen von dem sehr knapp zugemessenen Fett, der Mangel an Fleisch. Fleisch ist ein konzentriertes Nähr- und ausgezeichnetes Genußmittel und je höher der Kulturzustand eines Volkes ist, um so größer pflegt sein Fleischverbrauch zu sein. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges war er bei uns durchschnittlich auf 56 kg, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, gestiegen gegenüber etwa 12 kg vor 100 Jahren. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß es nicht nur der hohe Eiweißgehalt des Fleisches ist, den wir entbehren, sondern wir empfinden vor allem auch den Mangel des Fleisches als Träger der bei seiner Zubereitung entstehenden Würz- und Genußstoffe, an die wir bei unserer täglichen Nahrung gewöhnt waren. Es müssen der Bevölkerung jetzt und in Zukunft als teilweiser Ersatz für Fleisch andere Würz- und Genußmittel in genügender Menge geboten werden. Auf die Möglichkeit, derartige Würzen aus den Abfallstoffen der Lebensmittelgewerbe herzu-

[1]) Das griechische Wort βρῶμα bedeutet Speise, Nahrung, das Essen oder Speisen.

Digitized by Google

stellen, z. B. aus Bierhefe den dem Fleischextrakt in Geruch und Geschmack ähnlichen Hefeextrakt zu bereiten, wurde schon oben hingewiesen. Von einer wissenschaftlichen Bearbeitung der bisher meist nur empirisch ausgearbeiteten Herstellungsverfahren von Würz- und Anregungsmitteln für den Küchengebrauch sind mannigfache Verbesserungen zu erwarten.

Bisher haben sich die Chemiker und namentlich die organischen Chemiker, die unsere Kenntnis von der Zusammensetzung und den Eigenschaften mancher Stoffklassen wie z. B. der Teerfarbstoffe mächtig gefördert haben, nur wenig mit der Erforschung der Geschmackstoffe beschäftigt. Über die Geruchstoffe ist mehr gearbeitet worden. Meist sind es aber Geruchstoffe, die zum Zwecke der Verwendung in der Parfümerie studiert wurden. Über die Riechstoffe der Lebensmittel liegen verhältnismäßig wenig Arbeiten vor. Im Interesse der Volksernährung muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, wie notwendig wissenschaftliche Untersuchungen über die in den Lebensmitteln enthaltenen Geschmacks- und Geruchstoffe sind.

Die Bromatik hat die Aufgabe, Mittel und Wege ausfindig zu machen, damit jede Hausfrau und Köchin imstande ist, aus den Lebensmitteln und insbesondere den einheimischen Erzeugnissen bei mäßiger Verwendung von Fleisch oder auch ohne Fleisch schmackhafte und abwechslungsreiche Speisen zu bereiten und sie in eine Form zu bringen, in der sie gern genossen werden. Die Bromatik muß künftig viel mehr als bisher die Grundlage für die Kochlehrbücher bilden.

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die große Verschwendung von Heizmaterialien in den Küchen hingewiesen, die teils auf die unzweckmäßige Beschaffenheit der Kochapparate und Kochgeschirre, teils auf die Unwissenheit und Fahrlässigkeit der dort beschäftigten Personen zurückzuführen ist. Die Hausfrauen und Bediensteten können nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß das siedende Wasser nicht heißer wird, auch wenn man noch soviel einheizt, und daß durch zu starkes Kochen der Speisen nicht nur deren Aromastoffe verloren gehen, sondern auch andere nachteilige Veränderungen stattfinden können. Trotz aller Aufklärungsarbeit ist die „Kochkiste" gerade unter der minderbemittelten Bevölkerung noch viel zu wenig verbreitet.

II. Wege zur Lösung der Aufgaben.

Ein umfassender Fortschritt zur besseren Ausnutzung der Lebensmittel kann nur durch die zielbewußte Mitarbeit weiter Kreise des Volkes erreicht werden. Dazu ist in erster Linie erforderlich eine Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts mit besonderer Berücksichtigung der das Ernährungswesen betreffenden Fragen in Volks-, Fortbildungs- und Mittelschulen aller Art [1]).

Die Bearbeitung der vielseitigen Aufgaben, welche die Lebensmittelchemie zu lösen hat, muß sowohl in wirtschaftlicher Beziehung, wie auch in wissenschaftlicher Richtung erfolgen, wobei ausdrücklich bemerkt werden soll, daß sich die beiden Arbeitsgebiete nicht voneinander trennen lassen, sondern sich gegenseitig befruchten müssen. Für die Mitarbeit in wirtschaftlicher Richtung muß, neben dem bereits vorhandenen Stande der Nahrungsmittelchemiker, eine neue Klasse von Chemikern, die wir Betriebsmittelchemiker nennen, ausgebildet werden.

[1]) Vgl. Theodor Paul, Wie können wir aus unseren Lebensmitteln besseren Nutzen ziehen? Eine Forderung der neuen Zeit. Einleitung zu dem Buche von J. Roland, Unsere Lebensmittel, ihr Wesen, ihre Veränderung und Konservierung, vom ernährungsphysiologischen Standpunkt gemeinfaßlich dargestellt. Preisgekrönte Arbeit. Verlag von Theodor Steinkopf, Dresden u. Leipzig. 2. Aufl., 1918.

Digitized by Google

7. Die Betriebslebensmittelchemiker sollen die Lebensmittelindustrie auf wissenschaftliche Grundlage stellen und die Betriebe nach wissenschaftlichen Grundlagen leiten. Es kann nur dann ein wirklicher Fortschritt erzielt werden, wenn sich immer mehr und mehr die Erkenntnis Bahn bricht, daß in den einzelnen Lebensmittelgewerben besonders vorgebildete Chemiker tätig sein müssen. Die Ausbildung der Betriebslebensmittelchemiker hat im Rahmen des an deutschen Hochschulen üblichen Studienganges der Chemiker mit besonderer Berücksichtigung der chemischen Lebensmitteltechnologie zu erfolgen und soll ihren Abschluß in der Doktorprüfung mit Chemie als Hauptfach finden. Die mit den Methoden der wissenschaftlichen Forschung vertrauten Betriebslebensmittelchemiker werden imstande sein, ihr Können in die Tat umzusetzen, und die Lebensmittelindustrie auf eine ähnliche Stufe der Vollkommenheit zu heben, wie dies bei der chemischen Industrie Deutschlands der Fall ist.

8. Die Nahrungsmittelchemiker haben wie bisher die Aufgabe, den Verkehr mit Lebensmitteln zu überwachen. Ihr Studiengang ist jetzt durch die für das ganze Reich gültige Prüfungsordnung vom 22. Februar 1894 geregelt, die jedoch demnächst durch eine neue ersetzt werden soll. Mit Rücksicht darauf, daß die Überwachung des Verkehrs mit Lebensmitteln nach verschiedener Richtung verbessert und erweitert werden muß, habe ich kürzlich in 2 Abhandlungen [1]) hierfür Vorschläge gemacht. Danach sollen sich die Aufgaben des Nahrungsmittelchemikers bei der Lebensmittelversorgung erstrecken auf:

1. Untersuchung und Begutachtung der Lebensmittel,
2. Überwachung der gewerbsmäßigen Gewinnung, Aufbewahrung und Verarbeitung der Lebensmittel,
3. Belehrung der bei der Lebensmittelversorgung beteiligten Gewerbetreibenden, besonders derjenigen des Kleingewerbes,
4. Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Rechtsprechung,
5. Beratung der Verwaltungsbehörden in allen Lebensmittelfragen.

Der Nahrungsmittelchemiker sollte in Zukunft eine wichtige, ja die wichtigste Aufgabe seiner Tätigkeit in der Belehrung der Gewerbetreibenden erblicken, deren Betriebe er zu überwachen hat. Auf Grund meiner langen und vielseitigen Erfahrung bin ich zu der Erkenntnis gelangt, daß ein großer Teil der Verfehlungen gegen die Nahrungsmittelgesetzgebung nicht auf Böswilligkeit, sondern auf Unkenntnis und Fahrlässigkeit zurückzuführen ist. Die Gewerbetreibenden sollen in dem Nahrungsmittelchemiker nicht, wie es leider jetzt so vielfach der Fall ist, eine ihnen feindlich gesinnte Persönlichkeit, sondern einen Helfer erblicken.

Im Interesse der Versorgung der Bevölkerung mit guten und billigen Lebensmitteln müssen an die wissenschaftliche Ausbildung der Lebensmittelchemiker die höchsten Anforderungen gestellt werden. Sie können nur dadurch leistungsfähig erhalten werden, wenn ihnen die Möglichkeit geboten wird, sich ständig weiterzubilden und in ständiger Fühlung mit der Wissenschaft zu bleiben.

III. Bedeutung der chemischen Forschungsarbeit für die Volksernährung.

9. Die Forschungsarbeit auf den verschiedenen Gebieten der Lebensmittelchemie. Der Schwerpunkt der Förderung der Lebensmittelchemie liegt in der wissenschaftlichen Forschung. Es muß ein reiches

[1]) Theodor Paul, Das Studium der Lebensmittelchemie nach dem Kriege. Zeitschr. f. angewandte Chemie, Jahrg. 32, Nr. 30, vom 15. 4. 1919, Aufsatzteil, Seite 105 ff. — Derselbe, Fortbildung und Freijahr, der Nahrungsmittelchemiker, ebenda, Jahrg. 32, Nr. 72 vom 9. 9. 1919, Aufsatzteil, Seite 283 ff.

Digitized by Google

Maß von Arbeit auf allen Gebieten der chemischen Wissenschaft, der anorganischen und organischen, der analytischen, physiologischen und physikalischen Chemie geleistet werden. Diese Arbeiten sind zum Teil so schwierig, daß sie die höchsten Anforderungen an das Wissen und Können der Forscher stellen, die sich ihnen widmen. Dies ist wohl auch mit die Ursache, warum dieses Forschungsgebiet bisher so vernachlässigt wurde. Es besteht eine Anzahl besonderer Versuchs- und Fachanstalten z. B. für Molkereiwesen, Gärungsgewerbe, Getreideverarbeitung, Zuckerindustrie, Konservenindustrie, in denen ebenso wie in vielen Nahrungsmitteluntersuchungsämtern und Privatlaboratorien alljährlich eine sehr große Anzahl von Lebensmitteluntersuchungen ausgeführt wird. Die Arbeiten dieser Anstalten bewegen sich jedoch bei all ihrem großen Wert innerhalb gewisser Grenzen. Die Versuchsstationen und Fachanstalten bearbeiten hauptsächlich technische Fragen und die Nahrungsmittel-Untersuchungsämter sowie die im privaten Besitz befindlichen öffentlichen chemischen Laboratorien richten ihr Augenmerk vorwiegend darauf, ob die in den Verkehr gebrachten Lebensmittel verdorben, nachgemacht oder verfälscht sind. Bei solchen Arbeiten sind vielfach Ergebnisse gezeitigt worden, die weit über diese Grenzen hinausgingen und unsere allgemeinen Kenntnisse vom Wesen der Lebensmittel förderten. Aber gerade diese Bausteine lehren, wie mannigfaltig und umfangreich das Arbeitsgebiet ist, und lassen andererseits die großen Lücken erkennen, die noch auszufüllen sind. Die eigentliche Forschungstätigkeit muß von Chemikern der verschiedenen Arbeitseinrichtungen geleistet werden, die in ihrem Sonderfach besonders geschult sind. Vorbildlich für solche Arbeiten sind u. a. die Untersuchungen von Emil Fischer über die Chemie der Zuckerarten und zuckerartigen Stoffe, sowie seine und Emil Abderhaldens Forschungen über Eiweißstoffe.

Zu den Forschungsarbeiten auf physiologisch-chemischem Gebiete gehören z. B. weitere Untersuchungen über die chemische Zusammensetzung der Verdauungssäfte (Speichel, Magensaft, Bauchspeichel, Galle), deren Abscheidung durch die Geschmack- und Geruchstoffe der verschiedenen Speisen bewirkt wird, und die für die Assimilation von Wichtigkeit sind. Hier ist ein inniges Zusammenarbeiten von Medizin und Chemie ein unabweisliches Bedürfnis.

Die Erforschung der Gesetzmäßigkeiten, nach denen die Umwandlung der Lebensmittel bei ihrer Zubereitung vor sich geht, wobei die Stoffe entweder als chemische Verbindung erhalten bleiben oder eine Änderung in ihrem chemischen Aufbau erfahren können, und die Aufklärung der katalytischen Vorgänge bei der Enzymwirkung der Verdauungssäfte gehören zum großen Teil zu den Aufgaben der physikalischen Chemie einschließlich der Kolloidchemie und Elektrochemie. Erfreulicherweise ist der Ausbau der physikalischen Chemie jetzt soweit gediehen, daß sie sich mit Vorteil zur Lösung von Aufgaben auf dem Gebiete der praktischen Lebensmittelchemie verwerten läßt, geradeso wie sie in der chemischen Technik umgestaltend gewirkt hat. Dort, wo diese Nutzanwendung bereits erfolgte, wie z. B. in der Weinchemie, in der Mineralwasserkunde, hat sie reiche Früchte getragen und unsere Kenntnisse vom Wesen des Weines und der Mineralwässer zum Teil in neue Bahnen gelenkt. Auch in der Gärungschemie sind schon recht erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen.

10. Die Deutsche Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in München. Auf Grund solcher Erkenntnis veröffentlichte Theodor Paul im Juliheft 1917 der Süddeutschen Monatshefte einen „Aufruf zur Gründung einer Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie", in welchem

Digitized by Google

dargelegt wurde, daß wissenschaftliche Arbeit auf breitester Grundlage nur möglich ist, wenn nach dem Vorbilde der auf anderen Wissensgebieten bereits bestehenden Forschungsinstitute eine eigene Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie geschaffen wird. Dank dem Interesse, das diesem Aufruf in weitesten Kreisen Deutschlands und insbesondere von der Bayerischen Staatsregierung entgegengebracht wurde, konnte dieser Plan verwirklicht werden. Die Deutsche Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in München wurde nach Maßgabe der Stiftungsurkunde vom 3. April 1918 errichtet. Sie ist eine selbständige öffentliche Stiftung, die mit der Universität München und zwar mit dem Universitätslaboratorium für angewandte Chemie in enger Verbindung steht, jedoch in ihrem gesamten Betriebe von ihr unabhängig ist. Die Forschungsanstalt wird ihre hohen Aufgaben um so besser erfüllen können, als außer den ständig beschäftigten Persönlichkeiten an ihr Gelehrte, insbesondere Hochschullehrer, zeitweise tätig sind, die auf Sondergebieten der theoretischen und angewandten Chemie sowie deren Hilfswissenschaften Hervorragendes leisten.

Im 1. Jahresbericht der Forschungsanstalt [1]) finden sich nähere Angaben über deren Gründung, Aufgaben und wissenschaftliche Leistungen. Die Forschungsarbeiten bewegten sich, ebenso wie diejenigen der letzten Zeit vorwiegend auf dem Gebiete der physikalischen Chemie, einschließlich der Kolloidchemie und Elektrochemie, und zeigen deren Anwendbarkeit auf die Lebensmittelchemie.

11. Aufruf zu Unterstützung der lebensmittelchemischen Forschungsarbeit. Seitens der deutschen Akademien der Wissenschaften wurde in der letzten Zeit sowohl in Eingaben an die Regierungen des Reiches und der Einzelländer als auch in Fachzeitschriften und in der Tagespresse wiederholt darauf hingewiesen, daß die wissenschaftliche Forschung infolge der zunehmenden Teuerung große Not leide, ja daß es nicht mehr möglich sei, auch nur die notwendigsten Zeitschriften und Bücher zu beschaffen und die wissenschaftlichen Abhandlungen drucken zu lassen [2]). Neuerdings hat Emil Abderhalden in einem Zeitungsartikel [3]) mit der Überschrift „Rettung der Forschung" in eindringlichster Weise dargelegt, wie notwendig es sei, die Forschung mit privaten und öffentlichen Mitteln zu unterstützen. Er erblickt darin eine große Gefahr, daß die darbenden Völker auf allen Gebieten mehr und mehr die Selbsthilfe aufgeben und bei jeder Gelegenheit auf Unterstützung vom besser gestellten Auslande hoffen. Solange sich unser Volk in solchen Gedankengängen bewege, werde niemals ein Aufstieg möglich sein. Nur aus eigener Kraft sei es möglich aus dieser furchtbaren Lage herauszukommen. Ein Bruchteil der fort-

[1]) Die neu errichtete Deutsche Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in München. I. Jahresbericht über Gründung, Aufgaben und wissenschaftliche Leistungen der Anstalt, sowie über das geplante Anstaltsgebäude. Nach dem Stande vom 15. April 1919 erstattet vom Direktor der Anstalt, Geh. Regierungsrat Dr. phil. et med. Theodor Paul, o. Professor an der Universität München. In Kommission bei Dr. H. Lüneburgs Buchhandlung (Franz Gais), München 1919, Preis 1 Mark. — [2]) Vgl. R. Willstätter, Über die Bedeutung der Forschungsinstitute für die Aufgaben der Chemie. Zeitschrift für angewandte Chemie, Jahrgang 1920, Aufsatzteil, Seite 299. In dieser aus Anlaß der Gründung der Emil Fischer-Gesellschaft zur Förderung chemischer Forschung am 15. Juni 1920 gehaltenen Rede weist Richard Willstätter in überzeugender Weise nach, daß die Pflege der reinen Chemie die Bedingung für die Wettbewerbskraft der chemischen Industrie und damit für den Wiederaufbau Deutschlands ist. Eine großzügige Unterstützung der Forschungsinstitute sei daher unerläßlich. — [3]) Rettung der Forschung von Geh. Medizinalrat Professor Dr. Emil Abderhalden, Bayerische Staatszeitung, Nr. 203 vom 1. September 1920.

Digitized by Google

gesetzt in unrechtmäßigen Bahnen dahinflutenden Geldmittel würde genügen, um die Forschung, wenigstens in bescheidener Weise, wieder aufleben zu lassen. Es sei eine Schmach, daß hervorragende Forscher gezwungen seien an Auswanderung zu denken oder öffentlich für das zu betteln, von dem die Zukunft weitester Volkskreise abhängt. Es müsse unausgesetzt allen Schichten der Bevölkerung eingeprägt werden, daß nur Opferfreudigkeit in den eigenen Reihen die Möglichkeit schaffe, wieder ein Volk von hohem Ansehen zu werden. Es sei die höchste Zeit, der wissenschaftlichen Forschung ein nationales Notopfer darzubringen.

Am meisten leiden die wissenschaftlichen Anstalten Not, die auf die Erträgnisse von Stiftungskapitalien angewiesen sind. Dazu gehören u. a. auch die Forschungsinstitute. Seit der großen Staatsumwälzung sind z. B. bei der Deutschen Forschungsanstalt für Lebensmittelchemie in München fast keine größeren Stiftungsbeiträge mehr eingegangen, während sie früher ziemlich reichlich flossen. Seit 2 Jahren habe ich mich unablässig bemüht, von Privatpersonen und aus öffentlichen Mitteln Beiträge zu erhalten. Vergeblich war der Hinweis, daß nur ein Halbes vom Tausend der gewaltigen Summe, die unser Volk alljährlich für Lebensmittel ausgibt, einem Kapital von etwa 10 Millionen Mark entspreche, vergeblich die traurige Mitteilung, daß die Stiftungskapitalien angegriffen werden mußten, um den Betrieb der Forschungsanstalt notdürftig aufrecht zu erhalten. Ähnlich traurig ist es auch um die wissenschaftliche Forschung in den lebensmittelchemischen Hochschulinstituten und Versuchs-, Fach- und Untersuchungsanstalten bestellt. Hoffentlich gelingt es noch in letzter Stunde, die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und der Einzelländer sowie die Leiter der großen Verbände und Erwerbsgesellschaften, die sämtlich seit geraumer Zeit unmittelbar oder mittelbar ungeheure Summen für die Verbilligung der Lebensmittel bewilligen, zu überzeugen, daß die Geldmittel, welche für die lebensmittelchemische Forschung in den verschiedenartigen Anstalten aufgewandt werden, kein finanzielles Opfer bedeuten, sondern als eine werbende Kapitalsanlage anzusehen sind! Auf diese Weise können nicht nur große Werte geschaffen, sondern auch dauernd wesentliche Ersparnisse erzielt werden. Theodor Paul (München)

Die Einwirkung der Zwangswirtschaft auf die Gesundheit.

Wenn man rationelle Ernährungs-Zwangswirtschaft treiben will, so muß man vom physiologischen Nahrungsbedarf des Individuums ausgehen, denn der Sinn einer wirksamen Zwangswirtschaft kann doch nur sein, daß das einzelne Individuum durch die Erfassung der gesamten Nahrung, die für seinen Lebensunterhalt und sein Gedeihen unbedingt nötigen Nahrungsmengen erhalten soll.

Erfassung des gesamten Nahrungsbedarfs eines Volkes von 70 Millionen — eine ganz ungeheure Aufgabe, eine unübersehbar einschneidende Verantwortung! Wer hat sich das Beginnen in allen seinen Auswirkungen von vornherein ganz klar gemacht, konnte es sich klar machen? Wohl keiner! Und doch, wir haben es gewagt, mußten es wagen und brauchen uns des Wagnisses wahrlich nicht zu schämen. Aber heute, wo wir im Begriffe sind, die Ernährungs-Zwangswirt-

Digitized by Google

schaft zu lösen, wo wir noch mitten in all den tiefen Nöten drinstehen, da gilt es, unerbittlich Rückschau und Ausschau zu halten und sich vor keinem Ergebnis zu scheuen, das uns Klarheit bringen kann und Ziele für unser nächstes Handeln.

Nur Ausschnitte aus dem ungeheuren Gesamtgebiet der Einwirkungen der Ernährungszwangswirtschaft wird heute ein einzelner übersehen können. Im Folgenden soll von mir über ärztliche Erfahrungen dieser Einwirkungen berichtet werden. Ich komme diesem Ersuchen der Redaktion in dem Gedanken, die mir zugänglichen Beobachtungen in den Dienst der Gesamtheit zu stellen, sehr gerne nach und bitte nur um die Nachsicht der Leser, wenn diese Betrachtungen naturgemäß nicht vollständig sind. Wenn ich bei meinen Ausführungen gelegentlich auch auf Allgemeines zurückgreifen muß, so geschieht dies nur insoweit, als es für Erkenntnis und Verständnis gesundheitlicher Folgewirkungen notwendig ist.

Eingangs betonte ich den ganz individuellen Charakter des Nahrungsbedarfes. Machen wir uns kurz klar, daß die wissenschaftlichen Grundlagen für die Erkenntnis dieses individuellen Bedürfnisses einstweilen erst in größeren Umrissen dastehen und daß, eine so überragende Arbeit auch von der Schule Karl von Voits, speziell seinem größten Schüler Rubner, neuerdings auch von den Amerikanern — ich nenne nur die Atwater-Benedickt-Schule — geleistet worden ist, wir erst am Anfange einer Erkenntnis stehen. Und dies gilt zunächst auch nur für den gesunden Menschen. Für den kranken Menschen sind unsere diesbezüglichen Kenntnisse aber geradezu lückenhaft. Machen wir uns ferner klar, daß die derzeitig mögliche wissenschaftliche Betrachtung des Nahrungsbedürfnisses — die Aufstellung des Kalorien-Bedarfs — eine Art von Bilanzrechnung ist, d. h. eine Übersicht über Einnahmen und Ausgaben des Körpers in runden Anfangs- und Endsummen. Die Leistungen der einzelnen Posten, ihre Wertung und ihre speziellen Aufgaben im Körperhaushalt, können wir einstweilen nur mangelhaft verfolgen, speziell nicht messen. Es darf bei dieser Sachlage daher nicht wundernehmen, wenn in diesen Betrachtungen Begriffe, wie Gewohnheit, Geschmack, Abwechslungsbedürfnis der Ernährung, Appetit, individuelle Disposition in der Nahrungsverwertung — Anpassung usw. einen Platz haben müssen, obwohl wir heute noch nicht in der Lage sind, diesen Begriffen wissenschaftliche Erkenntnisse zugrunde zu legen.

Dazu kommt, daß die kalorische Betrachtung des Nahrungsbedürfnisses seine tatsächlichen Notwendigkeiten noch nicht erschöpft. Der ungeheuer wichtige Stoffwechsel der Nährsalze z. B. steht außerhalb dieser Betrachtung. Eine weitere Gruppe von Nährstoffen, die zur Vermeidung von Krankheiten oder zum Gedeihen des Körpers besonders wichtig sind, die sogenannten Vitamine, kleinste Mengen chemisch noch undefinierter, für Wachstum und Gesundheit nach Tier-Experimenten und Erfahrung am Menschen unbedingt nötiger Bestandteile, die in frischen Gemüsen, Samenhülsen, tierischen Produkten wie Butter, Milch, Eier, Fett usw. enthalten sind, scheiden bei der rein kalorischen Betrachtung des Nahrungsbedarfs ebenfalls aus, da ihre Menge zu gering ist, um hierbei in Erscheinung zu treten.

Aus dem Gesagten mag die Schwierigkeit einer wissenschaftlichen Beurteilung des Nahrungsbedürfnisses auch für den Laien ersichtlich sein.

Wenn ich bisher mit voller Absicht die Schwierigkeiten und Lücken unserer Kenntnisse hervorhob, so muß jetzt um so mehr betont werden, daß das, was fest steht, aber auch wissenschaftliches Gut ist; demgemäß haben diese Feststellungen Allgemeingültigkeit. Sie vernachlässigen oder außer acht lassen heißt nichts mehr und nichts weniger, als einen grundlegenden Fehler in der Anlage begehen und somit das Ganze gefährden. Was das heißt, werden wir noch sehen.

Digitized by Google

Ist nun durch unsere Ernährungs-Zwangswirtschaft das oberste Gesetz für den Sinn ihrer Wirksamkeit gewahrt worden, mit anderen Worten, wurde das physiologische Nahrungsbedürfnis des einzelnen Individuums damit erreicht? Wir alle wissen die Antwort schon lange, haben sie am eigenen Leib erfahren, es wurde mit wenigen Ausnahmen nicht erreicht.

Hier einige Zahlen. Es darf als festgestellt angesehen werden, daß der Nahrungsbedarf für den gesunden Erwachsenen bei leichter Arbeit zirka 40 Kalorien pro Kilo Körpergewicht beträgt, daß also z. B. ein 60 kg schwerer Erwachsener einen kalorischen Mindestnahrungsbedarf von 2400 Kalorien hat. Der wachsende Organismus, der Kranke, sowie der körperlich Schwerarbeitende bedarf höherer Kalorienzufuhr. Vom Reichsgesundheitsamt wurde im Dezember 1918 eine Denkschrift „Über die Schädigung der deutschen Volkskraft durch die feindliche Blockade" herausgegeben, deren Studium der Allgemeinheit nicht dringend genug empfohlen werden kann. Einleitend gibt diese Denkschrift den Wärmewert (Kalorienwert) der Nahrung, der von der interalliierten wissenschaftlichen Verpflegungskommission, bestehend aus französischen, englischen, belgischen, amerikanischen und italienischen Gelehrten, auf ihrer Konferenz in Paris errechnet wurde, für einen 70 kg schweren, 8 Stunden täglich arbeitenden Mann zu 3300 Kalorien an, also noch etwas höher, als der Mindestbedarf von der deutschen Schule errechnet worden ist.

Demgegenüber muß betont werden, daß schon im Herbst 1916 der Wärmewert der rationierten Kost in größeren deutschen Städten durchschnittlich nur 1340 Kalorien betrug, im Sommer 1917 aber auf 1100 Kalorien sank mit einem Eiweißgehalt von nur 30 g täglich, während 60 g notwendig gewesen wären. (Denkschrift des Gesundheitsamtes.)

Der Münchner Kliniker Friedrich von Müller gab in einem Bericht der Bayerischen Staatszeitung Nr. 59 und 60 vom 5. und 6. März 1919 über den Gesundheitszustand und die Ernährung des deutschen Volkes einen überaus interessanten und lehrreichen Überblick, in dem er ebenfalls die Kalorienberechnung auf zirka 1600 bis herunter auf 1000 angibt. Dr. Bach [1]) in Bonn hat vor kurzem eine besonders genaue Berechnung des Kalorienwertes der Nahrung der Bonner Bevölkerung unter Berücksichtigung aller möglichen Ersatzmöglichkeiten aufgestellt und kommt ebenfalls zu dem Resultat, daß die Kalorienmenge auch mit Berücksichtigung der Ersatzmöglichkeiten absolut ungenügend war und pro Kopf und Tag zirka 1500 Kalorien betrug. Ich selbst [2]) habe für München die Berechnung der Kalorienwerte der rationierten Lebensmittel häufig durchgeführt und kann mitteilen, daß wir im Februar 1917 mit 1380 Kalorien, die besonders schwierige Zeit der Kartoffelnot durchgemacht haben; im Oktober 1917 kamen wir auf 1740 Kalorien, nachdem die Ernte eingebracht war; im Jahre 1918 waren durchschnittlich 1500 Kalorien vorhanden, nach der Ernte 1919, 1650 Kalorien. Anfang März 1920 sank der Wärmewert der rationierten Lebensmittel in München aber auf den unerhörten Tiefstand von 1044 Kalorien. Besonders hervorheben möchte ich, daß für Kinder durch die bessere Belieferung mit Milch und die fast vollkommene Gewährung der Ration der Erwachsenen die Zustände entschieden günstiger waren. Namentlich Kinder zwischen dem ersten und zweiten Lebensjahr waren dank der Milchrationierung nicht nur ausreichend beliefert, sondern überliefert. Im Februar 1917 reichte der Kalorienbedarf der rationierten Lebensmittel nur aus, um den Bedarf eines Kindes bis zu zirka 5 Jahren sicherzustellen. Im Jahre 1919 konnte man annehmen, daß ein zirka

[1]) Bach: Untersuchungen über die Lebensmitteluntersuchung im Kriege. München, Callwey. — [2]) Fischler: Ärztliche Betrachtungen über unsere Ernährungslage usw. Münchner med. Wochenschrift 1919, Nr. 2.

Digitized by Google

siebenjähriges Kind eben noch ausreichend beliefert wäre. Im März 1920 war diese Grenze aber schon bei einem vierjährigen Kind erreicht. Da die Belieferung der Kinder mit der Kopfquote der Erwachsenen in Deutschland ganz allgemein durchgeführt wurde und Milch in den meisten Großstädten nur für Kinder und Kranke abgegeben wurde, so bildet das kindliche Lebensalter bis zum durchschnittlich 5. Jahre die einzige Kategorie der Stadtbevölkerung in Deutschland, von der man sagen kann, daß die Rationierung für sie genügt habe, resp. für Kinder bis zu 5 Jahren meist sogar eine Überbelieferung stattgefunden hat. Alle anderen Altersklassen aber sind durch die Rationierung durchschnittlich um zirka mindestens 50 Prozent ihres tatsächlichen Bedarfs verkürzt worden.

Bedenkt man ferner, daß die Ausgleichsmöglichkeiten durch Kauf nicht rationierter Waren, von denen im wesentlichen nur Gemüse in Betracht kommen, die aber bekanntlich einen außerordentlich geringen Kalorienwert haben, auch nicht entfernt auf die wirkliche Bedarfshöhe gebracht werden konnten, so ist es außer Zweifel, daß wir mit einer außerordentlich schweren Unterernährung der Bevölkerung in den Städten zu rechnen hatten und noch haben.

Gesundheitsstörungen verschiedenster Art sind nun die natürlichen Folgen jener Unterernährung. Als verhältnismäßig zunächst wenigst gefährliche entstand eine erhebliche Gewichtsabnahme der gesamten Bevölkerung. Professor von Müller hat diese Gewichtsabnahme für die städtische Bevölkerung auf ungefähr 10 bis 15 Prozent im Durchschnitt berechnet, während er für die Landbevölkerung nur 0,7 bis 3 Prozent festgestellt hat. Da für die Krankenversorgung in München von vornherein immer eine genaue Angabe über Körpergröße und Gewicht verlangt wurde, liegt bei den sehr vielen Zeugnissen der Krankenversorgung in München ein Material über Gewichtsabnahme vor, das die Angaben, welche aus allen Städten Deutschlands hierüber eingelaufen sind, vollständig bestätigt. Das Untergewicht gegenüber dem normalen Gewicht der Bevölkerung dürfte durchschnittlich zu 20 Prozent bei den Kranken anzuschlagen sein, wobei allerdings die Einwirkung der Erkrankung zu der der Unterernährung noch hinzukommt. Doch sind Gewichtsverluste von 30 bis 40 kg gar nicht so selten.

Als unmittelbare Folge der Abmagerung ist das Entstehen von Brüchen und Senkungen der Eingeweide häufig zu beobachten. Durch den Fettschwund und die Erschlaffung der Gewebe sind die Stützen und das gegenseitige Sich-Festhalten der Organe gelockert. Es kommt dadurch leicht zu krankhaften Organverschiebungen und endlich zu Brüchen. Über eine Zunahme von Bruchoperationen wird fast aus allen Kliniken berichtet.

Als weitere sehr viel einschneidendere direkte Folge der Unterernährung muß aber auch eine Abnahme der geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit gebucht werden, woraus so manche Erscheinungen, die sich auf ganz anderen Gebieten zeigen, eine Erklärung finden. Darüber später.

Viel mehr in die Augen springend als die direkten Folgen der Unterernährung sind die indirekten; hier setzt unmittelbar die Entwicklung von Krankheiten ein. Am meisten haben Magen- und Darmkranke unter der Einwirkung der schlechten und unzureichenden Ernährung gelitten. Leute mit empfindlichem Magen und Darm waren absolut nicht in der Lage, sich die für ihre Wiederherstellung nötigen, leichter verdaulichen Nahrungsmittel zu beschaffen, vor allen Dingen ein gut verdauliches Brot, dann aber auch Eier, die leichteren Fleischsorten, das reine weiße Weizenmehl, Butter, die kohlehydrathaltigen Nährmittel wie Grieß, Reis, Teigwaren, aus denen bekanntlich leicht verdauliche breiartige Nahrung hergestellt werden kann. Magen- und Darmkranke haben sich daher nie richtig erholen können, konnten nie zu einer sicheren Ausheilung ihrer Erkrankung durch Be-

Digitized by Google

folgung einer nach ärztlichen Erfahrungen bekömmlichen Diät kommen. Deswegen sehen wir die außerordentliche Zunahme der Erkrankungen des Magens und Darmes. Aber nicht nur die schon von vornherein an Magen- und Darmleiden Erkrankten haben unter diesen Verhältnissen gelitten, sondern durch die wahllose Aufnahme von Nahrungsmitteln, wie sie zur Stillung des Hungers notwendig wurde, mußte Nahrung einer Beschaffenheit genossen werden, welche an sich eine Disposition zu Magen- und Darmerkrankungen schuf. Wir alle kennen z. B. die Schwierigkeiten, welche bei jedem einzelnen von uns durch die jahrelange Aufnahme des Brotes hervorgebracht wurden, welches aus hochausgemahlenem Getreide, das sehr viel Kleie enthält, entstehen.

Hier ist eine doppelte Wirkung zu unterscheiden, nämlich 1. Verschlechterung der Resorption der aufgenommenen Nahrung, 2. die mechanische Überbeanspruchung der Darm-Peristaltik (Fortbewegung und Durchmengung der eingeführten Nahrungsbestandteile).

Die Nahrungsphysiologen haben schon lange festgestellt, daß eine höhere Beimengung von Kleie zum Brot die Nahrungsausnützung im Darm herabsetzt. Die Verluste durch unausgenützte Nahrung steigern sich hierbei leicht bis zu 33 Prozent des normalen[1]). Trotz Aufnahme großer Gewichtsmengen von Nahrung tritt weniger Nährmaterial vom Darm in den Körper über. Es wird durch das Kleiebrot eine Art Scheinfütterung vorgenommen. Alle ärztlichen Vorstellungen, eine geringere Ausmahlung des Brotes durchzuführen, wobei sich diese schädlichen Einflüsse vermindern würden, fallen bis jetzt auf unfruchtbaren Boden und wir müssen zu der an sich schlechten Beschaffenheit der Nahrung auch noch höhere Verluste durch geringere Nahrungsausnützung aushalten.

Die zweite ungünstige Wirkung ist die mechanische Überbeanspruchung der Darmmuskulatur durch die abnorm starke Gasentwicklung infolge der Gärung der Kleiebestandteile im Darm. Die Überproduktion von Darmgasen bewirkt eine zu starke Dehnung der Muskulatur des Darmes und führt hierdurch, namentlich bei älteren Leuten, zu einer Erschlaffung seiner muskulären Apparate. Auch hierdurch leidet die Nahrungsaufsaugung. Einige Ärzte nehmen sogar eine Verletzung der Darmschleimhaut durch die harten, spitzen und unverdaulichen Zelluloseartikel der Kleie an. Bewiesen ist diese Annahme noch nicht, aber nicht ganz von der Hand zu weisen, vor allem nicht für Gerstenkleie, die viel Kieselsäure enthält.

Trotz aller gebotenen Zurückhaltung in der Beurteilung der Wirkung des Einheitskleiebrotes muß doch eine starke Verschlechterung der Ernährung sowie die Erwerbung der Disposition zu Magen- und Darmerkrankungen hierdurch heute als sichergestellt bezeichnet werden. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Körper durch Anpassung und Gewohnheit manches ausgleichen kann und ausgeglichen hat. Ebenso sicher ist aber auch, daß die Ausgleichsmechanismen durch Verschiedenheiten der individuellen Disposition in der Nahrungsausnützung sowie stärkeres Abwechslungsbedürfnis in der Nahrungsaufnahme versagen können. Ich rede hier nicht von hysterischen Einbildungen einzelner Überempfindlicher, sondern von Erfahrungen kritischer Beobachter. Es ist kein Zufall, daß wir im Frieden mindestens zehnerlei verschiedene Backwaren täglich zur Auswahl hatten, von Kipfel und Brötchen bis zum schwersten Grobbrot (Schrotbrot usw.). In dieser Tatsache spiegelt sich ein objektives Bedürfnis wider, das nicht unitaristischen Schlagworten erliegen darf, sondern ein lebendiger Beweis der Überlegenheit der Erfahrung des Geschmackes gegenüber un-

[1]) Vgl. R. v. Neumann: Die im Kriege 14—18 verwendeten Brote usw. Berlin Springer 1920.

Digitized by Google

wissenschaftlicher Verallgemeinerung ist. Das sollte man bei der Bereitstellung des „täglichen Brotes" als der „Hauptvolksnahrung" stets bedenken.

Aber nicht nur die Verschlechterung des Brotes brachte Krankheiten mit sich; dieselbe Betrachtung könnte man für fast jedes einzelne Nahrungsmittel anstellen, doch soll das hier nicht geschehen, sondern nur darauf hingewiesen werden und am Brot als bestem Beispiel belegt worden sein.

Eine weitere sehr große Gefahr der quantitativen Unzulänglichkeit unserer heutigen Ernährung liegt für Kranke in dem weit höheren Kalorienbedarf, welchen die Krankheiten an sich erzeugen können. So vor allem das Fieber. Fieberkranke haben einen unter Umständen äußerst gesteigerten Kalorienbedarf. So muß man z. B. Typhuskranken 7—8000 Kalorien täglich zuführen, wenn man Gewichtsverluste verhindern will also ungefähr das Doppelte des Bedarfs eines Schwerstarbeiters. Die kleinste fieberhafte Affektion bedingt beim Stoffwechsel-Gleichgewicht sofort eine negative Stickstoffbilanz, was sagt, daß der Körper vom eigenen Fleisch zehrt. Wie wenig wir in der Lage waren und sind, unseren Kranken auch nur quantitativ ausreichende Ausgleichsnahrungsmengen zur Verfügung zu stellen, das weiß ein ärztlicher Leiter der Krankenversorgung einer Großstadt am deutlichsten. Selbst bei reichlichster Bemessung konnten höchstens bis 1000 Kalorien pro Tag an Kranke ausgegeben werden. Rechnet man diese Zahl der Kalorienzahl der rationierten Nahrung zu, so kommt man mit zirka 2400 Kalorien allerhöchstens auf die Höhe des Mindestbedarfs eines Leichtarbeiters, niemals aber zu dem Bedarf eines Fiebernden, z. B. eines Tuberkulösen, der leicht 3—4000 Kalorien pro Tag braucht. Die Fehlbeträge auch der mit Krankenzusatznahrung Bedachten sind darnach ebenso hoch, wie die Gesunder. Wenn nun diese schon unter solchen Verhältnissen so schwer Not leiden, wie viel mehr Kranke!

Das zeigt sich nun auch unmittelbar an dem Verlauf der Erkrankung unserer Tuberkulösen z. B., von denen bei zweckentsprechender Ernährung viele hätten geheilt oder wenigstens so weit gebessert werden können, daß sie wieder arbeitsfähig geworden wären; unter den heutigen Ernährungsverhältnissen gehen sie aber sicherem Untergang entgegen. Die Steigerung der Sterblichkeit an Tuberkulose beläuft sich gegenüber dem letzten Friedensjahr auf 100 Prozent und mehr. Von 15,4 stieg die Zahl auf 31,7 (pro 10000 Einwohner). Auch der Verlauf der Tuberkulose ist rascher und bösartiger geworden; vor allem werden jetzt auch Kinder, früher als bisher, von schwererer Tuberkulose befallen. In München sind zirka 10 Prozent aller mit Krankenzulagen versehenen Menschen tuberkulös. Dabei ist gar nicht sicher, ob alle Tuberkulösen auch Lebensmittelzulagen erhalten, da sie sich stets darum selbst bemühen müssen. Da Erkrankungsstatistiken in größerem Umfange überhaupt nicht bestehen, so läßt sich von den Verhältnissen der Tuberkulose in München nur ein indirekter Rückschluß auf andere Erkrankungen machen. Die ständig wachsende Zahl von Leuten, welche um Krankenzulagen nachsuchen, spricht darin aber eine absolut unmißverständliche Sprache. In München wurden im Oktober 1920 83000 Leute mit Krankenzulagen versehen, das ist die bisherige Höchstziffer, seitdem Krankenzulagen überhaupt ausgegeben werden. Ungefähr 12 Prozent der Bevölkerung sind also so unterernährt oder direkt krank, daß sie Krankenzulagen erhalten müssen und zwar auch bei dem strengen Maßstab der Zuteilung von Krankennahrung, wie er hier besteht (es bestehen strenge Vorschriften über Ausstellung des ärztlichen Zeugnisses, weiter Kontrolluntersuchungen usw.). Vor einem Jahr war die Zahl dieser Leute noch zirka 60000, das heißt die Steigerung beträgt gegenüber letztem Jahr über 38 Prozent. Daraus geht mit Sicherheit hervor, daß die Disposition zu

Digitized by Google

Erkrankungen sich fortdauernd erhöht haben muß und daß wir nicht nur bei Magen- und Darmkrankheiten und bei Tuberkulose, sondern auch bei anderen Erkrankungen mit einer erhöhten Krankheitsbereitschaft zu rechnen haben, um so mehr, als epidemische Erkrankungen, wie Typhus, Ruhr, Grippe usw. zurzeit gar keine Rolle spielen, da wir ja von epidemischen Erkrankungen nahezu völlig verschont sind.

Eine Hauptursache der fortdauernden Unterernährung ist nun die wirtschaftliche Not. Infolge der Teuerung sind weiteste Kreise vielleicht schlimmer bedroht, als durch die frühere Blockade der Entente. Es liegt darin eine ungeheuere Gefahr, worauf aufmerksam zu machen eine unbedingte Pflicht der Ärzteschaft ist, da im Kleinen in der Krankenversorgung sich die Verhältnisse, wie sie sich im Großen im ganzen Volke entwickeln können, schon heute widerspiegeln.

Wenn das Verhalten der Tuberkulose hier etwas näher ausgeführt wurde und an ihrem Beispiel die Einwirkung quantitativer Unzulänglichkeit der Ernährung auf Krankheiten versucht wurde deutlich zu machen, so ist es jetzt notwendig, auf die Kombination von qualitativ und quantitativ unzulänglicher Nahrung einzugehen, weil auch hierdurch Krankheitsbereitschaften und Krankheiten entstehen und entstanden sind.

Auch hier will ich nur zwei Typen hervorheben, die Ödemkrankheit und die Knochenerweichung. Vor dem Kriege hat von einer Ödemkrankheit niemand etwas gewußt und erst in der allerletzten Zeit ist von dieser merkwürdigen Krankheit einige Klarheit zu erhalten gewesen. Nach dem Kriegsödem kam als neue Erscheinung die Knochenerweichung infolge ungenügender Ernährung; ebenfalls eine Erscheinung, die in diesem Zusammenhange wenigstens den Ärzten noch nicht bekannt gewesen ist.

Es scheint nicht mehr zweifelhaft zu sein, daß bei der Ödemkrankheit nicht nur die kalorische Unterbelieferung für ihre Entstehung ins Gewicht fällt, sondern daß auch der Salzstoffwechsel hiefür maßgebend ist. Wir alle wissen, daß zur Schmackhaftmachung der Hungerkost erhebliche Mengen von Kochsalz, namentlich den Gemüsen zugesetzt werden müssen. Die Mengen an Kochsalz, die durch den Körper gehen, sind normal nur ca. 10—15 Gramm, die Kriegskost enthält vielfach bis zu 40 Gramm täglich. Durch die Untersuchung des Blutes konnte festgestellt werden, daß daneben aber eine Verminderung an Kalksalzen vorhanden war. Wir haben daher neben der quantitativen Unzulänglichkeit der Ernährung in kalorischer Hinsicht eine Störung der Mischung der Nährsalze. Es erscheint kaum zweifelhaft, daß hierin eine Ursache der Erkrankung an Kriegs-Ödem oder Hunger-Ödem zu erblicken ist.

Nicht anders als die Verhältnisse beim Kriegs-Ödem liegen sie für die Erkrankung an Knochenerweichung. Eine totale Veränderung der Ernährung, sowohl nach der kalorischen Seite, wie nach der Seite der Salzzufuhr scheint hier der maßgebende Faktor für die Entstehung der Krankheit zu sein. Inwieweit der innere Stoffwechsel durch Versagen der Organtätigkeit innerer Drüsen hier noch hereinspielt, ist noch nicht geklärt, auch nicht wie weit die Ernährung hier ursächlich mitwirkt. Für die Allgemeinheit wichtig ist nur die Tatsache, daß wir an beiden Erkrankungen deutliche Beweise dafür haben, daß unsere Ernährung auf einem derartigen Tiefstand angekommen ist, daß wir die schwersten Insuffizienz-Erscheinungen nach allen Richtungen konstatieren können. Das sind aber nur die, die wir kennen und fassen können. Sicher sind vielmehr derartige Störungen vorauszusetzen.

Endlich möchte ich noch kurz von den Vitaminen sprechen, die, wie eingangs schon erwähnt, für Wachstum und Gedeihen des Körpers eine so ausschlaggebende Rolle spielen, und bei deren Fehlen ebenfalls Krankheiten entstehen.

In diesem Zusammenhange ist namentlich des Skorbuts zu gedenken, einer

Digitized by Google

Erkrankung, die den Ärzten ja schon länger als Begleiter von unzweckmäßiger Ernährung geläufig ist. Namentlich häufig ist sie die Folge einseitiger Konservenernährung und tritt am meisten in Erscheinung bei längerem Mangel von frischem Gemüse. Das Vitamin des frischen Gemüses scheint Skorbut am sichersten zu verhindern. Wichtig für uns ist weiter, daß wir eine Häufung der Erkrankung an Rachitis beobachten konnten, vermutlich deshalb, weil gewisse, für das Knochenwachstum wichtige Stoffe in zu geringer Menge vorhanden waren oder, wie z. B. bei dem Heilmittel „Lebertran", das wir nicht einführen konnten, völlig fehlten.

Mit der Erwähnung dieser Krankheiten betreten wir aber wissenschaftlich ein noch nahezu völlig ungeklärtes Gebiet; doch erachte ich es als meine Aufgabe, auch hierauf hinzuweisen, insoweit es mit der unzulänglichen Ernährung zusammenhängt. Und daran ist nicht zu zweifeln. Durch Entbehrung abwechslungsreicher Kost versagen die feinen Regulierungsvorgänge des so hoch komplizierten menschlichen Organismus, und Krankheit und Siechtum, mindestens aber Nichtgedeihen sind die unausbleiblichen Folgen. Vielleicht gehört hierher auch das nicht selten zu beobachtende Ausbleiben der weiblichen Regel.

Schließlich und endlich muß aber die Verminderung der physischen und psychischen Leistungsfähigkeit durch die Unterernährung noch besonders hervorgehoben werden, von der sich die erstere durch ein tatsächliches Versagen der Arbeitskraft mit Arbeitsminderung und sozial ungeheuer in die Wagschale fallenden Ausfällen von Verdienstmöglichkeit auszeichnet, letztere aber zu den so traurigen Folgen der moralischen Widerstandslosigkeit geführt hat, zu Wucher- und Schiebertum, die uns zu verzehren drohen. Freilich muß hier betont werden, daß eine Mitschuld auch die Regierung trifft. Das Nichtbeachten physiologischer Ernährungsgesetze, die vorwiegend juristische Regelung der Vorschriften über die täglichen Lebensbedürfnisse ohne Beachtung des physiologischen individuellen Bedarfs mußte unter der uneindämmbaren Gewalt des Hungertriebes zur Durchbrechung der Vorschriften führen. Wie sehr durch diese fortwährende Umgehung der Gesetze sich eine immer stärker ausbreitende Gewöhnung dafür auch auf allen anderen Gebieten herausgebildet hat, ist leider nur zu bekannt und diese Erfahrung muß sich jede Regierung in ihr Hauptbuch schreiben, um solche Fehler künftig zu vermeiden. Eine stärkere Mitarbeit des Arztes ist unbedingt notwendig und von ärztlichen Korporationen auch wiederholt gefordert worden.

Überblicken wir die Folgen der unzulänglichen Ernährungszwangswirtschaft auf die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung, so sind sie nach jeder Richtung geradezu niederschmetternd. Es gibt, wie wir sahen, kaum ein Gebiet der menschlichen Pathologie, das hierdurch nicht vergrößert worden wäre, von den Infektionskrankheiten an (Tuberkulose) bis zu den Avitominosen (Kriegs Ödem, Rachitis). Der feindliche Vernichtungswille hat unzweifelhaft an der Wurzel unserer Volkskraft eingesetzt. Dieser Tatsache gilt es ruhig ins Auge zu sehen. Die Möglichkeit, diesen Vernichtungswillen zu brechen ist trotzdem vorhanden. Vor allem müssen wir weitesten Kreisen den Bezug ausreichender, vollwertiger Nahrungsmittel sichern. Oberstes Gesetz dafür ist Kampf gegen den schamlosen Wucher mit allen Mitteln, weiter eine zeitweise Ausgleichsmöglichkeit in der Beschaffung billiger, guter Lebensmittel für Minderbemittelte, in einer Fürsorgetätigkeit größten Umfangs unter ärztlicher Mitwirkung. Und was wir nicht im Inland erhalten können, müssen wir von außen zuführen. Auch das können wir durch Sparsamkeit und Arbeit. Dies sind die einfachen ärztlichen Rezepte, um den sinnlosen Vernichtungswillen der Feinde schließlich doch abzuwehren, sie scheinen einfach und sind tatsächlich ungeheuer schwierig. Helfen wir alle mit zur Arbeit und zur Sparsamkeit zu erziehen.

Franz Fischler (München).

Digitized by Google

Wie stehen wir heute zur Zwangswirtschaft?

Zu Beginn des Krieges und in den ersten Jahren seines Verlaufes war man wohl in allen Kreisen der Bevölkerung, die sich ernsthaft mit der Frage der Ernährung unserer Heere und der Heimbevölkerung beschäftigten, der Meinung, in der Zwangswirtschaft ein notwendiges und in seiner Art segensreiches Übel erkennen zu müssen. Freilich mit dem Anwachsen der Vorschriften und Beschränkungen, und mit der steigenden Erkenntnis, daß der Bewältigung der unendlichen Schwierigkeiten das zumeist in Betracht kommende Beamtenmaterial nicht ausreichend gewachsen sei, nahm in den Erzeugerkreisen die Unzufriedenheit mit den immer mehr belästigenden Fesseln einer planmäßigen Bewirtschaftung der mannigfaltigsten Erzeugnisse zu, und ließ die zweifellos auf so manchem Gebiet erreichten gewaltigen Leistungen stärker in den Schatten treten, als billig war. Auch der Verbraucher, obwohl nach Lage der Dinge der wesentliche Verteidiger der Planwirtschaft, da er von ihren Hindernissen weniger behelligt, meist mehr ihre Vorzüge zu schmecken bekam, verlor mit der Zeit um so mehr den Glauben an ihre allein heilsame Wirkung, als er, ohne zu ahnen, wie unendlich schwer bereits das ihm Gebotene zu erreichen war, mit Unwillen seine Ansprüche nur in sehr bescheidenem Umfange verwirklicht sah, und zwar mit der Zeit immer schwächer.

So vereinte sich nach der für viele deutsche Träumer bitteren Enttäuschung, daß uns die Aufgabe von Wehr und Ehr nicht die gewahrsagte Zuneigung unserer früheren Feinde und nunmehrigen Herrscher, und zumal nicht deren Ausdruck in den begehrten Mengen von Speck, Fleisch und Weißbrot gebracht hatte, die Stimme der überwiegenden Volkskreise in dem Wunsch nach der Beseitigung der Zwangswirtschaft. Der Versuch, noch einmal neue und bessere Formen für eine weitgehende Bewirtschaftung der Lebensmittel zu geben, mußte unter diesen Umständen aussichtslos erscheinen, und blieb denn auch ein Versuch. Das ist unzweifelhaft gut gewesen, denn damals, als unter der sozialdemokratischen Regierung diese Absicht von einzelnen Stellen vertreten wurde, fehlte es bereits an der Möglichkeit, gegenüber der geschlossen ablehnenden Haltung der gesamten Erzeuger noch einmal eine straffe Planwirtschaft durchzusetzen.

Heut stehen wir nun nach einer Reihe von Erfahrungen über die nach Beseitigung des Wirtschaftszwanges erzielten Ergebnisse wieder einmal vor der Frage, ob unser Wirtschaftsverfahren bei der Verteilung der Lebensmittel für uns erneuter Abänderungen bedarf. Und es dürfte scheinen, als wenn wir nicht nur alle Ursache haben, etwa ratsam erachtete Verbesserungen einzuführen, sondern auch besonders in weiteren Kreisen Klarheit darüber zu verbreiten, daß es, wie auf so manchem anderen Gebiet, so auch hier, ein allgemein befriedigendes Verfahren leider nicht gibt, und auch kaum geben kann. Nur eine gewisse Annäherung an das erstrebte Ziel wird bald mehr, bald weniger gelingen.

Die folgenden Gedanken sollen diesem Zwecke dienen, und wesentlich darzulegen suchen, daß alle Organisation nicht ausreicht, gewisse Tatsachen aus der Welt zu schaffen, deren Folgen wir eben tragen müssen, da wir uns der Macht begeben haben, sie zu ändern. Ob vielleicht auch hier und da ein Wink sich ergeben kann, wo und wie man die bisherigen Maßnahmen besser diesen Tatsachen anpassen, und derart diese in gewissem Umfange in den Dienst unserer Volksernährung stellen könnte, wird sich dabei wohl noch zeigen.

Beginnen wir dementsprechend:

Unsere Volksernährung ist naturgemäß nicht in erster Linie von der Art der Verteilung abhängig, sondern von den überhaupt verfügbaren Mengen der ver-

Digitized by Google

schiedenen Nahrungsmittel. Das wird nur zu häufig vergessen. Und mit der zum Überdruß häufig dahergeredeten Gedankenlosigkeit, daß die Schaufenster der Städte, oder die Räucherkammern auf dem Dorf zeigten, daß ausreichende Mengen von Nahrungsmitteln da seien, wird die Sache nicht geändert. Wer für die Tatsache verständnislos ist, daß wir im Frieden für viele Milliarden Lebensmittel oder Rohstoffe zu ihrer Erzeugung einführen mußten, um unsere Ernährung zu ermöglichen, also heut, nachdem das Reich mehrerer seiner Überschußprovinzen beraubt, und unfähig gemacht worden ist, große Massen unentbehrlicher Hilfsmittel wie früher entweder selbst zu erzeugen, oder einzuführen, bei einer noch dazu durch Gesetz verfügten Herabsetzung der Arbeitszeit, in der ganzen Lebensmittelgewinnung naturgemäß Mangel leiden müssen, dem ist eben nicht zu helfen. Daß dabei immer noch manch einzelner oder auch weitere Kreise auf Kosten anderer in Stadt und Land sich gütlich tun können, ändert daran nichts. Und kaum einer von den hierüber Empörten wird selbst an einer sich ihm bietenden Gelegenheit solcher Art vorübergehen, ohne sie bedenkenlos recht weitgehend auszunutzen. Wir erinnern uns aus jüngster Zeit, daß so manche Kartoffelsendung zum Leidwesen von Stadtverwaltungen ausblieb, weil sie unterwegs zur „Selbstversorgung" von Verbrauchern diente, die nicht auf dem Frachtbrief als Empfänger angegeben waren, von anderen, noch sehr viel deutlicheren Fällen abgesehen.

Eine recht erhebliche Lebensmittelknappheit wird uns noch recht lange nur zu treu bleiben, trotz aller schönen Verheißungen, die uns auf Wahlaufrufen schon vor zwei Jahren Brot vorgaukelten. Denn es wächst im verstümmelten Deutschland der „neuen" Zeit bei weitem nicht mehr das, was uns noch half, im Kriege durchzuhalten. Die Einfuhr aber von Lebensmitteln aus dem Auslande vermindert sich in ihrer Möglichkeit mehr und mehr, wie der Wert und die Kaufkraft unserer Mark abnimmt. Die beiden schlimmsten Hindernisse, unsere Ernährung durch Lebensmitteleinfuhr aus dem Ausland besser zu gestalten, haben wir uns selbst aufgelegt, die uferlose Kriegskostenentschädigung an unsere Feinde, die trotz aller Ablieferungen und allen Ausplünderns nicht geringer wird, und die Besetzung weiter deutscher Gebiete durch feindliche Heeresmassen, deren Ansprüche durch nichts begrenzt werden, als durch das schließliche Versagen der auf das Ersinnen immer neuer „Bedürfnisse" gerichteten Einbildungskraft. Es ist die alte Geschichte vom Kuckuck im Grasmückennest. Die eigentlichen Einwohner müssen verkommen, damit der Fremdling sich mästen kann. Daß natürlich auch in der Industrie die Verkürzung der Arbeitszeit durch Gesetz, wie die zwar nicht durch Gesetz vorgeschriebene, aber mit gleicher Regelmäßigkeit in Erscheinung tretende, Arbeitseinstellungen den Spielraum für Schaffung von Werten stark vermindert, die wir im Auslande als Mittel zum Nahrungseinkauf verwenden könnten, muß jedem einleuchten; zumal dann, wenn man sich dessen erinnert, daß wir mit den Reichslanden unsere Eisenlager verloren haben, und nun auch diese wichtigen Rohstoffe, und ebenso sogar Kohlen im Ausland mit den Erzeugnissen einkaufen müssen, für die wir sonst Eßwaren erworben haben.

Zwar bleibt uns noch die Hoffnung, durch zielbewußte und weitgehende Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung im Inland wenigstens in rascherem Fortschreiten unsere Ernährungsaussichten merklich zu verbessern. Doch auch sie kann solange nur gering bleiben, als die überwiegende Anzahl der Verbraucher nicht einzusehen vermag, daß für die Hebung der Landwirtschaft verwendete Staatsmittel in erster Linie ihnen selbst sehr zugute kommen, wenn auch natürlich die Erzeuger auch ihrerseits großen Vorteil davon haben. Ähnlich, wie wir nicht nur den Ofen, sondern auch uns selbst behaglich erwärmen, wenn wir ihn tüchtig mit Holz vollheizen. Und um solche Einsicht in weiten Kreisen zu fördern, fehlt es

Digitized by Google

wieder an den Geldmitteln, wie wiederum daher die Bewilligung von Staatsbeihilfen zu kräftiger Förderung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung ausbleibt.

Daß endlich die schließlich noch vorhandene Möglichkeit, durch weise Sparsamkeit im Verbrauch der einmal verfügbaren Lebensmittel eine knappe, aber noch ausreichende Ernährung zu sichern, an der Einsicht der gesamten Bevölkerung nicht gerade starke Unterstützung finden kann, zeigt leider der Verlauf der Kartoffelversorgung, wie er jetzt, frei von manchen einschränkenden Bestimmungen, beobachtet werden konnte; nicht nur der „Reiche" in der Stadt, oder der Großgrundbesitzer, nein, auch der kleine Bauer, der Arbeiter, der ein größeres oder kleineres Stück Land bearbeitet, oder der Laubenkolonist suchte die bisher ihm zur Verfügung stehende Kartoffelmenge möglichst zu verdoppeln, um gegen alle Möglichkeiten gesichert zu sein, und tunlichst auch sein Vieh besser zu versorgen. Statt zu sparen, finden wir vielfach vermehrten und natürlich unwirtschaftlicheren Verbrauch, wie immer, wenn mehr „aus dem Vollen" geschöpft wird.

Betrachten wir nun abgesehen von diesen Grundbedingungen, welche uns bei jeder auch zu ersinnenden Wirtschaftsform für die Verteilung der Lebensmittel gewisse Mangelerscheinungen als unvermeidlich erkennen lassen, die für uns möglichen Maßnahmen auf diesem Gebiet, so ist natürlich immer noch ein verhältnismäßig großes Maß der Gleichmäßigkeit und Gerechtigkeit der Verteilung unser erstrebenswertes Ziel. Kann die freie Wirtschaft uns dies erreichen lassen?

Die wirklich freie Wirtschaft regelt die Preise nur durch das Gegenspiel von Angebot und Nachfrage. Dabei wird ein erträglicher oder vielfach sogar sehr günstiger Zustand für Erzeuger wie Verbraucher eintreten, wenn beides sich ohne wesentliche Unterschiede deckt. Das wird natürlich nicht immer leicht gegeben sein; aber durch die Möglichkeit, auf anderweitige Guthaben hin aus dem Auslande Lebensmittel zu beziehen, wie andererseits durch Zölle oder andere Mittel ein Überangebot aus dem Auslande zurückzuhalten, ist es uns vor dem Kriege lange Jahre hindurch im wesentlichen gelungen, ein derartiges Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage auf dem Lebensmittelmarkt im großen und ganzen aufrecht zu erhalten. Daher jetzt die Sehnsucht nach der freien Wirtschaft in vielen Kreisen, die nicht dieser Form der Verteilung, sondern dem damals durch sie möglichen Erfolge gilt.

Heut liegt die Sache aber ganz anders: Das Überangebot aus dem Auslande kommt zurzeit freilich gar nicht in Frage, da unsere Valuta eine Mauer um unser Land baut, höher und fester als der stärkste Schutzzoll. Aber es fehlen uns auch die Werte, mit denen wir zu erschwinglichen Preisen Lebensmittel zum Ersatz unseres Mangels hereinholen könnten. Damit ist die Möglichkeit, ein erträgliches Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Lebensmittelmarkte zu erzielen, ausgeschlossen. Der Erzeuger befindet sich in stärkerer Stellung als der Verbraucher, wenn nämlich wirklich freie Wirtschaft durchgeführt wird. Die Preise müssen erheblich in die Höhe gehen, und derart dem wenig bemittelten Verbraucher, dem Rentner, der nicht über recht hohes Vermögen verfügt, dem Ruhe- und Witwengehaltsempfänger, dem Geistlichen und anderen Armen der neuen Zeit, weiterhin natürlich auch noch anderen Kreisen, das Durchkommen aufs äußerste erschweren. Dagegen wird ein erheblicher Vorzug der, an eine wirklich freie Wirtschaft unter solchen Verhältnissen gebundenen hohen Preise für Lebensmittel, Anreiz für die Erzeuger sein, bei derart erheblichen Bezahlungen nun auch weitgehend alle irgendwie benutzbaren Erzeugungsmöglichkeiten anzuwenden. Wir hätten dann hohe Preise, aber auch intensivste Erzeugung. Dabei wird vermutlich der Allgemeinheit ein erheblicheres Maß von Lebensmittel zufließen als sonst, wenn der Anreiz der hohen Preise nicht durch

Digitized by Google

eine stark fortschreitende steigende Besteuerung wieder herabgemindert wird, wie es allerdings in unserem Vaterlande nach der neuen Steuergesetzgebung der Fall ist. Andererseits ist die freie Wirtschaft der Gerechtigkeit der Verteilung wenig günstig, da sie den wirtschaftlich Schwächeren durch die hohen Preise vielfach aus dem Wettbewerb ausschaltet.

Das würde somit bei wirklich freier Wirtschaft der Fall sein. Aber man rede sich doch nicht ein, daß wir von der Zwangswirtschaft zu wirklich freier Wirtschaft übergegangen seien. Wohin wir sehen, finden Maßnahmen zur Niedrighaltung der Preise statt. Für die Unbemittelten, für die Einwohner der Erzeugerprovinz, und noch in mannigfaltiger anderer Weise wird in mehr oder weniger freiwilligem Übereinkommen der Preis niedrig gehalten. Presse und Volksversammlung wirken mit ihrer heut nicht ganz unerheblichen Macht auf die Preise ein, und ebenso auf Lieferung und Rückstellung von Vorräten. Sogar Massenumzüge und dergleichen dienen solcher Beeinflussung. Das mag gut oder schlimm sein, darüber sei hier nicht entschieden; daß dabei aber eine wirklich freie Wirtschaft nicht vorhanden ist, sollte doch einleuchten. Freilich, der derart planlos ausgeübte Zwang ist nicht ohne weiteres der Planwirtschaft vorzuziehen.

Es kommt weiter hinzu, daß die „freie" Wirtschaft, wie wir sie jetzt haben, zwar den ehrlich arbeitenden Erzeuger mit einem neuen Netz von Vorschriften umgibt, das durch seine Unsicherheit und Unklarheit noch schwierigere Hindernisse bietet, als die früheren Vorschriften. Denn wer kann sagen, welche Preise übers Jahr von den so mannigfaltigen preisbeeinflussenden Faktoren, die wir jetzt haben, aufgestellt werden? Der unehrliche, für das allgemeine Wohl gleichgültige Erzeuger dagegen entzieht sich, da alle diese Preisregelungen ja keinerlei zwangsmäßige Bindung haben, ohne Mühe jeder Vorschrift der Billigkeit, und kann nach Herzenslust wuchern, oder auch Vieh und Kartoffeln oder Getreide ins Ausland verkaufen. Das ist zwar eigentlich untersagt, läßt sich aber bei den großen Gewinnen, die dabei eingeheimst werden, anscheinend kaum durchgreifend verhindern, wie z. B. die Viehtransporte nach Dänemark zeigen. Außerdem bietet der Abfluß von sehr großen Massen von Nahrungsmitteln nach dem Westen, wo höchste Preise gezahlt werden, dauernd eine ungemein schwere Schädigung unserer Volksernährung, die durch die Beseitigung der bisherigen Zwangswirtschaft wohl noch zugenommen hat. Frankreich hat sich zum Beispiel nicht durch das Angebot, die Besatzungstruppen durch das Reich zu versorgen, davon abhalten lassen, selbst nach Belieben für seine Truppe Kartoffeln zu 50 Mark den Zentner einkaufen zu lassen. Da nur noch unverbindliche Vereinbarungen über Preise bestehen, so kann natürlich ein gewissenloser Erzeuger nicht verhindert werden, für diesen Preis zu verkaufen, und im besetzten Gebiete wird es überhaupt wohl niemand möglich sein, solche Verkäufe zu vermeiden. So wandern sehr große Massen von Kartoffeln vermutlich nicht nur in die Truppenlager der Franzosen im Westen, sondern nach Frankreich und weiter, und entgehen unserer Versorgung. —

Der Erfolg unserer jetzigen „Wirtschaftsfreiheit" ist also im ganzen der folgende: der ehrliche Erzeuger erhält keine hohen Preise, da er sich auf Vereinbarungen und dergleichen hin zu geringeren Zahlungen versteht. So kann er seine Erzeugung auch nicht wesentlich steigern. Der unehrliche Erzeuger aber, der durch solche Rücksichten nicht bekümmert, ohne Wettbewerb durch den ehrlichen Nachbarn hohe Preise nimmt, wo er sie findet, schwimmt vielfach derart im Gelde, daß er kaum besonderen Wert darauf legt, seine Erzeugung noch weiter zu erhöhen. Der Hauptvorteil der freien Wirtschaft, die starke Anregung der Erzeugung, geht uns so bei den heutigen Umständen vermutlich zumeist verloren.

Digitized by Google

Eine eigentliche Zwangswirtschaft aber läßt sich, darüber kann man klar sein, nicht mehr aufrecht erhalten. Das fortschreitende Sinken der allgemeinen Moral würde heut bereits so sehr viel Durchbrechungen der Vorschriften herbeiführen, daß es schon besser ist, nicht an derartiges zu denken, abgesehen davon, daß die Erzeugung durch eine straffe Planwirtschaft, bei den der Landwirtschaft zum großen Teil verständnislos gegenüberstehenden heutigen leitenden Landesbeamten an der Spitze, mit großer Sicherheit gelähmt und erdrosselt werden würde.

Daher bleibt wohl als wesentlich empfehlenswerte Möglichkeit nur übrig, eine gemäßigte Zwangswirtschaft unter Benutzung der sich bereits jetzt zeigenden Ansätze derart auszubauen, daß man großen Gruppen, etwa den Erzeugern einer Provinz, oder auch anderer Gebiete, die Aufbringung der unbedingt im Mindestmaß einzuforbernden Lebensmittel unter den erforderlichen Sicherheiten überträgt, und ihnen dafür durch sachkundige, und unparteiisch zusammengesetzte Gutachterstellen Preise bewilligen läßt, die den heutigen Verhältnissen nach Möglichkeit Rechnung tragen. Diese Gruppen von Erzeugern, bei denen die landwirtschaftlichen Genossenschaften als Träger der Organisation bereits vorhanden wären, müßten dann aber die rechtliche Befugnis erhalten, ihre Mitglieder zur Ablieferung zu den festgesetzten Preisen zu zwingen, oder aber sie in Strafen zu nehmen, beziehungsweise den Gerichten zu überweisen. Da der Berufsgenosse am besten weiß, wer von seinesgleichen Lebensmittel verschiebt, und zweitens da er selbst dadurch geschädigt und zu größeren Lieferungen gezwungen wird, wenn sein Nachbar sich der Lieferungspflicht entzieht, so würde derart die Möglichkeit einer günstigen Erfassung vorhandener Lebensmittel geboten werden, wenn man weise genug ist, nur eben ein gewisses Mindestmaß von Lebensmitteln derart auf Lieferung zu verlangen, und im übrigen das, was darüber hinaus erzeugt ist, dem Erzeuger zu wirklich freier Verfügung überläßt. So würde auch die Erzeugung vermutlich stark angeregt werden.

Natürlich fehlen auch hierbei die Schwierigkeiten nicht. Sobald z. B. freies und Lieferungsgetreide nebeneinander vorkommen können, hat das Lieferungsgetreide, das billigere Preise besitzt, die schlimme Neigung, sich in freies Getreide mit höheren Preisen umzuwandeln; wenn nicht beim Erzeuger, so doch bei seinem weiteren Wege bis zum Verbraucher. Doch sollte hierbei wohl die schon vorhandene Organisation zum guten Teil Abhilfe schaffen können, und ein sonst nach mancher Richtung hin annehmbares Verfahren wenigstens der Besprechung wert erscheinen lassen. Nur durch Aufbringung gewisser Mindestmengen von Nahrungsmitteln mit Hilfe der mit Zwangsmöglichkeiten ausgestatteten Erzeugerkreise scheint meiner Ansicht nach der augenblicklich einzig gangbare Mittelweg zwischen Zwangswirtschaft und freier Wirtschaft ermöglicht werden zu können. Nur so kann man die Erzeuger fassen, die unredlich nur ihren Vorteil im Auge haben, nur so auch die unerlaubte Ausfuhr möglichst schon an Ort und Stelle, wo die Lebensmittel entstehen, einschränken; was über die zu liefernden Mengen hinaus vom Erzeuger frei verwertet werden kann, und daher auch im Inland höhere Preise erzielt, ist ja auch nicht so leicht der Ausfuhr preisgegeben, da es eben durch seine höheren Inlandspreise davor besseren Schutz genießt, so daß die Grenzüberwachung dann ausreichen möchte.

Daß auch dann, wenn man nun diesen bereits seit Jahr und Tag von vielen maßgebenden Stellen der Erzeugerkreise empfohlenen Weg beschreitet, die Schwierigkeiten nicht ausbleiben, und der Mangel immer noch unser Genosse bleiben wird, führte ich schon aus. Aber es möchte doch derart nach mancher Richtung hin eine Besserung anzubahnen sein. Paul Ehrenberg-Göttingen.

Digitized by Google

Zwangswirtschaft oder freie Wirtschaft?

Wenn ich, ehrender Einladung folgend, zur Frage der Zwangswirtschaft oder der freien Wirtschaft mich äußere, so tue ich das mit Bedenken, nicht allein weil ich dienstlichen Pflichten nur eine karge Stunde zu flüchtigen Bemerkungen abringen kann, sondern vor allem, weil ich nicht in der Lage bin, ein vorbehaltloses Ja oder Nein ohne alle Wenn und Aber zu sagen, wie das gerade jetzt in unserer aus seelischer Not nach eindeutigen Zeichen ausspähenden Zeit Vielen ein Bedürfnis ist.

Die Zwangswirtschaft war und ist verhaßt; den meisten nicht so fast, weil sie Zwangswirtschaft, als weil sie Notwirtschaft ist. Von all den Strömen der Unzufriedenheit und Erbitterung, die in den letzten Jahren, besonders mächtig angeschwollen aber in den letzten zwei Jahren, durch unser Volk gezogen sind, guten Ackerboden überflutend und mit Geröll bedeckend, ist ein nicht geringer Teil aus den hunderttausend Quellen der Unzufriedenheit geflossen, die überall im Lande, in jedem Haushalt fast, sich über die Bedrückungen der Zwangswirtschaft aufgetan haben.

Menschen und Einrichtungen sind aus den Verhältnissen zu beurteilen, aus denen sie stammen. Welcher Art war und wie entstand die Zwangswirtschaft?

Wir hatten zunächst eine Zwangswirtschaft des Ernährungsverbrauchs. Als wir in den Krieg gingen, war nicht nur unsere militärische Rüstung unzulänglich, eine wirtschaftliche Rüstung fehlte überhaupt. Grund dafür war — nicht der böse Reichstag — der Mangel an intuitiver Einsicht in das, was dieser Krieg uns, von der Überreichung des österreichischen Ultimatums an Serbien ab, nicht bloß dem Rückschauenden fast zwangsläufig scheinend, bringen mußte: die Einkreisung der schmalen deutschen Ernährungs- und Produktionsfläche, ihre Abschnürung von der Weltwirtschaft, die gezwungene Rückführung zum autarkischen Wirtschaftsstaat, so, daß der Deutsche, nicht einmal gegen eine feste Wand sich lehnend, mit dem einen Arm das Schwert führen, mit dem andern Brot und Nahrung schaffen und die Waffen schmieden mußte und alles was dazu gehört. Wir hatten einen ausgezeichneten Mobilmachungsplan der Eisenbahn, wir hatten keinen Mobilmachungsplan der Wirtschaft. Als in strahlenden Sommertagen tiefster Glut die Söhne deutscher Mütter wie die Garben, auf den deutschen Feldern dem Schnitter, entgegenreiften, da mußte ja sogar — die leichteste Arbeit freilich, aber auch sie hätte schon getan sein müssen — rasch die Bergung der Ernte mobilisiert werden. So zog das deutsche Volk in den 3-Monatskrieg, der dann zu $4^1/_2$ Jahren wuchs. Bald war es sichtbar, daß die Feinde hinter den Linien der Schlachtfront die grausamere Front des Wirtschaftskrieges aufgebaut hatten, um, mochten die Reihen ihrer kämpfenden Männer überrannt sein, die Deutschen sich an den stärkeren Mauern der Wirtschaftstatsachen erfolglos anrennen zu lassen. Mancher, der, zu tieferem Einblick verurteilt, von Vierteljahr zu Vierteljahr nach der Bilanz der geschlagenen Schlachten die Bilanz des Ersatzes an Wehrmännern und Arbeitskräften, der Rohstoffe, der Ernährung, der finanziellen und seelischen Kräfte zog, trug daran als an schwerster Sorgenlast, wenn er hinter der sich weitenden Karte der deutschen Eroberungen den soviel weiteren Erdkreis sich mehr und mehr gegen Deutschland zusammenschließen sah.

Aus solcher Sorge entstand die Zwangs- und Notwirtschaft dieses Krieges. Zunächst auf dem Gebiete der Ernährung. Wir erinnern uns noch der Gebefreude der ersten Kriegsweihnacht und dann des tiefen Erschreckens, das nach

Digitized by Google

diesem Weihnachtstraum über Millionen kam, als im Januar 1915 nach schwächeren Versuchen, wie es das Kuchenbackverbot usw. gewesen waren, die Brotkarte kam. Da fiel es uns erst wieder schwer aufs Herz, daß wir unseren wachsenden Bevölkerungsüberschuß ja seit langem nicht mehr aus dem eigenen Lande ernährt, sondern, trotz der außerordentlichen Steigerung der Leistungen unserer Landwirtschaft, immer mehr Weizen, Vieh und Fleisch, vor allem aber, eben um die Steigerung unserer heimischen Landwirtschaft willen, immer mehr Futter und Düngemittel aus dem Auslande eingeführt hatten, daß namentlich unsere heimische Vieh- und damit Fettwirtschaft zum größten Teile auf der Einfuhr ausländischer Futtermittel stand. Bei Getreide, wo wir das ausländische Nahrungsmittel selbst verbrauchten, war die Not am ersten sichtbar; später dann, wo das Ausland uns nicht das Nahrungsmittel, sondern den Rohstoff zu seiner Erzeugung geliefert hatte; aber zwangsläufig mußte alsbald auch die Rationierung von Fett, Fleisch, Milch, Eiern kommen.

Sie kam schließlich auch bei den Nahrungsmitteln, in denen Deutschland Überschußgebiet war, bei Kartoffeln und Zucker; denn, da die Decke der übrigen Nahrungsmittel zu kurz war, wurde auch die Decke der reichlicheren immer mehr angespannt und schließlich konnte der Staat sich der Sorge nicht entschlagen, daß, selbst wenn genug Ware vorhanden sein mochte, sie auch zuverlässig nach keinem anderen Maßstab als dem des Bedarfs an die Bedürftigen kam. So entstand die Zwangswirtschaft, Zwangswirtschaft nicht bloß, weil sie äußeren Zwang brachte, sondern mehr noch, weil sie aus innerem Zwange erwuchs. Dieser Zwang wirkte zwangsläufig weiter. Als im Jahre 1916 das Reichsamt des Innern, trotz der zu wenig anerkannten, unter Unzulänglichkeiten und Schlimmerem vollbrachten Leistungen des Unterstaatssekretärs Freiherrn von Stein, den Glauben des Volkes verloren hatte, wurde das Kriegsernährungsamt gegründet — mit nichts als einem leeren Stockwerk. Herr von Batocki, der in seiner frischen Art, dabei ein Mann raschen Blicks und ernster Pflicht, Deutschland zunächst über einen schweren Sommer, notgedrungenermaßen mehr redend und schreibend als schaffend, weghalf, und sein Stellvertreter, der bayerische Staatsrat von Braun, sahen im fortschreitenden Ausbau der Zwangswirtschaft eine unausweichliche Aufgabe, trotz des zähen Widerstandes des preußischen Landwirtschaftsministeriums, das nichts tat, um einen Ausgleich zwischen seiner vielfach nicht unklugen rationalistischen Wirtschaftsauffassung und den volkssittlichen Forderungen herbeizuführen. So folgte der Brotkarte alsbald die ungezählte Reihe all der anderen Karten.

Wir haben es erlebt. Auch wir standen einmal unter dem Banne der Zwangswirtschaft als einer sittlichen Pflicht. Bei Hunderttausenden, die den Krieg als ein seelisches und sittliches Erlebnis empfanden, lebte ein inneres Verlangen nach solcher Brot- und Notgemeinschaft. Aber allmählich wurde die Zwangswirtschaft aus einem eindeutigen Volksgebot und göttlichen Gebot, das alle sittlich band, zum vielbändigen Polizeistrafgesetzbuch des Staates, noch dazu eines Staats, dessen Macht immer schwächer wurde. Der Geist war willig, das Fleisch wurde schwach. Wir mußten rationieren, nicht wie eine sparsame Hausmutter, die jedem Kind zur Stillung des Hungers zuteilt, Einkauf und Empfang aber eben nach diesem Hunger bemessen kann, sondern wir waren in der Tat die belagerte Stadt, die, um Verzweiflung und Krieg innerhalb der Mauern fernzuhalten, nach der Entbehrung schließlich auch den Hunger rationieren mußte. Das deutsche Volk ertrug diese Rationierung nicht, schon nicht die Rationierung der Entbehrungen. Zu viele nahmen von der Zwangswirtschaft sich selbst aus. Die Übertretung schien so gering, eine kleine läßliche Sünde, durchaus gesellschaftsfähig, ja bald

Digitized by Google

von der Gesellschaft gefordert. Sich an Vorschriften halten, wenn andere es nicht taten? Darüber nur ungläubiges Lächeln zu finden, die Dienstboten verlieren und — das war das Schwerste — die Kinder schmäler werden sehen? Erst mochten die Rationen so erhöht werden, daß man damit auskommen konnte, dann wollte man darnach leben! die großen Hamsterer, die gewerbsmäßigen, ja die mußte man treffen! Aber die Selbstversorgung von nahen Verwandten, dann von ferneren und fernsten Verwandten, von mitleidigen Sommerfrischwirten, von Verwandten des Dienstmädchens, dann von andern guten Menschen auf dem Lande, in die durfte der Staat nicht eingreifen! So entstanden die Rucksackreisen; der Devastationsgürtel um die Großstädte wurde immer weiter. Niederbayern bekam Besuche ohne Zahl, auf dem Bahnhof in Plattling tropfte Butterschmalz und Eigelb in der Sonne aus den Tausenden von Paketen, die überall hin gingen, und wenn an irgend einem Bahnhof die Gendarmerie einem Manne einen gar zu schweren Rucksack abnahm, dann war es gewiß ein aus dem Felde kommender, der verschüttet gewesen war, oder es war der arbeitsame Ernährer von 10 Kindern, beileibe nie der Zubringer von Schleichhändlern und Schlemmergaststätten. Die Öffentlichkeit verlangte das Ziel gleichmäßiger ausreichender Ernährung und versagte die Mittel. Es wäre unrecht, darüber höhnend zu schreiben. Für Tausende war es ein frevelhaftes Possenspiel, für Hunderttausende ein tragischer Konflikt der Pflichten gegenüber der Familie und sich selbst und gegenüber dem Staat. Die Entscheidung fiel gegen den Staat, weil Staat und Vaterland, Vaterlandsempfinden und staatlicher Gehorsam Hunderttausenden noch nicht absolute Einheit waren und der Staat nicht die Gewähr bot, daß, was er tat, nicht bloß aus Not erwachsen war, sondern auch wirksam der Not steuern würde. Die Millionen einzelner Ich, Volk und Staat, waren im Felde eins, nicht zu Hause. So zerbrach die Zwangswirtschaft des Nahrungsverbrauchs, weil immer mehr Erzeuger und Verbraucher sie nicht als sittlich bindende Pflicht empfanden.

Damit zerbrachen allmählich auch die Bindungen für Handel und Gewerbe, die mitten darin standen. Auch für sie war und ist das Gesetz tragbar nur unter der Voraussetzung, daß alle oder doch die meisten es halten. Je weniger das der Fall war, je mehr der einzelne aus seiner Gesetzestreue sich nur Schaden erwachsen sah, ohne daß dem Ganzen Hilfe wurde, desto stärker wurde auch hier der Anreiz zur Übertretung.

So ist die Zwangswirtschaft unseres Ernährungswesens erst tatsächlich, dann rechtlich zerbrochen worden. Rechtswirksam besteht sie noch für die Getreideversorgung, für Milch und Milchfett, aber auch hier bröckelt Stein um Stein. Jedermann weiß, daß überall schwarz gemahlen und schwarz gehandelt wird. In Bayern hofft man mit der öffentlichen Getreideversorgung aus dem Inland bis zum Frühjahr auszukommen, im Reiche fehlen auch dafür noch die bestimmten Unterlagen. Was uns fehlt, muß aus dem Ausland gekauft werden. Sind es zwei Millionen Tonnen, so kommen sie jetzt vielleicht auf 12—15 Milliarden Mark, um die wir unsere Schuldiumme gegenüber dem Ausland vermehren, das Mißverhältnis unserer Handelsbilanz verschlimmern müssen; und dabei reden wir soviel über Geldentwertung und Staatsbankerott. Hier sind sie! Dennoch — wo ist der tiefe Ernst im ganzen Volke, der nun forderte, diese Zwangswirtschaft mit aller, der letzten Kraft des geschwächten Staates aufrechtzuhalten? Wenn es wahr ist, daß die ausgesetzte Kopfmenge dem Bauern nicht genügen kann, sich und seine Dienstboten zu ernähren, daß sie ihn abhängig vom Müller macht und so dem Unterschleif die Türe öffne, warum entschließt sich dann das Reich nicht zu der Regelung, die notwendig ist, um die Zwangswirtschaft von der Lüge zu reinigen?

Digitized by Google

Der Krieg hat uns Zwangswirtschaft nicht bloß in der Ernährung, auch auf andern Gebieten gebracht. Das Hilfsdienstgesetz begründete die Zwangswirtschaft mit dem höchsten Wirtschaftsgute, der menschlichen Arbeitskraft. Es versagte auch hier im innersten Grunde, weil es nicht gelang, inneres Pflichtgefühl und äußeren Zwang zu einer Einheit zu verbinden.

Die Zwangswirtschaft ergriff auch manche Gebiete der Erzeugung, allerdings nicht in der Landwirtschaft. Da war die Vielfältigkeit der Millionen einzelner Betriebe, jeder wieder mit besonderen Verhältnissen, ihre Abhängigkeit von irrationalen Dingen im Arbeitsplan, in der Leitung, in der Beeinflussung durch Wind und Wetter zu groß, als daß Zwang durchführbar gewesen wäre, der innere Zwang zu schaffen und zu bauen zu stark begründet, als daß äußerer Zwang notwendig erschienen wäre — und es war nur bloße Theorie, daß manche Sozialdemokraten, als überall Zwang das Schlagwort hieß, just die Landwirtschaft davon nicht frei lassen wollten. Das war nicht sehr ernst zu nehmen.

Wohl aber kam es in industriellen Produktionen zu stärkeren Bindungen. Herstellung, Preis, Verwendung und Verteilung von Rohstoffen und Hilfsmitteln, gewerbliche Tätigkeit für militärischen Bedarf wurden geregelt, Kohle und Metalle, Teer und Benzin, Öle und Fette, Baustoffe, Häute und Leder, Gespinstpflanzen, Spinnstoffe, Garne und Gewebe, Schuhe, Papier und so fort. Rathenau hat diese Erfordernisse zum ersten Male gleich in den ersten Kriegstagen aufgezeigt; Kriegsrohstoffabteilung und Wumba hießen die Riesengebilde, in denen die deutsche Rohstoff- und Gewerbewirtschaft ihre Zusammenfassung fand. Alle Machtmittel waren beim Staat vereinigt, Zwang und eines vor allem, das unerschöpflich schien, Geld.

Als Form bot sich häufig ein Zusammenschluß der betreffenden Industrien dar, ein Zwangskartell mit mehr oder minder ausgedehnten Befugnissen der Selbstverwaltung unter behördlicher Aufsicht usw. So kam es zu einer Zwangswirtschaft, die ihre Gaben ungleich verteilte, da und dort, namentlich bei mancher schwer unter der Abschnürung von Weltmarkt und Rohstoff leidenden Fertigindustrie Ächzen und Stöhnen weckte, im ganzen genommen aber doch nicht sehr viele sichtbare Opfer forderte und die deutsche Industrie im allgemeinen ungemindert bestehen ließ. Diese Gebilde haben in den letzten Monaten vielfach ihren Zwangscharakter verloren, aber nicht ihr Leben. Sie bestehen fort, umgebildet in freiere Formen freiwilligen Zusammenschlusses, und neue Formen treten neben sie. Deutschland hatte vor dem Krieg fast eine Milliarde Überschuß seiner Einfuhr über seine Ausfuhr. Und dennoch wurde es immer mehr aus einem Schuldnerland zu einem Gläubigerland; denn für die Milliarde, die es im Verhältnis zum Ausland für Ware mehr zu zahlen als zu fordern hatte, brachten ihm deutsches Vermögen, deutsche Anlagen, deutsche Leistungen im Ausland und im Seeverkehr Renten und Lohn. Das alles ist heute weggefallen; wir können Einfuhr mit nichts anderem als mit Ausfuhr bezahlen oder mit immer neuen wachsenden Schulden. Unsere Leistungsfähigkeit für Ausfuhr ist tief erschüttert (vgl. Eisen, Zucker), unser Einfuhrbedarf nach 5 Jahren Raubbaues groß. So ist es zu einer staatlichen Sorge geworden, daß wir nicht mehr und nichts anderes einführen, als was wir dringend zu unseres Lebens Notdurft und zur Flotthaltung unserer Wirtschaft oder aber zur Verarbeitung für Wiederausfuhr brauchen, daß wir anderseits aber nichts ausführen, was wir unbedingt für Leben und Wirtschaft benötigen und nichts, was mit höherem Nutzen im Inland für den ausländischen Absatz veredelt werden kann, und daß wir endlich auch nicht anders ausführen als gegen volle Erfassung der Gegenwerte. Diese Gebote

Digitized by Google

wurden nicht beachtet. Schieber führten aus und ein, was und wie ihnen paßte, und auch Leute, die sich gegen eine solche Bezeichnung verwahren würden, sahen die Dinge nur privat-, nicht volkswirtschaftlich. So mußte es zur Regelung kommen, zu Einfuhrsperre, Ausfuhrkontrolle, Preisprüfung und Ausfuhrabgaben. Die Grundsätze stellte das Reich auf; die Ausführung übertrug es Außenhandelsstellen, die aus den beteiligten Kreisen selbst erwuchsen. Als die Regelung nach langen, allzulangen Verhandlungen der beteiligten Industrie- und Handelsgruppen endlich ins Leben trat, schien freilich die steigende Bewertung der Mark im Ausland bereits aus Wohltat Plage zu machen. Der neuerliche tiefe Sturz der Mark wirkt gegenläufig und so werden wir diese Ausfuhrregelung noch eine Zeitlang mitschleppen müssen, hoffentlich allmählich gereinigt von schlimmen Mängeln einer unerträglichen Verschleppung und manchen Sinnwidrigkeiten einer außerbeamtlichen, darum aber vielfach desto kleinlicheren Bureaukratie. Auch hier aber ist es klar, daß diese Zwangsregelung nicht Dauerzweck ist, sondern nur Übergang und Stütze, dazu bestimmt, sich selbst überflüssig zu machen.

Was hier in flüchtigen, allzu flüchtigen Umrissen an bekannten Einrichtungen der Zwangswirtschaft gezeigt wurde, ist kein fertiger, nicht einmal ein auf Dauer und Erweiterung angelegter planmäßiger Bau, sondern ein Durcheinander von Bauten verschiedener Art: Getreidewirtschaft, ein an sich gesunder und lebensfähiger Rest einer in ihren weiteren Zweigen abgestorbenen Kriegswirtschaft; Bewirtschaftung von Baustoffen, Ölen, Fetten, Betriebsmitteln, unorganische Reste; Bewirtschaftung von Eisen, ein Versuch, noch unsicher, ob zu Auf- oder Abbau bestimmt; Regelung der Ausfuhr, noch am ehesten das Bild einer staatlich überwachten, fachlich gegliederten Selbstverwaltung; die staatliche Bewirtschaftung der Kohle in geschickter Heranziehung der Zechenverbände, des Kohlenhandels, wie der Körperschaften und Verbände der Verbraucher gut geordnet, eben aber von widerstreitenden Bestrebungen heftig umkämpft. Was soll daraus werden? So wie jetzt die Wirtschaftslandkarte aussieht, wird sie nicht bleiben können. Fachliche Gruppen ringen nach stärkerer Anerkennung; landschaftliche Kräfte regen sich und erinnern daran, daß auch sie im Aufbau der deutschen Wirtschaft Wirklichkeiten sind; das Wichtigste aber: auch in der tatsächlichen Gestaltung der Wirtschaft haben sich tiefgehende Veränderungen vollzogen. Als Wissel und sein ernster, mathematischen Geistes voller erster Konstrukteur von Möllendorf 1919 die Aufrisse ihrer Planwirtschaft veröffentlichten, gewahrten Freiwirtschaftler mit Entsetzen, wie viel hundert oder tausend Spitzen-, Dach- und Fachverbände hiernach die deutsche Wirtschaft zu leiten haben würden. Aber diese Verbände sind zum großen Teil bereits Wirklichkeiten, mit und ohne behördlichen Rechten. Und wenn früher bei Auswüchsen des Kartellwesens und Überspannung der Preise die Errichtung neuer Werke fast selbsttätige Folge und Abwehr war, so trifft das nun bei weitem nicht mehr wie früher zu, schon wegen der Kapitalnot. So sind hier Herrschaften aufgerichtet, die die Freiheit der Wirtschaft stark bedrängen und neue Pläne bereiten sich vor. Wie einst Staaten, so entstehen nun „industrielle Herzogtümer" durch Heiraten und Kriege; zur horizontalen Verknüpfung kommt die vertikale Ballung von der Kohle bis zur Glühbirne, der fertigen Zeitung, dem Passagierdampfer und Welthotel. Die Quadern ruhen fest in sich. Ungewiß aber ist das Schicksal dessen, was dazwischen liegt. Und das ist mehr als die Hälfte unserer Wirtschaft.

Wo soll all das hinaus? Wir suchen und tasten; aber da Wirtschaften nicht Selbstzweck ist, so werden wir, um die Wegrichtung zu suchen, nicht bloß auf die Erde, sondern nach den Sternen sehen müssen. Letztes Ziel ist Persönlichkeit.

Digitized by Google

Wir wirtschaften, um den Leib zu ernähren und für die Feierstunden der Seele, der Persönlichkeit Raum zu geben, wir wirtschaften aber auch, um in der Wirtschaft Seele und Persönlichkeit zu entfalten. Wir empfinden die Entpersönlichung der Arbeit des Industriearbeiters als eine schwere Schädigung für unsere Volkskultur und darum auch für unseren Staat, gegen die schwer Abhilfe zu schaffen ist. Um so stärker laßt uns darnach ringen, daß unsere Wirtschaft weiter für möglichst viel Entfaltung der Persönlichkeit sei.

Darum lehnen wir eine sozialistische Zwangswirtschaft ab; sie geht wider das Bessere, Freiere der menschlichen Natur und ist unmöglich. Darum wollen wir die persönliche Unternehmerkraft überall, in Landwirtschaft, Industrie, Handel und im millionenfachen Getriebe der Selbstverantwortlichen des Gewerbes wahren, eine Unternehmerkraft, die im Gewinnstreben ihren sichtbarsten, aber nicht ihren letzten Antrieb hat, sondern die um des Werkes willen, als der Verkörperung des Persönlichen, wirkt. Darum wollen wir aber auch Sicherheit dagegen bestellen, daß der Besitz von Rohstoffen und Kraftquellen nicht zum Werkzeug privater Wirtschaftsherrschaft werde, die nur mehr den Schein einer freien Wirtschaft beläßt, und daß der Staat nicht ausgehöhlt werde.

Unsere Wirtschaft ist nach einem oft gebrauchten Bild keine Organisation, die man machen kann, sondern ein Organismus, der wächst, sich entfaltet, von dem Äste hier von Leben strotzen, andere absterben. Nicht Wirtschaft machen soll der Staat, aber Wirtschaft pflegen, um zu fördern oder Auswüchse abzuschneiden.

Das Ziel ist: dem Menschen auch durch die Wirtschaft und in der Wirtschaft Persönlichkeit zu erhalten und damit unserem Volke Volkspersönlichkeit und Volkskultur zu erhalten und zu vertiefen und die Vielzahl freier Menschen zum starken Staate innerlich zu verbinden. Und darum ist auch dieses Problem der Neuordnung vor allem ein geistiges und sittliches Problem: nicht zügellos freie Wirtschaft als die Summe hemmungslos nach eigenem Gewinn raffender, nicht Zwangswirtschaft als ein Polizeidruck, dessen die inneren Triebkräfte spotten, sondern Freiheit der Wirtschaft in der Zucht der Selbstbescheidung zum größeren Ganzen. Nennt's wie ihr wollt, Erziehung zu Staat und Volk, Erziehung zu Freiheit und Zucht, ob wir sie leisten, ist die Frage, durch die Deutschland lebt oder stirbt.

Eduard Hamm (München).

Land-Tagebuch[1]).

Altbayern ist, seit es besteht, ein Bauernland gewesen: städtearm seit der Zeit, da die alten ummauerten Römer- und Keltensiedlungen in den Unruhen der Völkerwanderung wieder verfielen, städtearm während des ganzen Mittelalters — bis zum heutigen Tag. Wie viel kräftiger und reicher ist das städtische Wesen gleich unmittelbar daneben, auf derselben Hochebene, über dem Lech, im bayerischen Schwaben aufgeblüht, von der Städtefülle Frankens, Sachsens, des Rheinlaufes ganz zu schweigen. Hier aber ist bayerisches — bäuerisches Land. Die richtigen altbayerischen Städte sind heute noch Bauernstädte, im Schutz alter Wehrburgen hingelagert wie Landshut, Burghausen, Dingolfing, oder um die noch besser schützenden geistlichen Hochsitze und Weiheſtätten herumgebaut wie Freising, Passau, Altötting. Das einzige Regensburg im Mittelalter, das einzige München in der Neuzeit erhoben sich über dieses Niveau: das waren die Residenzstädte der Agilolfinger und Karolinger und der Wittelsbacher.

[1]) Vgl. Heft 1 „An die Jugend".

Digitized by Google

Die größte geschichtliche Leistung des Stammes ist eine Bauernarbeit gewesen. Das schlanke Giebelschloß von Dachau, das weithin über die Ebene leuchtet, der hl. Berg Andechs, die Domhöhe von Freising oder die grauen Türme von Tegernsee, sich spiegelnd im blauen Bergwasser, Ebersberg und Benediktbeuern — wer denkt, wenn er sie sieht, noch daran, daß er hier an alten Mutterstätten deutscher kolonialer Ausbreitung steht: an Herrensitzen und Klöstern, die vor 1100 und 1000 Jahren das Netz ihrer Siedelungen ausspannten über Wiener Wald und Plattensee bis in die heutigen ungarischen Komitate von Ödenburg und Eisenburg, über die Gail und die Drau in die Steinwüste des Karst, bis nach Friaul und Treviso. Fünf Jahrhunderte der bayerischen Geschichte, vom 6.—10., sind voll von Grenzkriegen gegen Avaren, Slaven, Bulgaren, Ungarn, in denen dieser Stamm mit seinem Blut den Bestand des Deutschtums im Südosten gesichert hat. Fünf Jahrhunderte, vom 8.—13., hat er dann selbst in zähem, langsamem Gegenstoß die weiten südöstlichen Marken vor seinen Grenzen bevölkert, die bildungsfähigen slawischen Einwohner sich angegliedert, mit deutscher und christlicher Gesittung durchtränkt. Nur die kriegerisch-bäuerliche Arbeit des sächsischen Stammes im Norden kann sich an Geschlossenheit der Bewegung und Größe des Ergebnisses damit vergleichen.

Seine eigentliche Heimat aber ist dabei das Hochgebirge geworden. Wer einen Blick aus dem Fenster wirft, an dem ich dies schreibe, auf den herrlichen Kranz der Felsgipfel, über deren Kamm gerade hohe Wolkenburgen sehnsuchterweckend sich auftürmen, an deren fernem Saum graublaue Wetter entlangziehen, durch deren Dunstschleier die schmalen Schneebänder in Karen und Rissen geheimnisvoll aufleuchten — der braucht nicht mehr zu fragen warum. Kaum die Hälfte der großen bayerischen Familie ist in der Ebene seßhaft geblieben. Und auch diese Ebene ist noch Hochebene, auf die überall wie hier, näher oder ferner, die Berge niederschauen, durch die raschflutende Gebirgsströme den Hauch des Hochlandes tragen. Nach den Bergen zieht seine Sehnsucht ihn immer hin, nach ihrer freien, großen, ungebrochenen Natur, die verschlossen sich selbst genügt, ungastlich gegen Fremde, unwirtlich für den, der die grüne Stille ihrer heimatlichen Winkel nicht kennt, die trotzige Treue ihrer ernsten Ruhe nicht liebt, mannigfaltig in jedem Tal, auf jeder Höhe — wie dieser Volksschlag mannigfaltig ist, verschieden in Lebensweise und Sitte, in Häusern und Liedern, Temperament und Sprache, nicht nur der Kärntner vom Steiermärker, der Österreicher vom Altbayern, der Oberpfälzer vom Tiroler, sondern im engsten Kreis noch, den hier mein Auge abmißt, der Werdenfelser vom Murnauer, der Jachenauer vom Isarwinkler, der Schlierseer vom Bayerischzeller, der Inntaler vom Berchtesgadener — und doch alle wieder in einer tiefen inneren Einheit zusammengehalten, wie diese Bergwelt, in der ihre schönsten Erinnerungen leben.

Die Eindrücke dieser Berge haben sich in die Phantasie des bayerischen Stammes eingegraben in jenen bildsamen Tagen der Jugend, in denen das ganze Volk dichtend Berge und Wälder, Fluren und Wasser zum ersten Male grüßend mit heimatlichen Namen rief. Der Donner des Gewitters, der nächtlich durch die Felsschluchten hallt, die Wucht des Föhns, der durch die engen Täler braust, das Glühen der weißen Kalkfelsen im letzten Abendsonnenglanz leuchten und dröhnen durch seine Sagen. Denn dies sind die Berge, in denen Dietrich von Bern und seine Gesellen an schwindelnden Abgründen mit Sturmriesen kämpfen, bis hinter wilden Klammen Laurins Rosengarten aufleuchtet, in denen Wolfdietrich mit dem Drachen ringt, und in denen König Adelger am Haselbrunnen den Speer jauchzend in die Erde stößt: daz lant han ich gwunnen, den Beiern

Digitized by Google

zu êren, die marke diene in immer mêre. Es sind die Berge, von denen bis zum heutigen Tag alle Lieder der Bayern singen.

Handel und großes Gewerbe sind über dieses Bauernland hingezogen, ohne je darin feste Wurzel zu schlagen; seine eigentliche Liebe und Teilnahme hat immer seinem Boden gegolten. Nirgends hat der Bauer bis in die Literatur hinein eine größere Rolle gespielt. Aus diesem Boden ist vor 700 Jahren die erste deutsche Dorfgeschichte erwachsen — wie sie hier heute noch in Ludwig Thoma ihren urwüchsigsten Vertreter hat. Nirgends ist in allem Äußeren des Lebens so sehr die schwerflüssige, konservative Natur des Bauern bestimmend gewesen wie hier. Die Strohwische, die auf den Wiesen draußen überall die verbotenen Wege bezeichnen, die düsteren, grauen Totenbretter, die da und dort in den Wäldern stehen, finden wir schon im ersten Gesetzbuch des Landes aus dem 6. Jahrhundert erwähnt. In den Leonhardiritten, den Festen der Drachenheiligen Georg und Margarete leben heute noch Gebräuche aus der Heidenzeit, die einst die Kirche schon für ihre Heiligen übernahm, weil sie sie nicht beseitigen konnte. Das vierzeilige Volkslied, in dem der Bayer von Kärnten bis zur Oberpfalz heute noch Trutz und Liebe, Weisheit und Übermut, Schmerz und Galle am liebsten ausströmen läßt, ist dasselbe wie in seiner ersten großen Dichtung vor 900 Jahren, ein Stück urgermanischer Rhythmus, der hier fortklingt durch allen Wechsel der Geschlechter, der von den Schnaderhüpfeln geradeswegs hinaufführt zu den Gesängen der Edda. Seit 1000 Jahren fast sind die dichterischen Hauptformen die gleichen, in denen dieser Stamm — neben der Musik — seine besten künstlerischen Leistungen vollbringt: Spruch, Predigt und Theater. Fast 400 Jahre ist die beste Schilderung alt, die ein Altbayer von diesem altbayerischen Bauernvolk entworfen hat: „Das bairische Volk ist geistlich, schlicht und gerecht", hat Johannes Turmair aus Abensberg um die Zeit Luthers geschrieben, „es geht und läuft gern auf Kirchfahrten, zu denen es auch reichlich Gelegenheit hat, und legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh als auf den Krieg, dem es nicht viel nachläuft. Es trinkt sehr, erzeugt viel Kinder, ist etwas unfreundlich und eigensinnig, weil es nicht oft hinauskommt, sich gern daheim hält, wenig Hantierung treibt und fremde Länder ungern aufsucht. Der Kaufmannschaft achtet es nicht, und wie Kaufleute selten zu ihm kommen, sind im Land selbst wenige, die großen Handel treiben. Tag und Nacht sitzt der gemeine Mann beim Trunk, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, hält große nnd überflüssige Hochzeit, Totenmahl und Kirchweih. Aber er ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachteil, kommt keinem zum Übel."

Die eigentliche Schönheit der Nähe sind die Wälder. Helle Laubhänge, an denen die schlanken Buchen stehen wie junge Ritterheere, Speer an Speer, und über ihrem goldigen Grün glänzt das blaue Seidenzelt des Himmels in so festlich froher Pracht. Dahinter im Innern Tannenforste mit rötlichgrauen Säulenschäften, dunkel und ernst, voll hoher zottiger Stämme, algenüberwachsen. Wenn man die beiden Wälder nebeneinander sieht, kommt einem in den Sinn, wie natürlich es ist, daß auf diesem Boden neben dem hohen Ernst des Gotischen so viel heiter prächtiges Barock lebt. Zwischendrin dunkle, moosübersponnene Gründe von unbeschreiblich kühler Dämmerung, in heller Sonne leuchtende Wiesenflecke, auf denen ein Dutzend Königskerzen in einsamer Stille ihre goldenen Lichter tragen, verschwiegene Moore, wo dunkle Föhrenstrunke sich winden, kleine Erlenhaine mit weißen mutwilligen Birken locken — Rehe grasen friedlich in der Nähe, eine prächtige schwarze Kreuzotter gleitet leise über den dunklen Tannenboden, ein Fasan mit stolzem Federspiel und Kopfschmuck flattert aus dem

Digitized by Google

Busch, schöne schwarzweiße Elstern streichen mit raschem, sachtem, geheimnisvollem Flug in die Bäume — sonst ist's stille, und kein Laut ringsum zu hören als das heimliche Getön des in der Stille wirkenden Lebens.

Lange bin ich in der Sonne gelegen, auf einem Bett von Heidekraut, da hingen die lieblichen Blüten so zierlich rings um mich wie zarte rosa Tropfen, die in der Sonne funkelten. Dicke, glänzende, gelbschwarze Hummeln hatten ihr wildes Wesen daran, kamen mit erschreckendem Gesumme auf die stillen, sanften Pflänzlein herangeschossen, legten sich dann so gewandt um das schlanke Stengelchen, daß man nur staunen konnte, wenn man ihre plumpen Leiber sah, und saugten leidenschaftlich alle Süße in sich: dabei waren sie ganz stille und gaben keinen Laut.

Herrliche Frühe vor Sonnenaufgang! Im ganzen Osten hing tiefes, rotglühendes Gewölk, darüber in weißgrauen Nebeln trübe schimmernd der bleiche, abnehmende Mond. Die Tannenwälder zu meinen Füßen in stumpfem, kaltem, dunkelm Grün. Der Fluß glänzte dazwischen wie mattes, schweres Silber. In der Ferne die Berge, wie leise Träume aus flüchtigem Rauch an den Himmel gehaucht, doch wunderbar rein und klar und körperlich — man sah genau das Tal, das zwischen der Brecherspitz und dem Westerberg inmitten liegt und den Spitzingsattel zwischen ihr und der Rotwand. Und dann hub aus der Tiefe des Isartals, ganz allein in der Stille, das dunkle Läuten der Schäftlarner Klosterglocken an, bis die Sonne heraufstieg über das weite, erwartungsvolle Land.

Man könnte wohl soweit wandern, als der ganze weite Rundblick von diesen Höhen reicht, überall umgäbe einen in dieser Stunde das Läuten von alten Klosterglocken. Andechs, Diessen, Wessobrunn, Bernried, Polling, Rottenbuch, Steingaden, die Wies, Ettal, Staffelsee, Schlehdorf, Kochel, Benediktbeuern, Beuerberg, Dietramszell, Tegernsee, Schliersee, Weyarn, Fischbachau, Bayerischzell — wie eine Postenkette liegen sie, fast in Schallweite ihrer Glocken, wenn der Wind sie trägt, über den ganzen „Pfaffenwinkel" ausgebreitet. Ihre Geschichte müßte man erzählen, um zu wissen, wie Altbayern geworden ist und wieviel von dem undankbar vergessen liegt, was es hervorbrachte.

Kaum eine dieser Stätten ist ohne ehrwürdige, oft ruhmvolle Vergangenheit. Dort drüben von Wessobrunn tönen uns, in jenem kleinen Bruchstück eines Gebets, die ältesten Urklänge deutscher Dichtung entgegen, die ersten Psalmen in bayerischer Sprache, die ältesten Fragmente deutscher Predigten, die wir kennen. Hier aus Benediktbeuern, das noch so herrlich zu Füßen der Berge liegt wie damals, als es Karl der Große, der es besonders liebte, mit Büchern beschenkte, klingt das köstliche Erbe der ewig jungen Vagantenlieder, stammt das Passionsspiel mit dem ersten deutschen Lied. Drüben in Tegernsee aber, wo man schon im 10. Jahrhundert Erzguß und Glasmalerei pflegte, wo im 12. die Nonnen lateinische Briefe schrieben und lateinische Gedichte empfingen, ist in lateinischen Hexametern der erste deutsche Roman geschrieben worden, der erste reizende Vorklang der deutschen Minnelyrik aufgeblüht, ist aus der alten theatralischen Liebe und Kraft des Bayern im gewaltigen Spiel vom Antichrist das größte deutsche Drama des Mittelalters erwachsen. Es ist kein lehrer Wahn, meinte der Tegernseer Chronist in naivem Stammesstolz schon um 1150, daß die übrigen deutschen Stämme erst von den Bayern die deutsche Sprache empfangen hätten. An Polling knüpft sich die Geschichte des Probstes Gerhoh von Reichersberg, an Bernried die der hl. Herluka, an Diessen die der hl. Mathilde, der Grafentochter von Andechs, — wenn Gewitter drohten, hing man ihre schönen langen Haare dort am Kirchturm aus, um Blitz und Hagel zu bannen. Wir denken daran, daß im bayerischen Freising wohl schon im 9. Jahrhundert Weih-

Digitized by Google

nachtsspiele mit Gesang und mimischer Darstellung aufgeführt wurden, daß auf diesem selben Domberg, von dem die ältesten uns bekannten deutschen Kirchenlieder stammen, der größte Geschichtsschreiber des deutschen Mittelalter saß, im Mittelpunkt des geistigen Strebens der Zeit lebend; daß im bayerischen Salzburg, wieder im 9. Jahrhundert, noch unter lebendigen Überresten der römischen Herrschaft, das Bruchstück von Muspilli aufgezeichnet wurde, das Lied vom christlichen Weltbrand am Ende der Zeit, in dem apokalyptische Visionen sich mit Erinnerungen der Götterdämmerung verbinden; daß das bayerische Regensburg die Heimat der Kaiserchronik ist, die zuerst die drei Grundlagen unserer abendländischen Kultur, Antike, Christentum und germanisches Volkstum bewußt miteinander in Beziehung setzt, die Heimat des Rolandsliedes, das die höfische Epik einleitet, die Wirkungsstätte des gewaltigen Predigers Berthold, dessen ungeheure Herrscherkraft zum ersten Male, wie man gesagt hat, die großen Massen des breiten Volkes in den Bereich der Literatur hereinzog.

Keinem der deutschen Stämme hat in jenen Jahrhunderten das Herz stolzer gebrannt von Kämpfen um die Wehr deutschen Landes, von Erinnerungen alten Heldentums, von christlich ritterlichen Träumen des Orients. An den großen Straßen der Völker über die Alpen und längs der Donau, nach Italien und nach Byzanz, war sein Sitz, vor ihm öffnete sich eines der großen Tore in den Osten, der geheimnisvoll immer wieder die deutsche Kraft, die deutsche Phantasie an sich lockte. In seine Lieder strahlte vom Süden her der edle Glanz der gotischen und langobardischen Sagen und verschmolz sich mit seinen eigenen Erlebnissen. Nirgends haben Spielmannslied und Volkssage und höfische Dichtung, ursprüngliche, bunte, sinnenfrohe Lebenslust und christlicher Rittersinn reicher ineinander geklungen als auf diesem weiten Boden des bayerischen Stammes, dem die Nibelungen und Kudrun entsprossten, auf dem die Lieder von König Rother und Herzog Ernst erklangen, über den Walter von der Vogelweide mit Harfe und Fiedel zog, Lindenrauschen und Vogelsang, Frauenminne und Gottesliebe, Schwerterklang und deutschen Stolz in tausend Herzen singend, den Wolfram von Eschenbach, versonnen träumend und dichtend von den unergründlichen Tiefen des Lebens, als seine Heimat pries.

Unendliche Sehnsucht und Schwermut faßt uns bei diesen Erinnerungen — ein Teil des Jammers von jenem deutschen Leid, das in unsrer ganzen deutschen Geschichte immer wiederkehrt, bei den alten Stämmen der Franken und Sachsen ebenso wie heute in der des Preußentums: Ansätze zu gewaltigen Entwicklungen, zu einer einzigartigen Größe, aber die nie zum Ziele kommen, sondern vor ihm abbrechen, sich überschlagen, ermattet in sich zusammensinken.

Die politische Geschichte des bayerischen Stammes ist von erschütternder Tragik. In der Vollkraft der Jugend zerstückelt, auseinandergerissen, sogleich in dynastischen Fehden brudermörderisch sich selbst bekämpfend und lähmend. Erst Kärnten, dann Österreich, dann die Steiermark, dann Tirol und Salzburg, Blume um Blume wurde der alte Kranz seiner Marken wieder abgepflückt. Das altbayerische Stammland, im Süden und Osten von der Reichsgrenze abgetrennt, seiner alten großen Aufgabe beraubt, wird ein Binnenland, ohne Grenzen für eine große Politik, in sich selber abgeschlossen, stagnierend, der alten deutschen Neigung zum inneren Hader, dem altbayerischen Laster des behäbigen Phlegmas, der bequemen Sinnlichkeit doppelt ausgeliefert, von vielen Wurzeln auch der geistigen Anregung und Entwicklung abgeschnitten. Was folgt, ist eine zerbrochene Geschichte.

Wir fangen freilich, vor allem seit Josef Nadlers Forschungen uns die Augen geöffnet haben, langsam zu sehen an, wie grundfalsch wir lange Zeit unter dem

Digitized by Google

Bann aufklärerischer Vorurteile die letzten Jahrhunderte der bayerisch-österreichischen Kulturgeschichte eingeschätzt haben. Wer einmal mit eigenen erstaunten Sinnen das reine quellfrische Deutsch genossen hat, das sich bei bayerischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts findet, wer aus dem berüchtigten 18. die edle Arbeit kennt, die Heinrich Braun in Bayern für die deutsche Bildung geleistet hat, wer einmal unbefangen in die genialen Scheltgedichte Anton Buchers, in das verehrungswürdige literarische Werk Lorenz Westenrieders geblickt hat, der weiß, was er von der Phrase zu halten hat, als ob Bayern erst mühsam, sozusagen wider seinen Willen, durch die Zucht aufgeklärter Lehrmeister wieder den Anschluß an das reine Schrifttum eines fortgeschritteneren Deutschlands hätte erwerben müssen. Wer einmal die Einheit einer hohen künstlerischen Kultur, wie Bayern sie etwa unter Albrecht V. besaß, gefühlt hat, wird es billiger geben mit Schlagworten, die längst zum alten Eisen geworfen gehören. Sind wir nicht wirklich so dumm gewesen, uns die edelsten Schätze der Musik, einen köstlichen Reichtum an bildender Kunst von dem überheblichen Hochmut einer sogenannten aufgeklärten literarischen Kritik hinwegschwatzen zu lassen!

Man denke sich einmal Wien, München, Salzburg, Innsbruck wirklich fort aus der deutschen Kultur seit der Reformation, um zu ermessen, was der bayerische Stamm auch in diesen Jahrhunderten im geistigen Gesamtleben Deutschlands bedeutet hat. Man lasse die Musik verklingen, die hier ihre Heimat hatte, von Orlando di Lasso bis Haydn und Mozart, man lösche die ganze festlich frohe Pracht des Barock, die zierlich heitere Zopfkunst aus, die diese Gaue bis in ihre stillsten Winkel mit beglückender heimatlicher Schönheit erfüllen. Es gibt nirgends in dem Deutschland vom 16. bis zum 18. Jahrhundert eine Kultur, die bei aller ursprünglichen Mannigfaltigkeit im ganzen noch so einheitlich, so das ganze Dasein umfassend, so folgerichtig und sich selber treu war, wie in diesen Landen zwischen Lech und Leitha. Wer umfaßt denn schon die bunte Fülle von Farben, Formen, Melodien und ernster, wissenschaftlicher Bildung, die auch in diesen Jahrhunderten noch von den bayerischen Klöstern ausgegangen ist? Wer kennt denn die Schätze an schlagender, unmittelbarer Redegewalt, an Witz und Kraft und plastischer Bildhaftigkeit des Worts, die in der volkstümlichen Predigt — immer einer der literarischen Leibformen des Bayern — immerfort sich aussprachen? Wer kennt die unerschöpfliche Fülle von gestaltender künstlerischer Kraft, die sich Geschlecht um Geschlecht in der Kunst auswirkte, zu der ein innerster Trieb den Bayern hindrängt, in der dramatischen, mit Tanz und Geste geschmückten Darstellung? Alte Misterien, Barocktheater, Jesuitendramen, Handwerkerspiele, Bauernbühnen — Staatsaktionen großen Stils, Passionen und Krippen- und Weltgerichtsspiele, deutsche und italienische Opern, Stegreifstücke, Fastnachtsposſen, Komödien- und Tragödienstoffe aus aller Welt — Maria Stuart und Griselbis, Genoveva und Zaire, Konradin und Papinianus, Johann von Nepomuk und Don Juan, Judith und die zaubernde Kolombine, der Kasperl und Doktor Faust sind über diese Bühnen gegangen, alle Gestalten des Christentums, alle Götter der Heidenwelt, alle Helden und Schurken der Geschichte, alle Figuren der Allegorie — ein wahres Netz von Goldadern der Theaterpoesie zieht sich über das ganze Land, von Wien, Regensburg, München, Innsbruck bis Kiefersfelden und Oberammergau, St. Florian und Kremsmünster, Meran und Brixen, St. Thaur und Hötting: eine wirkliche Urkraft volkstümlicher Begabung spricht sich darin aus.

Freilich auch hier wieder das alte Leid: Was ist aus diesen einzigartigen Ansätzen zu einem großen bodenständigen nationalen Volksspiel geworden? Oberammergau und Kraiburg und die Schlierseer, Pocci und das Münchener Ma-

Digitized by Google

rionettentheater, Künstlerfeste und Reformbühne, ja selbst Raimund und Nestroy, Anzengruber und wenn man will sogar Grillparzer, ja die Zauberflöte sind doch nur kleine vereinzelte Teilerfüllungen einer ungeheuren Möglichkeit.

Ein trüber Morgen nach einer Regennacht. Am Himmel hängen noch schwer die grauen Wolkendecken, nur am Rande leicht aufgerauht, denen die ganze Nacht hindurch der Regen entflossen ist. An den Flußhöhen braut der Nebel und streicht dampfend die nassen Wälder aufwärts, ganz in der Ferne sich mischend mit dem bräunlichen Rauchschwaden, der von den Bergwerksschloten her langsam ihm entgegenkriecht. Der kleine See liegt glänzend und welleneben und spiegelt Wolken, Wald, Nebel und Rauch in den natürlichen Farben wieder, die alle von demselben leblosen Grau abzustammen scheinen.

Erst das 19. Jahrhundert hat die Schranken niedergerissen, welche die bayerische Kultur solange, einengend und schützend zugleich, umgaben. Es hat Altbayern politisch und geistig inniger mit dem übrigen Deutschland zusammengeführt — und tiefer von seinen nächsten Stammesgenossen in Österreich abgetrennt. Es hat vieles lebhaftere, beweglichere fränkische, schwäbische, pfälzische Blut nach Altbayern hereingeführt — und die alte gesamtbayerische Gemeinschaft aufgelockert. Es hat Bayern Anteil gegeben an einem neuen großen Aufschwung Deutschlands, an einem von dessen glücklichsten Jahrhunderten — und an dessen Zusammenbruch. Es hat dies Land der Berge und Wälder hereingezogen in seinen industriellen, städtischen, kapitalistischen Strudel.

Wir selbst haben es erlebt, wie er in diese bayerischen Wälder und Berge eingebrochen ist, wie die ersten Eisenbahnen durch unberührte grüne Bergtäler pfauchten, die ersten Motore das quellklare Wasser der Bergseen durchwühlten, die ersten Automobile knatternd und prasselnd die stillen Straßen verschlangen, die ersten Flugzeuge siegreich in die Lüfte stiegen. Wir haben es erlebt, wie das Netz von Schienen und Drähten sich immer dichter über alle Wiesen spannte, die Rauchschwaden aus den Bergwerksschloten langsam immer weiter in die frischen Wälder hineinkrochen, wie seine Flüsse und Seen eingezwängt und abgesenkt werden, um dem neuen Gott zu dienen. Wir haben selbst an der eigenen Seele die geistigen Wirkungen erlebt, welche dies industrielle Wesen mit sich bringt, wohin sein Atem weht, die Entwurzelung alles Natürlichen, die Auflockerung alles Bodenständigen, die Zersetzung alles Organischen. Wir haben die Ströme der Städter sich über das Land ergießen sehen, und die Ströme der Landmassen herein in die Städte, in die Fabriken. Wir haben erlebt, wie die geistige Rußwolke von Phrasen und Schlagworten, die über den Städten lagert, eindringlicher und zäher festklebend als die körperliche, sich von den Städten aufs Land hinauszog. Die Stunde steht mir leibhaftig vor Augen, wie unter den ungefügen Bauernknechten und Holzern in der Schnapperstube in Fischhausen zum ersten Male ein proletarischer Agitator aus dem Haushamer Bergwerk sich festsetzte, wie man im stillen Murnau die Burschen und Dirnen zum ersten Male mit glänzenden Augen vor den aufpeitschenden Kinobildern stehen sah. Heute füllen alle Orte übers Land sich mit Lichtspielen, während die Kirchen zugesperrt werden müssen, um sie vor Diebstählen zu bewahren.

Dennoch! So oft ich die Augen schweifen lasse von diesen Isarhängen auf die wälderübergossenen Höhen vor den alten Felsbergen, die frischen Wiesen, die einsam herüberleuchtenden Höfe — es ist immer noch einer der grünsten Winkel des deutschen Vaterlandes, in dem wir leben. Wenn das Altern eines Volkes zusammenhängt mit seiner Loslösung von der mütterlichen Scholle, der Entfremdung vom natürlichen, stillschöpferischen Dasein, — und was für einen

Digitized by Google

anderen greifbaren Maßstab hätten wir sonst dafür? — dann gehören wir immer noch zu den jugendlichsten Teilen Europas. Noch ragen die Berge, noch rauschen die Wälder über weite Strecken dieses Landes wie vor alters, alle Werke der allmächtigen Gegenwart scheinen vor ihrem dauernden Leben nur wie kleinliche Spiele auf der Oberfläche der geduldigen Erde — wer weiß, wie rasch ihr unverwüstliches Leben alles flüchtige Menschenwerk wieder überblüht. Noch atmen wir, wo uns der Zugang zum Volk selbst offen steht, den Hauch einer derbgesunden, ursprünglichen Natur, sinnlich kräftig wie den Ruch aus frischumbrochener Scholle. Man muß sie erzählen hören, wie Altbayern unter sich erzählen, wortkarg, langsam, oft mit harter Zunge ringend, aber mit der schlagendsten Kraft des gestaltenden bildlichen Ausdrucks, des stets gegenwärtigen Witzes, des köstlichsten Scheltens: im Reichtum und in der schöpferischen Sprachgewalt des Schimpfens steht auf der ganzen Erde heute noch keine andere Menschensorte gegen den Altbayern auf. Gibt es in Deutschland heute sonst noch eine Gegend, in der das ursprüngliche Rechtsempfinden des Volkes sich noch unmittelbar an die Erinnerung Karls des Großen anknüpft wie bei den bayerischen Haberfeldtreiben, in der im letzten Menschenalter noch eine leibhaftige Volkssage aufgewachsen ist wie die bayerische von Ludwig II.? Es ist kein Zufall, daß Leibl und Haider unter diese Bauern sich zurückgezogen haben. Man vergißt das Jahrhundert, das uns in der Stadt umgibt, wenn man in dies erdverwachsene Dasein untertaucht. Wie treue Felsen aus dem Grunde ragen immer noch die Züge des alten deutschen Volkstums auf, das Aventin vor 400 Jahren geschildert hat, wie es schon jahrhundertelang vor ihm bestand, mit all den rätselhaften Widersprüchen der germanischen Natur, die den andern Völkern so fremd sind und unser Schicksal bedeuten — raufluſtig und phlegmatisch, abenteuerdurstig und an der Scholle klebend, schwerblütig und frohsinnig, treuherzig aufgeschlossen und schamhaft trotzig in sich versperrt, derbsinnlich der Welt ergeben und mystisch abergläubisch, von verschlagener Schlauheit und doch weltunklug, unfähig und ungeneigt seine Kräfte auszunutzen und wieder prunkliebend mit dem stärksten Zug und Talent zur theatralischen Eroberung. Es ist immer noch ein unerschöpftes tiefes Kraftreservoir des deutschen Wesens.

Heute lag ich in der Sonne bei der Badehütte am kleinen See und ergötzte mich lange am Treiben der jungen Fischbrut: wie sie bald in großen Heerhaufen gesammelt dahergezogen kamen, eine unzählbare Menge gleichförmiger dunkler Strichlein mit dicken, stecknadelförmigen Köpfen, bald an einzelnen Punkten vergnüglich verweilend ihr Wesen hatten, einen Moment glatt in der Stille stehend, dann mit den flatternden Bewegungen des Schwanzleibchens auf und nieder, neben-, unter- und durcheinander schießend, gleitend, huschend, spielend — eine ganze Welt von Aufregungen und Vergnügen, Beschaulichkeit und Unruhe, Begehren und Enttäuschungen — wenn ein kräftigerer Wellenschlag aus dem Badehüttchen hervordrang, warf er wie ein gewaltiges Elementarereignis den ganzen schwebenden Mikrokosmus auf einen Schlag nach einer herrschenden Richtung auseinander — aber es währte nicht lange, so war das alte gleichmäßige Getriebe wieder hergestellt, und die goldene Sonne, die schimmernd durch die leichtbewegten Wellen brach, ließ bald dieses, bald jenes Rücklein oder Schwänzlein wie in eigenem Glanze aufleuchten, während alles doch so friedlich und beruhigend in das freundliche Grün des Elements getaucht blieb, von dem es das Leben hatte.

Ich glaube an den langsamen und im Grunde immer unveränderlichen Gang der geschichtlichen Bildungen, an die Notwendigkeit langsamen, schrittweisen, gesetzmäßigen Wandels auch bei den gewaltsamsten Umwälzungen.

Digitized by Google

Wir haben gerade die Katastrophen eines Weltkriegs und eines äußeren und inneren Zusammenbruchs, die fieberhaften Zustände einer revolutionären Umwälzung erlebt: Deutschland steht noch mitten in ihr. Es ist nur zu natürlich, daß wir ihre Tragweite überschätzen — nicht nur in unserm besondern Einzelfall, sondern grundsätzlich —, die Geschwindigkeit aller geschichtlichen Bewegungen übertreiben, die Tiefe und Dauerhaftigkeit aller augenblicklichen Veränderungen. Das kann für den Mitlebenden kaum anders sein. Aber die Geschichte hat schon mehreres von dieser Art gesehen. Sie kennt solche gehäufte und rapid verlaufende Krisen im Leben der Völker von jeher, es sind bestimmte Formen ihrer Entwicklung, die auch ihre Gesetze haben, sie bedarf ihrer so gut wie die Natur, — und verharrt so wenig in ihnen wie diese. Es gibt keinen großen Fluß, der nur aus Wasserfällen bestünde. Auch die plötzlichsten Umschwünge in der Geschichte sind lang im verborgenen vorbereitet, und die Entwicklung kehrt von jeder gesteigerten Bewegung alsbald wieder zu ihrem gewöhnlichen gemessenen Gang zurück. Die Epochen in der Wirklichkeit wechseln nicht so rasch wie in den Geschichtsbüchern, die später drüber geschrieben werden, in denen man bloß ein Blatt umdreht, und alles ist vorbei. Die Geschichte hat kein solches Interesse an der Eile wie wir kurzlebigen und neugierigen Menschen. Sie läßt nicht davon ab, jedes Zukünftige gelassen ans Vergangene anzuknüpfen, und die Gesetze ihres Weiterschreitens und Umbildens bleiben sich in allen Zeiten geheimnisvoll gleich. Die großen Grundformen des menschlichen Daseins sind sehr früh vollständig gewesen und haben sich seitdem nicht mehr geändert, wie die großen Formen im Naturreich auch, und es hat nach allem nicht den Anschein, als ob die alte Erde sich gerade unsere Zeit ausgewählt hätte, um noch einmal in eine neue Schöpfungsperiode zu treten. Alles bloße Geschwätz darüber aber verhält sich nicht anders wie das Wellengekräusel an der Oberfläche eines Sees zu den schöpferischen Grundkräften unseres Planeten.

Eine große Ruhe geht von der Geschichte aus, wenn wir aus dem äußeren Tumult in ihre stillen Tiefen dringen und ihre ewigen, niemals ruhenden, treuen Kräfte ahnen, die den Sturm durchwalten wie die Stille und in dieser nicht minder mächtig sind als in jenem.

Was im Weltkrieg zusammengebrochen ist, ist das wilhelminische Deutschland, das uns seit 1890 umgab. Dieser Zusammenbruch erfolgte nach Taten, die heute schon wie Sagen klingen, von innen heraus: keine äußere Macht hätte den Einsturz hervorzubringen vermocht, den wir erlebt haben. Der innere Halt war brüchig geworden und konnte den gewaltigen äußeren Bau, der darauf getürmt war, unter dem Sturm einer feindlichen Welt nicht mehr tragen. Wir hatten uns ein Ziel gesteckt, das unserem Wesen widersprach, eine Aufgabe übernommen, der unser Charakter nicht gewachsen war.

Es liegt etwas tief Problematisches im deutschen Wesen, eine Mischung von Eigenschaften, die sich immer selbst bekämpfen und aufheben. Wir haben Fähigkeiten, die uns nach allen Seiten hin verlocken, und Laster, die alle Fähigkeiten wieder lahmlegen. Wir sind viel zu reich an staatsbildender Kraft und Begabung zu ordnendem Aufbau, um auf die Dauer ohnmächtig zu bleiben, und viel zu weich und bestimmbar und innerlich zerrissen, um uns als großer Staat zu behaupten. Wir sind treue, gewissenhafte Arbeiter in allem einzelnen auch der Politik und doch im ganzen so ruchlos leichtfertig dazu geneigt, die harte Wirklichkeit der Dinge schwärmerisch zu überfliegen. Unsere ganze Geschichte wird beherrscht von Eigenschaften, die uns von je zu einem unpolitischen Volk gemacht haben: von der gutherzigen Weichmütigkeit, die in der Politik über Nacht Schwäche

Digitized by Google

und Charakterlosigkeit wird; dem trägen Phlegma, der plumpen Gleichgültigkeit, die sich alle unbehaglichen Probleme so gern vom Leibe hält; der unverbesserlichen Vertrauensseligkeit, die uns immer wieder jedem frechen Gesindel ausliefert, die Gutgesinnten verwirrt, die Schwankenden irre und die Schlechten abtrünnig macht; der theoretischen Verbissenheit und der blinden Hingabe an die Partei; dem unbelehrbaren Eigensinn und der untertänigen dummen Schafsgeduld, die alles hinnimmt; der selbstmörderischen Billigkeit gegen jeden Gegner und dem kleinlichen giftigen Neid und Haß gegen den Landsmann.

Wir Bayern haben an all dem unseren vollgerüttelten Anteil: an den Schäden des neuen kaiserlichen Deutschlands nach 1890 wie an den alten Schwächen des deutschen Charakters, die jene ermöglichten.

Der deutsche Zusammenbruch war eine Folge des Charakters; und die Revolution war die Folge des Zusammenbruchs. Was aber waren die Folgen des Zusammenbruchs und der Revolution? Waren wirklich nur die Hohenzollern und die Habsburger, die Wittelsbacher und die Wettiner ihr Opfer, war es wirklich nur das kaiserliche, militaristische, autokratische Deutschland, zu dessen Beseitigung wir uns mit unseren Feinden zusammentaten? Der eigentlich Geschlagene ist der gleiche wie der eigentliche Träger und Held dieses Krieges: das deutsche Volk, und niemand anderer. An 80 Millionen dieses Volkes siedeln geschlossen, zusammengehörig auf ihrem alten Boden in der Mitte von Europa: sie sollen auseinandergehalten, auseinandergesperrt, zersplittert und ohnmächtig bleiben, an der gemeinsamen Ausnützung ihrer Kraft verhindert. Das ist der Sinn der Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain, das Ergebnis des deutschen Zusammenbruchs und der deutschen Revolution.

Im Osten und Westen, im Norden und Süden werden ihnen alte Teile ihres Volkstums, ihrer geschichtlichen und geistigen Gemeinschaft abgerissen. Ein wirtschaftlicher Druck wird ihnen allen auferlegt, der sie zermürben soll. Von Westen überspannt sie mit immer engeren Maschen die militärische und wirtschaftliche Vergewaltigung der Westmächte — wer kennt heute schon ihre Grenzen? Von Osten flutet eine mächtige slawische Welle von der Ostsee bis zur Adria über unsre Grenzen herein — wer kann schon sagen, wo und wann sie stille steht? Von Westen her ist der Parlamentarismus, die Demokratie nach westlichem Muster, in unsern Staat eingebrochen und hat seine alten monarchischen Formen zerstört, von Osten droht der Bolschewismus auch diese neue Zwischenform schon wieder zu verschlingen. Beide Bewegungen in ihrer heutigen Gestalt sind undeutsch: eine geistige Fremdherrschaft auf unserm Boden wie eine materielle.

Das Gebiet des alten Königreiches Bayern, hat man oft sagen hören, hätte am wenigsten unmittelbar vom Krieg und von den Folgen der Niederlage empfunden: aber der bayerische Stamm als Ganzes ist in der Katastrophe des Deutschtums einer der am furchtbarsten Betroffenen. Die Großmacht, der er das deutsche Rückgrat gegeben, ist niedergebrochen. Deutsch-Österreich ringt um einen neuen Sinn seines Lebens; Kärnten kämpft um seinen Bestand; Tirol ist entzwei gerissen. Das ganze Ergebnis der alten bayerischen Kolonisation ist bedroht. Fast stößt die politische Grenze des Deutschtums wieder an die Grenze des alten Stammlandes, von dem einst die Besiedelung der Marken ausgegangen. Bayern ist durch den deutschen Zusammenbruch wieder Grenzland geworden. Sein Schicksal und ein gutes Teil des deutschen Schicksals mit ihm wird davon abhängen, wann es dies inne wird und welche Kraft ihm dies Bewußtsein auslöst.

Die größte Gefahr des Bayern ist immer gewesen, in engem Kreise zu versitzen. Kampf und Aufrüttelung sind ihm nötiger als andern, damit er seine

Digitized by Google

Gaben gebrauche. Die alten dynastischen Bindungen, die so lang dem bayerischen Stamm die Glieder abgeschnürt haben, sind heute zerrissen. Die Niederlage, die uns äußerlich fesselt, hat uns innerlich freier gemacht als wir es seit einem Jahrtausend waren. Wer mag sagen, von wannen der Geist in Deutschland wieder wehen wird? Was die bayerischen Länder alle vor den andern mitbringen in das Ringen um die Zukunft, ist das Naturnähere, Wurzelhaftere des Lebens und Wesens, das sie sich bewahrt haben, das Ländliche, Abseitige, Städtefeindliche, was von je in ihnen lebt. Sie sitzen noch näher an den Quellen des natürlichen Lebens, am mütterlichen Boden aller menschlichen Dinge.

Stille mondbeglänzte Nacht. Das silberne Mondhorn, schon dem Untergang sich zuneigend, steht leuchtend über den dunklen Wäldern. Ein leiser Hauch seines frühverblühenden Lichtes schwebt um die nahen Büsche am kleinen Teich. Im dunkeln Wasser schimmern die Sterne und spiegelt sich die unermeßliche Tiefe des Himmels. Da und dort schnappt noch ein Fischlein oder hüpft ein Frosch im Wasser. Im Dorf unter den breiten Giebeln ist alles schon zur Ruhe. Nur ab und zu flimmert noch ein rötliches Kammerfenster in die Nacht und verlischt. Rundum die Felder glänzen weißlich blond im Mondenschein. Die Grillen zirpen gleichmäßig in feierlichen Chören, vom Wald her weht in die noch tagwarme Wiesenluft ein frischer, feuchtkühler Hauch. Im Süden glänzt, unter dem Bild der Wage, wie ein stilles Geisterreich der Kranz der Berge. Fern und leise rauscht aus der Tiefe der Strom der Heimat.

„Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket,
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen!" (Goethe.)

Karl Alexander von Müller.

Die Kette.

Im Marinegefängnis von Toulon saß der Matrose Pierre Sarrazin und betrachtete die kunstreich ausgeführte Elfenbeinkette, die er zwischen den Fingern hielt.

In den zehn Jahren seiner Haft war ihm der Schädel kahl geworden, obgleich er erst sechsunddreißig zählte. Er war abgemagert, und seine Hände hatten sich über der zarten Arbeit, die er mit Geduld vollbracht, zum Aussehen von Frauenhänden verfeinert. Er selbst hatte dies so wenig wahrgenommen wie die

Digitized by Google

allmähliche Veränderung seines Äußern überhaupt. Wäre ihm ein Spiegel zur Hand gewesen, so hätte er sich wundern müssen, um wieviel edler sein Mund und sein Auge geworden war.

Sarrazin, der einzige Insasse des Hauses, der jeden geistlichen Beistand zurückwies, büßte ein schweres Vergehen. Er hatte einen Mitmatrosen, der ihm seine Braut verführt, im Streit über Bord geworfen, und der Körper des Gestürzten war vom Schaufelrad des fahrenden Dampfers zerrissen worden. Obgleich dem Gefangenen seine Tat in der Einsamkeit immer wieder vor Augen trat, konnte er sich keines Augenblicks entsinnen, in dem er sie bereut hätte. Er hatte, wie er glaubte, die Tat des Gegners gerecht vergolten, aber auch die Strafe des Gesetzes, die er billig fand, mit Gleichmut auf sich genommen. Das Mädchen seiner Liebe war gesühnt, und gleicherweise sühnte er selbst den Tod des Kameraden.

Dennoch hatte Sarrazin in der langen Haft die tiefste Qual gelitten. Es war die Erinnerung an die Verführte, die er bald mit Zorn und Bitterkeit, bald mit Wehmut und Sehnsucht vor sich sah. Er hatte ihr für immer den Abschied gegeben und sie ihrem Schicksal überlassen. — Hätte er ihr nicht verzeihen und sie zu seinem Weibe machen sollen? — So trat zum Schmerze der Erinnerung der größere des Vorwurfs gegen sich selbst. Sarrazin blieb nichts übrig als die stille Verzeihung aus der Ferne, und als auch dies ihn nicht beruhigen konnte, als die Frage nach dem ungewissen Schicksal der Verlorenen nicht aufhörte, ihn zu peinigen, da kehrte dem Manne das Herz seiner Kindheit zurück, und er fing an, für sie zu beten. Aber auf die Länge der Zeit verloren die Worte, die er für sie sprach, ihre Kraft, und er sann auf eine andere Weise, das geschehene Unrecht gutzumachen.

Die Unglückliche selbst mochte im Strudel des Lebens untergegangen sein, vielleicht auch hatte sie sich wiedergefunden und war ein brauchbarer Mensch geworden. Sarrazin wußte es nicht, und er hoffte auch nicht, es je noch einmal zu erfahren. Er konnte aber, was er an ihr verschuldet hatte, später einmal, wenn er in die Freiheit zurückgekehrt war, an einem andern Menschen wieder gutmachen, wenn er sein ganzes Sein und Haben ihm zum Opfer brachte.

Nicht lange brauchte er sich auch auf einen solchen Menschen zu besinnen. Es war Madeleine, seine Schwester. Er hatte nach dem Tode der Eltern die Vierzehnjährige in seiner Heimatstadt Marseille als Dienstbote in ein gutes Haus gegeben und ihr bald darauf aus dem Gefängnis in einem Briefe seine Tat und sein Schicksal mitgeteilt. Madeleines Antwort war Erschütterung gewesen, aber auch Mitgefühl und Verzeihung. Der Vorstand des Gefängnisses gestattete den Wechsel von zwei bis drei Briefen im Jahr, und sechs Jahre hindurch vernahm Pierre in den geschriebenen Worten der Schwester die warme Stimme der Menschlichkeit, und seine Freude, wenn auch selten genug, war jedesmal so tief, als Madeleine trotz allem, was geschehen war, treu und gläubig zu ihm stand und den freilich noch fernen Tag des Wiedersehens als das Fest ihres Lebens erwartete. Pierre legte Brief zu Brief, und obgleich er ihre Worte längst im Gedächtnis hatte, las er sie immer aufs neue, als wären sie seinem Durste nach Verständnis und Mitgefühl ein unaufhörlich fließender Brunnen. Er wußte, daß es in der Welt noch etwas Gutes gebe, und trug aufrecht, was er zu tragen hatte. Der Gedanke an die Verirrte hörte auf, ihn zu quälen, denn seine Seele hatte kaum noch einen anderen Gegenstand als Madeleine, die Schwester. Es drängte ihn, für sie etwas zu vollbringen. Er wollte Verse machen, aber sie gelangen nicht; er ritzte ihr Bild in die Mauer seiner Zelle, aber es glich ihr nicht, und nach allen Mühen der Verbesserung sah ihn die Mißgestalt so höhnisch

Digitized by Google

an, daß er wünschte, es nicht gemacht zu haben, aber der Wärter verbot ihm aufs strengste, die Mauer irgend noch weiter zu verunzieren, und so hatte er statt Madeleines nur ihr Zerrbild zum Gefährten seiner Einsamkeit. Er sann auf ein Werk seiner Hände, mit dem er sie beim Wiedersehen erfreuen würde. Aber was hätte dies sein können? Er mußte tagsüber, wie die meisten seiner Mitgefangenen, Matten flechten, und er beneidete die wenigen, die Gelegenheit hatten, ihren kunstreichen Sinn zu beschäftigen. Einer aus ihnen, ein Tunesier, schnitzte seit Jahr und Tag an einer Elfenbeinkette, die, aus einem Stück geschnitten, ineinanderhängende und aufs feinste ausgearbeitete Kugelglieder zeigte. Sarrazin wünschte es ihm nachzutun. Er verschaffte sich mit der Erlaubnis des Vorstands, dem er seine schöne Absicht kundgetan hatte, das nötige Stück Elfenbein und ließ sich vom Tunesier unterweisen. Es war eine saure Lehre. Die ungelernte Hand, die immer nur Schiffstau und Gestänge gegriffen hatte, wollte schon beim ersten Kugelglied verzweifeln. Aber mit seiner Aushöhlung durch die spitzenartige Oberfläche hindurch hatte notwendigerweise auch schon das eingreifende zweite Glied begonnen, mit dem zweiten das dritte, und so brachte die Geduld eines Jahres in weit über tausend Nachmittagsstunden — denn der Vormittag verblieb dem Mattenflechten — beinahe den vierten Teil der Glieder zustande, die für eine Halskette von schöner Länge nötig schienen. Sarrazin wäre den Mühseligkeiten der Arbeit erlegen ohne den immer aufs neue ermunternden Gedanken an Madeleine und ihre Freude. Tausendmal nahm er in den Stunden, Tagen und Jahren seiner unendlichen Geduld die Freuden der Begegnung und Beschenkung vorweg, und die Kette, die am Tage seine Hände, in der Nacht sein Herz beschäftigte, wurde ihm mehr und mehr ein Zeichen für das unsichtbare Band zwischen ihm und der Schwester. Im Umgang mit den übrigen Gefangenen, in den Gesprächen, die sie unter sich und mit ihm führten, in diesem Umkreis von Schuld, Elend und Verworfenheit erstrahlte ihm das Bild Madeleines immer reiner und süßer — so bricht die ferne Sonne durch die Nacht des Waldes heran und verschönt an seinem Rande die schmutzige Lache von vergangenen Wettern. Mag die Welt sein wie immer — sie ist schön, denn sie trägt Madeleine, die Schwester des Pierre Sarrazin. Er setzte das feine Messer an, tausend- und tausendmal, er wandte und drehte die Glieder, gab sorgsam acht, daß er das Fertige nicht zerstöre, sah das große Stück, das noch unvollendet war, zählte die Monate, bis das Ganze vollbracht wäre, und seufzte nicht.

Es kam das siebente Jahr, es ging hin — Madeleines Briefe blieben aus. Sarrazin hoffte auf den Weihnachtstag, auf das Neue Jahr — er hoffte vergeblich. Er setzte seine Arbeit aus, denn so oft er auch begann: das Messer zitterte ihm in der Hand. So oft er in seine Zelle trat, höhnten ihm Madeleines Züge an der Wand entgegen. Die Fratze schien ihm auf eine unheimliche Weise wahr zu werden und nahm ein Leben an, das ihm unerträglich wurde. Mehr noch als am Tage bedrängte sie ihn in der Finsternis. Was war aus Madeleine geworden? Nach allen Zweifeln blieb ihm nur der eine Glaube: sie ist tot. Am Morgen freilich, wenn er die Kette sah, die er halbfertig an die Wand gehängt hatte, mußte er auch die Schwester, die sie tragen sollte, noch am Leben glauben — daneben aber höhnte ihn das Bild, als irre er mit jeglicher Vermutung. Es werde, was da wolle — nach einer qualvollen Nacht tilgte er das Spottbild seines Kummers aus, indem er den Bewurf, in den es eingeritzt war, von der Mauer brach. Als der Wärter die Zerstörung sah und dem Vorstand gemeldet hatte, gestand Sarrazin die wahre Ursache und bat flehentlich um die Erlaubnis, nach dem Aufenthalt der Schwester zu forschen. Der Vorstand selbst, wurde ihm erklärt, werde die Angelegenheit betreiben.

Digitized by Google

Wochen vergingen. Pierre Sarrazin hatte nichts mehr auf der Welt als den Kummer. Die Tage wurden ihm zu Jahren, die Zelle wollte ihn erdrücken, die Stelle der Zerstörung sah ihn grauenvoller an als vordem das Bild. Sie schien ihm zu sagen: hoffe nichts von Madeleine, hoffe nichts mehr von der Welt. Daneben hing die Kette.

Aus seiner Angst wurde Sarrazin endlich durch den Bescheid erlöst, daß die Dienstherrschaft Madeleine als die Schwester eines Verbrechers, von welcher Tatsache sie erst vor Jahresfrist Kenntnis erhalten, entlassen habe; über den Aufenthalt des Mädchens von dieser Zeit an sei nichts bekannt geworden. Diese Mitteilung konnte den Gefangenen nur für den ersten Augenblick erleichtern, indem sie ihm den Glauben freiließ, daß Madeleine noch am Leben sei. Bald sah er sich in neuer Ungewißheit, und neue Zweifel wuchsen aus seiner Seele. Das Quälendste aber war die einzige Gewißheit, die er hatte: daß das gemeldete Schicksal der Schwester seine Schuld war. Von ihm, dem Ausgestoßenen, hatte sie zu leiden, und die Entlassung mochte wohl nicht der letzte Beweis der menschlichen Gesellschaft sein, daß sie über die Schwester des Verbrechers nicht anders dachte als über diesen selbst. Dies war der neue Kummer, der von Pierre Besitz ergriff. Er wollte sein Herz erleichtern, indem er für Madeleine etwas niederschrieb, um es an sie abzusenden, sobald er ihren Aufenthalt wüßte. Aber da er nichts von ihr hörte, blieb es in seiner Hand, und auf die Länge der Tage vermehrte es sich um neue Blätter, in denen der Schuldige fortfuhr, allmählich seine letzten, geheimsten Gedanken über den Menschen und sein Dasein aufzuzeichnen. Er langte schließlich bei Erkenntnissen an, die ihn selbst erschreckten. Der gerechte Mensch müsse das Übel in der Welt bekämpfen, er müsse es auf jede Weise, die ihm möglich sei und wo immer es ihm begegne. Er selbst, Pierre Sarrazin, sehe keinen andern Beruf für sich als diesen und er werde ihn — bei Gott, der ewigen Gerechtigkeit — erfüllen, sobald er die Freiheit wiedergewonnen. Das Böse, das nun einmal über die Welt verhängt sei, könne nicht aus sich selbst aufhören, aber es müsse vom Menschen, der es erkannt habe, daran gehindert werden, sich fortzuzeugen. Habe er, Sarrazin, nicht gut getan, jenen elenden Verführer auszulöschen? Wieviel Böses hätte er noch angerichtet! Nun sei von den tausend Quellen des Übels wenigstens eine verschüttet und für immer. Er wußte auch nichts mehr von Mitleid mit der Verführten. War sie nicht schuldig wie der andere? Er würde sie bei der ersten Begegnung kühlen Blutes in den Abgrund stoßen, damit nicht das Böse eine neue Fackel an ihr entzünde und an dieser eine dritte. Er werde in Marseille auch vor die Menschen hintreten, die seine Schwester schuldlos davongejagt und — wer weiß — an ihr schuldig geworden, daß sie nun arm und brotlos umherirre. Er erinnerte sich, indem er eines Tages weiterschrieb, des Vorfalls, der sein kindliches Herz schon erschüttert hatte, und auch diesen zeichnete er auf. In seinem Bettlein erwachte er nachts an dem starken Sumsen einer Fliege, das kläglich und schmerzlich an sein Ohr traf. Er versuchte weiterzuschlafen, aber das Sumsen, das nach kurzer Stille immer aufs neue begann, erschien ihm als die Stimme einer Qual, die nach dem Retter rief. Er zündete die Kerze an und begab sich mit ihr in die Ecke, aus der der Ton gekommen war. An dem Kruzifix, das dort hing, hatte eine Spinne zwischen Rumpf und Arm des Gekreuzigten ihr Netz gesponnen und betrachtete vom Rande her die Qual ihrer halbtoten Beute. Pierre tötete die Fliege, aber die Spinne entkam. Er löschte das Licht, legte sich zu Bett und weinte in der Finsternis. Warum hat der Heiland dies alles unter seinen Augen geschehen lassen? Warum hat er der Fliege nicht geholfen? Warum hat

Digitized by Google

er die Spinne nicht gestraft? Pierre weinte bis zum Morgen, und als er aufgestanden war, suchte er die Spinne, bis er sie gefunden hatte, und zertrat sie. Nachdem Sarrazin diese Erinnerung aufgeschrieben hatte, dachte er lange über Madeleine nach. Ohne recht zu wissen warum, verglich er sie mit jener Fliege und schwur im Herzen den Tod aller, die ihr nachstellen.

Mehr als je zuvor sammelte sich alle Liebe, alles Denken seiner Einsamkeit auf die Schwester. Er hatte die Arbeit an der Kette längst wieder aufgenommen, und je mehr er unter dem Ausbleiben der Briefe litt — seine Gefangenschaft ging nun schon ins neunte Jahr —, um so inniger gab er sich der Mühe seines Werkes hin. Es war ihm mehr geworden, als irgend jemand und auch er selbst in Worten hätte sagen können. Und wäre Madeleine auch gestorben, er hätte die Kette vollendet. Denn war es jetzt noch eine Elfenbeinkette, ein Schmuckstück ihres Halses? Und war sie nur für Madeleine? Sie war ein Zeichen geworden dafür, daß Pierre Sarrazin alles hingeben konnte für das Gute, an das er glaubte, für die Gerechtigkeit, die er in der Welt zum Siege bringen wollte. Im zehnten Jahr war sie vollendet bis auf die Stelle, an der er begonnen und zu welcher er nun zurückgekehrt war: jetzt noch ein kleines würfeliges Stück Elfenbein, das zur abschließenden Rosette werden sollte. Schier wollte er ermatten. Sein Auge hatte über der Anstrengung der Jahre die Kraft verloren und die feingewordene Hand geriet ihm leicht ins Zittern. Mehr als die Müdigkeit des Körpers aber war die Traurigkeit der Seele das Hindernis für seine Arbeit. Madeleine blieb ihm verschollen. Er schrieb schmerzliche Klagen um sie und begann die Zerstörung in der Wand, die er angerichtet hatte, zu fürchten.

Um diese Zeit ließ der Geistliche ihn wissen, daß er eine wichtige Botschaft für ihn habe. Sarrazin glaubte an einen Vorwand des Priesters, um zu seiner Seele zu gelangen. Obgleich er ungestüm zu wissen verlangte, so scheute er doch die Begegnung Aug in Auge und ließ ihn bitten, ihm die Nachricht durch den Wärter kundzumachen. Der Geistliche willfahrte, und Sarrazin erfuhr die doppelt frohe Botschaft: er werde nach der Entlassung aus dem Gefängnis wiederum in ehrbare Stellung als Matrose des Leuchtschiffs vor Marseille aufgenommen, und in eben dieser Stadt sei auch seine Schwester noch am Leben.

In voller Freude begann Sarrazin die Arbeit an der Rosette. Alles war ihm neu geworden. Im Gedanken an die nahe Erlösung und das Wiedersehen vollbrachte er mit behendem Messer sein Werk in wenigen Wochen. Als die Kette fertig in seiner Hand lag, weinte er. Es waren seit jener Entdeckung am Kruzifix seine ersten Tränen. Zwar gab es in seiner Seele noch einen Ort, wo der Zweifel an Madeleine und warum sie nie mehr geschrieben habe, nicht zur Ruhe kam, aber die Morgendämmerung der Freiheit drang bald auch bis in diese dunkle Stelle und erfüllte sie mit der Hoffnung. Bei Tage sah er sich nicht satt an dem Schmuck von Elfenbein, bei Nacht, wenn die Kette neben ihm lag, ging seine Hand darüber, und er sagte den Namen der Schwester vor sich hin. Er wußte auch dem Geistlichen Dank, daß er ihm das Licht der Hoffnung geschenkt habe. Wollte er dem Manne auch nicht zur Rede stehn, so überließ er ihm doch die beschriebenen Blätter, damit ihm seine wahre Seele daraus offenbar werde. Er sollte wissen, daß Pierre Sarrazin kein Verbrecher war wie andere und was er, ein Freund jeder guten Sache, aber ein Rächer der Gemeinheit, was er in der Welt noch vollbringen wollte.

So kam der letzte Tag der Gefangenschaft. In seiner Zelle hielt Sarrazin am Morgen die Kette zwischen den Fingern und erwartete seinen Abruf. Es wunderte ihn, daß er nicht froher sei als er war.

Digitized by Google

Der Wärter kam und reichte ihm die Hand. Sarrazin folgte zögernd. Auf der Stufe zur Tür wandte er sich noch einmal um, als verlasse er die Heimat. Auf seinem schmalen langen Gesicht, in dessen Blässe die schwarzen Augen fast träumerisch lagen, war eine seltsame Traurigkeit, und wer ihn jetzt gesehen hätte, der hätte an einen Propheten denken mögen, der mit seiner Predigt auch seinen Untergang im Herzen trägt. Als schulde er Dank den vier Wänden, in denen er das geworden, als was er heute hinausging, blickte er lange zurück in seine Zelle. Endlich, indem er die Türe offen ließ, so als hieße er die guten Geister seines Reiches ihm folgen, folgte er dem Wärter.

Am gleichen Tage — es war sonniger Herbst — ging Pierre Sarrazin zum Hafen. Der frische Wind, der blaue Himmel bewegten sein Gemüt, als sei alles nur ihm dargebracht, aber die Menschen, die da gingen, schwatzten, lachten, die Menschen mit Eintagsfreuden in den Gesichtern, mit dem Wohlgefühl ihres Daseins, die geputzten, geschäftigen Menschen schienen ihm Puppen, arme Puppen, denen ein wunderliches Leben eingeblasen war. Er dachte, er sei nicht einer aus ihnen. Ob ihm auch, wie einem beschenkten Bettler, der Anzug um die Glieder schlug und das ungewohnte Schreiten seiner müden, vorgebeugten Gestalt Mühe machte, so dünkte er sich doch König im Gewimmel und sah mitleidig verachtend um sich her. Er hatte nichts mit all dem zu schaffen. Zuweilen griff er in die Tasche seines Mantels nach den Dingen, auf denen seine Zukunft stand, nach dem Anstellungspapier, das man ihm beim Weggang ausgehändigt hatte, und der Kette für Madeleine. Er hatte sie in Zeitungspapier eingeschlagen und bedachte jetzt, wie er der Schwester das Geschenk schicklich übergäbe. Im Weiterschlendern begann er auf die Schaufenster aufzumerken. Als er endlich sah, was er suchte, fehlte ihm der Mut einzutreten. Lange betrachtete er die ausgelegten Etuis, die prächtig mit Seide ausgeschlagen waren. Er sagte sich, dergleichen wäre zu kostbar und prangend, um Madeleine zu gefallen. Dann aber fühlte er, daß er sich das nur einrede, um am Kauf, der ihm lästig vor der Seele stand, vorbeizukommen. Er zog das Zeitungspapier hervor, entfaltete es behutsam und betrachtete die Kette. Um wieviel herrlicher nähme sie sich aus — so auf Seide gebettet. Schüchtern wie ein Knabe trat er ein und kaufte. Wieder ins Freie kommend suchte er eine stillere Gasse auf und legte den Schmuck aufs sorgsamste in sein Behältnis. Wiederum waren ihm die Tränen nahe, da überraschte ihn der Gedanke, daß er noch gar nicht wisse, ob er Madeleine finden werde und ob der Kauf nicht übereilt gewesen. Eine plötzliche Hast trieb ihn an, zum Schiffe zu kommen, um auf den Abend noch nach Marseille zu gelangen.

Bald nach drei Uhr bewegte sich „Le Roi" aus der Bucht von Toulon mit westlichem Kurse auf die See hinaus. Sarrazin stand am Bug, an Backbord gelehnt. Die scharfe Brise im Gesicht, im Gehör den Zorn der bugausschwalmenden Wasser fühlte er den Seemann in sich wiederkehren. Nach Süden blickend, ergab er sich der Erinnerung an Dienstfahrten nach Algerien, an Aufenthalte in morgenländischen Städten, und dazwischen fragte er die Zukunft, was sie bringe. Aber es war ihm, als wiche sie mit ihren Antworten aus.

Die Brise kam plötzlich kühler. Die Passagiere verließen das Deck, Sarrazin blieb allein. Die Sonne stand noch feurig über dem Golf von Lyon, dennoch entglomm jetzt am Bugspriet die Laterne. Sarrazin schlug den Kragen seines Mantels hoch und zog die Mütze bis tief an die Augen. So betrachtete er, den schauenden Sinn aller Gedanken entledigt, den Untergang des Tages, bis die Dämmerung einfiel. Da trat auch, vom Sonnendunst bisher verschleiert, in der Ferne ein breiter weißer Schimmer aus dem Schatten. Es war Marseille, seine Vaterstadt. Er sah sie mit bewegtem Innern.

Digitized by Google

Indessen bemerkte er nicht, daß sich ihm ein Mädchen näherte. Unauffällig hatte sie das Deck betreten und ihre Absicht auf den Fremdling mit geübtem Spiel verleugnet. Sie versuchte jetzt vergeblich einen Klappstuhl zu entfalten, und ihr Ausruf des Unwillens machte Sarrazin aufmerksam und zu ihrem Dienst bereit. Die Worte, die gewechselt wurden, waren der Anfang eines Gesprächs. Stimme und Gehaben der Fremden versetzten Pierre in den Schrecken einer Gewißheit, bei der nur ein Mann wie er, vermochte, schweigend die Natur zu unterdrücken. Er hatte Henriette, seine Braut, erkannt.

Das Mädchen gab den gewonnenen Faden nicht mehr aus der Hand und schwatzte immerzu. Sie fahre auf das mehrtägige Fest eines Ruderklubs, das heute abend schon mit Fahrten und Beleuchtungen im Hafen beginne. Auch der Herr sei wohl zu diesen Festlichkeiten unterwegs?

Sarrazin verharrte in eisiger Ruhe. Einsilbig gab er zu verstehen, er wisse nichts davon und habe in Marseille Geschäfte zu erledigen. Die Beredsamkeit und das Gebaren Henriettes, die mit sprudelnder Liebenswürdigkeit auf ihn einsprach, ließen ihm bald keinen Zweifel übrig, was aus ihr geworden war. Er fragte und antwortete mit kühlem Interesse nur soviel, als es seine Absicht bedurfte. Ob die Dame zu Verwandten reise? Henriette antwortete mit einem kurzen Gelächter, das die feierliche Ruhe des Abends verletzte.

Sarrazin blickte ins dunkle Wasser hinab. Erregt ging er mit sich zu Rate, was zu tun sei. Sich zu erkennen geben? Das Versäumnis vor zehn Jahren gutmachen, das er im Gefängnis bereut hatte? Nach Madeleine forschen? — Er sah sich an einem Punkte, von dem viele Wege auseinanderliefen. Ohne mit sich einig zu werden, erkannte er plötzlich die Wunderlichkeit des Zusammentreffens, und er fragte sich, ob es ein bloßer Zufall sei. Soweit seine Zurückhaltung es erlaubte, suchte er ins Klare darüber zu kommen.

In aller Schicklichkeit, an nebensächliche Dinge anknüpfend, wollte er erfahren, ob Henriettes Reise etwa im Zusammenhang mit seiner Entlassung stand. Ob sie aus Toulon sei? Ob sie in Marseille Bescheid wisse?

Die Antwort war ein Ausweichen, das Sarrazin auffiel. Er ließ das Gespräch fallen und zog sich überlegend in seine Schweigsamkeit zurück. Nach einer Weile trällerte das Mädchen die Strophe eines alltäglichen Liedes, in der sie einen vorkommenden Namen durch Sarrazin ersetzte. Sarrazin wußte, woran er war. Er blickte wortlos aufs nachtende Meer hinaus. Henriette glaubte sich vollends unerkannt. Sie setzte ihre Bemühung fort und flocht wie zufällig auch den Namen des Hauses ein, in dem sie während der Festtage Quartier nehme. Sie wohne dort mit mehreren Freundinnen zusammen.

Sarrazin erschrak zu Tode.

Er erhob sich. Wollte er zusammenbrechen? Wollte er die Metze erwürgen? Ohne ein Wort zu sagen, schritt er wankend über Deck und ließ sich am andern Ende des Schiffes nieder.

In der Ferne kämpfte sich aus dem leichten Nebel, der angefallen war, das Blendfeuer des Leuchtschiffes, das allem nächtlichen Seeverkehr der Bucht von Marseille Weg und Richtung zeigte. Dort war es, wo für ihn das neue Leben begann. Er fühlte dunkel, daß es nie dazu kommen werde. Es lag an dem, was in den letzten Augenblicken geschehen war. Eine dumpfe Befürchtung hatte von ihm Besitz ergriffen, und ehe der Verstand noch Gründe hatte, fühlte er mit der Eile des Schiffes ein furchtbares Schicksal näherkommen.

War es nicht Torheit, wegzulaufen? Warum hat er nicht gesagt, was ihm auf der Zunge lag: Henriette, laß das Spiel! — Daß sie doch wisse, wer er sei! — Ob sie auch Madeleine verdorben habe? — —

Digitized by Google

Das Furchtbarste, was er im Augenblick denken konnte, war ihm auch das Gewisse. Er war allein und niemand sprang ihm zu Hilfe, ihn vor diesem Glauben zu bewahren.

Auf Deck erschienen Passagiere, um den Anblick des Lichtermeers zu genießen, als welches die Stadt jetzt aus der Nacht hervortrat. Sarrazin ertrug ihn nicht, wie er auch vom Leuchtschiff sich abgewandt hatte. Er blickte starr hinaus ins Kielwasser, das im Schein der Laterne zusammenschlug und als schwankende Straße in der Finsternis draußen verlief. Seine Überlegungen kreuzten sich in wilder Hast, und bevor das Schiff anlegte, mußte er entschlossen sein, ob er Henriette als unbekannt entlasse oder nicht. Nicht der Zufall hatte sie hierhergeführt — heute — an Bord des „Roi". Sie war — so sagte ihm die innere Stimme — sie war ausgesandt, ihn zu begleiten. Zu beobachten — zu prüfen?

Die Schiffglocke begann ihren Lärm. Sarrazin beeilte sich, an die Bordstelle zu gelangen, von der aus die Landung geschah, damit er unter den ersten aussteige. Auch Henriette stand schon dort. In der Helle, die von allen Seiten schon auf Deck fiel, sah er ihr Gesicht, auf dem das Leben von zehn Jahren viel Schlamm zurückgelassen hatte. Noch fand er es, der sich sammelnden Menschen wegen, nicht an der Zeit, ihr sein Wort zu sagen. Aber er wird sie im Auge behalten, er wird sie zwingen, ihn zu Madeleine zu führen.

Man war in die Taghelle des Hafens eingelaufen, den ein ungewohntes Treiben belebte. In kurzen Abständen fuhren mit Knall und Zischen Raketen in die Nacht auf, vergnügte Musik scholl von mehreren Seiten mißtönend durcheinander, eilfertige Pinassen, langsame Boote und Nachen, alle in buntem Lichterschmuck, kreuzten in verwirrender Fülle die spiegelnden Wasser, und behutsam gewann „Le Roi" durch das Getriebe hindurch seine Landungsstelle.

Sarrazin ließ Henriette den Vortritt. Als sie ausgestiegen war und sich verfolgt sah, rief sie auf dem Standplatz der Kutscher nach einem Wagen. Für den Augenblick gab es keine Gelegenheit. Während sie ratlos stand, trat ihr Sarrazin an die Seite. Er rief sie bei ihrem Namen. Henriette erschrak und konnte nichts erwidern. Ob auch Madeleine, hörte sie ihn fragen, in dem Hause sei, das sie genannt habe. Sie wollte sich ohne Antwort wegbegeben, als aber Sarrazin ihr Handgelenk erfaßte, drohte sie um Hilfe zu rufen. Mit einer Verwünschung gab er sie frei, bemühte sich um einen Wagen und fuhr endlich, nachdem er dem Kutscher Eile geboten, an das angegebene Ziel.

Er drückte sich in die Ecke, während von der Straße her unablässig Lichter durch den Wagen streiften. Nicht mehr mächtig seines Körpers, der sich wie im Fieber schüttelte, kreuzte er fest seine Arme und preßte die zitternden Beine aneinander. — Wird er Madeleine dort antreffen? — Ist sie zugrunde gegangen? — Hat sie darum nicht mehr den Mut gefunden, ihm zu schreiben? — Es war unaufhörlich der gleiche Wirbel der Gedanken. Ist es wahr, was er fürchtet, so bleibt nur eines übrig. Es war nicht ein Entschluß, den er selbst gefaßt hätte — es war ein Schicksal, das von außen über ihn kam, ihn zwang, ihn weitertrieb, wie der Wind den Staub auf der Straße. — Er wollte den Namen der Schwester hinausschreien, aus Verzweiflung darüber, daß er ihn nicht mehr rufen konnte, wie er als Kind das Kind gerufen, aber er brachte ihn nicht hervor und hörte nur das Aufeinanderschlagen seiner Zähne.

In einer schlechtbeleuchteten Gasse hielt der Wagen.

Halb ängstlich, halb freudig den Namen „Henriette!" rufend, sprang Madeleine an die sich öffnende Tür. „Nein, ich bin es — Pierre"!

Er gab dem Kutscher Weisung, an den Hafen zurückzufahren, und nötigte Madeleine, die in ihrem Schrecken zu keinem Widerspruch fähig war, einzusteigen.

Digitized by Google

Das Pferd zog an. Sarrazin saß der Schwester eine Weile stumm gegenüber und hörte nur ihren keuchenden Atem, der ihm mehr sagte, als Worte es vermocht hätten. Endlich begann er sie ruhig und gütig zu fragen, was aus ihr geworden sei. Sie warf ihren Kopf auf seine Knie und brach in Schluchzen aus.

Pierre ersparte ihr die Beichte und sagte ihr alles vor, was die traurige Wahrheit geworden war. Danach erzählte er vom Gefängnis, von dem Bilde an der Wand, von den Tagebüchern, von der Qual, die er in den briefflosen Jahren um sie gelitten. Madeleine hielt seine Hand in der ihrigen und hörte zu.

Der Hafen war erreicht. Sarrazin lud die Schwester ein, das Wiedersehen mit einer Nachenfahrt in der festlichen Nacht zu feiern. Sie sah ihn angstvoll an, aber der Druck seiner Hand und die Güte, mit der er von der großen Wendung sprach, die ihr Leben durch seine Rückkehr nun nehmen werde, beschämten sie fast, daß sie Arges gedacht habe, und zwangen sie, ihm zu folgen.

Er ruderte sie längs der Mole hinaus. Es war hier stiller als im Innern des Hafens, wo sich ein rauschender Tumult von Musik, Feuerwerk und Gelächter abspielte. Er drang in sie, ihr zu sagen, ob sie Henriette seinetwegen ausgesandt habe und warum. Madeleine gestand. Sie habe erkunden wollen, ob er besser und in Wahrheit das reine Herz sei, das aus der Ferne zu ihr gesprochen und ihr ein steter Vorwurf gewesen — anders hätte sie seine Begegnung nicht fürchten müssen und leichter auf seine Verzeihung rechnen können.

Pierre ließ die Ruder sinken und schwieg. Er dachte nach, mit wem er zu schaffen habe.

Wo Henriette sei, fragte Madeleine.

Pierre antwortete nicht. Er saß noch eine Weile im Nachdenken. Während ihm die Tränen zu fließen begannen, brach er in wildes Gelächter aus, ergriff aufs neue die Ruder und jagte den Kahn in die Nacht hinaus. Madeleine stieß Schreie aus, die halb Gebet, halb Verzweiflung waren. Sie warf sich Pierre zu Füßen und flehte um Verzeihung, aber seine Antwort war nur das Gelächter, mit dem er die hastigen Stöße des fliegenden Fahrzeugs begleitete. Am Ende der Mole, unfern der Laterne, die ihren Schein herüberwarf, stellte er sich aufrecht, das Gewicht des Körpers so auf eine Seite geneigt, daß sich der Kahn mit Wasser füllte und zu sinken begann. Das Mädchen umklammerte ihn, und mit den Worten: „Madeleine, meine Schwester küsse ich — nicht dich!“ küßte er das Haupt, das er erstickend in seine Umarmung genommen hatte. — —

In der gleichen Stunde noch stellte sich Pierre Sarrazin der Hafenpolizei. Er hatte schwimmend eine der eisernen Leitern an der Mole erreicht, ohne daß ihm die ruhige Wasserfläche noch eine Spur des Ereignisses verraten hätte.

Am andern Morgen barg man die Leiche. Man gewährte Sarrazin, der über alles einzelne, über Beweggrund und Hergang der Tat der Wahrheit gemäß berichtet hatte, ein kurzes Verweilen vor der Toten, die einstweilen noch im nämlichen Gebäude am Hafen aufgebahrt lag, in dem er seine Untersuchungshaft zu verbringen hatte. Lächelnd stand er vor ihr, die er dem Bösen entrissen hatte. Zum Zeichen der Liebe, mit dem er das Gute an ihr geliebt, legte er ihr die Elfenbeinkette um den Hals und bat die obwaltende Behörde, sie in diesem Schmucke zu bestatten.

Tags darauf schon verbrachte man ihn zur Aburteilung an das zuständige Marinegericht nach Toulon zurück. Er bat sich dieselbe Zelle aus, die er verlassen hatte, und er betrat sie, als sie ihm bis zur Fällung des Spruches gewährt war, durch die noch offenstehende Tür als ein bergendes Bereich des Friedens. Das einzige, was ihm mangelte, war die Arbeit an der Kette, und

Digitized by Google

daß er, wofern er aufs neue begonnen hätte, niemand auf der Welt wußte, dem sie zur Freude geworden wäre.

Er kam nicht in die Lage, ein Liebeszeichen ohne Empfänger auszuführen. Das Urteil lautete auf Tod.

Pierre Sarrazin war, als er es vernahm, in tiefster Seele gestillt. Er widerstand auch der Begegnung mit dem Geistlichen nicht länger. Dieser selbst, der inzwischen die beschriebenen Blätter gelesen hatte, wußte, daß er einen reinen Philosophen vor sich habe, dem der Kampf mit dem Übel nicht gelungen und auch in ferneren Tagen zur Versuchung geworden wäre, das Böse mit Bösem oder, wie Sarrazin es nannte, mit Gerechtigkeit aus der Welt zu schaffen. Das einzige Bittere, was in ihm zurückgeblieben, war der Gedanke an Henriette und ihre Zukunft. In der Nacht vor seinem Ende aber erwog er noch einmal, was geworden wäre, wenn er der Verführten vor zehn Jahren schon auf der Stelle verziehen hätte. Alles, so schien es ihm, wäre anders geworden.

Am Morgen darauf holte ihn der Geistliche, dem er seine letzte Erkenntnis gestand, zum Tode ab.

Hindelang. Joseph Bernhart.

Briefe von und an Joseph Joachim.

„Musik ist werth ihr ein Leben zu weihen." Mit diesen Worten schließt ein Brief des damals 26jährigen Joachim an Woldemar Bargiel. Und seit seinem achten Lebensjahr hatte er das seinige ihr allein geweiht, um je länger desto treuer seiner Kunst in Ehrfurcht zu dienen. Von diesem unermüdlichen Dienst der Kunst künden die drei Bände Briefe, die alles enthalten sollen, „was aus Joachims Briefwechsel von allgemeinem Interesse ist", wie die Herausgeber der Sammlung in der Vorrede zum ersten Band sagen. (Gesammelt und herausgegeben von Johannes Joachim und Andreas Moser. Bd. 1: 1842—1857 mit 9 Bildbeilagen. Bd. 2: 1858—1868 mit 7 Bildbeilagen. Bd. 3: 1869—1907 mit 9 Bildbeilagen. Berlin 1911—13, Verlag Julius Bard. Die Briefe sind chronologisch geordnet, ohne Zwischentext wiedergegeben; Fußnoten erläutern das Notwendigste. Voraussetzung bei der Lektüre dieser drei Bände ist die genaue Kenntnis mehrerer musikhistorischer Publikationen; oder man muß während der Lektüre den Brahms-Joachim-Briefwechsel, das Lebensbild der Clara Schumann, Mosers Joachim-Biographie und womöglich noch die Brahms-Biographie von Kalbeck um sich herum vereinigen, um dann erst die mannigfachen Lücken dieser Briefbände ausfüllen zu können. Nur so bekommt man einen Gesamteindruck von Joachims Persönlichkeit.

Der erste Band gibt am meisten, denn Joachims Jugendbriefe lassen uns zeitweise teilnehmen an dem, was ihn musikalisch und menschlich ausfüllt. Später wird leider immer mehr wahr, was er einmal an Luise Scholz, die Gattin von Bernhard Scholz, schreibt, nämlich: „Ich habe gegen meine Gewohnheit viel geschwatzt" oder (an dieselbe): „Wir Musiker schreiben ungern." Und wie sehr bedauert man das! — Briefe an seine Eltern sind sehr spärlich vorhanden, zu andern Menschen spricht er sich eher aus; zuerst gehört auch sein Bruder Heinrich zu diesen. Wärmere Klänge aber hören meist nur die Musikgenossen. Woldemar Bargiel erhält einen herrlichen freien Brief voll Wärme und Überzeugung vom 3. September 1853, auch Arnold

Digitized by Google

Wehner in Kassel hört Joachims Begeisterung über die „Grazie der Genialität" Schumanns: „In ihm ist kein Hochmut — wenngleich Hochgefühl" (vom 10. September 1853), und dem Weimarer Freund und Quartettgenossen Bernhard Cossmann gesteht er aus dem musikalisch engen Hannover: „Ich sehne mich unbeschreiblich nach Wagnerschen Klängen — nach unserem Quartett!" — „Steuermann" Liszt beherrscht lange Zeit seinen Sinn und wird verehrt, neben Joachims anderen Göttern. Hermann Grimms reife Persönlichkeit bereichert ihn menschlich; ihm hängt er in großer Freundschaft, ja in Bewunderung an. Und über das junge, schwärmende, ringende Künstlerherz herrscht aus der Ferne Gisela von Arnim. „Ich schreibe Dir so eine Masse Zeugs durcheinander", schreibt Joachim einmal an sie, und wir freuen uns darob! Dieser vielgestalteten Gruppe gegenüber treten schon früh die Persönlichkeiten von Robert und Clara Schumann und Johannes Brahms, zu denen die Beziehungen dauernd bleiben und man bedauert, daß das gesamte Joachim-Material nicht in ähnlich lebendiger Weise verarbeitet worden ist, wie in Litzmanns „Clara Schumann". So ist z. B. das Urteil, das Joachim über Brahms als Mensch an die Gisela fällt (Brief vom 20. Oktober 1854), hart zu nennen; weiß man nicht, wie nah im Grunde die Beziehungen der beiden zueinander waren.

„Wer einen Beruf mit Liebe ergriffen, der wird unbewußt sein Sclave!" Dies Wort an seine Eltern (vom 1. Juni 1856) erfährt Joachim nur zu sehr in Hannover. Aber „Etwas leisten und beharren" (an dieselben vom Januar 1861) ist sein Motto dort, und er leistet und beharrt auf seinem Posten, trotz vielen Ärgers, zeitweisen Unmuts, bis sein König nicht mehr in Hannover residiert. Der Kreis dort ist geschlossener: intime Stellung zum Königspaar, Hausverkehr bei Scholzens, Verlobung mit Amalie Weiß, Glück der eigenen Häuslichkeit, das alles spiegelt sich in den Briefen. Orgelpunkt durch Dur und Moll dieser Zeit die Freundschaft mit Clara Schumann und zu dem Freund, der „frei, aber einsam" blieb. Der zweite Band birgt auch die Briefe von Luise Scholz, voll Natürlichkeit und Kraft, einer echten, reichen Frauennatur. Auch den dritten Band verschönt eine Frau: Elisabeth von Herzogenberg. Sogar ein klein wenig Humor leuchtet mit ihr in diese letzte Briefepoche, die so viele Hochschulinterna enthält, und die stellenweise nichts weniger als heiter stimmt. Als dem Direktor der Berliner Hochschule müssen ihm jedoch während seiner Konzertreisen die Ereignisse der Anstalt gemeldet werden. Eine Stelle aus einer seiner Antworten (vom 17. März 1877) an Philipp Spitta über seine Konzertreisen sei erwähnt: „Da ich nie mit Gleichgültigkeit Musik machen kann, so ist das massenweise Reproducieren an sich schon eine Herausforderung der Kräfte, aber nun kommt das Reisen, die mannigfachsten geselligen Beziehungen dazu — kurz meine Sehnsucht, mir selbst wieder eine Zeitlang ausschließlich zu leben, wird immer größer, je schwerer die Befriedigung erscheint. — So geht es uns wohl allen!" — Rudorff, als Joachims Kollege im Lehramt, tritt hervor; seine Briefe sind wohl in manchen Fällen geradezu bestimmend für Joachims Handeln gewesen. Bei aller Verehrung und Zurückhaltung dem Direktor gegenüber, sind sie der Ausdruck einer festen Männlichkeit, die den Freund Joachim umgibt. Köstlich ist aber auch in seiner Deutlichkeit der Brief über die Frauenfrage an der Hochschule (vom 18. Dezember 1881) oder etwa sein Urteil über die Juden (vom 25. Dezember 1879). Nicht minder bedeutend sind die Briefe Max Bruchs.

Es konnte nur einiges aus der Fülle des Gebotenen hervorgehoben werden. Für

Digitized by Google

den Musikhistoriker ist das Betonen einzelner menschlich schöner Dokumente ja kaum notwendig; für ihn bedeutet die Herausgabe einer solchen dreibändigen Briefsammlung eine Fundgrube von Einzelheiten. Aber auch für ihn, sollte ich meinen, ist ein Satz in der Vorrede zum dritten Band nicht ganz so ohne Einwendung hinzunehmen, wie die Herausgeber es erwarten. Sie schreiben: „In einigen Fällen mußten bei Briefen Lebender kleine Redaktionen vorgenommen, hie und da ein Ausdruck gemildert werden und dergleichen, ein Verfahren, gegen dessen Berechtigung wohl kaum etwas einzuwenden sein wird." Und diesem Satz gegenüber muß ich fragen, ob solche „Redaktionen" wirklich Berechtigung haben, ob man nicht lieber mit der Publikation des dritten Bandes hätte warten sollen, bis die Zeit ein wenig weiter abgelaufen und die Briefe in ihrer vollen Treue wiedergegeben werden könnten? Ich konnte mich eines unbehaglichen Gefühles nicht erwehren.

Joachims Frage an Gisela (vom August 1856): „Wer liebt mich, wer kennt mich in dem, was wirklich ‚Ich' ist und mehr werden wird, wenn ich leben bleibe?" ist beantwortet: Seine künstlerischen Taten leben fort in einer Gemeinde, die ihn fortkündet von Herz zu Herz. Julia Wirth-Stockhausen (Frankfurt a. M.).

Weihnachtsrundschau.

Adalbert Stifters „Nachsommer", der stillste und vornehmste unserer großen Bildungsromane, ist in einem schönen Neudrucke des Inselverlags erschienen. Ausstattung wie bei dem bekannten einbändigen Insel-Jacobsen, Dünnpapier, so daß die drei Bände des Originals bequem in einem einzigen Platz fanden. Preis in Leinen 36 Mark.

Die Inselausgabe von Theodor Storms Sämtlichen Werken ist mit dem 8. Bande abgeschlossen worden. Welche Arbeit der Herausgeber damit leisten mußte, zeigt am besten der Umstand, daß über 160 Seiten textkritischer Apparat im letzten Band enthalten sind. Der Verlag kündigt eine Dünndruckausgabe in 4 Bänden an, die in Leinen 130 Mark kosten soll. Die Ausgaben des Inselverlags sind im Verhältnis zu ihrer friedensmäßig soliden Ausstattung und im Vergleich mit anderen nicht nur preiswert, sondern, so wunderlich das angesichts der Preise auch klingt, geradezu billig.

Ernst Zahns neuer Erzählungsband „Der sinkende Tag" enthält 6 Novellen, die alle die bewährte, solide Kunst des Verfassers zeigen. Was die Gemeinde seiner Leser dieses Mal besonders interessieren wird, sind zwei historische Erzählungen des Bandes; eine spielt im 18. Jahrhundert, eine in der Renaissance. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis gebunden 16 Mark. Es wird mir heute schwer, Werke der Deutschen Verlagsanstalt anzuzeigen, und ich tue es nur wegen der Verfasser; ich werde, wenn ich lese „Deutsche Verlagsanstalt", den Brechreiz nicht los, der mit dem Begriff Erzberger-Erinnerungen verbunden ist. Das ist das neue Deutschland: Cotta hatte Bismarck, die Deutsche Verlagsanstalt hat Erzberger.

Eine Schweizer Dichterin, die sehr hübsch schreibt, ist Maya Matthey. Von ihr ist bei Eugen Salzer, Heilbronn, ein kleines Bändchen Tessiner Novellen erschienen „Im Atem der Sonne", das einen jeden, der diesen Teil der Schweiz kennt, ansprechen wird. In der Sammlung „Schweizer Erzähler" des Verlags Huber (Frauenfeld und Leipzig) ist von M. Matthey der „Pfarrer von Villa" herausgekommen, ebenfalls eine Tessiner Novelle.

Digitized by Google

Unsere Leser erinnern sich sicher noch der feinen Novellen von Anna Hilaria von Eckel, die wir vor dem Kriege brachten. Sie sind nun, fünf an der Zahl, gesammelt erschienen unter dem Titel „Zwischen Wellen und Steinen" im Bergstadtverlag Breslau (geheftet 3 Mark). Das in ihnen behandelte Gebiet: Adria, Dalmatien, Dolomiten ist unserer Erinnerung besonders teuer. Bei dieser Gelegenheit sei der köstliche humoristische Roman der Verfasserin, „Nanni Gschaftlhuber", (gleicher Verlag) neuerdings empfohlen; es ist ein liebes, herzenswarmes Buch.

Etwas für — ja für wen eigentlich? Es ist nicht ganz leicht zu sagen. Für solche die E. T. A. Hoffmann lieben, und zugleich „Die Heilige und ihr Narr"; für die Gemeinde von Max Müllers „Deutscher Liebe" (eine zugleich phantastische, musikalische und fromme Gemeinde) für solche empfehle ich die Bücher von Wilhelm Matthießen: „Regiwissa" und „James C. W. Plum Kabeuschen oder Der große Meister" (beide im Verlag Erich Matthes, Leipzig). Richtige Weihnachtsbücher, aber nur für diese ganz bestimmte Leserschaft: es riecht nach Wald, Punsch, Tabak, es geistert, im Klavier klingt ein Takt Così fan tutte, von der Kirche tönt ein altes Weihnachtslied und E. T. A. H. war gerade vorhin im Zimmer — wo ist er nun schon wieder?

Auf Josef Pontens „Meister" habe ich an dieser Stelle schon hingewiesen. Er hat sein Jugendwerk „Jungfräulichkeit, Geschichte einer Jugend und Liebe" nunmehr umgearbeitet, so wie es seinen außerordentlich gesteigerten Ansprüchen an sich selbst entspricht. Ponten gehört seit dem „Babylonischen Turm" zu den vordersten unserer Erzähler. Er ist von einer Strenge des Stils, einer Größe der Behandlung, wie sie selten zu finden sind. Alle seine Werke sind bei der „Deutschen Verlagsanstalt" erschienen, die uns für den Entgang von Bismarcks drittem Bande durch die Memoiren des Herrn Erzberger entschädigt hat.

Der Inselverlag hat schon mehrmals mit Eindeutschungen aus dem Holländischen eine glückliche Hand bewiesen. Auch die 7 Novellen des Bandes „Die schöne Jagd" von Arthur van Schendel sind wirklich wert, übersetzt und gelesen zu werden (in Pappband 12 Mark). Das ist mehr als bloß ein Erzähler: Das ist ein Dichter!

Neuerscheinungen des Verlags Herder & Co., Freiburg i. B. Zwei Erzählungen, deren Verfasser Mitglieder des bayerischen Hochadels sind: „Weißkirchen" von Ludwig Maria von Hertling (geb. 8 Mark), ein adeliger Erziehungs- und Familienroman; und „Don Antonio" von Klara Gräfin Preysing (geb. 8.40 Mark), eine seelisch und künstlerisch gleich feine Priesterstudie der allzufrüh verstorbenen Dichterin. Von Peter Dörfler, dessen herziges autobiographisches Buch „Als Mutter noch lebte" bei dieser Gelegenheit wieder empfohlen sei, erschien „Der Rätsellöser", Erzählungen und Legenden (geb. 11 Mark), 5 tiefsinnige und zugleich dichterische Novellen über die letzten Fragen des Menschenlebens.

Wir haben Schauweckers „Im Todesrachen" als das beste deutsche Frontbuch über den Weltkrieg empfohlen. Heute empfehlen wir seinen Tierroman „Ghavati", der in der Art von Kipling und Jack London geschrieben, und zwar vorzüglich und spannend geschrieben ist. Verlag Heinrich Dieckmann, Halle a. d. Saale, geheftet 18, in India Pergament 25 Mark. „Im Todesrachen" kostet Mark 12.50 gebunden.

Das Nibelungenlied altbayerisch erzählt von Hans Stieglitz (München, R. Oldenbourg, 4 Mark). Hans Stieglitz, der das gute Buch „Der Lehrer auf der Heimatscholle" geschrieben hat (ebenfalls Verlag Oldenbourg), hat das Nibelungenlied eigenartig und kräftig in oberbayerische Prosa übersetzt. Wer an Leopold Webers „Hexenmeister" in einem unserer letzten Hefte seine Freude hatte, greife nach diesen altbayerischen Nibelungen, er wird es nicht bereuen.

Digitized by Google

Eine reizende Ausgabe der Liaisons dangereuses des Choderlos de Laclos erschien im Inselverlage: „Schlimme Liebschaften" (Dünndruckpapier; Ganzleinen 32 Mark). Das Buch selbst, ein verrucht-sentimental-zynischer Briefroman, schätze ich nicht besonders; aber die Ausgabe ist entzückend. Außerdem hat sie den besonderen Vorzug, nicht von irgendeinem Bayros durch galante Illustrationen verkitscht zu sein.

Voltaires kleine Erzählungen sind heute noch lebendig; vielleicht das lebendigste aus der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts überhaupt. Den „Candide" hat Morawe & Scheffelt herausgegeben, in einer kernigen alten Übersetzung, in der er fast noch stärker wirkt als im Original.

Bei Hanfstaengl, München, ist ein hübsches Buch aus dem 18. Jahrhundert aufgefrischt worden, nämlich die „Aphorismen für Schauspieler und Freunde der dramatischen Kunst, gesammelt von J. Koller" (in Halbpergament 12 Mark). Die Aphorismen verteilen sich auf folgende Abteilungen: Dramatische Dichtkunst, Trauerspiel, Lustspiel, Mimik, Schauspielkunst, Deklamation, Musik, Leidenschaften, Ton und Welt, Kleidung, Direktion, Publikum, zur Lektüre für Schauspieler. Ich habe in diesem gescheiten Buch mit Vergnügen geblättert, und mehr Anregung daraus geschöpft, als aus ganzen Bänden gesammelter Berliner Kritiken von heute, die schon nach einem halben Jahr nicht mehr lesbar sind.

Pontoppidans „Hans im Glück" (Insel) war ein mächtiges autobiographisches Buch, wie es ein Schriftsteller ein Mal schreibt; sein „Gelobtes Land" (Diederichs) eine Charakterstudie, der ich im deutschen Roman von heute nichts an die Seite zu stellen wüßte; sein neuester Roman, „Das Totenreich" (Insel, 2 Bände, gebunden 28 Mark), ein bewegtes Zeit- und Seelengemälde mit stark politischem Hintergrunde, neben dem das, was wir in der „Branche" haben, sich ziemlich verflüchtigt.

Die Leser werden mir nicht nachsagen können, daß ich sie viel mit Lyrik belästige. Aber den Gedichtband „Straßburg" von Ernst Bertram — er hat nicht einmal 80 Seiten — wünschte ich in den Händen vieler junger Deutscher (Insel; Pappband 10 Mark). Das ist das Land, das wir verloren haben; das ist ein Dichter, dem ein Gott verlieh, zu sagen, was dieses Land ist, was uns dieses Land ist, war, werden kann.

Rudolf Johannes Schmied hat ein Buch geschrieben, „Carlos und Nikolas" (Berlin, Erich Reiß), die Geschichte zweier argentinischen deutscher Jungen. Ist es eine Kindergeschichte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich sie, trotz den Original-Steindrucken (die von mir aus ruhig hätten wegbleiben können) auf einen Sitz durchgelesen, und mir Argentinien sozusagen mit allen fünf Sinnen einverleibt. Schade: Früher hätte man zu so etwas eine Dannemann dazu geraucht, dann wär's noch schöner und stilvoller gewesen!

Einer der vornehmsten Ruhmestitel des deutschen Geisteslebens ist, daß die Lebendigerhaltung der antiken Literatur, Shakespeares, Dantes überhaupt niemals ruht; auf diese Weise wird verhindert, daß die ganz großen Werke der Weltliteratur durch Veralten aus dem geistigen Kreislaufe ausscheiden und auf Spezialisten beschränkt werden. Darum verzeichne ich mit Genugtuung, daß der Peloponnesische Krieg des Thukydides in einer hervorragend guten und ungewöhnlich flüssigen, deutschen, lebendigen Übersetzung im Inselverlage erschienen ist (2 Bände, gebunden 36 Mark). Man vergleiche diese Übersetzung von Theodor Braun mit irgend welcher früheren, und man wird sehen, daß damit Thukydides wieder für eine Generation so völlig zurückerobert ist, wie dies bei einem so schweren und strengen Autor überhaupt möglich ist. Wer bisher mit dem größten griechischen Geschichtsschreiber nichts

Digitized by Google

Unsere Leser erinnern sich sicher noch der feinen Novellen von Anna Hilaria von Eckhel, die wir vor dem Kriege brachten. Sie sind nun, fünf an der Zahl, gesammelt erschienen unter dem Titel „Zwischen Wellen und Steinen" im Bergstadtverlag Breslau (geheftet 3 Mark). Das in ihnen behandelte Gebiet: Adria, Dalmatien, Dolomiten ist unserer Erinnerung besonders teuer. Bei dieser Gelegenheit sei der köstliche humoristische Roman der Verfasserin, „Nanni Gschaftlhuber", (gleicher Verlag) neuerdings empfohlen; es ist ein liebes, herzenswarmes Buch.

Etwas für — ja für wen eigentlich? Es ist nicht ganz leicht zu sagen. Für solche die E. T. A. Hoffmann lieben, und zugleich „Die Heilige und ihr Narr"; für die Gemeinde von Max Müllers „Deutscher Liebe" (eine zugleich phantastische, musikalische und fromme Gemeinde) für solche empfehle ich die Bücher von Wilhelm Matthießen: „Regiwissa" und „James C. W. Plum Kabeuschen oder Der große Meister" (beide im Verlag Erich Matthes, Leipzig). Richtige Weihnachtsbücher, aber nur für diese ganz bestimmte Leserschaft: es riecht nach Wald, Punsch, Tabak, es geistert, im Klavier klingt ein Takt Così fan tutte, von der Kirche tönt ein altes Weihnachtslied und E. T. A. H. war gerade vorhin im Zimmer — wo ist er nun schon wieder?

Auf Josef Pontens „Meister" habe ich an dieser Stelle schon hingewiesen. Er hat sein Jugendwerk „Jungfräulichkeit, Geschichte einer Jugend und Liebe" nunmehr umgearbeitet, so wie es seinen außerordentlich gesteigerten Ansprüchen an sich selbst entspricht. Ponten gehört seit dem „Babylonischen Turm" zu den vordersten unserer Erzähler. Er ist von einer Strenge des Stils, einer Größe der Behandlung, wie sie selten zu finden sind. Alle seine Werke sind bei der „Deutschen Verlagsanstalt" erschienen, die uns für den Entgang von Bismarcks drittem Bande durch die Memoiren des Herrn Erzberger entschädigt hat.

Der Inselverlag hat schon mehrmals mit Eindeutschungen aus dem Holländischen eine glückliche Hand bewiesen. Auch die 7 Novellen des Bandes „Die schöne Jagd" von Arthur van Schendel sind wirklich wert, übersetzt und gelesen zu werden (in Pappband 12 Mark). Das ist mehr als bloß ein Erzähler: Das ist ein Dichter!

Neuerscheinungen des Verlags Herder & Co., Freiburg i. B. Zwei Erzählungen, deren Verfasser Mitglieder des bayerischen Hochadels sind: „Weißkirchen" von Ludwig Maria von Hertling (geb. 8 Mark), ein adeliger Erziehungs- und Familienroman; und „Don Antonio" von Klara Gräfin Preysing (geb. 8.40 Mark), eine seelisch und künstlerisch gleich feine Priesterstudie der allzufrüh verstorbenen Dichterin. Von Peter Dörfler, dessen herziges autobiographisches Buch „Als Mutter noch lebte" bei dieser Gelegenheit wieder empfohlen sei, erschien „Der Rätsellöser", Erzählungen und Legenden (geb. 11 Mark), 5 tiefsinnige und zugleich dichterische Novellen über die letzten Fragen des Menschenlebens.

Wir haben Schauweckers „Im Todesrachen" als das beste deutsche Frontbuch über den Weltkrieg empfohlen. Heute empfehlen wir seinen Tierroman „Ghavati", der in der Art von Kipling und Jack London geschrieben, und zwar vorzüglich und spannend geschrieben ist. Verlag Heinrich Dieckmann, Halle a. d. Saale, geheftet 18, in India Pergament 25 Mark. „Im Todesrachen" kostet Mark 12.50 gebunden.

Das Nibelungenlied altbayerisch erzählt von Hans Stieglitz (München, R. Oldenbourg, 4 Mark). Hans Stieglitz, der das gute Buch „Der Lehrer auf der Heimatscholle" geschrieben hat (ebenfalls Verlag Oldenbourg), hat das Nibelungenlied eigenartig und kräftig in oberbayerische Prosa übersetzt. Wer an Leopold Webers „Hexenmeister" in einem unserer letzten Hefte seine Freude hatte, greife nach diesen altbayerischen Nibelungen, er wird es nicht bereuen.

Digitized by Google

Eine reizende Ausgabe der Liaisons dangereuses des Choderlos de Laclos erschien im Inselverlage: „Schlimme Liebschaften" (Dünndruckpapier; Ganzleinen 32 Mark). Das Buch selbst, ein verrucht-sentimental-zynischer Briefroman, schätze ich nicht besonders; aber die Ausgabe ist entzückend. Außerdem hat sie den besonderen Vorzug, nicht von irgendeinem Bayros durch galante Illustrationen verkitscht zu sein.

Voltaires kleine Erzählungen sind heute noch lebendig; vielleicht das lebendigste aus der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts überhaupt. Den „Candide" hat Morawe & Scheffelt herausgegeben, in einer kernigen alten Übersetzung, in der er fast noch stärker wirkt als im Original.

Bei Hanfstaengl, München, ist ein hübsches Buch aus dem 18. Jahrhundert aufgefrischt worden, nämlich die „Aphorismen für Schauspieler und Freunde der dramatischen Kunst, gesammelt von J. Koller" (in Halbpergament 12 Mark). Die Aphorismen verteilen sich auf folgende Abteilungen: Dramatische Dichtkunst, Trauerspiel, Lustspiel, Mimik, Schauspielkunst, Deklamation, Musik, Leidenschaften, Ton und Welt, Kleidung, Direktion, Publikum, zur Lektüre für Schauspieler. Ich habe in diesem gescheiten Buch mit Vergnügen geblättert, und mehr Anregung daraus geschöpft, als aus ganzen Bänden gesammelter Berliner Kritiken von heute, die schon nach einem halben Jahr nicht mehr lesbar sind.

Pontoppidans „Hans im Glück" (Insel) war ein mächtiges autobiographisches Buch, wie es ein Schriftsteller ein Mal schreibt; sein „Gelobtes Land" (Dieberichs) eine Charakterstudie, der ich im deutschen Roman von heute nichts an die Seite zu stellen wüßte; sein neuester Roman, „Das Totenreich" (Insel, 2 Bände, gebunden 28 Mark), ein bewegtes Zeit- und Seelengemälde mit stark politischem Hintergrunde, neben dem das, was wir in der „Branche" haben, sich ziemlich verflüchtigt.

Die Leser werden mir nicht nachsagen können, daß ich sie viel mit Lyrik belästige. Aber den Gedichtband „Straßburg" von Ernst Bertram — er hat nicht einmal 80 Seiten — wünschte ich in den Händen vieler junger Deutscher (Insel; Pappband 10 Mark). Das ist das Land, das wir verloren haben; das ist ein Dichter, dem ein Gott verlieh, zu sagen, was dieses Land ist, was uns dieses Land ist, war, werden kann.

Rudolf Johannes Schmied hat ein Buch geschrieben, „Carlos und Nikolas" (Berlin, Erich Reiß), die Geschichte zweier argentinischen deutscher Jungen. Ist es eine Kindergeschichte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls habe ich sie, trotz den Original-Steindrucken (die von mir aus ruhig hätten wegbleiben können) auf einen Sitz durchgelesen, und mir Argentinien sozusagen mit allen fünf Sinnen einverleibt. Schade: Früher hätte man zu so etwas eine Dannemann dazu geraucht, dann wär's noch schöner und stilvoller gewesen!

Einer der vornehmsten Ruhmestitel des deutschen Geisteslebens ist, daß die Lebendigerhaltung der antiken Literatur, Shakespeares, Dantes überhaupt niemals ruht; auf diese Weise wird verhindert, daß die ganz großen Werke der Weltliteratur durch Veralten aus dem geistigen Kreislaufe ausscheiden und auf Spezialisten beschränkt werden. Darum verzeichne ich mit Genugtuung, daß der Peloponnesische Krieg des Thukydides in einer hervorragend guten und ungewöhnlich flüssigen, deutschen, lebendigen Übersetzung im Inselverlage erschienen ist (2 Bände, gebunden 36 Mark). Man vergleiche diese Übersetzung von Theodor Braun mit irgend welcher früheren, und man wird sehen, daß damit Thukydides wieder für eine Generation so völlig zurückerobert ist, wie dies bei einem so schweren und strengen Autor überhaupt möglich ist. Wer bisher mit dem größten griechischen Geschichtsschreiber nichts

Digitized by Google

rechtes anfangen konnte, versuche es mit dieser Ausgabe; ich zweifle nicht, daß sie ihm die verschlossene Tür öffnet.

Gundolfs Shakespeare in deutscher Sprache erscheint, nachdem die erste Ausgabe vergriffen ist, neu in 6 Bänden bei Georg Bondi, Berlin: Der erste Band enthält Coriolanus, Cäsar, Antonius und Cleopatra, Romeo und Julie, Othello, den Kaufmann von Venedig (gebunden 28 Mark). Wer sich nie die ungemein lohnende Mühe genommen und Gundolfs Übersetzung mit einer der älteren Übersetzungen verglichen hat, kann keine Ahnung haben, um wieviel shakespearischer sein Shakespeare herauskommt. Ich habe z. B. Gundolfs Coriolan Wort für Wort und Zeile für Zeile mit dem Original verglichen und mit der Übersetzung von Tieck — der Unterschied ist gewaltig.

Eine posthume Überraschung ersten Ranges sind die Erinnerungen aus einem phantastischen Leben von Richard Voß (Stuttgart, Engelhorn, geheftet 50 Mark; das Buch ist ungewöhnlich schön und groß gedruckt und mit 18 Photographien geschmückt). Dies Leben war wirklich phantastisch: Jena, München, Wien-Rom, Berlin, Wartburg, dazwischen immer wieder Gebirge. Welche unabsehbare Menge Menschen, bedeutende Menschen, hat Voß gekannt, geliebt und in diesem Buche verewigt! Die Leser der „Monatshefte" werden mit Rührung die Worte auf A. W. von Heymel lesen. Ich glaube, daß dies Erinnerungsbuch nicht nur alle Dramen, sondern auch alle Erzählungen von Richard Voß überleben wird. Romane und Novellen unterliegen der Zeitströmung. Memoiren stehen außerhalb der Mode. Das Buch von Voß wird leben, solange die „Memoiren einer Idealistin" von Malwida von Meysenbug gelesen werden, welchem Werke es innerlich nahe steht. Seine Romane haben vorwiegend Frauen gelesen: diese Denkwürdigkeiten werden auch Männer interessieren.

Eine hochbedeutsame Reihe innerlich zusammengehöriger Bücher beginnt im Inselverlage zu erscheinen: „Der Dom" heißt der gemeinsame Titel, „Bücher der deutschen Mystik" soll die Reihe in guten Neuausgaben bringen. Der erste Band enthält „Eine deutsche Theologie", neu übertragen und mit fast 100 Seiten Einleitung von Josef Bernhart über Name und Begriff der Mystik, über Zeugnisse der Mystik (außerchristliche und christliche), über das Wesentliche der Mystik, die Mystik des Mittelalters als Quellgebiet der Theologia Deutsch, endlich über Herkunft, Charakter und geschichtliche Wirkung dieses Buches selbst. Der Text liest sich ausgezeichnet, wie von einem solchen Kenner des Gebietes wie Bernhart nicht anders zu erwarten. (Preis in Halbleinen 22 Mark.) Der 2. Band enthält Fechners „Zend-Avesta: Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung", frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer (Preis in Halbleinen 26 Mark). Der 3. Band enthält eine von Hans Kayser besorgte Auswahl aus den „Schriften Jakob Böhmes", mit der Biographie Böhmes von Abraham von Franckenberg, und dem „Inbegriff der Grundweisheit oder kurzer Auszug aus den Schriften des deutschen Philosophen in einem verständlichen Zusammenhang von Friedrich Christoph Oetinger" (Preis in Halbleinen 30 Mark). Die Bände sind vorzüglich gedruckt und ausgestattet.

Es wäre ein Verstoß gegen die Tradition der S. M., wenn sie es heuer unterließen, darauf hinzuweisen, daß die Cottasche Handbibliothek sehr billige Einzelausgaben der Werke Gottfried Kellers enthält: Das Fähnlein der sieben Aufrechten, geheftet 1.90 Mark; Hadlaub 2.20 Mark; Die drei gerechten Kammacher 1.80 Mark; Pankraz der Schmoller 2 Mark; Romeo und Julie auf dem Dorfe 70 Pfennig; Der Schmied seines Glücks und Spiegel das Kätzchen, zusammen 1.90 Mark; Die ausgewählten Gedichte 4.20 Mark; Drei Erzählungen

Digitized by Google

(Frau Regel Amrain und ihr Jüngster — Kleider machen Leute — Dietegen), gebunden 3.50 Mark; zusammen: 18.20 Mark, was jetzt oft schon ein einziger miserabler Kinoroman kostet!

Andere Bände dieser ausgezeichnet gedruckten billigen Bibliothek (die Preise verstehen sich geheftet): Bismarcks Briefe ausgewählt und erläutert, 9 Mark; Fr. Vischer, Faust 3. Teil, 2.50 Mark; Fontanes Ausgewählte Balladen, 1.20 Mark; Goethes ausgewählte Briefe in 6 Bänden, je 1.40 Mark; Paul Heyses ausgewählte Gedichte, 3 Mark; Friedrich Jodls Aufsätze zur neueren Philosophie und Seelenkunde, 2 Mark; Schack, Strophen des Omer Chaijam, 80 Pfennig; Schopenhauers Parerga und Paralipomena, zusammen 6 Mark; Die Welt als Wille und Vorstellung, 2.20 Mark; J. V. Widmanns reizende Touristennovellen, 1.20 Mark; Der großartige Briefwechsel zwischen Wilhelm I. und Bismarck, 3 Mark. Die Cotta'sche Handbibliothek ist zurzeit die billigste aller derartigen Sammlungen.

Ein neues Buch von Ludwig Finckh ist nichts alltägliches. Es hat uns immer etwas zu sagen. Seine Erzählung „Die Jakobsleiter" (Deutsche Verlagsanstalt, gebunden 16 Mark: wie ist es möglich, daß so schöne Geschichten und die Memoiren des Matthias Erzberger in ein und demselben Verlag erscheinen!) behandelt das Problem, das jedes Paar, das heiratet, wieder neu für sich lösen muß: Erziehung, Zucht und Züchtung. Nicht umsonst ist Finckh Arzt. Aber er ist auch Dichter genug, daß ihm nicht das Problem stärker wird als die Freude am Gestalten schwäbischer Menschen und ihrer Schicksale.

Da ist das neue Buch „Legenden" von Isolde Kurz, (abermals Deutsche Verlagsanstalt, gebunden 20 Mark. Es ist wirklich und wahrhaftig unerträglich, daß man bei den besten Namen, die unsere gegenwärtige Literatur aufweist, immer wieder an diesen Erzberger erinnert wird). Die Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring, Der Zwillingsbruder, Die Anfechtung des heiligen Franziskus, Die Gnadeninsel, Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa. Das ist ein wunderschönes Buch in einer edlen, beherrschten Sprache, reif, still und vollkommen.

Peter Dörfler, Neue Götter. Ein frühchristlicher Roman von 800 Seiten (gebunden 34 Mark, Verlag Kösel & Pustet): eine epische Prosadichtung von ungewöhnlichem Ausmaß, bei der man an Werke wie Quo Vadis denken muß, oder an Kingsleys Hypatia. Das Buch ist ohne Zweifel eine der bedeutendsten Leistungen des Jahres, bisher die bedeutendste seines Verfassers. Den Kampf zwischen Heidentum und Christentum zu schildern, war eine Aufgabe, die einen katholischen Priester besonders reizen mußte. Dörfler löst sie nicht als Prediger, sondern als Künstler. Er hat lange genug im Süden gelebt, um in dieser Welt kein Fremder zu sein.

Der Novellenband „Recht wider Recht" von Helene Raff wird den Lesern der Süddeutschen Monatshefte besonders willkommen sein, weil sie die Verfasserin aus ihren Beiträgen längst haben schätzen lernen (Augsburg, Haas & Grabherr). Außer der Titelerzählung enthält der Band noch: Wie Maidenstatt sein Ende fand, und Auf Hoch-Raneis. Weitere Bände dieses rührigen Verlags, alle gleich preiswert und anständig ausgestattet: Margarethe Windhorst, Das Jahr auf dem Gottesmorgen (4 Novellen); Hans Roselieb, Narren der Arbeit (3 Novellen); Hans Schrott-Fiechtl, Al Fresco. Eine Tiroler Künstlergeschichte (illustriert). (Preise: 10; 15; 12; 12 geb.

Wilhelm Weigand hat sich in den letzten Jahren mit ebensoviel Energie wie künstlerischem Ertrage der Prosadichtung zugewandt. Seine Novellen aus Franken „Weinland" atmeten die kultivierte Luft vom oberen Main und der Tauber. Der große Roman „Die Löffelstelze" war eine Überraschung, weil Weigand hier auch in den Reichtum seiner römischen Erinnerungen hineingriff. Ein ganz merk-

Digitized by Google

würdiges Buch ist die Roman-Arabeske, wie er es nennt, „Wunnihun", eine humoristisch-phantastische Variationenreihe über das Thema München, im Ton viel von Gottfried Keller, manches fast an Jean Paulsche Humore erinnernd. Ein außerordentlich kultiviertes Buch ist auch seine Novellensammlung „Frauenschuh" (wie alle die genannten Werke bei Georg Müller, München erschienen). In einer Zeit, wo künstlerische Zuchtlosigkeit als Geniebeweis gilt, ist Weigand ein Autor, der ungemein gepflegt schreibt; gegenüber der allgemeinen Traditionslosigkeit ein Dichter, der in der fränkischen Heimat seiner Erzählungen und ihrer alten Kultur wurzelt; in allen seinen Büchern weht die Atmosphäre reifer Kunst, alle stehen auf einem gleichmäßig hohen geistigen Niveau, das mit Unterhaltungsliteratur nichts zu schaffen hat, allen eignet die ironische, leise humoristische Stellung zu Menschen und Geschehnissen.

Aus dem Verlag Langen (München) nennen wir vor allem die Bücher von Ludwig Thoma. Seine neueste Geschichte spielt in der Tegernseer Sommerfrische, und heißt „Der Jagerloisl" (geheftet 12 Mark); sie ist ebenso lustig und behaglich wie „Altaich" (6 Mark); seine „Erinnerungen" lehren ihn erst ganz kennen (6 Mark). Preise seiner früheren Bücher (geheftet): Andreas Vöst 12.50 Mark; Lausbubengeschichten, Kleinstadtgeschichten, Das Kälbchen, Der Wittiber, geheftet je 4 Mark; Tante Frieda geheftet 7.50 Mark; Nachbarsleute und Hochzeit je 3 Mark Sein Erstlingswerk, die Bauerngeschichten Agricola geheftet 5 Mark; der von Ignaz Taschner illustrierte Heilige Hies, ein Juwel an kraftvoller Buchillustration, gebunden 9 Mark.

Ein unheimlich spannender, dabei literarisch wertvoller Abenteurerroman: Leo Perutz, Der Marques de Bolibar, Verlag Langen, geheftet 12 Mark.

Wilhelm Meyer-Förster (Verfasser von „Alt-Heidelberg"): Die Liebe der Jugend. Eine reizend erzählte Geschichte einer Primanerneigung, mit latentem, nicht aufdringlichem Humor (Verlag: Herrgott! — schon wieder! diese verdammte Ideenassoziation! Aber die Deutsche Verlagsanstalt ist selber daran schuld, wenn ihr Name für Tausende von Deutschen indivisibiliter ac inseparabiliter mit dem Namen Erzberger verbunden ist! gebunden 15 Mark).

Zwei Meisterwerke der Philosophiegeschichte gehen uns eben in neuen Auflagen zu, beide aus Frommanns Klassikern der Philosophie: Platon, von Wilhelm Windelband (geheftet 12 Mark), Kant von Friedrich Paulsen (25 Mark). Die Sammlung (Verlag Frommann, Stuttgart) ist, wie jeder weiß, der Bände daraus durchgearbeitet hat, eine in ihrer Art nicht übertroffene Einführung in die Lebensarbeit der großen Denker. Ich führe von früheren Bänden noch einige an: Fechner, von Laßwitz, als Ergänzung zu dem hier angezeigten Zend-Avesta des Inselverlags unschätzbar (7 Mark); Kierkegaard, von Höffding, als allgemeine Einführung in diesen schwer zugänglichen Religionskritiker (5.50 Mark); Carlyle, von Paul Hensel, weitaus das Glänzendste und Gediegenste, was über den großen Schotten existiert. Eine Reihe anderer Bände sind derzeit vergriffen und eine neue Auflage in Vorbereitung. Dagegen ist Kierkegaards „Angriff auf die Christenheit" noch zu haben (20 Mark), ebenso Salmanns „Voltaires Geistesart und Gedankenwelt" (10 Mark); vor allem sei daran erinnert, daß alle großen religiösen Schriften von Christoph Schrempf bei Frommann erschienen sind, auch sein neuestes, wiederum ungeheuer persönliches Buch „Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens" (Der Heiland; Von Gott; Vom ewigen Leben), aufwühlend, zerstörend-aufbauend, rücksichtslos wie Kierkegaard, Erkenntnis durch Bekenntnis.

Bei Cotta erschien „Friedrich Jodls Leben und Wirken, dargestellt nach Tagebüchern und Briefen von Margarete Jodl. Mit 3 Bildnissen" (geheftet 22.50 Mark),

Digitized by Google

interessant vor allem auch wegen der Aufschlüsse über gewisse Prager Strömungen längst vor dem Kriege. Jodl gehörte zu den Vielen, die sahen, und zu den Wenigen, die das aussprachen, was sie sahen. Auf dies Buch seien alle aufmerksam gemacht, die über Tschechien noch nicht klar sind; und die sich darüber klar sind, erst recht!

Arnims Werke. Kritische Ausgabe mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen, 3 Bände in Halbleinen, gebunden 75.60 Mark (Meyers Klassikerausgaben, Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig). Band 1 enthält das Leben, und den großen Roman „Die Kronenwächter"; Band 2 die Erzählungen; Band 3 die Dramen „Halle", „Der Auerhahn", „Das Loch", „Die Appelmänner" und den berühmten Aufsatz „Von Volksliedern". Es liegt natürlich nahe, diese Ausgabe mit der des Inselverlags zu vergleichen, die ebenfalls 3 Bände hat. Die Inselausgabe enthält 14 Prosastücke, die die Ausgabe des Bibliographischen Instituts nicht enthält; umgekehrt 3. Die „Kronenwächter" enthalten beide Ausgaben bis zum 3. Buch einschließlich; die Inselausgabe enthält außerdem „Armut, Reichtum und Schuld der Gräfin Dolores" verkürzt. Was die Dramen betrifft, so enthält jede der beiden Ausgaben ganz verschiedene; nicht eines ist ihnen gemeinsam. Außerdem enthält die Inselausgabe noch die Gedichte und die Alten deutschen Lieder aus dem „Wunderhorn". Die Wahl ist also ziemlich schwer, und da Arnims sämtliche Werke überhaupt nicht mehr aufzutreiben sind, bleibt dem, der diesem Dichter (und wenn Arnim kein Dichter war, wer wäre dann einer! Gottfried Kellers historische Erzählungen sind ohne Arnim nicht denkbar), diesem überquellend strömenden Dichter nähertreten will, kaum etwas anderes übrig als beide Ausgaben zu nehmen. Alles Ausgaben-Technische ist auch bei Meyer vorzüglich gemacht, wie wir das von den Bänden des Bibliographischen Instituts gewöhnt sind. Es war eine vortreffliche Leistung, nach der Ausgabe des Inselverlags eine neue zu bringen, die nicht nur volle Daseinsberechtigung hat, sondern zusammen mit der andern mithilft, einen Dichter wieder zu Ehren zu bringen, der zu Unrecht, zu großem Unrecht, vergessen worden ist.

Leopold Weber, dessen oberbayerische Geschichte vom Hexenmeisteranderl den Lesern in guter Erinnerung ist, hat seit Jahren in der Welt der Edda gelebt. Das Ergebnis ist ein Doppeltes: die Neudichtung „Die Götter der Edda" (München, Musarionverlag), und das Jugendbuch „Asgard" (Stuttgart, K. Thienemann). Zwischen beiden tut einem ordentlich die Wahl weh. Ich möchte keines missen. Wenn man sich in diese eddische Welt versenkt, wird einem das, was an Romanen und Novellen augenblicklich erscheint, höchst gleichgültig. Man sagt sich: Wozu sich mit diesem ephemeren Zeug abgeben, wo man die Edda lesen kann? Von weiteren Werken Leopold Webers, die in Vorbereitung sind, werden wir unseren Lesern seinerzeit Mitteilung machen.

Josef Bernhart, von dem wir die Novelle „Die Kette" bringen und noch weitere Erzählungen bringen werden, ist bisher vor allem als gründlicher Kenner der deutschen Mystik hervorgetreten (vgl. die Besprechung der Sammlung „Der Dom" des Inselverlags in dieser Nummer). Er hat aber auch ein feines autobiographisches Buch geschrieben: „Der Kaplan", erschienen im Münchner Musarionverlage, das einen Einblick in das Leben eines jungen katholischen Priesters gewährt. Es liest sich wie der mittlere Teil eines Grünen Heinrich, von dem der erste und letzte noch ausstehen. Seit langem ist nichts so Originelles auf diesem Gebiet erschienen, zugleich nichts so sorgfältig Geschriebenes.

Eben geht uns der 3. Band der Deutschen Literaturgeschichte von Vogt und Koch zu (Bibliographisches Institut, 75 Mark). Er reicht von Weimars Blütezeit bis in die Gegenwart. Max Koch, dem neuerdings jeder ungelernte Lite-

Digitized by Google

rat etwas am Zeug flicken möchte, hat darin das Problem der Literaturgeschichte bis auf die Gegenwart gelöst, soweit es überhaupt lösbar ist. Natürlich muß einer, der das tut, Farbe bekennen, und die von Max Koch ist nun einmal nicht schwadingerrot, sondern schwarzweißrot. Ich kenne keine Literaturgeschichte, die so gut auch über die zeitgenössischen Strömungen informiert; es steckt eine immense Arbeit in den 400 Seiten dieses Bandes. Kochs Standpunkt ist immer selbständig; man erfährt durch ihn auch etwas von den Leuten, die sonst zufällig oder geflissentlich totgeschwiegen werden. Man mache nur die Probe und schaue das Register daraufhin durch! Der Verlag hat alles getan, das Buch unter den gegenwärtigen Umständen anständig herauszubringen.

Bildende Kunst.

Wir wollen nicht durch Menge der Aufzählung verwirren, sondern auf ein paar besonders wertvolle Werke hinweisen. Vor allem empfehlen wir abermals eindringlich Dehios Geschichte der deutschen Kunst (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 2 Bände, 17 und 24 Mark, gebunden). Sodann das entzückende Buch von G. J. Wolf, Deutsche Malerpoeten (München, F. Bruckmann, 40 Mark). Alle Kunstwartmappen! Von Seemanns Berühmten Kunststätten (je 12 Mark) vor allem die deutschen Bände: Nürnberg, Straßburg, Danzig, Augsburg, Hildesheim und Goslar, Braunschweig, München, Köln, Riga und Reval, Berlin, Soest, Dresden, Naumburg und Merseburg, Trier, Regensburg, Münster, Würzburg, Ulm, Passau, Bamberg, Wien. Oskar Hagen: Deutsches Sehen. Mit 64 Tafeln (München, Piper, geheftet 18 Mark). W. Worringer, Formprobleme der Gotik. Mit 50 Tafeln (München, Piper, gebunden 26 Mark).

Musik.

Die Beethovenbiographie, die uns bisher gefehlt hat, scheint mir nach den Proben, die ich vornehmen konnte, die von Gustav Ernest zu sein (bei Georg Bondi, Berlin); besonders angenehm wird den Benützern sein, daß über 100 Seiten Erklärung der Werke ein eigenes Kapitel bilden.

Sehr gut ist der Beethovenband in Herders Memoirenbibliothek (gebunden 9.80 Mark): er enthält sowohl Briefe wie andere Dokumente und eine fortlaufende Biographie.

Den Vielen, die Pfitzners Palestrina noch nicht haben hören können, empfehle ich, wenigstens seine Dichtung zu lesen (Berlin, Fürstner). Von Pfitzners Liedern erschienen bei Max Brockhaus 6 Hefte, nämlich 2 für Sopran, 2 für Mezzosopran (oder Alt oder Bariton), 1 für Bariton, 1 für Tenor jedes Heft enthält 10 Lieder und kostete seinerzeit 5 Mark.

Ein reizendes Buch für Klavierlehrer und Mütter Klavierbeginnender Kinder sind Kurt Arnold Finkelsens „Klaviergeschichten: Einführungen in ein volkstümliches Verständnis der Musik" (Leipzig, Dürr, 22.50 Mark). Jeder Musikfreund hat seine Freude dran!

Verschiedenes.

Erich Ebstein, Arztebriefe aus 4 Jahrhunderten. Berlin, Julius Springer, gebunden 17.50 Mark. Die Briefe reichen von Paracelsus bis Paul Ehrlich.

Generalfeldmarschall von Hindenburg: Aus meinem Leben. Leipzig, Hirzel, gebunden 40 Mark.

Lettow-Vorbeck: Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Leipzig, Koehler, gebunden 42 Mark.

Tirpitz: Erinnerungen. Leipzig, Koehler, gebunden 40 Mark.

Spengler: Der Untergang des Abendlandes, München, Beck, 58 Mark.

Digitized by Google

G. J. Wolf: Ein Jahrhundert München 1800—1900. München, Hanfstaengl, 25 Mark. Für jeden, der München liebt, ein ganz köstliches Buch.

Kaukasische Märchen, von unserem Mitarbeiter Adolf Dirr; Indianermärchen aus Südamerika, von Koch-Grünberg (beides Dieterichs, je 18 Mark).

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur: Speisezimmer und Küchen. Darmstadt, A. Koch, gebunden 40 Mark. Ganz prachtvolle Bilder!

Albert Neuburger, Die Technik des Altertums. Leipzig, Voigtländer, gebunden 40 Mark. Für alle wissenschaftlich Gebildeten, wie für Techniker gleich hochinteressant!

H. St. Chamberlain: Lebenswege meines Denkens (30 Mark); Grundlagen des 19. Jahrhunderts (30 Mark), beides F. Bruckmann, München.

Albrecht Wirth: Weltgeschichte der Gegenwart (Braunschweig, Westermann, 45 Mark): ein höchst originelles und auf die anregendste Weise belehrendes Buch, in dem ein immenses Material verarbeitet ist.

Jugend- und Kinderbücher.

Ein paar allgemeine Bemerkungen zuvor: Erstens: Bilderbücher sind, wie alle Bücher, erheblich teurer geworden. Von 15 Mark aufwärts etwa muß man anlegen, wenn man etwas einigermaßen Gutes will. Der Schund kostet jedoch genau so viel, wenn nicht mehr. Es heißt also doppelt aufpassen, sich nichts aufschwätzen lassen, lieber in verschiedenen Geschäften versuchen, ob man etwas Zusagendes findet. Zweitens: Der expressionistische und futuristische Bockmist macht sich sogar schon in Kinderbüchern breit. Man lasse sich nicht verblüffen durch das blödsinnige Geschwätz, das sei heuer „modern". Das ginge uns grade noch ab, daß wir auch in Bilderbüchern Moden bekämen! Es ist ja nicht zu befürchten, daß ein Kind jemals an dem hilflosen Geschmier und Gekritzel Geschmack findet; zu befürchten ist nur, daß unsichere Erwachsene sich für teures Geld einen impotenten Dreck aufschwätzen lassen, während der schönste Ludwig Richter daneben liegt.

Dies vorausgeschickt, sei von ein paar guten Verlagen die Rede. Bilderbücher und Jugendliteratur kauft man am besten nach der Kreszenz, wie Weine.

Ein Verlag ersten Ranges dieser Art ist der von K. Thienemann in Stuttgart. Man findet dort alle guten Märchenbücher, Münchhausen, Robinson, Marryat Gotthelf usw. Eine Sammlung dieses Verlages heißt „Deutsche Zeiten"; sie enthält geschichtliche Romane; eine andere Jugendmädchenbücher; eine andere „Vorfrühling: Bücher für werdende Menschen". Ganz besonders empfehle ich den Band Eddageschichten: „Asgard: Die Götterwelt unserer Ahnen" von Leopold Weber; ich fand ihn so herrlich, daß ich das Buch auf einen Sitz durchlesen mußte.

Sehr hübsch sind die Nürnberger Bilderbücher des Oldenburger Verlags Gerhard Stalling. Bei mehreren hat Will Vesper die Verse gedichtet, wie beim „Buch vom lieben Weihnachtsmann", „Wiesenmännchens Brautfahrt". Die Bilder von allen, die uns vorgelegt wurden, sind ganz hervorragend hübsch und farbig so schön wiedergegeben, wie wir es bisher in Bilderbüchern noch nicht gesehen haben. Ein besonders eigenartiger Band heißt u. a.: „Woraus wird alles gemacht, was wir im täglichen Leben brauchen?"

Der dritte Verlag, den ich empfehle, ist Hegel & Schade, Leipzig. Manche seiner Mitarbeiter wirken auch bei Stalling mit. Es kann natürlich nicht Aufgabe einer Zeitschrift sein, einzelne Bilderbücher zu nennen; sie kann nur sagen: Unter dieser und jener Verlagsmarke bekommt ihr nichts Schlechtes! Ein paar Sachen des Verlags Hegel & Schade möchte ich doch hervorheben, vor allem das alte, ewig junge „Deutsche Kinderbuch" von Georg Scherer; dazu das Seitenstück „Die schöne

Digitized by Google

alte Zeit", zwei ganz wunderschöne Kinderbücher, illustriert von Kaulbach, Richter, Schwind, Pocci, so echt deutsch und echt kindlich! Schön ist auch Hegel & Schades Sammlung „Hainbücher", von der jedes Heft 4 Mark kostet; auch darunter illustrierte von Ludwig Richter; in diesen kleinen Heften stecken die zwei Dinge, die die heutigen Deutschen fortwährend im Maul führen, tatsächlich und wirkend: Kultur und Ethik.

Ein Verlag, dessen Jugendschriften ich ebenfalls empfehle, ist Herder in Freiburg. Vor allem erinnere ich an Peter Dörflers Jugendbuch „Als Mutter noch lebte", das auch jedem Erwachsenen Freude macht, der sich Sinn für dichterische Frische bewahrt hat. Man lasse sich die neuen Bücher des Verlags vorlegen, wie „Heinerle mit dem Korb" von Ganther, „Gudrun" von Cöppers, den „Märchenvogel" von Kiesgen, die „Geschichte vom hölzernen Bengele" von Collodi, die Geschichten aus dem englischen Schulleben von Harrold, den „Bahnwärterbuben" von Haindl, die „Schwarzwaldkinder" von Maria Batzer, die Kindergeschichten von Meschko („Das Paradies auf Erden"), die Knabengeschichten von Hemscheid („Der Schleuderer"): lauter nahrhaftes Hausbrot, nichts was den Magen verdirbt!

Eine 2bändige Ausgabe der Märchen von Wilhelm Hauff (Bearbeitung für die Jugend) erschien bei Habbel in Regensburg (Preis gebunden 20 Mark); sie ist groß gedruckt und mit auffallend guten Schwarzweiß-Illustrationen geschmückt.

Josef Hofmiller.

In vielen Familien unseres Leserkreises wird der Wunsch bestehen als Weihnachtsgeschenk, insbesondere für die heranwachsende Jugend, naturwissenschaftliche Werke zu verwenden, die sich auf dem neuesten Stand der Forschung befinden und dabei doch nicht allzu schwer verständlich sind. Wir haben uns daher an Mitarbeiter des Heftes „Fortschritte der Physik und Chemie" gewandt mit der Bitte uns solche Bücher zu empfehlen. Es sind die folgenden:

S. Oppenheim: Probleme der modernen Astronomie. Aus Natur und Geisteswelt. Teubner, Leipzig.

A. Kistner: Im Kampf um das Weltsystem. Voigtländers Quellenbücher, Voigtländer, Leipzig.

E. Darwin: Ebbe und Flut, deutsch von A. Pockels. Teubner, Leipzig.

S. Arrhenius: Lehrbuch der kosmischen Physik. S. Hirzel, Leipzig.

Born: Die Relativitätstheorie Einsteins. Springer, Berlin.

Witte: Raum und Zeit im Lichte der neueren Physik. Springer, Berlin.

Schlick: Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik. Springer, Berlin.

Einstein: Über die spezielle u. die allgem. Relativitätstheorie. Vieweg, Braunschweig.

Fritz Bär: Relativitätstheorie. Gerlet, Leipzig und Wien.

Harry Schmidt: Das Weltbild der Relativitätstheorie. Hartung, Hamburg.

A. Stock: Ultrasteriochemie, ein leichtverständlicher Bericht. Springer, Berlin.

Born: Drei Aufsätze über den Aufbau der Materie. Springer, Berlin (1920).

L. Graetz: Die Atomtheorie in ihrer neuesten Entwicklung. Engelhorn, Stuttg. (1920).

L. Pfaundler: Physik des täglichen Lebens. D. Verlagsanstalt, Stuttgart u. Leipzig.

K. Fajans: Radioaktivität und die neueste Entwicklung der Lehre von den chemischen Elementen. 2. Auflage. Vieweg, Braunschweig (1920).

Gustav Mie: Das Wesen der Materie, 4. Auflage. 1. Moleküle und Atome. 2. Weltäther und Materie (im Erscheinen begriffen) aus „Kultur und Geisteswelt", Bd. 58. Teubner, Leipzig.

Die Kultur der Gegenwart: Bd. Chemie u. Bd. Physik. Teubner, Leipzig (1913).

Oppenheimer: Grundriß der anorganischen Chemie
Grundriß der organischen Chemie } Thieme, Leipzig.

Digitized by Google

W. Ostwald: Farbenfibel, Unesma, Leipzig.
W. Ostwald: Einführung in die Farbenlehre. Reclams Universal-Bibl., Leipzig. } für Laien.
W. Ostwald: Die Welt der vernachlässigten Dimensionen, 5. Aufl. Steinkopf, Dresden (1920).
E. Schall: Der menschl. Körper u. seine Krankheiten. Metzlersche Buchhandlung, Stuttg.
H. W. Siemens: Vererbungslehre für Laien. Lehmanns Verlag, München.
P. Maas und O. Renner: Einführung in die Biologie. Oldenbourg, München.

Unser ethnographischer Mitarbeiter, Dr. Dirr in München, nennt uns die folgenden Bücher:

K. Weule: Die Kultur der Kulturlosen (1910). Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge (1912). Kulturelemente der Menschheit (1910). Der Krieg in den Tiefen der Menschheit (1916). Kosmos-Gesellschaft. Franckh'sche Verlagsbuchh., Stuttg.
A. Heilborn: Allgem. Völkerkunde. Natur u. Geisteswelt (Bd. 487/8). Teubner, Leipzig.
K. Th. Preuß: Die geistige Kultur der Naturvölker. Aus Natur und Geisteswelt (Bd. 452). Setzt viele Vorkenntnisse voraus.
E. Hahn: Von der Hacke zum Pflug. Wissenschaft u. Bildung (Bd. 127). Quelle&Meyer, Leipzig.
K. Weule: Vom Kerbstock zum Alphabet. Kosmos, Stuttgart (1915).
G. Buschan: Illustrierte Völkerkunde. Strecker & Schröder, Stuttgart.

Unser biologischer Mitarbeiter, Geheimrat Doflein in Breslau, schreibt uns: Von Büchern biologischen Inhalts möchte ich neben einigen neuen Werken einige reb guten, älteren nennen, die nicht vergessen werden sollten.

Ein Buch von unvergänglichem Wert mit seiner farbigen Schilderung der deutschen Tiefseeexpedition ist Carl Chuns „Aus den Tiefen des Weltmeers" (Gustav Fischer, Jena). In ihm sind außer den phantastischen Tieren der Tiefsee Erlebnisse in Tropenländern und auf antarktischen Inseln geschildert. Unvergessen ist auch C. G. Schillings „Mit Blitzlicht und Büchse", mit den reizvollen Schilderungen der ostafrikanischen Tierwelt. Ihm schließt sich ein neues Afrikanerbuch würdig an, das sehr interessante Schilderungen der Tier- und Pflanzenwelt Südwestafrikas enthält. Der Titel „Vom Wehrhaften Riesen und seinem Reich" verspricht nicht zu viel. Der Verfasser Steinhard hat ein Stück Südwestafrikas mit offenen Augen und viel Verständnis für die Biologie dieses Wüstenlandes durchreist. Eigenartig und geschmackvoll ist die Illustration dieses flotten Buchs. Nilpferd, Elefant und Antilopen dominieren; doch die ganze Tier- und Pflanzenwelt wird geschildert und manche treffende Bemerkung und gute Beobachtung zeichnen das originelle Buch aus, in dem auch die Völker des Landes nicht zu kurz kommen.

Im Zusammenhang mit diesem Buch sei auf die sehr lesenswerte Zusammenstellung von Auszügen aus den Werken großer Forschungsreisender hingewiesen, welche Wilhelm Bölsche unter dem Titel „Neue Welten, die Eroberung der Erde in Darstellungen großer Naturforscher" herausgegeben hat (Deutsche Bibliothek, Berlin).

Auch ein Buch, welches nicht vergessen werden sollte, ist Richard Semons „Im Australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeers". Wie reich ist dies Buch an biologischen Beobachtungen über die altertümliche Tierwelt Australiens!

Sehr lesenswert sind die „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas", herausgegeben von Hermann Meerwarth und Karl Soffel, von denen mir der Band „Von Affen, Fledermäusen, Insektenfressern, Raubtie-

Digitized by Google

ren, dem Walroß und den Robben in neuer Ausgabe von K. Soffel mit seinen ausgezeichneten photographischen Tierdarstellungen vorliegt. Es bringt auch einige der feinen Tiergeschichten von Hermann Löns, an die ich ja bloß zu erinnern brauche.

Die „Biologischen Briefe an eine Dame" von J. von Uexküll sind geistreich, wie alles, was dieser Forscher schreibt und regen zum Nachdenken und Widerspruch an, wie seine anderen Bücher. Ein anderer Typus sind die „Populären biologischen Vorträge" von H. Molisch, die soeben bei G. Fischer, Jena, erschienen, meist dem Gebiete der Biologie der Pflanzen entnommen. Es sind ernste Aufsätze, die sehr interessante Probleme in guter gemeinverständlicher Darstellung enthalten.

Etwas spezieller und schwerer sind „Moderne Probleme der Biologie" von Charles Sedgwick Minot, gehalten 1912 an der Universität Jena. Sie handeln von moderner Zellenlehre, von Unsterblichkeit und Tod, Geschlechtsbestimmung und vom Wesen des Lebens.

Auch des bekannten Erforschers der vorgeschichtlichen Menschen O. Haufers Buch „Ins Paradies des Urmenschen" (Hamburg und Berlin, Hoffmann & Campe) darf hier erwähnt werden. Es bringt höchst interessante Tatsachen aus der Erforschungsgeschichte der primitivsten Menschenreste.

Hier in der Breslauer Atmosphäre fallen mir die zwei schönen Bände von Ferd. Cohn, Die Pflanze, wieder ein, in denen dieser geistreiche Botaniker viele der Erfahrungen seines langen reichen Lebens niedergelegt hat.

Etwas entfernter sind die Beziehungen von E. Machs populärwissenschaftlichen Vorlesungen, die in Leipzig bei Ambrosius Barth erschienen sind zur Biologie, und doch sind sie für jeden, der sich für Biologie interessiert, von unschätzbarem Wert. Unter solchen Büchern von bleibendem Wert sei auch an die Vorträge über Deszendenztheorie von August Weismann erinnert, welche über alle Streitfragen dieses Gebiets in ihrer klaren, präzisen Form so vorzüglich orientieren.

Seine eigenen Bücher hat unser Mitarbeiter aus Bescheidenheit nicht genannt. Wir erinnern an das grundlegende reichillustrierte Werk Hesse-Doflein, Tierbau und Tierleben; ferner an Dofleins „Ostasienfahrt" (Teubner) und weisen auf sein noch vor Weihnachten bei Fischer, Jena, erscheinendes Buch „Mazedonien" hin, ein Naturforscherbuch über den Balkan, das viele im Krieg gewonnene ethnographische, historische und naturwissenschaftliche Ergebnisse gemeinverständlich darstellt.

Nach Redaktionsschluß erhielten wir noch vom Furche-Verlag ein Büchlein, das vielen Lesern willkommen sein wird: Gedichte des Grafen Zinzendorf (ausgewählt von Rudolf von Delius); schon viele werden es bedauert haben, daß die Lieder des Begründers der Herrnhuter Gemeinde in unverfälschter Form bisher so schwer zugänglich waren (Preis geb. 12 Mark).

Gleichfalls nach Redaktionsschluß erhalten wir vom Verlag Ernst Reinhardt in München, Das Leben Dostojewskis, geschildert von seiner Tochter (geh. 19.50 Mark, geb. 26 Mark); bei der Wichtigkeit des Gegenstandes dieser Veröffentlichung werden wir natürlich auf sie zurückkommen.

Endlich ist soeben eine neue, die fünfte Auflage der von uns so oft empfohlenen Deutschen Schriften von Paul de Lagarde bei Dieterich in Göttingen erschienen (geh. M. 12.—, geb. M. 21.60).

Redaktionell abgeschlossen am 22. November 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Zum 18. Januar 1921.

Im Jahre 1848, als der Instinkt der Selbstbehauptung und die Sehnsucht nach Einigkeit das deutsche Volk zu einem politischen Zusammenschluß trieb, mißglückte der Versuch, obwohl ihn eine Reihe glänzender Geister aus reinsten Beweggründen förderte. Einer der Gründe des Scheiterns war das Verkennen unseres geschichtlichen Entwicklungsganges. Erst Bismarck hat diesen Grundfehler der Achtundvierzigerbewegung gutgemacht, da er im Gegensatz zu der Denkweise vieler Deutscher sich das Ziel nicht in unerreichbaren Weiten steckte und zugleich nur mit der in Deutschland vorhandenen realen Macht rechnete. Sein Kunstwerk, die Verfassung von 1871, trug der Eigenart der Stämme und den geschichtlichen Entwicklungsbedingungen volle Rechnung und war zu jeder notwendig werdenden Verbesserung geeignet.

Die politische Entwicklung des Nachbismarckschen Reichs ist gehemmt worden durch zu starke Absorbierung unserer besten Kräfte für bloße Erwerbszwecke. Dazu trat die unklare und deutsch-sentimentale Betrachtung der Weltmächte, insbesondere Englands. In erstaunlich kurzer Zeit waren wir aus einem europäisch-agrarischen Kontinentalstaat zu einem Welthandels- und Industriestaat herausgewachsen und genossen in vollen Zügen dessen besondere Vorzüge. Wir erkannten nicht, daß die Zeit zum Genießen für Deutschland noch nicht gekommen war, daß wir im Gegenteil die angestrengteste Kraftkonzentration brauchten um den Gefahren trotzen zu können, die im Treiben auf dem Weltmeer unvermeidlich sind. Der deutsche Träumer drohte immer wieder zu vergessen, daß Macht die eigentliche Essenz eines Staates ist.

Wie es zu unserer Katastrophe kam, darüber habe ich meine Überzeugung in meinen „Erinnerungen" niedergelegt. Seit ihrer Niederschrift haben äußere und innere Kräfte ihr Werk fortgesetzt, das Reichsgebäude weiter zu zerstören. Jede reale Macht fehlt uns zurzeit durch eigene Schuld. Große, uns zumeist feindliche Staaten sind im Osten entstanden; England und Frankreich sind die absoluten Herren Europas. Ich glaube nicht, daß uns ein freundliches Geschick noch einmal zwei Jahrhunderte Zeit zum Wiederaufstieg gibt wie nach dem Dreißigjährigen Krieg. Das rasende Tempo der Weltentwicklung wird uns eine solche Gunst nicht zuteil werden lassen. Unsere Lage scheint verzweifelt. Trotz alledem muß festgestellt werden, daß achtzig Millionen Deutscher in Mitteleuropa eine unüberwindliche Macht bleiben, wenn sie, ungeachtet aller künstlichen Trennungen und Fesselungen, belehrt durch die furchtbaren Schicksalsschläge unserer Zeit, sich unter Zurückstellung des Persönlichen in nationaler Opferbereitschaft nach außen und tätiger Arbeitsgemeinschaft nach innen zur Abwendung des Untergangs zusammenfinden. Geschieht das nicht, so bleibt dem Deutschen nur das Land der Träume!

A. v. Tirpitz.

Digitized by Google

Los von Preußen?

Das deutsche Kaiserreich, das Bismarck am 18. Januar 1871 aufgerichtet hatte, ist im November 1918 zusammengebrochen. Sein Kaisertum samt allen Bundesfürstentümern ist gestürzt. Sein Heer ist auf feindlichen Befehl aufgelöst, seine Flotte ausgeliefert und vernichtet. Sein Beamtenstaat ist erschüttert. Seine europäischen Grenzen sind durchbrochen, seine überseeische Stellung ist zerstört. Dieses Bismarckische Reich aber war begründet auf die preußische Vorherrschaft in Deutschland: die preußische Monarchie war, wie wir alle lernten, der rocher de bronce, auf dem es ruhte, das preußische Heer war der Granit, der diese Königsmacht trug. Es ist die nächstliegende Frage, ob der Sturz des deutschen Kaiserreichs auch das Ende der preußischen Vorherrschaft in Deutschland bedeutet.

War diese preußische Vorherrschaft in Deutschland etwas Unnatürliches, Willkürliches, nur mit brutaler Gewalt Aufgezwungenes — ein Unrecht in der deutschen Geschichte, dessen Ende an sich ein Segen wäre? Wir müßten uns selbst ins Gesicht schlagen, wenn wir dieser feindlichen Losung jetzt zustimmen würden. Immer wieder haben wir es gerade in diesen Blättern aus Süddeutschland als unsere geschichtliche Überzeugung ausgesprochen, daß nur der harte Zwang des deutschen Elends, der deutschen Zerrissenheit, Preußen zu seiner führenden Stellung emporgehoben hat. Das ist ein Urteil über die Vergangenheit, die abgeschlossen, unveränderlich hinter uns liegt: kein Ereignis der Gegenwart oder Zukunft vermag sie mehr umzubilden.

Es ist nicht anders gewesen: aus dem tiefsten politischen Verfall des deutschen Volkes hat die preußische Macht sich vor zweieinhalb Jahrhunderten erhoben als die einzige Möglichkeit einer wirtschaftlichen, militärischen, staatlichen Zusammenfassung der deutschen Zwietracht. Was war denn Deutschland am Ende des Dreißigjährigen, zugleich inneren und äußeren Krieges, in dem seine alte Kultur und Größe in einer Verheerung ohnegleichen niedersank? Zerklüftet durch seine politischen Gegensätze, seine dynastischen, seine ständischen. Seine alte Reichsgewalt eine verschimmelnde Mumie. Die buntscheckigen Kräfte seiner Einzelstaaten alle gegeneinander gestellt, in einem stockenden Gleichgewicht oder in stumpfer Ruheseligkeit. Ein unerschöpflicher Reichtum ursprünglichen Lebens an allen Gliedern unterbunden, in kleinliches Schnörkelwesen verzerrt, an jeder großen gesammelten Wirkung verhindert, unaufhaltsam hinausströmend in die fremden Länder, zum fremden Dienst. Dafür in der verarmten Heimat selbst fremder Einfluß, fremde Herrschaft in Kunst und Dichtung, wie in Wissenschaft und Politik. Ist ein Zug unrichtig an diesem Bilde? Sehen wir heute nicht erschreckend, wie tief dieser Zustand mit unserm Wesen zusammenhing?

In der Mitte dieses Deutschlands ist der preußische Sonderstaat aufgewachsen, eigensüchtig, habgierig auf seine eigenen Interessen bedacht wie die andern auch, aber in härteren Schicksalen, mit höherem Ehrgeiz, von einer einzigartigen Ordnung und Schlagfertigkeit. In den ersten Wochen des Krieges haben wir an dieser Stelle geschildert, wie er emporstieg: vor andern noch armselig in diesem armseligen Volk, mit Grenzen, die noch zerrissener waren als der Durchschnitt der deutschen Zerrissenheit, noch umstrittener und gefährdeter bei jedem selbständigen Schritt als diese immer gefährdete und umstrittene Mitte Europas. Aber in seiner Geschichte ist etwas, das ihn alsbald heraushebt aus seiner ganzen Umgebung; fast wie ihr Widerspiel tritt er schließlich hervor. Inmitten dieses reichen und weichen und auseinanderstrebenden deutschen Volkes, ein Staat der Knappheit und der Härte und des zusammengenommenen Willens. Feuriger

Digitized by Google

Ehrgeiz seiner Herrscher reißt ihn verwegen ins freie Wasser der großen Politik; haushälterische Nüchternheit hält ihn vorsichtig in allem Überschwang wieder zurück. Sein Schicksal ist unablässige Gefahr und Anspannung, unermüdliche strenge Arbeit, oft erschütternde Not, immer neuer Kampf um sein Dasein. Was ihn überhaupt erhält ist Kühnheit und Berechnung, Dienst, Zucht und Haltung, wortkarger Opfermut und heroische Hingabe an die Gesamtheit: in dem ganzen gleichzeitigen übrigen Deutschland gibt es nicht seinesgleichen.

Immer wieder wird er zurückgeworfen auf seiner Bahn, immer wieder sinkt er selbst erschlaffend zusammen: immer wieder von neuem drängt seine Aufgabe sich ihm auf. Sein Fürstenhaus ist unter den großen Deutschlands das einzige, das keiner fremden Versuchung nach Schweden, nach Polen, nach Holland und England erliegt. Sein Staat ist der einzige reindeutsche Großstaat in Europa, sein innerer Aufbau die größte politische deutsche Leistung jener Jahrhunderte. Mag er immer wieder straucheln und sich auf andere Wege zu verlieren scheinen, er wächst doch immer enger in das lockere, zerfließende Deutschland hinein. Mag er sich seiner Selbstsucht hingeben, zu ermüden drohen, immer wieder stärker und entscheidender zwingt es ihn zu allen großen Aufgaben der deutschen Politik. Mag er im Wirbel der napoleonischen Erschütterung scheinbar völlig versinken, gerade in der bittersten Not schmilzt seine strenge nüchterne Zucht untrennbar mit dem Reichtum des alten ungefesselten deutschen Lebens ineinander. Sein niedergeworfener Staat sucht und findet zu seiner Wiedergeburt alle geistigen Kräfte des deutschen Volkes; und das geknechtete Deutschland erlebt in tiefer Demütigung zum erstenmal erschütternd den Segen und die Anziehung eines großen nationalen Staates.

Noch einmal trat es, wie die Flut der Kriege verebbte, von der Führung ab, noch einmal sank Deutschland in die alte Verwirrung zurück. Noch einmal machten wir die Probe, ob eine andere Macht imstande war uns zu einer Einheit zusammenzufassen. Noch einmal, zum zweitenmal in wenigen Geschlechtern wurde ihm und uns ein politischer Genius geschenkt, der die Entwicklung zweier Jahrhunderte vollendete. Es ist die Geschichte der Reichsgründung Bismarcks, deren fünfzigjährigem Gedächtnis dieses Heft gewidmet ist.

Seitdem war Preußen Vormacht des geeinigten Deutschen Reiches, das nach seinem Bilde geformt war. Leidenschaftlich hat die überwältigende Mehrheit unseres Volkes sich zuerst gegen diese Vorherrschaft gesträubt, jubelnd hat es schließlich ihre Vollendung begrüßt. Alle seine reichen, so lange verschwendeten Kräfte unterwarf es der methodischen Ordnung, der überlegenen Zucht, der straffen organisatorischen Sammlung, die Preußen groß gemacht haben. Und nie in seiner ganzen Geschichte erlebte es in allem Äußern einen ähnlichen Aufschwung wie in diesen beiden Menschenaltern seit 1871. Seine Wirtschaft türmte sich in überwältigendem Anstieg zu einer schwindelnden Höhe, sein nationaler Staat schien ein Sammelpunkt von unvergleichlicher Stärke und Lebendigkeit. Sein Handel, seine politische Macht griff hinaus über die Meere, in die weite Welt.

Die Tage des August 1914 waren der innere Höhepunkt dieses Reiches: zum erstenmal in seiner Geschichte sahen sie den geeinten Kern des deutschen Volkes um einen einzigen Mittelpunkt, zu einem einzigen Werke gesammelt. Ein straffer, wunderbar beherrschter Organismus, wie die Geschichte noch keinen gesehen hatte, blitzschnell und ruhig ineinandergreifend, gleich einem riesenhaften Räderwerk und doch beseelt von Opfergeist, Heldenmut, Verantwortung bis ins Kleinste, ein Volk von siebzig Millionen, das wirklich ein einziges Heer geworden schien, ein Heer, das die Seele des ganzen Volkes in sich trug.

Digitized by Google

Wieder wie einst im Sturm der Schlachten schien sich dieser preußisch-deutsche Staat zusammenzufassen zu einem neuen Aufschwung, zu der neuen Aufgabe, die sich vor ihm öffnete, seine schützende Macht auszubreiten über das ganze gefährdete Deutschtum. Das war das Ziel, dem der Weltkrieg es zuzuführen schien.

Aber er endete nach Heldentaten, Anspannungen, Opfern ohnegleichen mit seinem Zusammenbruch. Sein deutsches Reich, nicht nur über den Meeren, sondern auch in Europa selbst, ist zerbrochen. Seine preußischen Grundlagen sind zerfallen. Zwei Jahrhunderte unserer Entwicklung sind abgerissen mit einem jähen Einsturz. Was nun?

Man kann es nicht oft genug wiederholen: es mag dahin gestellt sein, ob Deutschland in diesem Krieg gegen eine Welt überhaupt siegen konnte oder erliegen mußte; aber wie es erlag, wie es schließlich zusammenbrach, das erklärt sich nicht durch äußere, sondern nur durch innere Gründe. Es war vor allem andern ein moralischer Zusammenbruch, in dem unser Reich niedergestürzt ist.

Wer trägt an ihm die Schuld — Preußen oder Deutschland? Sind es die alten unpolitischen Eigenschaften des deutschen Wesens gewesen, die noch jede staatliche Organisation unseres Volkes in der Geschichte gelähmt oder zerstört haben, die Weichheit, Vertrauensseligkeit, die innere Zwietracht, die theoretische Parteiverbissenheit, die nun auch den preußischen Staat zersetzt haben? Ist es Deutschland gewesen, das die preußischen Knochen aufgeweicht hat, bis sie die Last nicht mehr trugen? Oder hat der preußische Staat, das preußische Wesen selbst, in dieser ungeheuren Probe versagt und umgekehrt Deutschland mit hineingerissen in den Sturz, den er verschuldete?

Wir alle, die wir während des Krieges auf der Seite der Obersten Heeresleitung, als der eigentlichen preußischen Gewalt in Deutschland standen, haben die Gefahr in erster Linie in den alten Schwächen des deutschen Wesens gesehen. Die Lehren unserer Vergangenheit standen uns erschreckend vor Augen. Wir werden heute noch sagen dürfen, wenn der Sieg in diesem Kampf überhaupt möglich war, dann war er es nur für eine heroische, zum Letzten entschlossenen Politik friderizianischen Stiles, wie sie die Oberste Heeresleitung nach Pflicht und Charakter vertrat. Im Augenblick, da wir eine solche unwiderruflich preisgaben, nach alter deutsche Weise zwei Zielen zugleich nachjagten, war unser Schicksal entschieden. Und hat man mit Unrecht darauf hingewiesen, daß die eigentlichen Totengräber des Bismarckischen Reiches alle keine Preußen waren, sondern Deutsche aus dem Westen und Südwesten des Reiches, Max von Baden, Erzberger, Scheidemann? Aber das ist doch nur der eine Teil der Antwort. Wie konnte es kommen, daß diese Männer die Politik des preußisch-deutschen Reiches in seiner Schicksalsstunde übernahmen? Waren sie nicht nur Fortsetzer und Testamentsvollstrecker Bethmann-Hollwegs, der freilich auch aus Frankfurt kam, aber doch die preußische Politik seit Jahren leiten durfte? War es wirklich nur das alte Deutschland, das auch in diesem Krieg wieder versagte? Die Antwort, die wir heute geben, lautet: Nein. Auch Preußen selbst hat in der großen Probe versagt. Seine Kraft ist nicht mehr einheitlich genug, sein Staatsbau ist nicht elastisch, spannkräftig, schöpferisch genug gewesen, um sich zu erweitern. Aus diesem Grunde ist er zusammengebrochen. Auch die Geschichte Preußens ist ein neues Kapitel in der Tragödie des deutschen Volkes.

Die Stärke des preußischen Wesens war immer auf seiten eines wachen, weltklugen, zweckmäßigen Verstandes gewesen. Niemand kann das schärfer einsehen als wir phlegmatischen, im Herzen weltverachtenden, phantasieüberladenen Süddeutschen. Daher die größere Raschheit des Willens, die sie vor

Digitized by Google

uns voraus haben, die Schlagfertigkeit und Bestimmtheit des Entschlusses, die Gabe der geschwind durchgreifenden Organisation. Aber auch ihre Schwächen wachsen aus den gleichen Wurzeln: ein Mangel an naiver Anschauung, an beweglicher Schmiegsamkeit des Denkens und Handelns, an psychologischer Einfühlung. Sie sind schlechte Seelenkenner, zu abstraktem Enthusiasmus geneigt, zu leichtfertiger Unterschätzung alles dessen, was ihnen nicht angehört, zur Überschätzung der verstandesmäßigen mechanischen Organisation, zu prahlerischer Übertreibung der eigenen Leistung. Mehr als irgendein anderer hat der preußische Staat immer den beflügelnden Genius gebraucht, der ihn über sich selbst hinausriß. Ohne ihn gewinnen seine Einrichtungen rasch etwas Dürres, Starres, Schematisches, Abstoßendes. Kaum zwanzig Jahre nach dem Tode des Großen Friedrich brach sein Staat in hilfloser Ohnmacht zusammen. Keine zehn Jahre nach den großen inneren Reformen des Freiherrn vom Stein, Scharnhorsts und Humboldts, verfolgte der gleiche preußische Staat schon wieder Arndt und Schleiermacher, vertrieb Görres und Welcker über seine Grenzen zu seinen Feinden — mit ihnen die werdenden katholischen und liberalen Parteien Deutschlands, die eben noch bereit waren, in ihm zu verwurzeln. Ein Mangel an innerer Freiheit ist in ihm und deshalb oft an auffaugender, ausgleichender Kraft. Er bleibt innerhalb seines Schemas gebannt, vermag sich nicht mehr aus der einmal gewiesenen Bahn zu befreien, und ginge er darüber zugrunde. War es nicht ebenso in diesem Krieg, selbst mit dem Stärksten, was er besaß? Hat nicht die Oberste Heeresleitung darin auch versagt, daß sie nicht rechtzeitig ihr Schema sprengte? Sie wartete auf die Befehle eines Monarchen, von dem sie doch wußte, daß er sie nicht geben konnte. Sie unterwarf sich immer wieder der falschen politischen Führung, weil diese ressortmäßig im Recht war. Neunzehntel einer militärischen Diktatur sind Hindenburg und Ludendorff unter dem Zwang der Lage allmählich zugefallen oder von ihnen errungen worden: aber das zehnte Zehntel, das schließlich den Ausschlag gab, erzwangen sie nicht, weil es ihnen reglementmäßig nicht zukam und auf verfassungsmäßigem Wege nicht gegeben wurde. Riesen an Verantwortungskraft und übermenschlichem Willen vermochten sie nicht, die Zwirnsfäden zu zerreißen, mit denen viel Schwächere als sie, sie gefesselt hielten. Im Letzten der Führung haben auch sie versagt. Die große Parole des Deutschtums haben auch sie dem Kriege nicht gegeben.

Waren sie innerlich frei und reif genug dazu? Oder rühren wir damit erst an die tiefste Schwäche des preußischen Wesens? Von Anfang an gehört doch ein Zug zur Verachtung des Geistigen zu seinem Bild — gewiß nicht ohne Gegengewichte, ohne ruhmvolle Gegenanstrengungen: wir wollen nie vergessen, daß einmal vor hundert Jahren der preußische Staat nicht nur der einzige mittelbare Schutz, sondern auch der stärkste unmittelbare Träger des deutschen Geistes war, in jenen Jahren, als Wilhelm von Humboldt das Unterrichtswesen leitete, Fichte sein Prophet, Arndt und Görres seine Verkündiger waren. Aber ein Grundtypus gerade seiner ursprünglichsten Art ist auch über diese Zeit hinweg unverändert geblieben. Gerade seine besten Eigenschaften sind vielfach in einem kulturlosen, ja selbst kulturfeindlichen Boden erwachsen. Selbst so verehrungswürdige Gestalten wie Wilhelm I. und Hindenburg stehen doch im Grunde außerhalb des Zusammenhanges der deutschen Bildung. Ihr Fundament ist der Charakter, nicht der Geist; was ihre Handlungen in Einklang mit dem deutschen Empfinden bringt, ist die einfache Größe der Gesinnung, nicht die innere Einheit mit der deutschen Bildung. Es ist doch kein Zufall, daß das preußisch-deutsche Reich auch unter Bismarck Deutschland keinen geistigen Mittelpunkt zu

Digitized by Google

geben vermochte, und daß der Anspruch Berlins, es zu sein, mit der deutschen Kultur nichts gemein hatte. Richard Wagner ging nach Bayreuth, nicht nach Berlin.

Und nun war seit 1890 noch die Zeit Wilhelms II. über Preußen wie über Deutschland hingegangen — eine vom Mittelpunkt des Reichs, von seiner stärksten politischen Gewalt ausgehende Zersetzung und Unterhöhlung, unpreußisch, wie undeutsch in ihrem Wesen, phantastisch und verschwenderisch, theatralisch, mit einer Lüge im innersten Kern, die alles zerfraß. Das Schicksal des Unglücklichen hält heute noch schirmend seinen Schild über ihn und schützt ihn vor dem Urteil. Aber es wird kein Heil in Deutschland, bis die Erkenntnis nicht allgemein ist, daß es ein Bogen der Entwicklung ist, der diese Regierung vom Sturz Bismarcks bis zur Flucht nach Holland geführt hat. Deutschland hat nicht die politische Klarheit, noch die Kraft gehabt, sich dieses Unheils zu erwehren; aber Preußen noch weniger. Es sah zu, wie das Fundament seines Staates und seines Charakters unterhöhlt wurde, wie die Seele seines Gemeinwesens in einer fortgesetzten Unwahrheit verkam. Ein kurzsichtiger, kurzfristiger Materialismus nahm Besitz von der Schöpfung Bismarcks — erst noch mit prahlerischer idealisierender Draperie, wie Wilhelm II. selbst sie liebte, dann immer offenherziger und unverhüllter, bis er schließlich auch noch das Feigenblatt abwarf. Dieser Materialismus, der allmählich auch in alle Poren des öffentlichen Lebens eindrang, gab die Brutwärme für das Schieber- und Wucherunwesen, das im Weltkrieg, wie eine scheußliche Reaktion gegen die ungeheuren Opfer, in die Höhe schoß und heute von Berlin aus in Reinkultur das Reich beherrscht. Es erscheint fast wie eine natürliche Folge einer Entwicklung, die Preußen zum Ausdruck seines eigenen Gegensatzes verkehrt hat, daß der Weltkrieg, der mit dem Bekenntnis ganz Deutschlands zu Preußen begann, endete mit einem Aufschrei: „Los von Preußen!"

Trotzdem haben wir die seltsame Erscheinung erlebt, daß gerade der Sturz des Bismarckischen Reiches die stärkste Zentralisation des deutschen Staates unter Berlin herbeigeführt hat. Zum Teil beruht dieser Vorgang freilich auf einem bloßen Schein: In vielem, was seit 1918 äußerlich neu hervortritt, wird nur eine Wandlung sichtbar, die bereits seit 1914 erfolgt war. Der Weltkrieg und nicht der Umsturz war auch hier der eigentliche Träger der Veränderung. In Wirklichkeit war das Deutsche Reich schon während der Kriegsjahre in allen lebenswichtigen Dingen ein rücksichtslos zentralisierter Einheitsstaat geworden. Der bayerische König z. B. erfuhr von seinen Truppen während des Feldzugs weniger, als heute der bayerische Ministerpräsident sich bieten lassen müßte. Die scheinbar selbständigen königlichen bayerischen Ministerien waren der zentralisierten Kriegswirtschaft in Berlin widerstandsloser hingegeben als heute die republikanischen. Die Kriegszensur und die Wahrung des alten Gesichtes hatten das nach außen hin verhüllt, und die Revolution riß nur die Schleier beiseite. Mit den Dynastien fiel der alte bundesstaatliche Nimbus. Was blieb, war der Reichstag und seine Parteien, die in der Hauptsache von Natur unitarisch waren. War die Wirtschaft (und der Wucher), die mit tausend Klammern das ganze Reichsgebiet umfaßten und festhielten. War der neue Unitarismus der Arbeiterschaft in dem Reich, das sie hoffte zu beherrschen. War ein Gefühl nationaler Gemeinschaft in tiefster Not. War die zusammenbindende Macht der Gewohnheit, die in Deutschland ihren Grund oft jahrhundertelang überdauert und mit sentimentaler Treue ans Vergangene noch fester sich klammert als einst ans Lebendige.

Aber das alles ändert nichts daran, daß seit dem November 1918 die tatsächlichen Grundlagen unseres nationalen Zusammenlebens sich aufs tiefste ver-

Digitized by Google

ändert haben. Alte Bindungen unserer staatlichen Organisation sind aufgehoben, neue sind hinzugetreten. Die Grenzen des Deutschen Reiches von 1871 sind rundum ins Wanken gekommen. Elsässer, Danziger, Saarleute sind abgetrennt; Deutschösterreicher, Tiroler, Steiermärker, Kärntner begehren den Einlaß. Eine ungleich engere Schicksalsgemeinschaft verbindet heute alle Deutschen in Mitteleuropa und sucht nach politischem Ausdruck. Auch im Innern des Reiches sind die alten, vorwiegend dynastischen Grenzen der Einzelstaaten fragwürdig geworden. Die Hauptstützen des alten preußisch-deutschen Bundesstaates, Monarchie, Heer, fürstliches Beamtentum, sind überall umgeworfen. Der neue zentralisierte Staat aber ist noch nicht organisiert. Seine Verfassung ist zunächst nur ein Paragraphengerüst, von dem sich erst zeigen muß, was es an lebendigem Leben zu tragen imstande ist. Noch weiß niemand, wie Deutschland auf die Dauer in der Form des Parlamentarismus regiert werden kann. Noch ist der Kampf der Stände, der den alten Staat schließlich zerbrochen hat, in keiner Weise entschieden oder beigelegt. Noch ist die Neueinrichtung des preußischen Staates selbst im Fluß. Noch ist das praktische Hauptproblem der Reichsverfassung, das Verhältnis der beiden großen Parlamente im Reich und in Preußen völlig ungelöst. Wer die Einrichtung des Bismarckischen Reiches kannte, weiß, mit welchem genialen Takt sein verwickeltes Räderwerk ineinander gepaßt und durch zahlreiche offene und geheime Sicherungen gegen alle Störungen geschützt war. Das alles ist aus dem Gleichgewicht oder völlig zerschlagen und muß neu konstruiert werden.

Die Frage ist, ob und wo in Deutschland die staatsbildende Kraft auftauchen wird, um diese Schwierigkeiten, unter der Last eines unmenschlichen Friedens, unter der mißtrauischen Überwachung der feindlichen Sieger, zu bewältigen — die einzelne geniale organisatorische Kraft, denn unser Volk als Ganzes besitzt sie nicht, — und die staatliche Macht, auf die sie sich dabei stützen kann.

Was sich heute Preußentum nennt, um damit seinen Anspruch auf die Vormacht auch im neuen Deutschland zu begründen, sind zwei Richtungen, die sich untereinander schroff entgegenstehen und doch im geheimen verwandt sind wie Tochter und Mutter: Die starre Zentralisation von heute und die starre Restauration von gestern. Die eine wünscht, daß alles so bleibt, wie es ist, die andere, daß alles wieder so wird, wie es war. Beide sind die gefährlichsten Wegebereiter des Rufes: Los von Preußen! Denn die eine trägt das Kainszeichen der Kriegs- und Revolutionsgewinnler an der Stirn. Ihr Staat scheint der Ausdruck der jeweils größten Profitmöglichkeit aus der allgemeinen Not; seine Grenzen sind immer da, wo seine Aufgaben anfangen für die Regierenden unbequem zu werden. Die Seele ihres Vaterlandes ist der Parteiprofit. Ihr Sammelname heißt nach wie vor Erzberger. Sie tun, als ob der Staat so wenig eine Seele brauchte wie sie selbst, als ob die Einheit an sich für Deutschland ein Ideal wäre, weil sie Nutzen aus ihr ziehen, auch wenn sie nur insoweit eine deutsche ist, als das deutsche Volk ihr Ausbeutungsobjekt ist. Das ist die Richtung, der von Grund der Seele alles widerstrebt, was gesund und edel in Deutschland ist: sie wird nicht dauern.

Das Ziel der andern ist die alte Monarchie, genau wie sie war, das alte Heer und die alte Flotte, genau wie sie waren, die alten Kolonien und die alte Machtpolitik, wie sie waren: die Restauration und die Revanche — wir haben keine deutschen Worte dafür. Aber das alles kehrt nicht einfach wieder. Wir haben den Sturz der alten staatlichen Gewalten im Augenblick des Waffenstillstandes für eine Sinnlosigkeit gehalten, wie nur ein Volk sie begehen kann, das mit völliger politischer Instinktlosigkeit geschlagen ist. Aber die zweite Sinn-

Digitized by Google

losigkeit wäre, jetzt zu versuchen, alles Zerschlagene unverändert wieder aufzubauen, das Experiment, das unter den glücklichsten Umständen mit einer Katastrophe geendet hatte, unter den ungünstigsten noch einmal zu wiederholen. Nein! Das Experiment in seiner alten Form ist gemacht, und wir wollen wenigstens eine Lehre gezogen haben aus unserm Unglück. Das zu sagen sind heute gerade wir verpflichtet, die wir dem Alten angehangen hatten und bis zuletzt gern alles hingegeben haben würden, wenn es gerufen hätte, es zu schützen. Aber es hat vorgezogen sich selbst aufzugeben; sein letzter Schritt war die Bestellung seiner Nachfolger. Das war seine Probe: dem gewaltigsten Kampf des Deutschtums in der Geschichte ein Ziel zu setzen: das hat es nicht vermocht, es hat alle Opfer, die ihm dafür gebracht wurden, sinnlos gelassen. Es gibt aber Opfer, die ein Volk in der Geschichte nur ein Mal bringt. Die alte gestürzte Macht in Deutschland hat kein Recht geltend zu machen, daß sie noch einmal wiederkehre, wie sie war; denn sie hat versagt und hat nicht den Mut gehabt, sich selbst einzusetzen. Das deutsche Volk in all seinen Teilen hatte im alten Reich eine Aufgabe übernommen, die für seine politischen Fähigkeiten und für seinen Charakter zu schwer war, obwohl ein Genie ihm den Weg gebahnt und die Formen dazu geschaffen hatte. Es hat sie sich zerschlagen lassen, nun hilft kein nachträgliches Zusammenleimen mehr. Es ist irreführend, unsere Lage buchstäblich mit der nach Jena zu vergleichen. Damals hatte Preußen eine hohe deutsche Bildung hinter sich, um sich mit ihrer Hilfe innerlich zu erneuern; und Deutschland hatte den völlig intakten Kern des alten preußischen Staates, um sich an ihm politisch wieder aufzurichten. Heute fehlen uns beide.

Los von Preußen? Von wem haben wir diese Losung doch zuerst gehört? Von den feindlichen Agenten in unserm Land während des Krieges, welche die Stärke unsrer Einigkeit zersprengen wollten, um uns zu schlagen, und von dem dumpfen, stumpfen, animalischen Haß des Deutschen gegen seinen Landsmann, der weite Strecken unsrer Vergangenheit mit Bruderkriegen in fremdem Sold erfüllt hat. Das sind keine Führer, denen wir uns anvertrauen wollen. Wem der Sturz des Preußentums nicht in der Seele brennt als eine der großen verlorenen Verheißungen unserer Geschichte, wem das Herz nie geschlagen hat bei der Erinnerung an Fehrbellin und Roßbach, Belle Alliance und Sedan, bei der Kunde von Friedrich dem Großen, dem Freiherrn v. Stein und Bismarck, der soll überhaupt kein Recht haben mitzureden, wenn von Deutschland und Preußen die Rede ist.

Preußen umschließt auch heute noch über die Hälfte des zusammenhängenden Deutschtums in Europa, und was übrig bleibt, ist für sich in seiner Uneinigkeit unfähig zu einer großen selbständigen staatlichen Gestaltung. Das neue Preußen hat kein Recht, sich mit den staatsbildenden Kräften des alten, die es zerschlug, als Führer Deutschlands zu legitimieren. Aber auch das übrige Deutschland muß erst noch beweisen, daß es größere Fähigkeiten des staatlichen Aufbaus erworben hat, als es vor 1871 besaß. Das eben ist das Selbstmörderische unsrer Revolution, daß sie auf feindliches Geheiß niederbrach, ohne aufbauen zu können, daß sie sich einbildete sozialistisch zu sein, indem sie den Staat niederschlug, der in seiner Eigenart eines der stärksten Bollwerke auf der Welt gegen die Herrschaft des Kapitalismus war. Nun erst, nach seinem Sturz, ist die Geldherrschaft vollends in Deutschland entfesselt, und wer soll sie jetzt bändigen? Der neue unitarische Staat? „Ein Proletariat," hat Jaurès einmal geschrieben, „das der Verteidigung der eigenen Unabhängigkeit und damit auch der Verteidigung seiner eigenen freien Entwicklung abgesagt hat, wird nie die

Digitized by Google

Kraft besitzen, den Kapitalismus zu besiegen." Das ist das Zeichen, das in Flammenschrift über der deutschen Revolution, und nicht nur der proletarischen, geschrieben steht.

Woran wir heute leiden, ist die Erschütterung aller Zucht, aller Vaterlandsliebe, aller Staatsgesinnung, alles Gemeinsinns, die Taubheit breiter Schichten des Volkes gegen jedes allgemeine Gebot. Damit ist kein Staat überhaupt möglich, ein Volksstaat noch weniger als eine Tyrannis, ein sozialer noch weniger als ein kapitalistischer. Wir sehen keinen anderen Weg der Rettung, als eine Erneuerung von innen heraus, aus den tiefsten Wurzeln des deutschen Wesens. Das ist ein langer, gefahrenreicher Weg. Die elementarsten staatlichen Kräfte des Deutschen, das Heimatgefühl, der Sinn für Ordnung und Gerechtigkeit, für Arbeit und Treue sind die Fundamente, die erst wieder stehen müssen, ehe irgend etwas anderes Bestand haben kann. Über ihnen aber brauchen wir in diesem zersplitterten, zerrissenen Deutschland noch eine höhere gemeinsame Einheit: sie ist größer als sie im alten Reiche von 1871 war: die Schicksalsgemeinschaft des ganzen deutschen Volkes.

Das größte Beispiel einer solchen inneren Wiedererneuerung in unserer Geschichte hat uns der preußische Staat gegeben: innerlichste Bildung, tätig im Dienst des Allgemeinen, höchste geistige Freiheit freiwillig sich beugend zur Arbeit für die Gesamtheit, Pflicht, Dienst, Gehorsam, Verachtung des äußeren materiellen Glücks, Stolz der Arbeit: es gibt für uns Deutsche keine tieferen staatlichen Ideale.

Damals, vor hundert Jahren, war der preußische Staat der erste sammelnde Mittelpunkt für diese aufbauende Arbeit; ihre Träger in Preußen waren die eigentlichen Deutschen jener Zeit. Heute ist kein solcher Staat mehr in Preußen vorhanden, es liegt tiefer darnieder als je. Über ganz Deutschland zerstreut, in zahllosen Einzelnen lebt das beste, was seine Geschichte uns Deutsche gelehrt hat. In allen Parteien finden sie sich, in allen Ständen, allen Stämmen. Was sie einigt, ist kein Programm — was sollte uns das heute helfen? — sondern die Gemeinschaft einer inneren Verpflichtung. Sie sind — leidenschaftliche Bayern wie wir oder Steiermärker, Oberschlesier oder Rheinländer — heute die eigentlichen Preußen in Deutschland. Karl Alexander von Müller.

Die Verbesserung der Gesundheit während des Kaiserreichs.

Kaum jemals ist irgend etwas Menschliches nach allen Seiten gut. Eine über die Mittelmäßigkeit hinausgehende Entwicklung nach der einen Seite wird leicht zum Übermaß, zieht leicht Verkümmerung in einer anderen Richtung nach sich. Auch die „Oberen Zehntausend" im Reiche von Geist und Begabung, die kleine Schar, in deren Hand das Schicksal jener Millionen gelegt ist, die geführt werden müssen, haben dem Schicksal diesen Tribut der Endlichkeit der menschlichen Kräfte, der Unvollkommenheit der Regulierung der Maschine unseres Geistes zu entrichten. So ist es auch dem deutschen Volke ergangen, als es während der nun im Meer der Vergangenheit versunkenen Episode des deutschen Kaiserreichs seine Kräfte so ganz und gar auf die „äußeren Lebensgüter" eingestellt hatte. Die Pflege der „inneren Güter", die Kultur der Seele ist dabei zu kurz gekommen. Eine Nachwelt, welcher etwa keine andere Urkunde über das Geistesleben in diesem Abschnitt unserer Geschichte übriggeblieben wäre, als die „Kunstwerke" außerhalb des Brandenburger Tores, jenes Kaiser-Friedrich-

Digitized by Google

und Kaiserin-Viktoria-Denkmal, jene Siegesallee, jener Reichstag, jene Siegessäule, müßte sich mit Schaudern abwenden von dieser seelischen Leere, von dieser Barbarei.

Bei diesem Stande der Dinge ist es nicht unbegreiflich, daß gar manche in dem Worte des Pessimisten den Ausdruck höchster Lebensweisheit verehren:

„Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber; es ist nichts!
Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber; es ist nichts!"

Aber solcher Quietismus ist unbedingt tödlich. Das Leben der einzelnen wie der Völker ist allerdings ein lebensgefährlicher Seilgang; aber es hilft nichts; wir müssen ihn wagen und dürfen nicht ermüden, die schwierige Kunst des Gleichgewichtes zu erlernen.

Woran wir litten, waren die Kinderkrankheiten des Emporkömmlings; wir hätten sie wohl geradeso überwunden, wie England die Emporkömmlingszeit der George, wenn uns die lieben Brudervölker nur Zeit dazu gelassen hätten.

Allzulang hatte die politische Ohnmacht die wirtschaftlichen Kräfte der Nation gelähmt; nun, da sie die Entfesselung spürten, stürzten sich die Tatkräftigen und Unternehmungslustigen mit voller Leidenschaft in die Arbeit; durch den Erfolg gestachelt und berauscht, wurden sie gar bald zu Knechten ihrer Werke. Allzulang war unser Volk auf schmalste Kost gesetzt gewesen; nun, da es sich auf einmal an die Tafel der irdischen Genüsse setzen durfte, glaubten die Erfolgreichen im Überschwange ihrer Lebenskraft, in der Maßlosigkeit ihrer Lebenslust den Becher der Freuden nicht oft genug leeren zu können. Da blieb keine Zeit zur Beschaulichkeit, zur Besinnung auf sich selbst, zum Beachten von Unwägbarkeiten, zum Lauschen auf leise Geisterstimmen; keine Zeit auch, sich um die Seele seines Volkes zu kümmern. Eine wahre Besessenheit des Wollens und Verlangens peitschte alle durch das Leben. Die Ideale verblaßten. Der Erfolg, gleichviel, wie errungen, wurde zum Maßstab für die gesellschaftliche Schätzung des Mannes. Der Zynismus der Lebensauffassung der sogenannten Gebildeten drohte das ganze Volk zu erniedrigen.

Aber trotz alledem und alledem! Wir, welche diese Zeit miterlebt haben, wissen doch, daß sie in ihrer Art so groß und gewaltig war, wie irgendeine! Dieses Berlin, mit aller seiner Häßlichkeit und widerwärtigen Brutalität, es erweckte doch immer wieder Bewunderung durch die Hochspannung der Tatkraft, die unermüdlich in ihm pulste! Niemals vorher hatte die Welt eine so jähe und großartige Entfaltung menschlicher Kräfte, solche Triumphe des Unternehmungsgeistes einer überlegenen Vereinigung von Wissen und Können, solche Siege des Willens gesehen, wie die, welche das gelehrige, an Zucht gewöhnte, fleißige deutsche Volk unter der festen und kühnen Führung genialer Männer in jenen 43 Jahren vollbracht hat.

Und — man mag sagen, was man will — es waren doch wirkliche Werte, was mit dieser Arbeit von unermeßlicher Anspannung erzielt wurde. Gewiß können wir das Glück —, wenn überhaupt — nur in unserem Innern finden; in dem, was wir sind, nicht in dem, was wir haben. Aber nur die gesunde Persönlichkeit vermag das „höchste Glück der Erdenkinder" zu bilden und eine gesunde Persönlichkeit kann nur in einem gesunden Gehirne wohnen, ein gesundes Gehirn nur in einem im wesentlichen gesunden Körper und der Körper kann, bei bester Veranlagung, nur dann gesund gedeihen, sich voll entwickeln

Digitized by Google

und volles leisten, wenn seine Umwelt ihm alles zum Leben Nötige bietet; von allem dem Leben Schädlichen frei ist. Dazu gehört Wohlstand. So gesundheitsgefährlich der Reichtum durch die Möglichkeit seines Mißbrauchs, so unentbehrlich ist der Wohlstand. Der Mensch kann auch die „äußeren" Güter nicht entbehren. Je dichter die Siedlung, je verwickelter der gesellschaftliche Zusammenhang, um so größer der Bedarf an ihnen zur Erhaltung der Gesundheit. Sobald wir einmal den gesundheitlich richtigen Gebrauch der wirtschaftlichen Güter kennen gelernt haben, ist der Grad der Volksgesundheit sogar geradezu die Funktion der Größe des Volkseinkommens im Verhältnis zur Volksmasse. Dies mögen sich jene Schwärmer merken, die davon träumen, daß nun die soziale Gesundheitspflege Triumphe feiern werde; in einer Zeit des wirtschaftlichen Niedergangs und der Verarmung! Nimmt das Volkseinkommen ab, dann muß auch die Volksmasse abnehmen, damit die endlich Überlebenden wieder gesund gedeihen können. Es gibt kein großartigeres Beispiel für den Zusammenhang zwischen Nationaleinkommen und Volksgesundheit, zugleich aber auch keinen schlagenderen Beweis für die Größe und den Wert des Anteils an diesem Nationaleinkommen, der den breiten Volksschichten zugekommen ist, als die Besserung der Gesundheitsverhältnisse im Deutschen Reiche in den Jahren 1871 bis 1914. Sehr wenige dürften eine klare Vorstellung von der Größe dieser Wandlung haben. Sie findet ihren kürzesten Ausdruck in der Vergrößerung der mittleren Lebenserwartung.

Mittlere Lebenserwartung im Deutschen Reiche in den Jahren:

	1871/81	1910/11	Zuwachs
eines lebendgeborenen Knaben	35,58	47,41	11,83
„ „ Mädchens	38,45	50,68	12,23
„ 15jährigen Knaben	42,38	47,60	5,22
„ „ Mädchens	44,15	49,58	5,43

D. h. also, daß in jenem Zeitraum die mittlere Lebenserwartung für einen neugeborenen Knaben um ein volles Drittel, die eines 15jährigen um ein volles Achtel länger geworden ist! Volkswirtschaftlich bedeutet dieses Achtel, daß der 15jährige voraussichtlich um mehr als 5 Jahre länger die Kosten seiner Aufzucht mit Zins und Zinseszins dem Volksganzen zurückzuzahlen imstande sein werde. Das Bayerische Statistische Landesamt hat soeben die Berechnung der mittleren Lebenserwartung in Bayern für die Jahre 1911/13 veröffentlicht. Darnach betrug die Zunahme der Lebenserwartung in diesen 3 Jahren, allein gegenüber der unmittelbar vorhergehenden Periode 1900/1910 1,24 Jahre für den 15jährigen Knaben und 1,36 Jahre für das 15jährige Mädchen!

Während die Verlängerung der Lebenserwartung der Neugeborenen in der Hauptsache der Abnahme der Säuglingssterblichkeit zuzuschreiben ist, ist jene der 15jährigen vor allem durch die Abnahme der Sterblichkeit an Tuberkulose herbeigeführt worden, jener furchtbarsten unserer heutigen Volksseuchen, welche ungefähr ein Drittel aller Todesfälle von 15—40jährigen, und die Hälfte aller Todesfälle der 20—25jährigen verursacht. Um auch von der Größe der Abnahme dieser Krankheit eine Vorstellung zu geben, sei angeführt, daß betrugen die

Todesfälle an Tuberkulose in Preußen auf 10000 Einwohner

1875	310	1890	284	1905	191
1880	311	1895	233	1910	153
1885	308	1900	211	1914	139

Die Tuberkulose-Sterblichkeit war also 1914 um 45 Prozent geringer als 1875. Es sind im Jahre 1914 in Preußen um 116000 Menschen weniger an Tuber-

Digitized by Google

kulose gestorben, als hätten sterben müssen, wenn noch die Sterblichkeit von 1875 geherrscht hätte. Es sei sogleich hinzugefügt, daß diese Abnahme nicht etwa dadurch herbeigeführt wurde, daß die Zahl der Ansteckungen abgenommen hat — auch 1914 noch dürften allermindestens 90 Prozent aller 15jährigen bereits mit dem Tuberkelbazillus angesteckt gewesen sein — sondern durch die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen den Schmarotzer.

Wie war diese Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse herbeigeführt worden? Den wesentlichsten Anteil daran, wenn auch nur mittelbar, hat ohne Zweifel die außerordentliche Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der breiten Schichten. Sie sei hier nur durch wenige Daten beleuchtet, die ich zum großen Teile der Schrift des Parteivorstandes der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands: „Die Kriegspolitik der Partei im Lichte der wirtschaftlichen Tatsachen" entnehme. Sie ist in einem lichten Moment des Bewußtseins im Mai 1917 geschrieben und bildet die wirksamste Waffe gegen demagogische Geschichtsfälschung. Allein in den drei Lustren zwischen 1895 und 1910 etwa hatten bei wesentlich verkürzter Arbeitszeit die Löhne der Arbeiterschaft um 40, 50, 80 und 100 Prozent zugenommen; und das in gutem alten Goldgeld. Diese Erhöhung des Geldlohns hatte es der Arbeiterschaft ermöglicht, das Vermögen der Gewerkschaften aller Richtungen bis zum Jahre 1912 auf rund 100 Millionen Mark zu bringen, das des Zentralverbandes der Konsumgenossenschaften bis 1915 auf 261,8 Millionen Mark Kapitalbesitz und 122 Millionen Mark Grundbesitz. Die Zahl der Sparkasseneinleger im Deutschen Reiche war von 4,218 Millionen in 1875 auf 23,872 Millionen in 1913 gestiegen; die Summe der Einlagen von 1,9 auf 19,7 Milliarden Mark, und es besteht kein Zweifel, daß dies im wesentlichen Besitz von Handarbeitern und wirtschaftlich Gleichgestellten war. Die Zahl der Zensiten in Preußen mit einem steuerbaren Einkommen von weniger als 900 Mark war von 1896—1914 von 75 auf 49 Prozent gesunken, dagegen die jener mit 900—3000 Mark Einkommen von 22 auf 45 Prozent gestiegen. Das Geldeinkommen der Handarbeiterschaft war verhältnismäßig stärker gestiegen als das gesamte Nationaleinkommen, wenn man vom Königreich Sachsen auf das Reich schließen darf. In Sachsen betrug 1886 bis 1913 die Zunahme des steuerbaren Einkommens aus Grundbesitz 103,6 Prozent, aus Handel und Gewerbe 181,7 Prozent, aus Renten 269,7 Prozent, aus Löhnen und Gehältern 417,7 Prozent.

Daß es sich hierbei nicht allein um Steigerung des Geldeinkommens, sondern um Steigerung des Anteils an wirklichen Gütern, um Reallohn- und nicht bloß um Geldlohn-Erhöhung handelte, ergibt die Statistik des Verbrauchs. Nur einiges vom Wichtigsten sei daraus angeführt:

Verbrauch pro Kopf und Jahr in Kilogramm (nach Helfferich) [1])

	1886/90		1907/11	Mehrung
Roggen	114,5		143,1	25 Prozent
Weizen und Spelz	63,6		88,6	39 „
Kartoffeln . . .	385,2		577,2	50 „
Fleisch (1890) . .	30,0	(1912)	52	73 „
Zucker (1887/88) .	8,4	(1910/11)	19	126 „
Baumwolle . . .	4,2	(1912)	7,56	80 „

Diese Zahlen über den Verbrauch lebenswichtiger Dinge enthüllen uns eine der Hauptursachen der Besserung der Volksgesundheit: die Ernährung der Volksmasse

[1]) Für Tabak gab das Reichsvolk 1913 1086 Millionen Mark, für geistige Getränke nach Julius Lißners Schätzung 4026 Millionen Mark aus.

Digitized by Google

war außerordentlich besser geworden! Denn natürlich ist es nur der Verbrauch der breiten Schichten, der solche Steigerungen des Gesamtverbrauches herbeiführen kann. Die 381 000 Köpfe der Zensitenfamilien mit mehr als 9500 Mark Einkommen, die es 1912 in Preußen gab, mochten schwelgen, soviel sie wollten, der Verbrauch von 0,9 Prozent gibt bei einer Bevölkerung von 40,2 Millionen nicht aus.

Wie ungeheuer viel die Ernährung für die Gesundheit bedeutet, das hat die Hungerblockade gelehrt, die über uns Hunnen als Strafe verhängt werden mußte: wie da die Tuberkulose-Sterblichkeit sofort wieder in die Höhe ging.

Aber es war nicht die instinktive Verbesserung der Nahrung und Kleidung im Gefolge des wachsenden Wohlstandes allein, was die Sterblichkeit so sehr verminderte, die Lebenserwartung erhöhte. Das zielbewußte gewissenhafte Streben der öffentlichen Gewalten hat einen sehr erheblichen Anteil daran. Ohne sie wäre es nicht möglich gewesen, daß sich ohne Schaden für die Gesamtheit so gewaltige Umwälzungen im wirtschaftlichen Aufbau, in den gesamten Lebensbedingungen vollzogen, wie dies in jenen 40 Jahren in Deutschland der Fall war. Es ist wahr, die ungeheure Erweiterung des „Nahrungsspielraums", die sich aus dem Aufschwung von Handel und Industrie ergab, schuf die Möglichkeit, daß bei Beginn des Weltkrieges um zirka 27 Millionen Menschen mehr im Deutschen Reiche leben konnten als bei der Reichsgründung. Aber man bedenke, was es trotzdem heißt, jährlich für 7 und 8mal Hunderttausend Menschen mehr Nahrung, Kleidung, Obdach, Unterricht usw. herbeizuschaffen. Man bedenke, welche Aufgaben es stellt, wenn diese ganzen zuwachsenden Millionen, wie dies tatsächlich der Fall war, in wenigen Städten und Industriezentren sich zusammendrängen. Wenn man diese Schwierigkeiten bedenkt, wird man gerechter darüber urteilen, daß die Aufgabe sowohl in wohnungshygienischer als in erzieherischer Hinsicht nicht völlig bewältigt werden konnte, in unseren Großstädten eine neue Art von Wilden emporwuchs. Aber trotzdem, welch großartige Leistung war es, daß es soweit gelang; daß in diesen, wie bösartige Geschwülste wachsenden Städten, in diesem Menschengewühle durch Wasserleitung, Kanalisation, Wohnungsneubau, Absonderung, Desinfektion, Erziehung zur Reinlichkeit usw. die Sterbeziffer an Infektionskrankheiten unter die des flachen Landes herabgedrückt werden konnte, daß in den unvergeßlichen Tagen von 1914 städtisches Mannsvolk in Massen ins Feld rücken konnte, das genug gesunde Widerstandsfähigkeit besaß, um die unerhörten Strapazen zu ertragen, genug diszipliniert und genügend von Gemeinsinn erfüllt war, um vier Jahre lang dem Ansturm der ganzen Welt standzuhalten.

Um wie viel gesunder war doch der Prozeß der Industrialisierung bei uns verlaufen als in England. Wir hatten trotz des tollen Zugs zur Stadt unsern Bauernstand erhalten. Wir hatten die Leistungsfähigkeit unserer Landwirtschaft erhalten und erhöht, dem Wahnwitz der Freihandelsleute entgegen, denen Billigkeit der Lebensmittel das höchste Ziel war; wir hatten verhindert, daß die Arbeitskraft von Frauen und Kindern in Fabrik und Bergwerk aufs äußerste ausgebeutet und erschöpft wird, daß städtische Schichten zu tierischer Verkommenheit herabsinken, wie man dies alles in England und Amerika erlebt hat; dies alles — man beachte dies wohl — ohne dabei die Wirtschaft selbst über den Haufen zu werfen! Wir haben den Eigennutz und die Gewinnsucht gezügelt und gesundheitlich entsprechende Werkstätten und Fabriken, gewerbliche Schutzeinrichtungen, Beschränkung der Arbeitszeit, Schutz der Frauen, Jugendlichen und Kinder, den Mutterschutz erzwungen. Wir hatten mittels der allgemeinen Wehrpflicht und mittels einer Militärgesundheitspflege, die nicht übertroffen werden

Digitized by Google

konnte, dafür gesorgt, daß die ungeheure Mehrheit unserer jungen Männer, gleichviel welchen Standes, zu körperlicher und sittlicher Leistungsfähigkeit erzogen wurden. Wir haben endlich, als erste in der Welt, eine großartige staatliche Versicherung gegen Unfall, Krankheit, Invalidität und Alter geschaffen, durch welche im Jahre 1909 von 63,9 Millionen Deutschen 13,385 Millionen gegen Krankheit, 15,444 Millionen gegen Invalidität und Alter, 23,767 Millionen gegen Unfall versichert waren; welche von 1885—1913 rund 11 Milliarden Mark Entschädigungen geleistet hatte, um rund 5 Milliarden mehr als die Versicherten selbst an Prämien eingezahlt hatten. Ohne Zweifel hat die Versicherung mit den größten Anteil an der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse gehabt. Und sie würde einen noch gewaltigern in der Zukunft haben können, wenn nicht der Raubwillen unserer Feinde unsere ganze Wirtschaft mit dem Untergang bedrohte. Ein mächtiger Einfluß auf die Gesundheit des ganzen Volkes kommt ihr hauptsächlich dadurch zu, daß in weitsichtiger Weise die gewaltigen Kapitalien, welche sie aufspart, zur Krankheitsverhütung verwendet werden. Hunderte von Millionen sind so dem Wohnungsneubau zugeführt worden. Wieviel wurde mit diesen Mitteln auch sonst geleistet! Niemals ohne sie hätte die Zahl der Heilstätten für Tuberkulöse und Skrophulöse auf 290 mit 27223 Betten (1914) ansteigen können, in denen jährlich etwa ein Fünftel der tuberkulös Erkrankten zeitweilig Unterkunft finden konnten. Wieviel wurde auch sonst gerade gegen die Tuberkulose durch die gewerbliche Schutz- und Versicherungsgesetzgebung erreicht. Wie mörderisch hauste z. B. früher die Tuberkulose in der Stahlschleiferei. Heute ist die Sterblichkeit der Messerschleifer in Solingen normal, seit für Staubbeseitigung gesorgt ist. Die Tuberkulosesterblichkeit ist am meisten zurückgegangen bei den 60—70jährigen (um 70 Prozent) und bei den 51jährigen (um 51 Prozent). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies im wesentlichen das Verdienst der Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung ist, die den Gesunden eine bessere Lebenshaltung, den Kranken eine sorgfältigere Pflege und Behandlung ermöglichte.

Ich habe bisher immer von „wir" gesprochen, als ich aufzählte, was alles bewußt zur Förderung der Volksgesundheit im Deutschen Reich geschehen ist. Dieses „wir" bedarf aber einer genaueren Bestimmung, damit sich niemand mit fremden Federn schmücken könne.

Wer war es, der im Ausgleich der widerstreitenden Interessen, der Selbstsucht der Parteien, Stände und Klassen entgegen, das Wohl der Gesamtheit zu wahren und zu fördern suchte? Wer war es, der uns das Reich schuf und damit die Möglichkeit eröffnete, wie andere Nationen als freies Volk nach eigenem Sinn zu leben und auch für uns Plätze an der Sonne zu gewinnen — eine Möglichkeit, die Schwäche, Dummheit und Niedertracht inzwischen freilich wieder verscherzt haben —; wer war es, der unsere Industrie wettbewerbsfähig mit dem Ausland machte, uns dabei aber trotzdem den Bauernstand erhielt; wer, der die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Arbeiterversicherung ins Leben rief, für Volksunterricht sorgte? Und durch all diese Maßregeln ein neues Stadtvolk von gesunden und vollwertigen Menschen zu schaffen suchte!

Das war der einzige und wirkliche Volksvertreter, den wir hatten, das war die deutsche Monarchie, mit ihrer treuen, unparteiischen, gerechten, gewissenhaften, unermüdlichen Beamtenschaft voll Sachkenntnis und Staatsgefühl; jene Beamtenschaft, deren Vorbild die Hohenzollernkönige in jahrhundertelanger Arbeit herangezogen hatten. Das waren Kaiser Wilhelm I. und sein großer Diener, Otto von Bismarck!

Max von Gruber.

Digitized by Google

Im alten und im neuen Reich.

Aus Tacitus „Germania" wissen wir, daß Deutschland in seiner Urgeschichte streng in Stämme gesondert war. Im Laufe der Geschichte bildeten sich indes unter der Herrschaft hervorragender Geschlechter Staaten, die nicht mehr auf den einzelnen Stamm beschränkt waren, wenngleich der Urstamm das politische Übergewicht zu behalten pflegte. So gehen die Stammeseigentümlichkeiten und damit die Stammesgegensätze durch die ganze deutsche Geschichte, die deswegen zum großen Teil eine politische Leidensgeschichte ist bis auf den heutigen Tag. Wenn es endlich nach fast zweitausendjähriger Geschichte gelang, aus diesem spröden, durch enge Gauinteressen beherrschten Stämmen ein Reich mit einheitlichem Recht zu schaffen, so verdanken wir das dem Staatsmann, der mit seltenem politischem Augenmaß eine ebenso seltene Willenskraft verbindend und durch die Stimmung zweier siegreicher Kriege begünstigt, das große Werk vollbrachte, das man zwar in Wort und Lied seit lange ersehnt hatte, das aber durch Stammesselbstsucht bis dahin stets im Keime erstickt war. Das Meisterstück des Fürsten Bismarck bei der Reichsgründung war unzweifelhaft die Reichsverfassung, die er dem deutschen Volke schuf; denn keine Gesetzestat ist schwieriger, als einem Volke durch eine Verfassung seine politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Lebensformen zu schaffen. Es muß an das geschichtlich Bestehende angeknüpft und doch eine neue Lebensform für das gesamte Volk durchgeführt werden. Es muß ein Bau errichtet werden, in dem sich alle Volksschichten frei entwickeln und wohnlich einrichten können. Nur genaueste Kenntnis des Volkscharakters und der Volksstimmung, ein feines politisches Augenmaß und lange staatsmännische Erfahrung können dieser Aufgabe derart gerecht werden, daß sich der Umbau ohne jede schwere politische und wirtschaftliche Erschütterung vollzieht. In der Erreichung dieses Zieles sind England und Frankreich, die ältesten europäischen Verfassungsstaaten, entgegengesetzte Wege gegangen. England baute seine Verfassung aus durch die Entwicklung der politischen Sitte, wie etwa ein Haus nach den Neigungen und dem Geschmack der sich ablösenden Geschlechter erbaut wird. Frankreich dagegen entwickelte seine Verfassung aus theoretischen Lehrmeinungen und Grundsätzen heraus; es suchte auf einmal einen einheitlichen Prachtbau zu schaffen; die vielfachen Verfassungsänderungen Frankreichs sind die Folge ihres theoretischen, die geschichtliche Entwicklung verneinenden Ursprungs. In der Bismarckschen Verfassung ist es gelungen, auf den alten geschichtlichen Grundlagen ein zeitgemäßes Gebäude zu errichten, das in einfachster klarster Weise dem deutschen Volke Weg und Ziel für seine Zukunft wies; es war ein überwiegend praktisches Werk, indem es sogar nicht verschmähte, Schnitt und Farbe des Anzugs des deutschen Soldaten festzulegen. Aus den einzelnen Bestimmungen dieser Verfassung ergibt sich, daß es die Geistesarbeit eines Staatsmannes war, der das wirtschaftliche Leben und seine Bedürfnisse ebenso kannte, wie die allgemeinen Staatsnotwendigkeiten und die Grenzen der Staatsgewalt. Wenn dies Werk im Laufe der Jahrzehnte den politischen Bedürfnissen nicht mehr genügte, so erklärt sich dies einerseits aus der überragenden Persönlichkeit seines Urhebers, der seiner Regierungskunst und seinem geschichtlichen Einfluß in der inneren Politik manche persönlichen Aufgaben zumuten konnte, für die seinen Nachfolgern Kraft und Begabung fehlte, andererseits aber auch daraus, daß während der Bismarckschen Regierungszeit Deutschland in immer höherem Maße ein Industriestaat geworden war und damit sich neue Gesellschaftsschichten zusammenschlossen, die tätigen Anteil am öffentlichen Leben beanspruchten; es verschob

Digitized by Google

sich allmählich die persönliche Grundlage, auf welcher Fürst Bismarck seinerzeit sein Verfassungswerk aufgebaut hatte.

Nach Artikel 17 der alten Reichsverfassung wurden die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers im Namen des Reiches erlassen und bedurften zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers. Der Reichskanzler übernahm hiernach die alleinige politische Verantwortung. Jener Grundsatz war indes in solch theoretischer Schärfe nicht aufrechtzuerhalten. Als man diese Bestimmung beschloß, konnte man entweder nicht übersehen, welch ungeheure Verantwortung dem Reichskanzler auf Grund der dem Reich durch Artikel 4 der Reichsverfassung überwiesenen Aufgaben und Zuständigkeiten obliegen würde, oder Fürst Bismarck traute sich die Kraft zu, diesen gewaltigen Geschäftskreis beherrschen und damit auch die Verantwortung für ihn übernehmen und tragen zu können. Die Aufgaben des aufblühenden Reichs erwiesen sich aber weit umfangreicher und schwieriger, als selbst die hervorragendste Menschenkraft geistig und geschäftlich allein zu beherrschen vermochte. Durch das Reichsgesetz vom 17. März 1878 betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers, wurde deshalb bestimmt, daß die zur Gültigkeit der Anordnungen und Verfügungen das Kaisers erforderliche Gegenzeichnung des Reichskanzlers sowie die sonstigen demselben durch die Verfassung und die Gesetze des Reichs übertragenen Obliegenheiten wahrgenommen werden können durch Stellvertreter, welche der Kaiser auf Antrag des Reichskanzlers in Fällen der Behinderung desselben ernennt. Das Stellvertretungsgesetz sollte die Möglichkeit bieten, nicht nur die sachliche, sondern auch die politisch persönliche Verantwortung auf die zu ernennenden Stellvertreter zu übertragen, führte indes eine klare Entscheidung zwischen der eignen Verantwortung und Zuständigkeit des Reichskanzlers und der Verantwortung und Zuständigkeit seiner gesetzlichen Stellvertreter nicht herbei, konnte sie auch nicht herbeiführen, da der in erster Linie politisch verantwortliche Reichskanzler befugt blieb, jede Amtshandlung, auch während der Dauer der Stellvertretung, seinen Stellvertretern abzunehmen und selbst auszuführen oder leitende Anordnungen an sie zu erlassen. Es trat hierdurch der politisch sehr bedenkliche Zustand ein, daß der Reichskanzler, der politisch verantwortlich war, für zahlreiche Anordnungen und Gesetzentwürfe nicht die volle sachliche Verantwortung trug und daß andererseits die Stellvertreter, das heißt die Reichsstaatssekretäre, welche die sachliche Verantwortung hatten, nicht die persönliche Verantwortung trugen und vielfach auch nicht tragen konnten, weil ihre Anordnungen oder die von ihnen vertretenen Gesetzentwürfe durch leitende Anordnungen des Reichskanzlers wesentlich beeinflußt waren. Schon im alten Reiche wäre hiernach der staatsrechtlich einzig richtige Ausweg gewesen, unter dem Vorsitz des Reichskanzlers ein kollegiales Reichsministerium zu bilden, in welchem jedes Mitglied für die von ihm erlassenen Anordnungen und Verfügungen sowie für die von ihm vorgelegten Gesetzentwürfe politisch die volle Verantwortung trug. Der Einwand, daß ein derartiges Reichsministerium mit der bundesstaatlichen Verfassung unvereinbar gewesen wäre, war ein Ausfluß partikularer Auffassung und seit jeher hinfällig. Die endgültige Gestaltung von Gesetzentwürfen und Verordnungen lag dem Bundesrat ob, für dessen Zuständigkeit es unwesentlich gewesen wäre, ob die ihm vorgelegten Entwürfe von Verordnungen und Gesetzen nur von dem Reichskanzler oder einem seiner Vertreter ausgingen oder auf einem Kollegialbeschluß des Reichsministeriums beruhten. Das Verhältnis zwischen dem Reichskanzler und seinen Vertretern war ein rein innerpolitisches; vor dem Reichstag hatten sie nur Verordnungs- und Gesetzentwürfe des Bundesrats zu vertreten. Die politische Verantwor-

Digitized by Google

tung, wenn er solche Vorlagen vertrat oder vertreten ließ, blieb aber dem Reichskanzler und wäre bei einem Reichsministerium dem zuständigen Reichsminister zugefallen. Wenn die Klage erhoben wurde, daß die innere Reichspolitik vielfach sachliche Übereinstimmung und Folgerechtigkeit vermissen lasse, so lag eben der Grund hierfür in der unklaren Begrenzung der Verantwortlichkeit der leitenden und maßgebenden Stellen. Solange Fürst Bismarck an der Spitze der Regierung stand, war er die geistige und entscheidende Kraft in der Führung der Reichsgeschäfte nach innen und außen; seine Nachfolger hatten aber, zumal bei dem fortgesetzt wachsenden Umfange der Aufgaben und der Behörden des Reichs, nicht mehr das Format, die sachlich entscheidende oberste Stelle auszufüllen. So mußten die den Reichskanzler vertretenden Staatssekretäre politisch immer selbständiger werden. Weil sie in ihrem Geschäftszweig die eigentlich Sachverständigen waren, pflegten sich die leitenden Anordnungen des Reichskanzlers, der bei der gewaltigen Masse des Stoffes die entscheidenden Fragen nicht mehr zu übersehen vermochte, vielfach bedenklich zu erweisen. Zudem fehlte den Reichskanzlern bei ihrem seltenen Erscheinen im Reichstag, bei ihrer starken Inanspruchnahme durch Immediatvorträge und Hofdienst, durch ihre vorzugsweise Beschäftigung mit der auswärtigen Politik auch die nötige Fühlung mit dem Reichstag und seinen Parteien; gelegentliche Rücksprachen mit den Parteiführern, die nur zu häufig selbst die Geführten sind, konnten jenen Mangel nicht ersetzen. Es wurde für jeden, der den inneren Reichsdienst kannte, immer klarer, daß das Amt des Reichskanzlers, wie es Fürst Bismarck in der Reichsverfassung festgelegt hatte, seiner politischen Aufgabe nicht mehr entsprechen konnte und mehr oder weniger zu einer staatsrechtlichen Formel geworden war, mit der sich der innere verfassungsmäßige Gehalt nicht mehr deckte. Man hielt aber trotzdem an der überlebten verfassungsmäßigen Auffassung des Reichskanzlers fest, statt ihm die Stellung eines leitenden Ministerpräsidenten zu geben, der selbstverständlich in der Zusammensetzung des Kabinets und in den allgemeinen Grundzügen der äußeren und inneren Politik die entscheidende Stimme zu führen hat. Hätte man sich indes entschlossen, gegenüber dem partikularen Widerstande rechtzeitig die Reichsverfassung durch Schaffung eines kollegialen Reichsministeriums abzuändern, so würde die Reichspolitik, vielleicht auch die auswärtige Politik durch die gemeinsame Beratung aller Zweige des Reichsdienstes, in höherem Maße einen gleichmäßigen und folgerichtigen Gang gezeigt haben. Da die Krone Preußens nach der Bismarckschen Reichsverfassung das Präsidium des deutschen Bundesstaates führte, so war es selbstverständlich und in der Verfassung ausdrücklich festgelegt, daß dem Reichskanzler der Vorsitz im Bundesrate und die Leitung der Geschäfte desselben zustand. Der Reichskanzler konnte sich jedoch durch jedes andere Mitglied des Bundesrats vertreten lassen. Diese Vertretung erfolgte regelmäßig durch den Staatssekretär des Innern, der gleichzeitig allgemeiner Stellvertreter des Reichskanzlers war. Obgleich indes der Reichskanzler gleichzeitig preußischer Ministerpräsident war und sein allgemeiner Stellvertreter, der Staatssekretär des Innern, regelmäßig gleichzeitig zum Mitglied des preußischen Staatsministeriums ernannt wurde, so entwickelten sich doch zwischen der Reichsverwaltung und dem preußischen Staatsministerium solche Gegensätze in Fragen der inneren Politik, daß Fürst Bismarck sich veranlaßt sah, vorübergehend das Amt des preußischen Ministerpräsidenten an einen preußischen Ressortminister abzugeben. Allerdings sah sich Fürst Bismarck genötigt, nach kurzer Zeit den Vorsitz des preußischen Staatsministeriums wieder zu übernehmen, da die Verhältnisse zwischen dem Reich und Preußen sich noch schwieriger gestaltet hatten

Digitized by Google

als vordem, da er noch preußischer Ministerpräsident war. Dem Fürst Bismarckschen Beispiel folgte aus gleichen Ursachen Graf Caprivi, der das Präsidium des preußischen Staatsministers an den preußischen Minister des Innern Grafen Botho-Eulenburg abgab. Auch hiedurch wurde indes der Gegensatz zwischen der Reichs- und preußischen Politik nicht ausgeglichen, vielmehr endete dieser Stellenwechsel mit dem Abschied des Reichskanzlers Grafen Caprivi und demnächst auch des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Botho-Eulenburg. Diese politischen Gegensätze der Leiter der Reichspolitik gegenüber dem preußischen Staatsministerium beruhten nicht auf der Persönlichkeit der beiderseitigen Staatsmänner, sondern auf der Grundlage ihres politischen Machtgebietes und ihres politischen Daseins. Hätte sich Fürst Bismarck bei Erlaß der Verfassung des Norddeutschen Bundes, gestützt auf seinen überragenden politischen Einfluß, entschließen können für den Norddeutschen Bund und für Preußen ein gemeinsames, auf breiter Grundlage aufgebautes Wahlrecht durchzusetzen, jedenfalls unter sehr wesentlicher Abänderung des preußischen Drei-Klassenwahlrechts, so wären wahrscheinlich die politischen Gegensätze zwischen der Reichspolitik und der preußischen Politik niemals in so schädlicher Schärfe hervorgetreten; ja man könnte sogar behaupten, daß der Kampf in Preußen um das allgemeine Wahlrecht, der schließlich doch der Ausgangspunkt des gesamten Umsturzes im Reich und in Preußen war, uns erspart geblieben oder noch auf Jahrzehnte hinausgeschoben wäre. Fürst Bismarck war infolge seines Kampfes mit der Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses im preußischen Militärkonflikt aufgebracht gegen die bürgerliche Demokratie. Er hatte die Erfolge des gleichen allgemeinen Wahlrechts während seiner Gesandtenzeit in Paris kennen gelernt, wo Napoleon auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht stand und durch das gleiche allgemeine Wahlrecht mit Hilfe seiner Präfekten die öffentliche Meinung Frankreichs nach seinen Wünschen leiten konnte. Auf das individualistisch veranlagte deutsche Volk hatte indes das Wahlrecht eine wesentlich andere Wirkung; die bürgerliche Demokratie wurde allmählich zurückgedrängt und was sie an politischem Einfluß verlor, gewannen die proletarischen Massen. So standen sich im Reich und in Preußen zwei völlig entgegengesetzte Wahlordnungen gegenüber; dort das bedingungsloseste Wahlrecht der Welt, allgemein, gleich, geheim, ohne jede Forderung einer Aufenthaltsdauer für die Ausübung des Wahlrechts, hier ein auf Vermögensklassen begründetes Wahlrecht. Bei der engen Verbindung des Reichs mit Preußen mußte dieser Gegensatz in der politischen Behandlung der Bevölkerung Preußens zu schweren Verwicklungen führen, was leider die Mehrheit des preußischen Landtags nicht zu erkennen schien. Diese Verschiedenheit der Wahlgesetze führte selbstverständlich im deutschen Reichstag, je mehr die Massen den ihnen hierdurch eingeräumten Einfluß erkannten, zu ganz anderen Mehrheitsbildungen als in dem durch die Klassenwahl gestützten preußischen Abgeordnetenhause. Auf die Länge vermag aber keine Regierung gegen eine gesetzgeberische Mehrheit zu regieren, wenn sie nicht geradezu einen politischen Kampf beginnen will, in dem es sich um den Bestand des Staates und um seine gesamte Regierungsform handeln kann. Man erzählt zwar von gelegentlichen Nachtischgesprächen des Fürsten Bismarck über die Notwendigkeit der Änderung des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechts, aber auch nur den Beginn der Vorbereitung oder Ausführung eines solchen Gedankens zu wagen, dazu war der alte Reichskanzler viel zu staatsklug und wohl auch zu bedacht auf seine Volkstümlichkeit, namentlich in Süddeutschland. In den amtlichen Akten findet sich jedenfalls nicht die Spur des Versuchs zu einer solch' gefährlichen Verfassungsänderung. Wie die

Digitized by Google

jeweilige Mehrheit des Reichstags mit seinem überragenden politischen Geschäftskreis notwendigerweise auf die Führung der Reichspolitik sehr wesentlich einwirkte und man nur durch fortgesetzte Vergleiche die innere Fortentwicklung des Reichs fördern konnte, so wurde auch durch die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses die Haltung der preußischen Regierung entscheidend beeinflußt; hier lag die Möglichkeit und die Lust zu einem ernsten Kampfe gegen die vorhandene Mehrheit noch ferner; der höchst ungeschickte und unglückselige Kampf gegen eine kleine Gruppe der Mehrheit, gegen die beamteten Kanalrebellen, endete mit einem kläglichen Canossagange der Regierung. Im Reichstage herrschte eine demokratisch-radikale Stimmung, im preußischen Abgeordnetenhause, ganz abgesehen vom Herrenhause, ein rein konservativer Grundton, ein Unterschied, der so weit ging, daß Vertreter der verschiedenen Parteien im Reichstage eine wesentlich andere politische Auffassung zu vertreten pflegten als ihre Parteigenossen im preußischen Abgeordnetenhause. Das Wahlrecht pflegt eben stärker zu sein als seine politischen Sprößlinge. Auch in anderen Bundesstaaten machten sich partikulare Stimmungen gegenüber dem Reiche geltend. Die Bundesfürsten wußten aber sehr wohl, daß ihre monarchische Stellung auf dem bundesstaatlichen Verbande ruhte und ließen es deshalb auf entscheidende innere Kämpfe nicht ankommen.

Die Schwierigkeiten für die Stellung des Reichskanzlers, eine klare zielbewußte Reichspolitik zu führen, wurden schließlich dadurch wesentlich vermehrt, daß im Reichstage, entgegen den ursprünglichen Hoffnungen des Fürsten Bismarck, sich immer stärker und rücksichtsloser der regierungsfeindliche Einfluß der äußersten Linkspartei geltend machte, deren offenes Ziel eine Beseitigung der konstitutionellen monarchischen Regierung und eine Änderung der gesamten Staatsordnung war, eine Richtung, gegen welche die Mittelparteien aus mancherlei politischen Wahlrücksichten nicht den nötigen Widerstand aufzubringen vermochten. So wurde allmählich der Boden vorbereitet für die politische Umwälzung, die schließlich ihren gesetzlichen Ausdruck in der neuen Reichsverfassung gefunden hat.

Durch diese freistaatliche Verfassung ist die bisherige Verbindung zwischen dem Bundespräsidium und dem Staate Preußen gelöst; Preußen hat in dem bundesstaatlichen Reiche keine andere Stellung wie jeder andere deutsche Freistaat, abgesehen von der seinem Flächeninhalt und seiner Bevölkerung entsprechenden größeren Stimmenzahl in dem als Reichsrat umgetauften Bundesrat. Mit dieser Scheidung zwischen dem Bundespräsidium, welches jetzt der Reichspräsident vertritt, und dem preußischen Staatsoberhaupt ist dem Reichsoberhaupt die wesentlichste Grundlage seiner Macht, welche früher in der preußischen Hausmacht lag, entzogen. Dabei ist das Stammesbewußtsein der Einzelstaaten, dessen Auswüchse man seitens der Demokratie in dem früheren Reiche unter dem Namen „Partikularismus" besonders den einzelstaatlichen Monarchien und Regierungen zur Last legte, in dem neuen freistaatlichen demokratischen Staatsgebilde schroffer hervorgetreten als jemals in den alten monarchisch regierten Bundesstaaten; die Mitglieder des Reichsrats wissen hierüber zu berichten und die Verhandlungen desselben geben vielfache Beweise für die rücksichtslose Vertretung einzelstaatlicher Ansprüche zu Lasten und zum Schaden des Reiches. Das frühere Reich ruhte auf den geschichtlich und geographisch festbegrenzten Gebieten der einzelnen Monarchien und der freien Städte. Aus welchen Einzelstaaten das neue Reich bestehen wird und welche Abgrenzung diese Einzelstaaten haben werden, steht bisher nicht fest, vielmehr soll die Gliederung des Reichs unter möglichster Berücksichtigung des Willens der beteiligten Bevölkerung erfolgen. Da indessen der Wille der Bevölkerung je nach der wechselnden poli-

Digitized by Google

tischen Mehrheitsbildung zu schwanken pflegt, so dürften auch die Wünsche der Bevölkerung in bezug auf die Abgrenzung der einzelnen Länder gefährlichen Schwankungen ausgesetzt sein. Infolgedessen wird das gesamte Reich auf unsicherer bundesstaatlicher Grundlage ruhen. Fürst Bismarck baute das Reich auf seinen bestehenden Grundfesten, den unveränderlichen Einzelstaaten; die neue Regierung schuf den republikanischen Bundesstaat, ohne zu wissen aus welchen Einzelstaaten dieses neue Reich überhaupt bestehen wird. Fürst Bismarck begann den Reichsbau mit den Grundmauern, die republikanische Regierung mit dem Dache.

Die Zuständigkeiten der Reichsgewalt sind gegenüber der bisherigen Reichsverfassung wesentlich vermehrt und verstärkt, namentlich auf wirtschaftlichem und finanziellem Gebiete. Die Verwaltung der Zölle und Verbrauchssteuern, welche bisher von den Einzelstaaten erhoben wurden, werden in Zukunft durch Reichsbeamte verwaltet. Nach der Reichsabgabenordnung sollen direkte Steuern nur noch vom Reiche erhoben werden und aus deren Erträge Länder und Gemeinden einen Teilbetrag zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse erhalten. Die Post- und Telegraphenverwaltung samt dem Fernsprechwesen ist ohne alle Ausnahmen eine Reichsverwaltung geworden. Ebenso sind die bisherigen Staatseisenbahnen, die Wasserstraßen und Seezeichen in die Verwaltung des Reichs übergegangen. Eisenbahnen des allgemeinen Verkehrs, die nicht vom Reiche verwaltet werden, unterliegen der Aufsicht des Reichs. Durch diese verfassungsmäßigen Bestimmungen ist tatsächlich für eine selbständige einzelstaatliche Betätigung um so weniger Raum gelassen, als die Reichsverfassung auch für viele andere Gebiete des Staats- und Volkslebens, insbesondere für die Verfassungsform der einzelnen Länder, für die Stellung von Kirche und Schule, reichsgesetzliche Grundsätze festgelegt hat. Durch diese gesetzliche Beschränkung der Zuständigkeit der Einzelstaaten folgt aber noch nicht, daß in gleichem Maße die Reichsgewalt gestärkt ist. Körperschaften, denen keine ausreichende sachliche Zuständigkeit beiwohnt, sind erfahrungsmäßig nur zu leicht geneigt zu dem Versuche ihre sachliche Schwäche durch fortgesetzte grundsätzliche Kämpfe gegen die übergeordnete öffentliche Macht auszugleichen. Diese Besorgnis liegt um so näher, als in den einzelstaatlichen parlamentarisch regierten Freistaaten die regierungsbildenden Mehrheiten naturgemäß wechseln und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungen vor allem versuchen werden, gegenüber ihren verfassungsmäßigen Beschränkungen durch das Reich, je nach ihrem politischen Parteistandpunkt eine größere Unabhängigkeit für sich zu erkämpfen. Schon die kurze Dauer des neuen Reichs beweist, wie sich die Gegensätze zwischen Einzelregierungen und Reichsregierung verschärft und die Streitfragen vermehrt haben. Hierunter muß aber die Reichsgewalt ebenso leiden wie das mittelalterliche Kaisertum gegenüber der wachsenden Macht der Territorialherren litt, wodurch es schließlich zugrunde ging. Der Großstaat Preußen würde durch sein geschichtliches Schwergewicht, falls weitere Teile über den Friedensvertrag hinaus nicht durch innere deutsche Gegensätze abgesplittert werden, trotz der Ausscheidung des preußischen Präsidiums und der Hausmacht der preußischen Könige, noch immer die sicherste Stütze für den Bestand des Reiches bilden. Es machen sich aber bereits innerhalb Preußens vielfache Bestrebungen nach staatlicher Selbständigkeit geltend. Im Rheinland haben sie unter französischer Beihilfe einen geradezu hochverräterischen Charakter angenommen; auch in Hannover erheben sich Stimmen für staatliche Selbstverwaltung. Oberschlesien sucht man durch ein Autonomiegesetz für Preußen und Deutschland zu retten. Im Reichsamt des Innern tagt ein Ausschuß, dessen Beratungen die Aufteilung Preußens vorbereiten, so sehr man auch diesen Enderfolg bestreiten mag. Dazu machen sich auch in nichtpreußischen Staaten Stimmungen geltend, die eine Gefahr für die Reichs-

Digitized by Google

gewalt bedeuten. Die Forderungen der Bayerischen Volkspartei auf dem Bamberger Parteitag sind jedenfalls mit dem Wesen des Reichs teilweise unvereinbar. So war es schon in dem Wilhelminischen Reich ein Mangel und ein Widerspruch mit der Verfassungsbestimmung, wonach der Kaiser das Reich völkerrechtlich zu vertreten hatte, daß einzelne Bundesstaaten kraft ihrer Reservatrechte selbständige diplomatische Vertretungen bei fremden Mächten unterhielten. Wenn aber jetzt von der Bayerischen Volkspartei ganz allgemein das Recht der Einzelstaaten gefordert wird, in Angelegenheiten ihrer eigenen Zuständigkeit über die Vorschrift des Artikels 78, Absatz 2 des Reichsverfassung hinaus, Verträge mit auswärtigen Staaten abzuschließen und Vertreter bei auswärtigen Staaten zu bestellen, so widerspricht das dem Wesen des Bundesstaats als einem nach außen einheitlichen Staatswesen. Die Forderung, die Reichswehr in Kontingente zu gliedern, würde uns in die Zeiten des alten Reichsheeres, des Deutschen Bundes und des Bundestags vor 1866 zurückführen, die gesprengt zu haben das unsterbliche Verdienst des Alt-Reichskanzlers ist. Wenn schließlich die Bayerische Volkspartei fordert, daß die Staaten selbst ihre Staatsformen bestimmen können, so liegt dieser Forderung offenbar der Gedanke zugrunde, in Bayern die monarchische Staatsform wieder einzuführen. Es leuchtet aber ein, daß eine monarchische Regierung in einem Einzelstaate so lange politisch unmöglich ist, als das Reich als solches eine republikanische Staatsform hat. Gegen diesen innern Widerspruch ließe sich auch nicht einwenden, daß ja auch in dem bisherigen Reich mit monarchischem Oberhaupt die Hanseatischen Republiken bestanden hätten; ein solcher Einwand würde schon deshalb nicht zutreffen, weil diese Hanseatischen Republiken tatsächlich nur Stadtverwaltungeu sind mit staatlichen Hoheitsrechten. Es ist unzweifelhaft, daß in Deutschland eine starke monarchische Stimmung besteht und zwar auch in den unteren Volkskreisen, weniger aus bewußten staatspolitischen und geschichtlichen Erwägungen oder aus Gefühlsgründen heraus als in dem Glauben der Massen, daß die rückkehrende Monarchie imstande sein würde, wieder Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen und die fürchterlichen, durch den langen und verlorenen Krieg verursachten wirtschaftlichen Leiden zu heilen oder wenigstens zu lindern; man darf aber hierbei nicht verkennen, daß diese monarchische Strömung zwar einem konstitutionellem Kaisertum zugeneigt ist, aber mit wenigen Ausnahmen nicht einer monarchischen Herrschaft in den Mittel- und Kleinstaaten. Wenn das um sein Leben ringende Deutschland sich nicht durch das wachsende Selbstbewußtsein von Mittel- und Kleinstaaten gegenüber der Reichsgewalt wie eine in Unordnung geratene Maschine in sich selbst zerarbeiten und schließlich vernichten soll, so muß die Reichsgewalt gestärkt, nicht geschwächt werden. Der Föderalismus war für das Deutsche Reich nur so lange ungefährlich, als der starke Einfluß der hohenzollernschen Hausmacht und des geschlossenen Großstaats Preußen das Reich zusammenhielt und bedenkliche Bestrebungen des Partikularismus durch sein Übergewicht im Bundesrat niederzuhalten vermochte. Dieser beiden Voraussetzungen entbehrt die republikanische Reichsregierung. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man die Reichsgewalt dadurch zu stärken gesucht, daß man die Reichsfinanzverwaltung und die Reichsbetriebe scharf zentralisierte. Um aber diese wirtschaftliche Mediatisierung der Länder weniger fühlbar zu machen, ist gleichzeitig auf Stammeigentümlichkeiten und landsmannschaftliche Stimmungen in einem Maße Rücksicht genommen, das mit dem Wesen eines Großstaates kaum vereinbar erscheint. Ein Vertreter der bayerischen Regierung äußerte vor kurzem im bayerischen Abgeordnetenhause: „Unitarismus und Zentralismus, nach außen gesehen, seien die Staatsformen für ein Reich, das den Machtzweck in den Vordergrund stelle, Föderalismus und Dezentralisation die Staatsform

Digitized by Google

eines Reiches mit überwiegenden Kulturzwecken." Jene Staatsauffassung übersieht, daß in einem Großstaat die Kultur nur gefördert und entwickelt werden kann, wenn sie durch die Macht geschützt und gedeckt wird. Was Machtlosigkeit einer Regierung nach außen und nach innen auch für die Kultur bedeutet, erfahren wir zurzeit in erschreckendem Maße am eigenen Leibe. Die Entwicklung kleiner neutraler Staaten, die unter dem vertragsmäßigen oder stillschweigenden Schutz der europäischen Großmächte stehen, liefern hierfür keinen Gegenbeweis; sie haben auch nicht die umfangreichen und weitreichenden Weltinteressen, die mit dem Kultur- und Wirtschaftsleben eines Großstaats unzertrennlich verbunden sind. Frankreich und England, wo die Hemmungen und Reibungen bundesstaatlicher Verfassung fehlen, waren uns deshalb trotz ihres geringeren Flächeninhalts und ihrer schwächeren Volkszahl an politischem Schwergewicht, wie ihre lange politische Geschichte zeigt, wesentlich überlegen. Wird Preußen zerschlagen, wohin gewisse Bestrebungen zu drängen scheinen, so wäre der Aufbau des Reichs als Einheitsstaat gegenüber der bundesstaatlichen Verfassung und die Schaffung von Reichsprovinzen an Stelle zahlreicher halbselbständiger Einzelstaaten entschieden vorzuziehen. Man könnte hoffen, daß sich durch den deutschen Einheitsstaat gegenüber dem Selbstgefühl der Landsmannschaften das Bewußtsein des deutschen Staatsbürgers stärker entwickeln und damit auch das Ansehen des deuschen Namens nach außen wachsen würde. Der deutsche Einheitsstaat hätte aber eine unbedingte politische Voraussetzung; im Bundesstaate werden die einzelnen Gliedstaaten gegenüber dem zu schnellen, bedingungslosen und deshalb gefährlichem Gange der Reichsmaschine stets ein gewisses Gegengewicht ausüben; im Einheitsstaat fällt diese in vernünftigen Grenzen nützliche Hemmung fort. Im Einheitsstaat wäre es deshalb eine gebieterische Notwendigkeit, anstelle des Reichsrats, dem Nachfolger des früheren Bundesrats, ein Oberhaus zu setzen, das vorzugsweise als Vertretung der einzelnen Reichsprovinzen zu bilden wäre. Wogegen man sich jetzt noch politisch wehrt, wird sich vielleicht als eine unerbittliche politische und finanzielle Notwendigkeit zur Vereinfachung des Staatswesens erweisen.

Die Bismarcksche Verfassung sollte ein ewiger Bund der deutschen Fürsten und freien Städte sein, erreichte aber nicht den 50. Gedenktag ihrer Schöpfung. Der jetzigen Verfassung dürfte ein so langes Leben kaum beschieden sein. Schließlich ruht die Verfassung eines Landes auf der politischen Einsicht des Volkes, auf der stillschweigenden Anerkennung gewisser allgemeiner politischer Grundsätze, auf dem wirtschaftlichen und sozialen Verständnis geistiger Richtlinien, welche in den einzelnen Gesetzen und ihrer Anwendung zum Ausdruck kommen, nicht in der äußeren politischen Form des geschriebenen Buchstabens. Man kann sich der Befürchtung nicht verschließen, daß das Reich durch landsmannschaftliche Selbstsucht, durch die Kurzsichtigkeit der Parteipolitik, durch tiefgehende wirtschaftliche Gegensätze und durch die stille Arbeit unserer Feinde in hoher Gefahr ist staatlicher Atomisierung zu verfallen. Wer sich nicht nur bei volkstümlichen Festen vaterländisch erwärmt, sondern innerlich davon überzeugt ist, daß dem deutschen Volke eine hohe Aufgabe in der Geschichte der Menschheit zugewiesen ist, der möge an dem 50. Gedenktage der Bismarckschen Schöpfung, welche das stille Sehnen der besten deutschen Männer erfüllte, mit sich selbst eine Gewissensprüfung anstellen und sich fragen, ob er immer über eigene und landsmannschaftliche Interessen hinaus dem Wohle des im Reiche geeinten ganzen deutschen Volkes gedient habe. „Verteidigt das Reich, rettet es für die kommenden Geschlechter hinüber in eine bessere Zukunft", das sollte Losung und Weckruf jedes politisch denkenden und deutsch fühlenden Mannes sein.

Naumburg a. S. Graf Posadowsky.

Digitized by Google

Rückblick und Ausblick.

Am 11. November 1920 veranstaltete der Bayerische Ordnungsblock im Odeon in München eine „Deutsche Feier": Bach, Händel, Beethoven, Schubert, Schumann, Wagner, Goethe, Hölderlin, Liliencron. Siegmund v. Hausegger leitete den musikalischen Teil. Fritz Behn, Fritz Erler, Eduard Beyrer, Mathias Gasteiger hatten den Raum geschmückt. Karl Alexander v. Müller hielt die Festrede, die wir im Folgenden bringen.

In welchem Augenblick des deutschen Schicksals unternehmen wir es, diese deutsche Feier zu begehen!

Unser Vaterland liegt niedergeschlagen zu Boden, mit der Bürde eines unmenschlichen Friedens beladen. In Straßburg, auf dem Münster Erwins, weht wieder die Trikolore; Danzig, die Vaterstadt Arthur Schopenhauers, ringt gegen polnische Gewalt; auf der Höhe des Brenner, mitten durch das deutsche Land Tirol, läuft die italienische Grenze. Den alten Rhein entlang stehen Schwarze als Wächter des fremden Siegs.

Innerhalb der Grenzen aber, die uns verblieben, Abspannung, Uneinigkeit, Verwirrung. Wer möchte schon voraussagen, wie Deutschland schließlich an Leib und Seele aus dem heutigen Chaos hervorgehen wird. Was den Tag erfüllt, ist ein nahezu hemmungsloser Auftrieb von Eigennutz jeder Art. Nur immer unverbrämter und unverschämter breitet er sich aus. Unter sozialistischem Zeichen nicht anders als unter kapitalistischem: roher Materialismus hier wie dort. Noch ist keine Kraft zu sehen, die ihn niederdrückt.

Und die Krise, in der wir uns befinden, erstreckt sich, in der oder jener Form, über Europa; ja, fast die ganze Erde scheint von ihr ergriffen. Wohin wir blicken, sehen wir eine gärende Welt. Verwandelte Grenzen der Staaten nicht nur, sondern auch sich verwandelnde Verfassungen, eine sich verwandelnde Gesellschaft, sich verwandelnde Gesinnungen. Wir müssen uns neu zurechtfinden, wir Deutsche mitten unter Trümmern. Wo stehen wir eigentlich? Was haben wir erlebt und was steht uns noch bevor? Worauf haben wir uns zu rüsten? Woran können wir uns halten? Jeden einzelnen persönlich ergreift jetzt diese Frage der gesamten Nation.

Aber ist es möglich, darauf schon zu antworten? Die Fülle dessen, was uns auf allen Seiten umdrängt, ist so unermeßlich und vielgestaltig, daß sie droht, uns zu erdrücken. Noch stehen wir mitten in der Umwälzung. Der Boden unter unseren Füßen schwankt noch von Monat zu Monat. Die Perspektiven, die wir heute sehen, sind morgen vielleicht schon wieder neuen gewichen. Kann unsre deutsche Lage, wie sie jetzt ist, denn von dauerndem Bestand sein? Kann es die gegenwärtige Lage Europas? Ist der augenblickliche Gesamtzustand nicht vielmehr überhaupt von der Art, daß von ihm aus keinerlei allgemeine Perspektive möglich scheint? Manchmal kommen einem doch alle, die jetzt ihre Stimmen erheben, wie Besessene vor, die in einen Wirbelsturm schreien, der sogleich alle ihre Laute verschlingt.

Sind wir heute überhaupt noch berechtigt, von einem einheitlichen deutschen Volke zu sprechen, da es sich mit den Waffen in der Hand gegenübersteht — oder ist die innere Verhetzung und Zersetzung schon soweit vorgeschritten, daß nur mehr eine Phrase übrigbleibt? Ja noch weiter: Fehlt es unsrer ganzen Zeit nicht überhaupt an jener innersten, geistigen Einheit, von der aus alle einzelnen Erscheinungen erst sinnvoll sich auseinanderfalten, und ihre wahren Verhältnisse gewinnen? Wir haben diese schöpferische geistige Einheit, wir wissen es, vor dem Krieg nicht gehabt und wir haben sie auch heute nicht: weder Krieg noch Revolution haben sie uns gegeben.

Digitized by Google

Jeder Blick auf die Zeit vor hundert Jahren in Deutschland, während der letzten großen europäischen Gesamterschütterung, in der Epoche der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege, veranschaulicht Ihnen, was ich meine. Auch damals war es ja nicht so, als ob eine einheitliche, fraglose Volksstimmung in ganz Deutschland den großen Aufschwung aus dem Elend ohne Schwanken getragen hätte vom Anfang bis zum Ende. Ganz im Gegenteil. Das sind Märchen, die in die patriotische Legende gehören, aber nicht standhalten vor der ernsthaften Geschichte. Die Einheit des breiten Volkes in Deutschland war damals viel geringer als etwa im August 1914, viel weniger bewußt, viel weniger gewaltig. An Stelle der hundert politischen und wirtschaftlichen Klammern, die heute, nach 50 Jahren des gemeinsamen Reichs, unser nationales Leben noch zusammenhalten, waren damals fast ebensoviele alte und neue Zerrissenheiten. In den flachen Niederungen der täglichen Meinung blies der Wind, genau so wie jetzt, heute aus dem einen Wetterloch und morgen aus dem andern, und die seichten Wellen folgten ebenso blind und haltlos jedem wechselnden Hauch. Und die führenden Männer: eine wunderbare, beneidenswerte Fülle eigenwilliger trotziger Charaktere erhebt sich vor unserm Blick, auf allen Gebieten. Ihre Kanten und Ecken stießen und rieben sich, daß oft genug die Funken sprühten, und ihre gemeinsame Arbeit entsprang nicht einem glatten Ineinanderspiel bequemer Werkzeuge, nicht der klugen Berechnung ehrgeiziger Machtmenschen, sondern der hohen Begeisterung, dem heißen Kampf, der strengen Selbstzucht leidenschaftlich gewaltiger Männer, die von einem gemeinsamen hohen Streben beseelt waren. Denn das war es: der tiefste und edelste Zug, der durch den Geist jener Zeit wehte und ihre Männer alle mit sich emportrug, wie mannigfaltig auch im einzelnen abgewandelt, war doch ein und derselbe. Von den reinen, klaren Gipfeln der hohen deutschen Bildung, die sich eben vollendet hatte, kam er her, alle Höhen des wirklichen Lebens berührte sein Hauch, alle Täler durchstrich er, klärend, wärmend, überall Leben erweckend und eigene Kraft. Er war die tiefste, fruchtbare, umbildende Macht jener Zeit. In jedem der geistigen Führer klang er irgendwie an, in jedem erweckte er sein eigenes Echo, jeder stimmte auf seine Weise mit ein in den großen, umfassenden Akkord.

Eine solche innerste schöpferische Einheit haben wir heute nicht. Woher hätte sie uns auch kommen sollen, worauf könnten wir sie jetzt begründen? Wo wäre die hohe reine Bildung gewesen, die wir vorher gemeinsam gepflegt, aus der sie uns nun zuströmen könnte? Wahrlich, diese letztvergangenen Jahrzehnte waren nicht ohne ihre eigene Größe. In dem furchtbaren Zusammenprall des Weltkrieges hat sie sich großartig und grauenvoll vor uns aufgetürmt: ihre unerhörte Beherrschung der Elemente und der Massen, ihr überlegenes Spielen mit jeder Technik und Methode, ihre Kraft äußerlicher Ordnung und Zusammenballung, mechanischer Machtentfaltung, hinter deren Überspannung das Chaos droht. Die ganze Geschichte hatte dessengleichen noch nicht gesehen. Alle diese Bewegungen waren schon lange vor dem Kriege im Gang gewesen: aus ihnen selber ist er hervorgewachsen. Aber wie zerrissen und fragwürdig war daneben unser inneres Leben, wie unübersehbar, überfüllt, und doch zusammenhangslos. Tausend Einzelgebiete in einer formlosen Unendlichkeit nebeneinander, alle in hastiger Entwicklung, jedes mit raffinierter Technik, aber eines vom andern abgetrennt, jedes in sich selber zwiespältig und ungewiß. Wir haben keine geistige Einheit vor dem Kriege gehabt und weder Krieg noch Revolution haben sie uns gegeben.

Wenn Sie heute um sich hören, dann hören Sie die einen Sieg nennen, was die andern Niederlage, die einen Glück, was die andern Unglück, die einen

Digitized by Google

Recht, was die andern Unrecht, die einen Freiheit, was die andern Unterjochung. Was diesem fester, gesunder, tragfähiger Boden scheint, scheint jenem altes, vermorschtes Sumpfland. Worin der eine den Anbruch eines neuen Menschheitstages, den glücklichen Aufstieg einer besseren Zeit begrüßt, darin beklagt der andere den Untergang des Abendlandes. Welcher Prophet verkündigt die Wahrheit? Wir sind ringende Kinder eines ringenden Volkes und einer ringenden Zeit. Unser Los ist nicht Friede gewesen, sondern Krieg; unser Los wird nicht Ruhe sein, sondern Unrast, kein gesichertes Weiterschreiten, wie wir einst träumten, im Licht eines klaren, vorwärts weisenden Weges, sondern ein schweres mühsames Suchen in ungewissem Halbdunkel.

Vielleicht gibt es in der allgemeinen Verwirrung heute überhaupt nur mehr eine einzige sichere Scheidung der Geister: in solche, die ehrlich sich bemühen, das Wahre zu erkennen und darnach das Rechte zu tun, auf welchem Gebiet sie es nun suchen, und in jene andern, denen es überall in erster Linie um den eignen materiellen Gewinn zu tun ist, den greifbaren Nutzen des Schiebens und Schwätzens, das tönende Pathos des effektvollen Wortes. Haben wir sie nicht erlebt seit Jahren, wie sie Unzucht treiben mit jeder Konjunktur der Waren und der Werte? Wie sie sich vorgestern noch schwarzweiß herausputzten und gestern rot und heute schon wieder nachdunkeln, und im Laufe dieser Jahre so viele Gewänder anlegten wie die Papageien Farben haben? Lassen wir sie an dieser Stätte dahinfahren in ihrer Pracht, und uns lediglich an diejenigen halten, denen es um ihres eigenen Innern willen um die Wahrhaftigkeit und Reinheit zu tun ist, ob jene ihnen lieb ist oder leid, ob diese ihnen nützt oder schadet, — weil sie in ihnen ahnend das Göttliche des Lebens verehren, jenes unermeßlichen, rätselvollen, durch die Zeiten herabströmenden Lebens, dessen dunkle Träger wir heute sind.

Aber freilich! Wir haben lernen müssen, daß der innere Zwiespalt in unserm Volk und in unsrer Zeit, daß die Scheidung der Geister unter uns heute zu tief und zu mächtig sind, als daß wir hoffen dürften, daß auch die ehrlich Strebenden sich bald wieder alle auf einem gemeinsamen sachlichen Boden finden könnten. Tiefe geistige Grenzscheiden ziehen wieder durch unser Land. Täuschen wir uns darüber nicht: die Zeiten der angenehmen und nützlichen Kompromisse sind für die Ehrlichen jetzt vorbei, die Zeiten des vergnüglichen dämmerigen Hellbunkels, die Zeiten der bequemen Ehen zwischen Gerad und Ungerad. Wir müssen dem deutschen Laster absagen, das Unbequeme mit harmlosem Optimismus einfach nicht zu sehen, das Widersprechende mit gemütlicher Wärme zusammenkitten zu wollen. Die behagliche Ruhe der Friedenszeit vor 1914 schien jede solche weitherzige Duldung zu erlauben. Jetzt wissen wir, wie trügerisch diese scheinbare behagliche Ruhe war. Wir wissen es jetzt, daß nirgends ein fauler Friede vergiftender ist als im Reich der Gedanken: denn die Gedanken sind es, die schließlich die Handlungen bestimmen. Ja, daß wir Deutsche endlich einmal auch unter uns selbst die Ritterlichkeit lernten, welche die ehrliche Überzeugung auch beim Gegner ehrt, den Glauben an die Aufrichtigkeit und Tapferkeit des Andersdenkenden, der dem Deutschen gegenüber seinem Landsmann so schwer fällt! Daß wir durch alle Lager hin endlich die Einsicht fänden, die andern Völkern instinktiv angeboren ist, daß die Not der Zeit uns alle aneinanderbindet auf Leben und Tod, daß das gemeinsame Elend der Nation schließlich den einen von uns trifft wie den andern! Aber die Gegensätze der Überzeugungen, die sich unter uns entgegenstehen, wollen wir deshalb nicht verwischen. Wenn eine Rettung kommen kann aus dieser babylonischen Sprachverwirrung,

Digitized by Google

in der wir heute leben, so kann sie nicht kommen aus einer schwächlichen Verwässerung der Gegensätze (die haben wir erprobt genug!), sondern im Gegenteil aus ihrer scharfen und klaren Erkenntnis. Für diejenigen, die sich bewußt sind, gilt es jetzt, die Fahnen aufzupflanzen und mit Klarheit Klarheit zu wollen. Sehe dann jeder, wohin er gehöre!

Wir hier, wenn ich den Sinn dieses Abends recht verstehe, wollen bekennen, daß wir noch glauben an unser Volk und an seine Aufgabe in der Geschichte. Wir sind uns klar, daß das kein selbstverständliches Bekenntnis ist in dem Deutschland von heute, daß wir damit streiten gegen eine breite Strömung, die entweder alles Nationale überhaupt, oder doch das Deutsche im besonderen, als veraltete und tote Form der Vergangenheit beiseite wirft. Was wollen wir darauf erwidern?

In allen Zeiten, die wir kennen, ist die Eigenart und die organisierte Stärke der einzelnen Völker bestimmend gewesen für den Gang der Entwicklung. Es gibt andere Kräfte der Geschichte neben ihnen: Gedanken — religiöse, kulturelle, politische, soziale, wirtschaftliche Gedanken — welche ganze Zeiten, über alle nationalen Grenzen hinweg, durchdringen; gewaltige Einzelne, Heilige und Helden, Künstler und Denker, deren Wirksamkeit weit über die Grenzen eines Volkes hinausreicht. Es hat Epochen alternder und unreifer Völker, Epochen überwiegender Völkervermischung und Völkerzersetzung gegeben, in denen solche übernationale Erscheinungen stärker und wichtiger waren, als die einzelnen Völker, in denen sie sich auswirkten — denken Sie z. B. an die Auflösung der antiken Welt und die Ausbreitung des Christentums, vielleicht auch die Höhe der mittelalterlichen Kirchengewalt. Unser europäischer Kulturkreis aber ist seit langem, geistig so gut wie politisch, bestimmt von der Geschichte und dem Charakter seiner großen Nationen. Sie alle kennen sie, wie sie diese letzten Jahrhunderte heraufsteigen, eine neben der andern, Italien, Deutschland, Spanien, Frankreich, England, um nur die größten zu nennen, — alle verbunden miteinander, und doch jede ein lebendiges Ganzes für sich, in Geistesbildung und Kunst wie in Wirtschaft und Politik von eigener Art, mit besonderem Lebenstrieb, mit unendlicher Sehnsucht ihr Innerstes auszubilden und auszubreiten über die Erde. Ist diese Welt heute im Abwelken? Dämmert das Ende dieser Epoche herauf? Gehen wir neuen Zeiten mit vorwiegend übernationalen Bildungen entgegen? Etwa einem angelsächsischen kapitalistischen Weltimperium oder einer sozialistischen Weltgemeinschaft unter russischer Führung oder einem ungeheuren Kampf dieser beiden Gewalten? Sie sehen, selbst hier sind schon wieder nationale Farben im Bild.

Ich will mich nicht vermessen, auf diese Frage hier eine Antwort zu geben, welche Gestalt die Erde am letzten Ende der Umwälzungen haben wird, deren Einleitung nur und Bestandteil der Weltkrieg war. Gewiß, der ganze Umkreis, aus dem jene Nationen und ihre Staaten ursprünglich hervorgewachsen sind, hat sich gewaltig erweitert und in seinem Wesen verändert. Riesenreiche sind aus ihm hervorgegangen. Die kleineren sind zurückgetreten und treten wohl noch immer weiter zurück. Zerfallserscheinungen sind aufgetreten im Innern dieser Staatenwelt. Die Ausmaße des Weltkrieges und seiner Folgen scheinen so unerhört, daß sie alle alten Rahmen zu sprengen drohen.

Aber wie ist es denn in der leibhaftigen Gegenwart, die uns umgibt? Wenn wir uns an das Greifbare halten, ist es bis zu dieser Stunde nicht doch gerade wieder der Charakter der einzelnen Völker gewesen, der den Ausgang des Weltkrieges und seine Folgen bis jetzt entschieden hat? Die unbeirrbar rücksichtslose Zähigkeit der Angelsachsen, die fanatische Logik und Vaterlandsliebe der Franzosen — und unsere und die russische Weichheit und Bestimm-

Digitized by Google

barkeit? Haben nicht durchweg, auch unter den kleineren Teilnehmenden, die Völker von zäherem Charakter sich durchgesetzt, die von weicherem die Zeche bezahlt? Wir Deutsche müssen uns hüten, aus unserer eigenen Lage zu weitgehende allgemeine Schlüsse auf andere Völker zu ziehen, die anders organisiert sind als wir. Weil wir zusammengebrochen sind, müssen die anderen nicht auch zusammenbrechen. Bisher stehen sie jedenfalls noch aufrecht — aufrechter, als wenn wir ihnen wenigstens soweit die Stange gehalten hätten, daß alle gleichmäßig an den heillosen Lasten des Krieges zu tragen hätten. Schauen wir nüchtern, ohne Voreingenommenheit um uns: kann man sagen, daß England, die Vereinigten Staaten, Japan, Frankreich, daß Rußland heute als Nationen in ihrer besonderen Eigenart nichts mehr bedeuten? Niemand wird wagen, das zu sagen. Keine dieser Nationen selbst würde es zugeben.

Selbst wenn die große Entwicklung der Menschheit neuen, noch unbekannten Bahnen zudrängte — die Epochen wechseln nicht so rasch in der leibhaftigen Geschichte als wie in den Geschichtsbüchern, die später einmal darüber geschrieben werden, in denen man bloß ein Blatt umwendet und alles ist abgetan. Die europäischen Völker, ihre nationalen Staaten und Kulturen sind tief verankert in dem Empfinden von langen Geschlechtern. Ein unberechenbarer Schatz von geistigen und sittlichen Gütern, von Enthusiasmus, Opfergeist, Heldenmut ist seit Menschengedenken in sie versenkt worden. Ein unermeßliches, edles Besitztum liegt aufgespeichert in ihrer Überlieferung, ihrer Geschichte, ihrer langsam erwachsenen Eigenart: Glück und Leid, Ringen und Entbehren, Wille und Gedanke, die höchsten Werke des Genius und die rastlose unermüdliche Arbeit des Alltags: in tausend Adern strömen sie herab durch die Jahrhunderte. Jeden einzelnen umgibt das immer gegenwärtige Dasein der Gesamtheit; unmerklich und allstündlich wird er von ihm befruchtet. Wie gewaltige Quellen aus geheimnisvollen Tiefen brechen ihre verborgenen Kräfte und Leidenschaften in den größten Stunden der Völker mit ursprünglicher Gewalt ans Licht.

Es gibt keinen lügenhafteren Satz als den, daß das Proletariat keinen Anteil habe an seinem Vaterlande, dessen Wurzeln doch auch alle seine Kräfte nähren; daß es heimatlos sei in seinem eigenen Volk, als dessen Glied es doch einzig teil hat am geschichtlichen Leben; daß es entrechtet sei in seinem eigenen Staat, dessen Geschicke es täglich mitbestimmt. Sind wir nicht alle Kinder dieses gleichen deutschen Bodens, in dessen treuer Stille unsere Väter nebeneinander ausruhen von dem Streit des Lebens, wie einst auch wir es tun werden und nach uns unsere Kinder und Kindeskinder? Dieses alten grünen deutschen Landes, in dem die Wälder und Wasser unserer Heimat rauschen vom stillsten Winkel hoher Alpentäler, den nur das Geläut seiner Herdenglocken erfüllt, bis zur fernen Hallig in den schiefergrauen Wogen der Nordsee? Ist es nicht *ein* vertrauter Himmel, der alles deutsche Leben umfängt? *Ein* Strom des geschichtlichen Lebens, der unser aller Dasein auf seinen Wellen trägt? Ist das Erbe unserer Sprache, unserer Kunst nicht uns allen ein einheitlicher, unteilbarer Besitz?

Was sollte an die Stelle dieser Nationen in der Welt jetzt treten? Sollen wir sie jede auftrennen in klassenmäßige Bestandteile, in neue winzige Gruppen und Grüppchen von Staaten, ohne Überlieferung, ohne gemeinsame Vergangenheit, ohne einheitliches natürliches Band — in eine gleichgültige Summe von mechanisierten Mittelmäßigkeiten ohne Saft des Bodens und der Natur? Oder sollen sie alle gewaltsam zusammengeschweißt werden in einen einzigen neuen Weltstaat — ein riesenhaftes ödes imperialistisches Abstraktum, ohne Farbe, Form und einheitliche Melodie?

Digitized by Google

Nein, die Völker und ihre Staaten sind keine künstlichen Erzeugnisse, die man in der Retorte an jedem Ort und zu jeder Zeit nach dem Belieben eines Parteihauptes herstellen kann. Keine theoretische Überlegung, keine noch so geniale Konstruktion kann sie ins Dasein rufen und am Dasein erhalten. Sie sind, mit all ihren Schwächen und Unzulänglichkeiten, erdgewachsene, leibhaftige Organismen, blutdurchströmtes Leben, naturgebundener Geist, wie alles Menschliche Erbe des Daseins von Jahrhunderten, fähig und bestimmt, ihre natürlichen Instinkte, Kräfte, Leidenschaften mit Geist zu bändigen, zu veredeln, zu gestalten, aber nicht sich von ihnen loszulösen, sie völlig zu unterdrücken, — in einem ständigen Werden begriffen und doch wie alles Lebendige gebunden an große, heilige, geheimnisvoll unveränderliche Gesetze, in die ihr Wesen eingeschlossen ist. Wie armselig, ihren Reichtum mit künstelnden Gedanken in eine starre Regel einzuengen. Es gibt keinen Staat, der wirklich eindeutig ein Klassenstaat wäre. Es gibt kein Volk, das nur durch das enge Band einer gemeinsamen Wirtschaft zusammengehalten würde. Und umgekehrt: Es gibt keine Wirtschaft, die nicht ihre tiefe organische Kraft aus dem Boden der Gesamtheit schöpfte, der sie angehört, keine Klasse, die nicht umfangen wäre von der Grundeinheit und Beständigkeit ihres Volkes. Das russische Proletariat ist so wenig loszulösen aus der russischen Geschichte wie das englische aus der englischen, das französische aus der französischen, das deutsche aus der deutschen. Es gibt keine Revolution, die abstrakt und übernational wäre, und keine, die aus Zufall auf ein einzelnes Volk beschränkt bliebe. Sie erwachsen und formen sich aus ihrem natürlichen Boden.

Auch unsere deutsche Revolution ist ein untrennbarer Teil unserer Geschichte, unser deutsches Proletariat ein wesensechter Teil unseres Volkes. Tiefe Züge unserer Art, unserer Vergangenheit tauchen in ihnen wieder auf. Niemand von uns hat ein Recht, sich pharisäisch von ihnen abzutrennen. Sie sind Blut von unserem Blut, Schicksal von unserem Schicksal.

So liegt heute für uns Deutsche ein seltsamer Trost darin, aus unserer ungewissen, undurchsichtigen, umstrittenen Gegenwart in die Tiefen unserer Vergangenheit zurückzuschauen, die in abgeschlossener Stille, festgewordenes Leben, ewig unveränderlich hinter uns liegt, aus der die Stimmen unserer Meister zu uns herübertönen, dieser Vergangenheit unseres Volkes, die sich jetzt erst vor uns auftut mit all ihren Höhen und Klüften wie nie zuvor.

Denn nicht zum erstenmal erlebt unser Volk sein heutiges Schicksal. Unsere Geschichte ist die am tiefsten zerklüftete, die am verhängnisvollsten und häufigsten abgebrochene unter den großen Völkern, in keinem andern trennen so tiefe Abgründe die verschiedenen Zeiten voneinander. Wie einheitlich, geradlinig steigt die Entwicklung der Angelsachsen, der Engländer wie der Amerikaner, zu ihrem Ziel an! Unsre Geschichte hat sich immer fortbewegt in den ungeheuersten Gegensätzen: Aufstieg und Absturz, Größe und Erbärmlichkeit liegen immer wieder erschütternd nebeneinander — seit der erste große Deutsche, dessen Gestalt uns deutlicher aufbewahrt ist, seit Armin mit kriegerischem Heldentum der römischen Weltherrschaft auf deutschem Boden Halt gebot und dann verraten und erschlagen wurde von seinen eigenen Landsleuten, so daß sein Weib und sein Sohn gefangen in der Knechtschaft derer sterben mußten, als deren Besieger die Geschichte ihn feiert. Wie ein gewaltiges Wahrzeichen ragt dieses Schicksal am Eingang unsrer Geschichte.

Kein Volk ist wie das unsre von der beherrschenden Höhe des Erdteils, von der es im Mittelalter seine schirmende Macht schon einmal ausbreitete, von

Digitized by Google

Marseille bis Riga, von Sizilien bis Dänemark, in einem Sturz niedergesunken zur knechtischen Niederung, die allen Nachbarn die Menschen lieferte für ihre Kämpfe, den Boden für ihre Schlachtfelder, die Beute für ihre Siege. Kein Volk hat seit über einem Jahrtausend immer wieder geistige Kränze errungen gleich dem unsern, von den romanischen Kathedralen, den Nibelungen und Wolfram bis zu Goethe, Beethoven und Kant, und hat unmittelbar daneben Epochen geistigen Elends, armseligster innerer Fremdherrschaft erlebt wie wir.

Es liegt etwas tief Widerspruchsvolles, Problematisches im deutschen Wesen, eine Mischung von Eigenschaften, die sich selber immer bekämpfen und aufheben. Wir haben Fähigkeiten, die uns nach allen Seiten hin verlocken, und Laster, die alle Fähigkeiten wieder lähmen. Wir sind viel zu reich an Kraft und Befähigung, um auf die Dauer ohnmächtig zu bleiben, und viel zu weich und bestimmbar, um uns dauernd zu behaupten. In unserm Wesen liegt Tiefsinn und hoher Mut, Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, Milde und Treue, Arbeitsamkeit und Ehrfurcht. Aber wir sind daneben voll verbrecherischen Leichtsinns und plumper Gleichgültigkeit, die alles Unbehagliche sich vom Leibe halten; voll gutmütiger Weichherzigkeit, die über Nacht Schwäche und Charakterlosigkeit wird; voll unverbesserlicher Vertrauensseligkeit, die uns immer wieder jedem frechen Gesindel ausliefert; voll kleinlicher Krittelsucht, die das Größte in neidischem Parteidünkel zerschwatzt; voll feigen Sichselbstaufgebens und schnöden Verleugnens der eignen Art; voll unerträglicher Schafsgeduld und voll giftiger Galle gegen den Landsmann. Alles Große unsrer Geschichte haben diese Laster uns immer wieder zerstört.

So sehen wir auch heute die Entwicklung eines ganzen Jahrhunderts unsrer Geschichte, trotz allem eines seiner größten Jahrhunderte, wieder zusammengebrochen, die mühsame Arbeit langer Geschlechter unsrer Vorfahren vernichtet und verleugnet, die ganze äußere Lage unsres Volkes nach über hundert Jahren fast wieder auf denselben Tiefpunkt zurückgebogen, von dem sie sich damals erhob, die Leistungen des Weltkriegs, die an Mut, Geduld, Opfersinn und Ordnungskraft zu den gewaltigsten des deutschen Volkstums gehören, beendigt mit einem äußeren und inneren Zusammenbruch dieses Volkstums, der gleichfalls zu den tiefsten unsrer Geschichte zählt. So tief ist unser Sturz, daß über uns hinweg jetzt die Bewegungen von Westen und Osten unmittelbar ineinanderschlagen: was bei uns im Innern vorgeht, sind vielfach bloß deren Reflexe.

Der Traum einer starken, freien deutschen Macht ist für unser Leben mindestens wieder versunken. Er war so, wie wir ihn dachten, nur ein Kapitel in der deutschen Geschichte, das mit einem Einsturz endete. Alle unglücklichen Geschlechter unsrer Vorfahren, über die wir uns in den guten Tagen so hoch erhaben gedünkt hatten, scheinen uns mit traurigem Lächeln zu begrüßen, die aus den Zeiten der Hussitenkriege und des Westfälischen Friedens, die vom Zerfall des alten Reiches und die von Jena und Austerlitz: Wir sind ihre Verwandten.

Und so lassen Sie auch uns, gleich ihnen, in dieser Stunde nicht verzweifeln an Deutschland! Lassen Sie das ungeheure Schicksal, das wir erleben, nicht fruchtlos an einem stumpfen Gemüt vorüberrauschen, sondern erfüllen Sie sich mit seiner Größe, seiner furchtbaren Gewalt!

Lassen Sie uns, trotz alledem, glauben an Deutschland — nicht mit einem prahlerischen Selbstgefühl, nicht mit einer pharisäischen Bespiegelung dessen, was dieses Volk schon geleistet hat, sondern im Gegenteil aus der Empfindung heraus, daß wir Deutsche unsre Aufgabe in der Geschichte noch nicht erfüllt haben, daß alles Größte uns bisher vor der Vollendung immer wieder abgebrochen ist, daß

Digitized by Google

unser Schicksal selbst uns immer neue Wege auferlegt: daß die deutsche Seele noch nicht alles ausgesungen hat, was in ihr klingt, die deutsche Dichtung noch nicht alles gekündet hat, was sie an Schönheit, Leid und Heldentum in der Welt erschüttert, die deutsche Bildnerkraft noch nicht alles ausgestaltet hat, was an innerer Figur in ihr zum Leben drängt, daß der Staat der Gerechtigkeit und Ordnung, der milden Stärke, der uns vorschwebt, noch nicht lebendig geworden ist: daß das Deutschland, das die edelsten Deutschen in ihrem Herzen getragen haben, noch nicht Gestalt gefunden hat auf der Erde.

Unsere Aufgabe ist schwerer als die anderer Völker, weil unser Wesen mannigfaltiger und widerspruchsvoller ist, bestimmbarer und zerrissener, weicher in seinem Stoff, unberechenbarer in seinem Schicksal. Wir sind unglücklicher als andere Völker, aber auch um so viel reicher, wenn wir unser schwereres Schicksal innerlich durchdringen. Wir haben die Macht auf Erden noch nie zu halten vermocht, aber uns mit Flügeln immer wieder über sie in die Lüfte erhoben.

Was uns heute auferlegt ist, das ist keine Rückkehr zu irgend etwas Vergangenem, kein sentimentaler Kultus von etwas Abgestorbenen. Die Brücken hinter uns sind abgebrochen. Es gibt kein einfaches Zurück in der Geschichte, und wir wollen auch keines. Was wir unser deutsches Vaterland heißen, das ist nicht eine bestimmte, vergängliche Form seines Daseins, und sei sie dem einzelnen noch so lieb und vertraut gewesen, das ist nicht das Interesse bestimmter Klassen und Gruppen, die gestern oder heut in ihm herrschen, und seien wir gleich unter ihnen: es ist die Heimat des deutschen Geistes.

Wozu die Zeit in aller Not uns aufruft, ist ein neuer deutscher Weg ins Freie. Nie hat eine Zeit an eine deutsche Jugend größere Anforderungen gestellt als diese, die inmitten von Kriegen und Revolutionen jetzt sich ihren Weg bahnt, gärend, autoritätslos, noch voll chaotischer Zerrissenheit. Wer wird ihren Geist bestimmen?

Heute ringen um die Herrschaft Europas drei nichteuropäische Mächte: das britische Weltreich, Rußland und Amerika. Das ist die unmittelbare Folge der deutschen Niederlage, die Folge des Zusammenbruchs des deutschen Staates, des deutschen Heeres. Nicht der Friede und die Ruhe für Europa sind aus ihrem Sturz hervorgegangen, sondern die Friedlosigkeit und Ruhelosigkeit, die dauernd bleiben müssen, solange Europa balkanisiert ist zugunsten nichteuropäischer Mächte. Aber es hilft nichts, über Vergangenes zu klagen.

Wenn Europa nicht untergehen soll, so bedarf es Deutschlands in seiner Mitte zwischen West und Ost, zwischen Russentum und Angelsachsentum, wie es seiner immer bedurft hat, solange es besteht. Hier liegt unsre Aufgabe, wo sie immer gelegen hat: nie war sie gewaltiger in unsrer ganzen tausendjährigen Geschichte.

Bis ins Tiefste aufgewühlt ist heute der Boden des abendländischen Daseins. Von allen Seiten umdrängt uns das Zerstörende und Zerschwätzende, das Willkürliche und Formlose, das Nivellierende und Mechanisierende dieser maschinellen Zeit, die methodische Zersetzung alles Gesunden und Edlen, die Verhöhnung alles Starken und Ernsten, die Entwürdigung alles Göttlichen, was die Menschen emporhebt, indem sie ihm dienen. Neue Sehnsucht nach den natürlichen Grundfesten, nach den heiligen Tiefen des Lebens beginnt in dieser Verwirrung wieder zu erwachen. In uns, in den Geschlagenen, drängt sie am stärksten ins Licht. Nach Sammlung suchen wir inmitten der zersplitternden Zerteilung, nach Stete inmitten der nervösen Unrast, nach großer Leidenschaft und ernster Ruhe inmitten der erbärmlichen Verflachung, nach Ganzheit inmitten der ewigen Zerstreuung und Zerkleinerung.

Digitized by Google

In solchem Sinn suchen wir heute zurück zu den Wurzeln des deutschen Wesens. In solchem Sinn durchdringen wir uns mit dem Edelsten, was unsre Art hervorgebracht hat: es ist zugleich dasjenige, was uns alle, ohne Unterschied des Standes miteinander verbindet. Denn unsre Kunst hat niemals Klassenunterschiede gekannt. Hand in Hand stehen sie in ihrem Pantheon, der Maurerssohn Hebbel neben dem Junker Kleist, der Patrizier Goethe neben dem Revolutionär Schiller, Mozart, der auf Fürstenknien geschaukelt wurde, neben Beethoven, dessen Atem die Freiheit war. Gleich vertraut klingt ihre Stimme einem jeden, der unsres Blutes ist.

Das Deutschtum aber, das sie uns lehren, ist kein enger, kleinlicher, dünkelhafter Geist. Die Seele der deutschen Kunst war immer sehnsüchtig auf der Wanderfahrt nach allem Schönen auf der Erde; frohlockend tönte sie in ihren größten Zeiten von jedem Atemzuge der Menschheit. Aber alles was sie aufnahm, erfüllte sie mit dem Rhythmus ihres eignen Herzens: mit Maß und Ordnung auch im gewaltigsten Sturm, mit der Macht gebändigter Leidenschaft, gegliederter Bildung, zusammengehaltener Kraft, mit milder Innigkeit und mit heldenhafter Unterordnung unter das innere Gebot.

Das ist das Wesen des Deutschtums in der Geschichte. Das ist die Aufgabe, die heute größer denn je vor ihm liegt. Ordnung inmitten des heillosesten Chaos, Gerechtigkeit inmitten der aufgewühlten Verwirrung. Ordnung und Gerechtigkeit für unser Volkstum in der äußeren Lage Europas, Ordnung und Gerechtigkeit in unserem eigenen Innern. Gewaltige Ströme entfesselter Kräfte sind wieder zurückzulenken zu nützlichem Werk, verwilderte Sitten neu zu durchdringen mit dem Sinn für Bildung und Zucht, losgelassene Geister der Verneinung und Verhetzung zu bändigen in aufbauender Arbeit. Sammlung und Gestaltung, Maß und bildende Besonnenheit, freiwilliger Dienst und innere Haltung an jedem Punkt: welch eine Aufgabe für jeden einzelnen.

Denn auf jedem einzelnen auch von Ihnen ruht ein Teil dieser Aufgabe. Jeder einzelne von Ihnen ist ein Teil der deutschen Kraft, der deutschen Hoffnung. Nicht neue Parteien brauchen wir, sondern neue Charaktere. Nicht Programme von einem „neuen Geist", der kommen soll, sondern lebendige Beispiele einer neuen Gesinnung, die da ist und mit sich reißt.

Jedem von Ihnen ist es aufgetragen, mitzuhelfen, das Edelste der deutschen Vergangenheit zu retten für die deutsche Zukunft. Lassen Sie jedes Wort der deutschen Meister, das Sie heute und je erschüttert, Ihnen sagen, welch ein kostbares, unersetzliches Gut Ihnen anvertraut ist. Helfen Sie dazu, daß auch wir heute wieder den Rückweg finden zu dem, was unsere ärmsten Zeiten schon einmal zu unseren reichsten gemacht hat. Helfen Sie, jeder an seinem Teil, daß der Trost auch uns wiedergewonnen werde, den Schiller 1801 den Deutschen zurufen durfte mit den Worten:

„Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich noch fühlen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe? Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampfe, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren ... Wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde .. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation ... Indem das politische Reich wankt, muß das geistige Deutschland fester und vollkommener sich bilden."

Digitized by Google

Berlin.

Athen und Sparta, Rom und Byzanz, Paris und Brüssel, London und Neuyork, Venedig und Genua, Gent und Brügge, Kiew und Moskau, — Straßburg und Basel, Wien und München, Prag und Dresden, Nürnberg und Rothenburg, Potsdam und Weimar, Berlin und — Kattowitz. Nein, Berlin hat keine Schwester und keine Tochter, wie es keine Mutter gehabt hat. Es hat auch kein Widerspiel oder vielmehr: es hat alle Städte der Welt zum Widerspiel. Jene Städtepaare auch nur nennen, heißt eine unermeßliche Fülle von Gesichten beschwören. Sie steigen auf wie Sternbilder. Selbst ihr Untergang oder ihr Verfall hat ihnen von ihrem ewigen Glanze nichts genommen. Nicht die Macht und der Reichtum machen sie unsterblich. Denn nichts ist sterblicher als diese beiden. Aber Geist und Schönheit, Kraft und Milde, Pracht und Anmut, Grauen und Behagen, die Dämonie eines persönlichen Schicksals machen sie zu hinreißenden Symbolen. Solche Städte stehen nicht für sich, sondern sie krönen eine Landschaft, ein Reich, einen Erdteil, — jeder Name eine Rasse, ein Volkstum, eine Kulturepoche, eine politische oder Menschheitsidee, die Verkörperung eines genialen Formwillens. Und Berlin?

Spräche jemand das Wort aus: „Gottfried von Berlin", so wirkte das komisch. Es liegt nicht etwa an der äußeren Unmöglichkeit, sondern es ist schlechthin unvorstellbar, daß der Dichter von „Tristan und Isolt" „von Berlin" ist. Man hört unwillkürlich: „Aus" Berlin, und aus Berlin ist Schulze oder Lehmann. „Aus" Berlin kommt allerhand, nur nichts was den Anspruch erheben darf, aus dem Marke der Nation zu sein, nur nichts was repräsentativ ist für deutsche Art. Diese Vorstellung ist im gemeindeutschen Bewußtsein verbreitet. Dagegen beweist nichts die einst tatsächlich geübte „Vorherrschaft Berlins" in Dingen der Kultur. Es beweist nichts, daß man in Berlin am Werke war, aus dem mannigfaltigen, auf viele fruchtbare Provinzen verteilten Geistesleben der Nation eine berlinische Satrapie zu machen. Es war eben Herrschaft, aufgerichtet und erhalten durch Einschüchterung, Reklame und Geld und durch die Not, die den Künstler, den Dichter, den Theatermann zwingt, nach Brot zu gehen. Die einzelnen überragenden Leistungen, die es immer gegeben hat, verführten nur dazu, auch dem notorischen Schund, auch der offenbaren inneren Verelendung Kredit zu geben, — zum allgemeinen Verderben auch der in Berlin gemachten Politik. Was sahen und suchten die Deutschen aus dem Reiche, aus Preußen selbst, in Berlin? Viele sahen in Berlin so eine Art Riesen-Moulinrouge, eine Art gigantischen Nachtlokals und kümmerten sich den Teufel um das Berlin, das vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinter dem Taler herlief oder um das Berlin, das um halb elf Uhr schlafen ging, etwa nach einem Konzert in der Singakademie oder nach einer Vorstellung im Königlichen Schauspielhause, wo der Alte Fritz parodiert wurde. Die Fahnen von Hohenfriedberg, die man dort in einem pomphaften Tableau schwang, waren jenen nach Neppung lüsternen Provinzialen so gleichgültig wie der „Sardanapal" oder wie der zur fragwürdigen Ergötzung heikler Bundesfürsten entrollte Riesenfilm „Korfu". Viele fühlten sich gleich den Neuberlinern selber, und die sind in der Majorität durch das verrückt kreisende, schreiende, zuckende „Licht-Meer", durch die grelle Jahrmarktreklame als „Weltstädter" geschmeichelt und waren stolz, an der Fäulnis der öffentlich und geheim platzenden Boviste der Entartung mitriechen zu dürfen. Viele sahen in Berlin den kolossalen shop, den Markt, auf dem ein tüchtiger Happen Geld zu verdienen war; die Gescheiteren verzehrten ihn gemächlich in der Provinz,

Digitized by Google

während die Dummen ihn in irgendeinem ekelhaften Winkel der Stadt in „Amüsement" umsetzten. Die beschriebene Anziehung übt ja jede Großstadt aus und es wäre nur zu sagen, daß vielleicht nirgends in der Welt die Gerichte der Lust liebloser und geschmackloser zubereitet und kälter genossen werden als in Berlin. Viele erfuhren auch dort den gewaltigen Ernst dieser ungeheuren Maschine an dem eigenen, immer rasender gehenden Herzstoß. Mancher Geschäftsmann, Gelehrte und Künstler kehrte, unfähig sich anzupassen, der Stadt den Rücken, mancher nach dem Verluste seiner besten Kraft. Andere wieder fanden sich schnell zurecht, wurden aus anspruchslosen Dienern der Wissenschaft etwa hochfahrende Weltmenschen und aus naiv schaffenden Künstlern gerissene Geschäftsleute. Was nach Berlin kam, geriet in Gefahr, einzuarten oder Mimikry zu spielen, wurzelkrank zu werden oder zu vereinsamen. Die Klagen geborener Berliner über den tiefen Ekel, mit dem die Metropole des Reiches sie angefüllt hatte, über den Verzicht auf ein wahrhaft groß und frei geführtes Leben, konnten erschütternd sein. (Bismarck hat an Berlin nur den Tiergarten im Frühling geschätzt, im übrigen haßte er die Stadt schon von Kindesbeinen an.) Der Erfolg, gleichviel um welchen Preis er erkauft wurde, war zum absoluten Wertmaßstab geworden. Die Frage Nietzsches, wo denn geschrieben stehe, daß eine Sache Erfolg haben müsse, um groß zu sein, wäre in diesem Milieu als ein bedauerliches Vorzeichen beginnender Erkrankung schon im Jahre 1874 gedeutet worden. Die Erfolganbeterei ist der Fluch Berlins und des Reiches geworden. „Unsere Erfolge", dies war das Schlagwort, das jedes Verantwortungsgefühl niederkeulte. Das maßlose, oft hemmungslose Selbstvertrauen Berlins fiel Ungezählten im Lande und Auslande schwer auf die Nerven und aufs Gewissen, nur nicht den Besessenen. Was in selbstlos großem Sinne am alten Preußen hing und an den großen Gestalten der Reichsgründung, war in Berlin mutterseelenallein, blickte sehnsüchtig und wehmütig nach Sanssouci, mit Scham und verhaltenem Groll nach dem Schloß in Berlin, kommenden Unheils gewiß Das berühmte Haus in der Wilhelmstraße verlor für viele niemals den finsteren Ernst eines Sterbehauses. Immer größer wuchs die Schuld derjenigen Schichten, die bisher die Verantwortung für die Geschicke der Nation in Preußen getragen hatten. Ihre politische Schöpferkraft schien erloschen oder sie verzehrte sich ungenutzt in der Abgeschiedenheit. Was sich laut und öffentlich gebärdete, war vielfach von allen guten Geistern verlassen, dachte gar nicht im Ernste an die Befriedigung und Emporbildung der Massen, nicht an die ruhige Ausgestaltung der Gemeinfreiheit, nicht an die Erhebung des Industriearbeiters zum vollwichtigen Reichsbürger, vergaß der Pflicht, die den Führern eines werktätigen Volkes obliegt. Denn es ist nicht eine Erfindung böswilliger Agitation, sondern es ist die Wahrheit, daß die in Berlin gemachte Innenpolitik des Reiches, trotz den Warnungen klarer und tapferer Männer, darunter auch einzelner Bundesfürsten, mehr und mehr erstarrte, daß die Lähmung der Initiative in der Sozialpolitik dem deutschen sozialdemokratischen Werkmanne den Gedanken einer gewaltsamen Wendung immer vertrauter machte, von der widerspruchsvollen, aus der Angst geborenen Politik im Kriege nicht zu reden. Trotz „Freisinn" und „Fortschritt" breitete sich von Berlin, als aus einer natürlichen Quelle, eine mammonistische Praxis aus, die nur durch radikale sozialistische Phrasen, auch führender Unternehmer, gemäßigt war. Das Mißtrauen in die Integrität der höchsten und einflußreichsten Personen legte sich, wo man Schutzmann oder Aushorcher ferne wußte, keinen Zügel mehr an, und offen sprach man es aus, daß eine unterirdische Verbindung bestehe zwischen denen, die das Volk beherrschten und denen die es aus-

Digitized by Google

beuteten. Nun sind aber nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen über die Dinge die Wurzeln des Handelns. Am Glauben, sagt Novalis, hängt die Welt. Die Augen, zum Schauen bestellt, erblindeten langsam durch den künstlichen Glanz scheinbarer eigener Größe und über dem Getöse des mit überspanntem Dampfe arbeitenden Mechanismus überhörte man das harte, stoßweise Schlagen gelockerter lebenswichtiger Teile. Man hatte ja Erfolg und das Geheimnis des Erfolges steckte in dem Patent „M. w.!" — „Machen wir!" Monumentalkunst — m. w.!, kirchliches Leben — m. w.!, Fürst und Volk — m. w.!, Geist — m. w.!, Weltfriede — m. w.!, Versöhnung Frankreichs — m. w.!, Rußland, pah! — m. w.! Und so von oben an bis unten aus, vom höchsten bis zum kleinen Reisenden, der im Süden die seelenbezwingende Macht des berlinischen Geistes offenbarte.

Karl Scheffler nennt, nicht lange nach Jahrhundertanfang, die Stadt Berlin „im Grunde seelenlos", er sagt, alles Lokale und Nationale sei längst aus Berlin geschwunden, es sei nicht im tiefsten national. Das ist ein furchtbares Bekenntnis. Berlin ist also zwar eine Stadt in Deutschland, aber keine deutsche Stadt mehr. Aus diesem Abgrund kam das Verhängnis gestiegen. Kein Hauch mehr von Bismarcks Geiste. Die Deutschen suchten schon unter dem alten Kaiser den Gewaltigen mit ihrer Phantasie in den Wäldern von Friedrichsruh. Wo hatten sie den Träger der Kaiserkrone zu suchen? Ach, er war immer in Berlin. Ob er in den Schären von Norwegen den Frithjof enthüllte oder in Korfu hellenische Glanzbilder ausgrub oder in Kiel Marinetruppen vereidigte, er war immer in Berlin. Er nahm Berlin mit, er verpflanzte es selbst auf die geweihten Terrassen von Sanssouci, wo unten ein bogenspannender Riesenlackel steht und ganz oben ägyptische Löwen die feine Balustrade durchbrechen. Wer Sinn hat für Symbolik, wird verstehen.

„Die Throne sind auf Poesie gegründet", schrieb Gneisenau an einen Hohenzollern. Auf Poesie und nicht auf Blechmusik. Aber auch Republiken, jedwede auf Dauer berechnete menschliche Ordnung ruht auf Poesie, das heißt auf der Kraft einer schöpferischen Seele. Berlin hat keinen Dickens wie London, keinen Viktor Hugo wie Paris. Es gibt in Berlin wie dort Hinterhäuser, in denen alte Geizhälse bis an den Morgen sitzen und an der vermehrten und verbesserten Auflage ihrer Kassabücher arbeiten, aber es gibt keine Gespenster, die sie aufsuchen; es gibt in Berlin auch Denkmäler von Leuten, die ihre Meriten haben, aber wenn auch einer von ihnen um Mitternacht sein Pferd in Trab setzte und nachts durch die Gassen ritte, dann würde dem auffahrenden Bürger beileibe kein anderer Gedanke kommen als der an den berittenen Schutzmann. „Nicht im tiefsten national." London ist der Markt der Welt, in seinen Straßen gehen die Vertreter aller Rassen. Die ganze Erde schüttet in seine Sammlungen und Bibliotheken die geistigen Schätze ihrer Kinder aus. London ist wirklich international, und doch ist es im tiefsten national. Berlin, als Hauptstadt des Deutschen Reiches, ist es im Grunde nie gewesen und wird es auch nicht sein, denn es kann nicht. Darum darf es aber auch nicht die geistige Führung in Deutschland behaupten.

Tim Klein.

Digitized by Google

Bismarcks Reichsgründung und die Gegenwart.

Wer hätte vor wenigen Jahren geglaubt, daß wir am 50. Gedenktage der Proklamation des neuen deutschen Kaisertums trauernd und nachdenklich vor den Trümmern des scheinbar so fest gefügten Baues stehen würden, den Bismarck errichtet hatte? Der Ausgang des Weltkrieges hat uns unsere politische und wirtschaftliche Machtstellung gekostet und weite Strecken alten deutschen Landes von unserem Staatskörper gerissen. Die Revolution von 1918 aber hat die bundesstaatlich-monarchische Verfassung des Reiches umgestürzt und den Platz freigemacht für den republikanischen und demokratischen Einheitsstaat, dem wir offenbar entgegensteuern. Das deutsche Volk steht diesen Vorgängen in sehr geteilter Stimmung gegenüber. Die einen trauern über den Verlust alles dessen, was ihnen teuer war, des großen, mächtigen, gefürchteten deutschen Staates, des blühenden wirtschaftlichen Wohlstandes, unseres stolzen Heeres und unserer jungen Flotte, des hohenzollernschen Kaisertums und seiner schwarz-weiß-roten Fahne als des weithin sichtbaren Symbols der endlich errungenen Einheit und Weltgeltung. Die anderen jubeln über den Sturz des verrotteten „alten Systems" mit seinen Ungerechtigkeiten, seinem äußeren Prunk und Prahlen, und erhoffen von der Entfesselung aller Volkskräfte eine innere Erneuerung des deutschen Geistes, die Durchdringung des Staats- und Wirtschaftslebens mit den Ideen der sozialen Gerechtigkeit und der menschlichen Gleichheit, den endlichen Sieg des Friedensgedankens über den unsinnigen Machtstreit der Völker und Klassen. Die große Mehrzahl aber steht zweifelnd und schwankend zwischen den Extremen und weiß nicht, ob sie jammern oder hoffen soll.

Unter dem unmittelbaren Einfluß von Revolutionen geraten naturgemäß auch die überlieferten historischen Werturteile ins Schwanken. War nicht vielleicht die ganze Bismarcksche Reichsgründung ein Irrweg? Hätten wir dem natürlichen Ziel unserer staatlichen Entwicklung uns nicht schneller und leichter nähern können, wenn wir den Idealen von 1848 treu geblieben wären? Das Jahr der ersten deutschen Revolution erscheint jetzt, bestrahlt von der aufgehenden Sonne der deutschen Republik, vielen in ganz neuem Glanz; der monarchisch-militärische, kleindeutsche Bundesstaat Bismarcks sinkt in die graue Dämmerung zurück, die das zwar Dagewesene, jedoch Überwundene verhüllt.

Gewiß, die Demokraten von 1848 wollten die Einheitsrepublik, die Liberalen der Paulskirche wenigstens ein parlamentarisches Kaisertum mit verantwortlichen Ministern und starker Beschränkung der einzelstaatlichen Befugnisse. Aber warum sind sie beide nicht zur Verwirklichung ihrer Pläne gelangt? Etwa weil Friedrich Wilhelm IV. sich ihnen versagte, oder weil Bismarck mit brutaler Gewaltpolitik die Vertreter dieser Wünsche beiseite drängte? Nein, aus einem viel einfacheren und tieferen Grunde: weil die große Mehrheit des damaligen deutschen Volkes weder von der Einheitsrepublik noch von der parlamentarischen Monarchie nach englischem Muster etwas wissen wollte. Deutschland war um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein agrarisches Land. Großgrundbesitzer, Bauern und Kleinbürger gaben den Ton an, wenn auch einzelne Gebiete bereits stärker von der Industrie durchsetzt waren Die Heere von 1866 und 1870 waren Bauernheere. Die Masse der Bevölkerung hing an den angestammten Dynastien und der hergebrachten Weltanschauung. Der Protestantismus stand überall in Deutschland in engster Verbindung mit dem Fürstentum und zeigte nichts von der republikanischen Grundstimmung des westeuropäischen Kalvinismus. Der Katholizismus war damals den demokratischen Strömungen ebenfalls noch feindlich und strebte,

Digitized by Google

im Bund mit dem Fürstentum, die hergebrachte politische und soziale Ordnung zu erhalten. In dieser sozialen und geistigen Atmosphäre fanden die freiheitlichen und demokratischen Gedanken keine günstigen Lebensbedingungen, obwohl ihnen ein großer Teil der literarisch Gebildeten, auch des Beamtentums und der Kaufmannschaft in den größeren Verkehrsmittelpunkten zuneigte. Das Volk schloß sich ihnen nur zeitweise an unter dem Druck wirtschaftlicher Nöte, deren Ursachen man nicht verstand, oder aus Oppositionslust gegen die regierenden Kreise, die es natürlich immer gibt. Die Arbeiterschaft war noch sehr gering an Zahl und politisch ebenso ungeschult wie das Bürger- und Bauerntum. Das Frankfurter Parlament war bei den Massen des Volkes nie wirklich populär und verlor alle Sympathien der Demokraten, als es gegen den Frankfurter Pöbel preußische und österreichische Soldaten zu seinem Schutz herbeirief.

Bei der damaligen psychologischen Beschaffenheit der Massen hatte ein deutscher Gesamtstaat nur dann Aussicht auf Bestand, wenn er mit Zustimmung der Dynastien zustandekam und die Selbständigkeit und Eigenart der bestehenden Einzelstaaten möglichst schonte. Bismarcks Verdienst bestand gerade darin, daß er dies erkannte und nach dieser Erkenntnis handelte. Er schuf ein Reich wie es damals allein möglich war, und er schuf es mit vollem Bewußtsein unter möglichst geringer Erschütterung bestehender Verhältnisse und Anschauungen. Freilich scheute er revolutionäre Mittel nicht, wo sie ihm unvermeidlich schienen. Der Krieg gegen Österreich, die Beseitigung der feindlichen norddeutschen Dynastien legen davon genugsam Zeugnis ab; auch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts wurde vielfach als revolutionär empfunden. Aber er war stets darauf bedacht, nicht mehr vom Alten zu zerstören, als zur Erreichung seines Gesamtzieles unbedingt geboten erschien. Er hätte wahrscheinlich anstatt des Deutschen Reiches auch einen norddeutschen großpreußischen Einheitsstaat schaffen können; dann aber wären die Süddeutschen, die in einen solchen unter keinen Umständen hinein wollten, in die sehnsüchtig ausgestreckten Arme Frankreichs getrieben worden. Um sie in das Reich mit hineinzubringen, mußte er auf ein größeres Maß von Einheit verzichten.

Trotzdem bedurfte es dreier Kriege, um das Reich zu gründen und zu erhalten. Seine Grundlagen waren mit Blut und Eisen gekittet. Können wir uns wundern, daß es ein militärisches Gepräge trug? Der weitaus größte Teil der gemeinsamen Einkünfte diente zur Erhaltung der Rüstung; das Staatskleid seiner Kaiser und Fürsten war die militärische Uniform, und die Offiziere bildeten die erste Klasse seines Beamtentums, wie im alten Preußen unter Friedrich dem Großen. Auch das war nichts Zufälliges oder Willkürliches. Zum Teil war es eine preußische Erbschaft, bedingt durch Preußens führende Stellung in der Einheitsbewegung; zum Teil aber ein Ergebnis der politischen Gesamtlage, unter deren Druck die Reichsgründung vollzogen wurde und das neue Staatsgebilde zu leben gezwungen war.

Wenn es heute manchem so scheint, als sei zuviel Preußentum in dem Reich von 1871 gewesen, so sollte er bedenken, daß Preußen Deutschland gerettet hat, als es in Gefahr stand, zwischen den immer stärker werdenden Nachbarn erdrückt zu werden. Was wäre von einem selbständigen Deutschland übriggeblieben ohne den Staat Friedrich des Großen? Er bildete das Kraftzentrum, um welches die nach dem Dreißigjährigen Kriege noch übriggebliebenen Kräfte des deutschen Lebens sich sammeln konnten. Er war auch im 19. Jahrhundert zwischen all den in Kleinstaaterei und lokalem Philistertum versunkenen Staaten und Stäätchen die einzige Macht, die Deutschlands Sache

Digitized by Google

gegenüber den anderen Großmächten vertreten konnte; denn die Donaumonarchie wurde von anderen als deutschen Interessen beherrscht. Gewiß hat die größte Schöpfung des deutschen Geistes in den neueren Jahrhunderten, unsere klassische Literatur, außerhalb Preußens ihren Ursprung und ihre vornehmsten Pflegestätten gehabt. Aber wieviel von dem altpreußischen Geiste strenger Pflichterfüllung steckt nicht in der Philosophie Immanuel Kants! Man darf bezweifeln, ob sie auf anderem Boden möglich gewesen wäre. Und Fichte und Hegel fanden doch die eigentliche Stätte ihres Wirkens erst in Preußen. Was wäre wohl überhaupt von dieser großen Kultur übriggeblieben außer einer blassen historischen Erinnerung, wenn das deutsche Volk im Anfang des vorigen Jahrhunderts politisch ganz auseinandergefallen wäre, wenn Napoleons französische Universalmonarchie gesiegt und sich mit Rußland in die Herrschaft über Europa geteilt hätte? Die Freiheitskriege sind nicht denkbar ohne das preußische Heer, ohne Blücher und Scharnhorst, ohne die allgemeine Wehrpflicht und das preußische Offizierkorps. Man mag es beklagen, daß das geistige Erbe der Goethe- und Schillerzeit nicht immer im Geiste jener großen Tage weitergebildet worden ist; aber daß es überhaupt als schaffende Kraft in einem lebendigen Volke weiterwirken konnte, das verdanken wir doch in erster Linie der nationalen Unabhängigkeit Deutschlands, die nicht der schwache Deutsche Bund, sondern das preußische Schwert gesichert hat. Preußen war der große Ueberwinder des Partikularismus, soweit seine Macht reichte, und selbst das naturnotwendig neu entstehende preußische Sonderbewußtsein hatte einen gesamtdeutschen Zug, der immer stärker hervortrat, seitdem auch die Rheinlande und weite Gebiete Mitteldeutschlands dazu gehörten. Denn ihm fehlte die enge Verquickung mit der Sonderart eines einzelnen deutschen Stammes, aus der Bayern und Württemberg ihre Kraft ziehen, in der diese Staaten aber auch ihre Schranke finden. Diese große Funktion des preußischen Staates ist auch heute noch nicht entbehrlich. Oder würde die Zertrümmerung Preußens etwas anderes bedeuten als die volle Auflösung Deutschlands in landschaftliche Sondergebiete mit einer schwachen Zentralgewalt, die keine Mittel hätte, über die Verschiedenartigkeit der Interessen Herr zu werden?

Preußen konnte aber diese Bedeutung nur gewinnen, weil es die stärkste und innerlich festeste Militärmacht unter den deutschen Staaten war. Nur deshalb fiel ihm die Führung in den Einheitskämpfen und die Vertretung Deutschlands nach außen zu. Es hätte in keines Menschen Macht gelegen, diesen militärischen Charakter des Staates nach dem Siege auszulöschen oder entscheidend abzuschwächen.

Dazu kam, daß unser politischer Zusammenschluß und unser mächtiges wirtschaftliches Fortschreiten nach der Reichsgründung die altüberlieferte Eifersucht der Nachbaren noch verstärkte. Um uns ihrer zu erwehren, brauchten wir auch nach 1871 die starke, wenn auch schwere Rüstung aus der preußischen Schmiede, brauchten wir den preußischen Geist straffer Zusammenfassung aller Kräfte. Nicht weil er zu stark gewesen wäre, sondern weil er zuletzt doch nicht stark und nicht schöpferisch genug war, um das ganze Volk in den entscheidenden Stunden höchster Gefahr zusammenzuhalten, sind wir schließlich dem vereinten Druck aller, die uns beneideten und fürchteten, erlegen.

Wir verstehen es also, warum das Deutsche Reich monarchisch und föderalistisch, militärisch und preußisch war und sein mußte. Aber hätte es nicht wenigstens das mitteleuropäische Deutschtum vollständig umfassen sollen? War es nicht ein Fehler der einseitig preußisch und protestantisch orientierten Geistesart Bismarcks

Digitized by Google

und seiner Mitstreiter, daß man die Deutschen Österreichs außerhalb des Reiches ließ? Hatten nicht doch die Männer der Paulskirche recht, die schon damals „Großdeutschland" wollten, nicht das verstümmelte Kleindeutschland, das 1870 zustandekam?

Nein, auch das war damals nicht möglich. Denn die Deutschen Österreichs fühlten sich selbst im Grunde nicht in erster Linie als Deutsche, sondern eben als Österreicher. Sie hingen aus jahrhundertelanger Gewöhnung und Tradition an der habsburgischen Monarchie, an dem großen Donaureich, in dem sie mit Ungarn, Slawen und Rumänen zu einem vielgestaltigen Ganzen vereinigt waren. Als sie vor die entscheidende Frage gestellt wurden, — die sich gar nicht umgehen ließ, solange man auch die Augen vor ihr zu verschließen suchte, — ob sie ihre Aufnahme in das neue Deutschland mit der Loslösung aus dieser Monarchie erkaufen wollten, da war nur ein kleiner Teil von ihnen dazu bereit. Die meisten wollten Deutsche sein und Österreicher — im Sinne der habsburgischen Gesamtstaatsidee — bleiben und konnten nicht begreifen, daß das unmöglich war. Alle die künstlichen Pläne einer Verbindung beider Reiche, einer Zusammenschachtelung durch ausgeklügelte Bundesprojekte, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt; das große Siebzigmillionenreich vom Rhein und der Nordsee bis zu den Karpathen wäre kein deutsches Reich gewesen, und hätte des festen Kittes einer einheitlichen nationalen Grundlage entbehrt. Es war ein Traum, der dadurch der Wirklichkeit nicht näher kam, daß er auch noch im 20. Jahrhundert weiter geträumt wurde. Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" war nur der letzte Ausläufer dieser Gedankenreihe. In Wahrheit lag es so, daß die Deutsch-Österreicher nur in ein Deutsches Reich eintreten konnten, wenn vorher das Donaureich zertrümmert war. Nach dem Weltkriege ist diese Möglichkeit gegeben, die zu Bismarcks Zeiten nicht bestand; ob sie jetzt Wirklichkeit werden kann, hängt ja leider nicht allein von uns und unseren österreichischen Brüdern ab, sondern von den feindlichen Mächten, die jetzt die Obervormundschaft über Europa ausüben.

Dies alles wird ein Betrachter, der die Wahrheit sehen will, nicht in Abrede stellen können. Aber er wird eine andere Frage stellen müssen. Wie kam es, daß die Formen, die 1870 den vorhandenen Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprachen, schon nach wenigen Jahrzehnten zerbrachen? Man beantwortet diese Frage nicht ausreichend, wenn man auf das rapide Tempo der wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen der Zwischenzeit hinweist. Denn eine gute Verfassung muß elastisch genug sein, um sich den Veränderungen des Volkslebens anzupassen. Aber es scheint mir, daß auch hier der Fehler nicht in den Einrichtungen von 1871 lag, die Verfassungsänderungen ohne allzu große Schwierigkeiten auf gesetzlichem Wege ermöglichten, sondern an dem Geiste, der die Regierenden beherrschte. Der altpreußisch-militärische Geist, dessen Erhaltung bei der Gefährlichkeit unserer Weltlage notwendig war, hatte nicht Biegsamkeit genug, um sich den neuen Verhältnissen und den neuen geistigen Strömungen einzuordnen, ohne das Große und Unentbehrliche seiner Eigenart aufzugeben. Er verlangte Gehorsam und Unterordnung, während die zum Selbstbewußtsein erwachten Volksmassen forderten, daß man mit ihnen verhandle, sie überzeuge von der Notwendigkeit dessen, was von oben befohlen ward. Gerade weil sie das nicht erreichen konnten, verfielen sie immer einseitiger der Vorstellung, als werde der Staat nur von einer privilegierten Klasse zu ihrem Vorteil regiert und nicht nach den Interessen der Allgemeinheit. Je höher die Opfer waren, die der Staat von den Massen forderte, desto schärfer und gefährlicher wurde diese Stimmung, bis sie nach den vierjährigen Leiden des Weltkrieges die Revo-

Digitized by Google

lution gebar. In allzu großem Selbstvertrauen unterschätzten die Vertreter des altpreußischen Geistes die Gefahr einer solchen Stimmung des eigenen Volkes ebenso wie die Bedeutung des Urteils der außerdeutschen Welt über unseren Staat und unsere Politik, während sie das Maß unserer Kräfte und die Trefflichkeit unserer Einrichtungen überschätzten. Bismarck hatte stets gewußt, auf wie unsicheren Pfeilern unsere Weltstellung ruhte, da er sie selbst hatte errichten helfen; er hat sorgenvoll bis an sein Ende danach gestrebt, durch Bündnisse und künstliche Balancierung aller gegnerischen Kräfte die Gefahr abzuschwächen. Der folgenden, im Besitz und Glanz einer scheinbar unbestreitbaren Macht und Geltung herangewachsenen Generation fehlte der Blick für die Tiefe des Abgrunds, an dessen Rande wir wandelten. Manch übermütiges und taktloses Wort wäre sonst ungesprochen geblieben, manch übereilter Entschluß vermieden worden. Nicht in den Einrichtungen selbst lag der Fehler; sie hätten bei weiser Weiterbildung noch lange den festen Rahmen unseres Lebens abgeben können; er lag auch nicht allein in den Personen und ihren individuellen Unzulänglichkeiten; er lag zuletzt in der fast übermütigen Stimmung der von Erfolgen aller Art berauschten und darum für äußere und innere Gefahren und Mängel nicht genügend empfindlichen tonangebenden Kreise unserer Nation.

Aber noch eines wird man nicht vergessen dürfen, wenn man das Reich der Hohenzollern als historische Gesamterscheinung ins Auge faßt. Das Streben nach politischer Macht und wirtschaftlichen Riesengewinnen, das dem Deutschtum der klassischen Periode fremd war, hatte mit dem ganzen Reiz der Neuheit und dem steigenden Stolz darauf, daß wir auch dies leisten konnten, die schaffenden Kräfte unseres Volkes ergriffen und hielt sie mit eisernen Klammern fest. Unter dem Druck einer vorwiegend auf das Materielle gerichteten Weltanschauung verkümmerte der deutsche Geist. Was Friedrich Nietzsche schon in den achtziger Jahren mit prophetischem Blick erkannt hat, liegt heute vor unser aller Augen; das neue Deutschland war nicht fähig, geistige Leistungen großen Stiles hervorzubringen. Was von beachtenswerten geistigen Schöpfungen nach 1870 entstand, wurde noch von der alten, im Kampfe um die nationalen und freiheitlichen Ideale herangewachsenen Generation geschaffen. Dem folgenden Geschlecht raubte die einseitige Einstellung auf den äußeren Erfolg die Fähigkeit zu großem Schaffen aus dem inneren Erleben heraus. Dem kaiserlichen Deutschland fehlten die einigenden geistigen Ideale, die einer Zeit den Stempel geben; dem Leben wie der Kunst fehlte daher der einheitliche Stil, den die großen Epochen der Geistesgeschichte zeigen. Was aber bedeuten politische Formen, was äußere Macht und Reichtum, wenn sie nicht der Ausdruck lebendiger Ideale und des Willens zu ihrer Verwirklichung sind?

Aus diesen hier nur in äußerster Kürze angedeuteten Gedankengängen ergibt sich die Stellung, die wir zu der Schöpfung von 1871 heute, glaube ich, einnehmen müssen. Sie war ein notwendiges, nicht zu überspringendes Stadium unserer nationalen Entwicklung. Sie entsprach in ihrer Gestaltung den Bedürfnissen und Gegebenheiten ihrer Zeit. Sie hat darüber hinaus Unvergängliches geleistet, indem sie der Mehrzahl der Deutschen erst wieder ein gemeinsames Dach über die Köpfe setzte, sie daran gewöhnte, sich nicht nur kulturell, sondern auch politisch als ein Ganzes zu fühlen, und sie mit Stolz auf das gemeinsame Vaterland und seine kriegerischen und wirtschaftlichen Leistungen erfüllte. Wenn wir aus dem furchtbaren Zusammenbruch von 1918 wenigstens unsere nationale Einheit haben retten können, so sind wir den Dank dafür in erster Linie Bismarck und seinem Werke schuldig. Ihn und das Reich der Hohenzollern herabzusetzen und zu verunglimpfen, ist ein Frevel am deutschen Volke, das die

Digitized by Google

Erinnerung an den Glanz jener Zeiten als ein teures Vermächtnis, als eine Gewähr für unsere Kraft und unser Können auch auf den Gebieten des äußeren Lebens im Gedächtnis bewahren muß und wird.

Aber es ist gefallen, nicht nur durch die Ungunst äußerer Umstände und den Neid der Feinde, sondern auch durch die Schwächen, die ihm anhafteten und vielleicht anhaften mußten. Wiederherstellen läßt es sich nicht. Wer davon träumt, ist ein Phantast, der nicht weiß, das Vergangenes nie wieder künstlich lebendig gemacht werden kann. Das neue Deutschland, das wir auf weit bescheidenerer Basis aufbauen müssen, sollte sich dessen bewußt bleiben, daß es aus dem Reiche Bismarcks erwachsen ist und sollte bemüht sein, von dem Guten und Starken, was darin war, möglichst viel zu erhalten und nutzbar zu machen. Aber es soll und muß auch nach dem streben, was jenem fehlte: nach der Versöhnung aller Volksschichten in der lebendigen Teilnahme an einem auf freier Mitwirkung aller gegründeten Staatsleben und nach der Durchdringung des Lebens mit jenen geistigen Idealen, zu denen uns die Dichter und Denker unserer klassischen Periode den Weg gezeigt haben. Auch sie gilt es nicht nachahmend aufzunehmen, sondern aus dem deutschen Geist heraus, dem sie entsprossen sind, neu zu erzeugen und den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart gemäß weiterzubilden. Nur wenn uns das gelingt, werden wir den kommenden Geschlechtern gegenüber eine Rechtfertigung dafür haben, daß wir das Reich der Hohenzollern haben zertrümmern lassen, anstatt es zu erhalten und zu verbessern. Erich Brandenburg (Leipzig).

Die deutsche Frage.

Die Lösung der deutschen Frage durch den Krieg von 1866 war nicht ideal; denn sie schloß 10 Millionen deutscher Volksgenossen von der großen Masse ihrer Brüder ab und lieferte sie, die bisher der herrschende Teil vom Inn bis zur Save, von den Sudeten bis zum Karst gewesen waren, der Übermacht der zahlreichen fremdsprachigen Volksteile aus, welche mit diesen 10 Millionen Deutschen die österreichisch-ungarische Monarchie bildeten. Allein unter den damaligen Verhältnissen war eine andere Lösung nicht möglich. Im alten deutschen Bund hatten sich zwei gleich starke Großmächte herausgebildet, ein Kondominium dieser beiden Mächte war auf die Dauer unmöglich, es blieb daher nur das Ausscheiden der einen Macht übrig. Die deutsche Frage mußte im Widerspruch zu den Wünschen und Gefühlen von Millionen von Volksgenossen in kleindeutschem Sinn entschieden werden. Das Jahr 1870 brachte die staatliche Vollendung dieses kleineren Deutschlands. Die Bismarcksche Verfassung suchte zwei Ziele zu erreichen:

1. Eine weitgehende Stärkung der zentralen Macht.
2. Schonung der Dynastien und der Rechte der Bundesstaaten, soweit dies mit dem ersteren Ziel vereinbar war.

Bismarck glaubte das erstere Ziel erreichen zu können, wenn er das Präsidium des Bundes dauernd dem Fürsten des größten Bundesstaates sichere, wenn er die völkerrechtliche Vertretung des Reiches nach außen, die gesamte Führung der äußeren Politik, das Recht den Krieg zu erklären und den Frieden zu schließen, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten einzugehen der Zentralstelle vorbehalte. Die Repräsentanten dieser Zentralstelle waren der Kaiser und der Bundesrat. Durch die Mitwirkung des Bundesrates bei den wichtigsten Lebensäußerungen der Nation nach außen war dem Empfinden der Bundes-

Digitized by Google

fürsten und der Völker der Bundesstaaten, wie es sich aus einer längeren historischen Vergangenheit entwickelt hatte, Rechnung getragen. Wenn später die Fürsten und Regierungen einzelner Bundesstaaten ihre Rechte nicht genügend ausgenützt haben, so trifft hiefür die Schuld sie selbst, nicht aber die Verfassung. Dies trifft besonders zu auf die Tatsache, daß durch die Lässigkeit der Bundesfürsten und bundesstaatlichen Regierungen der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten beim Bundesrat niemals jene Rolle gespielt hat, die auf Grund des föderativen Charakters des Reiches erwünscht gewesen wäre. Die zweite Säule für die Macht des Reiches sollte neben der einheitlichen politischen Führung nach außen sein die Einheit der Kriegsmacht und die dritte Säule die Einheit des Zoll- und Handelsgebietes, der Zoll- und Handelsgesetzgebung.

In allem, was darüber hinauslag, erfreuten sich unter der alten Reichsverfassung die Bundesstaaten einer mehr oder minder weitgehenden Bewegungsfreiheit.

Die Bismarcksche Verfassung war auf die, durch die Lösung des Konfliktes von 1866 gegebenen Verhältnisse gegründet. Sie war getragen von der Politik des Erreichbaren.

Ob diese Verfassung auf die Dauer der Schicksalsbestimmung des deutschen Volkes entsprach, das steht auf einem andern Blatt. Bismarck hat zweifellos gefühlt, daß die Lösung der deutschen Frage im Jahre 1866 in kleindeutschem Sinn etwas Unvollendetes sei, etwas, was weder der Vergangenheit des deutschen Volkes, noch seiner künftigen Bestimmung entsprach, etwas, was die Kraft des Deutschtums, der alten deutschen Ostmark gegenüber dem Slawentum, gegenüber dem Völkergemenge an der unteren Donau lähmen müßte. Denn niemals konnten die Deutschen Österreichs nach Osten und Südosten und Nordosten, abgetrennt von den übrigen Deutschen, losgelöst von den wirtschaftlichen Verbindungen mit denselben durch gemeinsames Zoll- und Handelsgebiet, losgelöst von der militärischen und kulturellen und moralischen Macht der anderen 60 Millionen, ihre alte Kulturmission mit der alten kolonisatorischen Kraft weiterführen, die sie im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit ausgezeichnet hatte. Es war ihnen sozusagen im Rücken die Stütze weggenommen. Bismarck hat geglaubt, diese Schattenseite der Regelung der deutschen Frage im Jahre 1866 wettmachen zu können durch ein engeres politisches Bündnis mit der Donau-Monarchie. Allein dieses Bündnis war ein Bündnis mit dem Kaiser der Donau-Monarchie, aber nicht mit den Völkern, und darin lag seine Schwäche. Eine Zeitlang hat dieses Bündnis den Zweck erfüllt, den ihm Bismarck zugedacht. Allerdings nur deshalb, weil ein so überlegener Geist wie Bismarck die Fäden der Politik straff in Händen hatte. Später aber konnte dieses Bündnis nicht mehr halten, was sein Schöpfer sich von ihm versprochen.

Und hier beginnen die Versäumnisse der nach-bismarckischen Zeit. Es hätte über den Rahmen der deutschen Reichsverfassung hinaus zum mindesten ein enger Zusammenschluß wirtschaftlicher, rechtlicher, sozialer und vielleicht auch militärischer Natur zwischen Zisleithanien und dem deutschen Kaiserreich gesucht werden müssen. Die Aufgabe, die man zu lösen tastend versuchte im Sommer des Jahres 1918 bei den sogenannten Salzburger Verhandlungen, diese Aufgabe hätte schon gelöst werden müssen in der Caprivi-, Hohenlohe- und Bethmann-Periode. Dies ist nicht geschehen. Österreich-Ungarn wurde in seinen Lebensinteressen immer weiter von dem Westen abgetrennt und nach Südosten geschoben; von dorther kam das Unheil, das zum Zusammenbruch führte.

Der Zusammenbruch im Jahre 1918 hätte äußerlich zwar alle günstigen Momente geboten, die deutsche Frage in großdeutschem Sinn zu lösen. Durch die Abspliterung der fremdsprachlichen Sukzessionsstaaten standen die Deutsch-Österreicher allein, und was wäre natürlicher gewesen, als daß sie sich sofort

Digitized by Google

an ihre deutschen Brüder nördlich der Alpen und diesseits des Böhmerwaldes angeschlossen hätten? Der eifersüchtige Machtspruch Frankreichs verhinderte dies für den Augenblick, für die Dauer wird er es nicht verhindern können, weil die wirtschaftliche Unzulänglichkeit Österreich-Ungarns nur eine doppelte Lösung zuläßt: Wiederaufrichtung der Donau-Monarchie oder Anschluß an Deutschland.

Eine Wiederaufrichtung der Donau-Monarchie ist unmöglich, weil Italien und Jugoslawien dies unter allen Umständen verhindern.

„L'Austria-Ungheria non deve risorgere", schreibt der „Corriere della Sera" in Nr. 270 vom 10. November. „Österreich-Ungarn darf nicht wieder erstehen", das ist auch die Parole Jugoslawiens. Es genügt, an die serbische Geschichte zu denken, um zu verstehen, daß dieses Land nach Italien der stärkste Widersacher für die Wiederaufrichtung eines föderativen Donaustaates ist. Ja man darf annehmen, daß Serbien in noch höherem Maße als Italien die Wiederherstellung eines großen Donaustaates als feindseligen Akt betrachten würde. Daher die sonst nach außen hin völlig unbegreifliche Erscheinung, daß der jugoslawische Ministerpräsident Trumbic in Rapallo mit dem Vertreter Italiens nach Regelung der gegenseitigen Streitfragen gleich ein Bündnis vereinbart. Die zwei stärksten Antagonisten in einem Bündnis vereinigt! Gegen wen? Gegen nichts anders als gegen die Gefahr der Wiederherstellung des alten Österreich-Ungarn.

Unter solchen Umständen bleibt nur die zweite Lösung der österreichischen Frage möglich, die natürliche, die jeder deutsche Volksgenosse aus dem innersten Herzen wünschen muß, die Rückkehr der Brüder zu den Brüdern, der Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland. Jetzt ist die Zeit, wo es heißen muß durch alle deutschen Gaue:

Von der Mosel bis zur Memel, vom Belt bis zum Eisack,
von der Maas bis zur Leitha.

Diese Lösung ist aber nicht möglich, wenn auch das neue große Deutschland unter das Joch der preußischen Hegemonie gebeugt wird, die im Grund genommen nichts anderes ist, als eine Hegemonie der undeutschesten aller deutschen Städte, der preußischen Hauptstadt Berlin. Darum gewinnt eine richtige Lösung der preußischen Frage eine so gewaltige Bedeutung für das gesamte Deutschtum.

So gut vor dem Jahre 1866 eine Lösung der deutschen Frage unmöglich war, solange zwei gleich starke Großmächte im Deutschen Bund miteinander wetteiferten, ebensowenig ist eine richtige Lösung der deutschen Frage im gegenwärtigen Deutschen Reiche mit Einschluß unserer österreichischen Brüder möglich, solange innerhalb dieses Gebietes die Konkurrenz zweier Regierungen und Parlamente — der deutschen und der preußischen — vorhanden ist, die einander die Wagschale halten, die einander sabotieren können. Wohin dieser Zustand führt, sehen wir ja zurzeit, wo wir im Reiche eine auf eine Minorität sich stützende bürgerliche Regierung haben, im größten Bundesstaat eine auf eine Majorität gestützte überwiegende sozialistische Regierung. Die eine Regierung zieht rechts, die andere links.

Der Übelstand, der hier der Gesundung der deutschen Verhältnisse gegenübersteht, kann aber nicht dadurch beseitigt werden, daß man Preußen atomisiert, wie man es unglücklicherweise aus der Not des Augenblicks heraus mit der Lösung der oberschlesischen Frage getan hat. Der Zerfall Preußens in ebensoviele autonome Staaten, als es Provinzen hat, kann Deutschland nicht stärken, sondern nur schwächen. Dieser Zerfall bietet feindlich gesinnten Nachbarn die Möglichkeit, bald in diesem Kleinstaat, bald in jenem Kleinstaat mit ihren Quertreibereien einzusetzen und fruchtbaren Boden zu finden.

Das Seziermesser muß anderswo angelegt werden. An dem übertriebenen Berliner Zentralismus und Unitarismus, unter dem das wirtschaftliche,

Digitized by Google

staatliche und kulturelle Leben nicht bloß des außerpreußischen Deutschland, sondern auch der preußischen Landesteile selbst gewaltig leidet. Ich denke mir die Lösung so:

Man lege die westlichen, durch Stammeseigenschaften, geschichtliche Vergangenheit und wirtschaftliche Verhältnisse zusammengehörigen Provinzen: Rheinland, Westfalen, Hessen-Nassau, zu einer politischen und wirtschaftlichen Einheit zusammen mit einer zentralen Leitung, desgleichen die mittleren Provinzen Schleswig, Hannover und Sachsen, desgleichen die Provinzen östlich der Elbe. Diesen drei Gebieten gebe man eine weitgehende Selbständigkeit in Wirtschaft und Verwaltung. Damit kann man den furchtbaren Zentralapparat Berlins gewaltig erleichtern und die Führung der Geschäfte bedeutsam beschleunigen. Daß dieser Gedanke in der Luft liegt, ergibt sich ja auch aus dem Plan, der inzwischen aufgetaucht und besprochen worden ist, Deutschland in seine natürlichen Wirtschaftsgebiete zu zerlegen. Allein die konsequente Durchführung dieses Gedankens würde zweifelsohne zur Zerreißung alter staatlicher, festgewordener Einheiten führen. Das was ich vorschlage ist keine Zerreißung, sondern eine Konsolidierung Preußens. Würde Preußen in dem angedeuteten Sinn zerlegt in seine natürlichen Bestandteile, dann könnte der größte Teil der Verwaltungsaufgaben und der Wirtschaftsaufgaben der preußischen Regierung in die Hand der Oberleitungen dieser natürlichen Gebiete gelegt werden. Es könnte aber immerhin in der Hauptstadt eine zusammenfassende Oberregierung über diese Teile erhalten werden. Das wäre dann kein Schaden, wenn die Diktatur Berlins über die übrigen preußischen Provinzen und über das übrige Deutschland gebrochen würde. Dann wäre es auch ein Leichtes, die österreichischen Brüder in irgendeiner Form anzuschließen, wenn durch eine veränderte politische Konstellation in der Welt sich die Möglichkeit bietet zur politischen Vereinigung aller Deutschen im Herzen Europas. Was ich kürzlich einem Vertreter des „Matin" gesagt habe, das wiederhole ich auch hier:

„Nicht einzelne Staaten Europas sind krank, sondern ganz Europa. Gesund werden kann das alte Europa nur unter zwei Voraussetzungen:

1. Unter der Voraussetzung, daß alle Nationen Europas sich endlich einmal überzeugen, daß Europa eine wirtschaftliche Einheit ist, daß die Verstümmelung eines Gliedes zugleich auch schwere Leiden für die andern Glieder mit sich bringt.

2. Unter der Voraussetzung, daß jede Nation in Europa ihr eigenes Haus hat. Und wenn dies unter dem Nationalitätsprinzip, auf Grund dessen die Herren von der Entente den Krieg zu führen vorgaben, selbst kleinen Nationen zuteil geworden, dann darf man es dem großen deutschen Volk nicht vorenthalten."

Ganz Deutschland soll es sein.

München. Sebastian Schlittenbauer.

Bismarck.

Wer hätte gedacht, daß die 50. Wiederkehr des Gründungstages unseres Reiches anderen als niederdrückenden Gedanken Raum ließe? Wenigstens ein Gedanke jedoch tut uns wohl und muß uns bei aller Wehmut, allem Schmerzlichem, das auch ihm anhaftet, wohltun. Wäre der Krieg und das Unglück nicht gekommen, wir ständen heute vor Festlichkeiten, in denen sich das wilhelminische Zeitalter vielleicht überschlagen würde. Trubel, Äußerlichkeiten und Ungeschmack würden niemand unter uns zu getragener Stimmung, zu dankbarer und weihevoller Erinnerung, zu Besinnung und männlichem Ausblick kommen lassen. Des Mannes, dem wir das Reich nächst Gottes Vorsehung zu danken haben, wäre kaum und wahrscheinlich in einer Form gedacht worden, die uns die Zornesadern schwellen machte.

Digitized by Google

Nun aber wird Bismarck vorweg, so wie sich die Dinge gewandelt haben, zu seinem Rechte gelangen. Es gehört zu den bemerkenswertesten Tatsachen seit der Niederlage, wie die Geschichtsschreibung so sehr als aller politische Fortschritt unseres Volkes den Alten vom Sachsenwalde aus den Nebeln des wilhelminischen Zeitalters wieder herausrücken und wie sein Geist aufs neue unter uns lebendig, in uns wirksam wird. Die Saat, die er in den Jahren von 1879 an noch in die Erde brachte, vom Volke nicht begriffen und von den Parteien ausgespottet, sprießt aus dem Boden. Wie oft warnte er die Nation damals vor der Unverträglichkeit des Parlamentarismus mit echtem politischen Verantwortlichkeitsbewußtsein. Heute werden die ergreifenden Bilder, in denen er es tat, einer täglich wachsenden Zahl von Volksgenossen klar. Sie ahnen auch schon, daß wir auf dem Wege zur Diktatur sind, weil sich das Staatsorgan, das von Natur allein dazu befähigt war, uns ohne Gewalt und Vergewaltigung wieder zur inneren Erhebung und Festigung zu verhelfen, die Monarchie, durch die Mitschuld des ganzen Volkes unter Wilhelm II. abnutzte und dann 1918 vernichtet wurde. Damit er solcher Gefahr noch vorbeugte, hat Bismarck getastet und gesucht, um in den Gebilden, die das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben unsrer Tage unter seinen Augen neu und vielfach noch erst in Andeutungen hervorbrachte, Möglichkeiten der Wiederanknüpfung an geschichtliche Formen des heimischen Staatslebens zu erkennen, in der Hoffnung, daß damit auch dessen Geist in der Nation wieder rege würde. Die Arbeitsgemeinschaften, die Betriebsräte, der gegenwärtige Versuch mit der Kleinaktie in der Voraussicht, daß die Gewerkschaften, wenn er gelingt, aus Klassenkampforganisationen Treuhänder der arbeitenden Bevölkerung werden, — alle diese Anläufe unsrer Tage sind doch nur wie ein sich Zurückbiegen des politischen Denkens der Nation zu dem mächtigen Planen Bismarcks, die Reichsverfassung für die Zukunft auf die Berufsgenossenschaften zu gründen. Er vermochte es noch nicht zur Reife zu bringen. Heute sind wir auf dem Wege dazu. Schon haben wir, von den Unabhängigen erzwungen, den Reichswirtschaftsrat, den die Parteien vor 25 Jahren dem eisernen Kanzler versagten. Und wird nicht auch bereits über dem einstweilen noch so ohnmächtigen Ringen unseres Geschlechts um die Neuordnung des durch die Weimarer Verfassung zerstörten Gleichgewichts zwischen den unitarischen und den partikularistischen Kräften unserer Staatsentwicklung vollkommen augenfällig, mit welch treffsicherer Genialität Bismarck selbst diese schwerste und doch wichtigste Aufgabe 1866 und 1870 gelöst hatte? Fünfundvierzig Jahre lang schalten Süd- und Westdeutsche das Reich ein verkapptes Großpreußen, und heute schauen sie sorgenvoll nach dem Tage aus, an dem in Preußen gewählt und sich entscheiden wird, ob Preußen fortbestehen und aufs neue zum Rückgrat der bundesstaatlichen Verfassung Deutschlands werden kann. Zu dem unmittelbaren und starken Eindruck der elementaren Tatsachen des praktischen Staatslebens gesellt sich gegenwärtig die feinere Wirkung der ausgezeichneten Schilderung von Bismarcks auswärtiger Politik in seinen letzten Kanzlerjahren, die in dem kürzlich veröffentlichten nachgelassenen Buche Hans Plehns enthalten ist. Die Balkanfrage lastete auf dem großen Staatsmann, wie sie nur je auf unserem Geschlechte gelastet hat. Aber sie erdrückte ihn nicht, wie sie seine Nachfolger erdrückte. In ungeheurer Anstrengung, die ihn zur vollen Auswirkung seiner Überlegenheit über alle zeitgenössischen Staatsmänner befähigte, sowohl wo es sich um die Einsicht in das Wesen der Dinge handelte, als wo es listenreiches Ausweichen oder entschlossenes Hervortreten galt, verhinderte Bismarck 1884 bis 1890 jede Verwicklung unserer Politik in das Hin und Her der orientalischen Streitigkeiten, damit wir nicht zwischen Rußland und England gerieten; er sorgte dafür, daß der

Digitized by Google

Druck, der am Goldenen Horn Rußland entgegengesetzt werden mußte, von England ausgeübt wurde. Dabei sann er aber unaufhörlich darüber nach, ob er diese Gefahr, die unserer Staatskunst alle Bewegungsfreiheit nahm, nicht an der Wurzel fassen und beheben konnte; seine Absichten, den Balkan zwischen Rußland und Österreich-Ungarn zu teilen, sind ihm dorther gekommen. Aber man muß bei Plehn selber nachlesen, wie der Kanzler Schachzug um Schachzug erdachte; mit einem bloßen Hinweis auf seine unvergleichliche Kunst in ein paar Sätzen ist es nicht getan. Er blieb gerade lange genug im Amte, um unser Vaterland durch die klippen- und riffreiche Strecke hindurchzusteuern, als die sich uns heute die europäische Politik von 1884 bis 1890 darstellt. Wir und die Welt verdanken der Bismarckschen Führung jener Jahre die Erhaltung des Friedens noch um fernere fünfundzwanzig Jahre. Erst 1909 wurde die Fahrt wieder ähnlich gefährlich. Es zeugt von unglaublicher Beschränktheit der politischen Urteilskraft, wenn es immer noch Leute gibt, die uns sagen, daß doch selbst Bismarck das russisch-französische Bündnis nicht hätte verhindern können. Er hat verhindert, daß es zwischen Mitteleuropa und Rußland-Frankreich Ende der achtziger Jahre zum Schlagen kam, obwohl es an Zündstoff damals so wenig mangelte wie 1909—1914. Für seine Zeit löste er damit die Aufgabe, die seine Nachfolger zu ihrer Zeit eben nicht mehr zu lösen vermochten. Daß dieser Unterschied gerade jetzt ein für allemal klargestellt wurde, gehört sicher mit zu den erbaulichen Erscheinungen des nationalen Lebens der Gegenwart; und die Genugtuung, die wir darüber empfinden dürfen, wird dadurch noch ernster und herzlicher, daß der Mann, der sie uns durch seinen Forscherfleiß verschaffte, den Anblick des augenblicklichen Verfalls unseres Vaterlands hinten nach nicht mehr ertragen konnte und brechenden Herzens den Tod in den Wellen suchte.

Wie viele von uns haben sich nicht unmittelbar nach der Niederlage und der Revolution beirren lassen bis zur Verleugnung des Gutes, das wir am Reiche, so wie es aus Bismarcks Schöpferhand 1870 hervorging, besaßen? Auch ein so sachkundiger und erfahrener Staatsrechtslehrer wie Geheimrat Zorn schrieb damals im „Tag", daß das Bismarcksche Werk von der Weltgeschichte zu leicht befunden worden sei. Erst zwei Jahre sind seitdem vergangen, und wir sehen, daß die Nation nicht fort von Bismarck, sondern auf die von ihm gebahnten Pfade zurückstrebt. Das nachbismarcksche Geschlecht dagegen fällt wie welkes Blattwerk zu Boden, weil es sich nicht fähig erwies, Art und Wert des Erbes zu begreifen, das ihm zur Hut anvertraut worden war. Der Herr Herausgeber der „Monatshefte" hatte ursprünglich die Absicht für dieses Heft einen Beitrag mit der Überschrift „Von Bismarck zu Fehrenbach" schreiben zu lassen. Aber es führt keine Linie von dem einen zum andern. Die Weltgeschichte wird die beiden Männer sicher nicht zusammen nennen. Es führt eine Linie von Moltke zu Schlieffen, und dem verdanken wir unsere wenigstens verhältnismäßig große Leistung im Kriege. Eine andere Linie führt vielleicht von Roon zu Tirpitz. Jedoch von Bismarck kommt keine Linie her auf uns zu. Oder sie ist noch nicht sichtbar. Möglich, daß die Erhebung, deren Wehen wir in uns und um uns her spüren, schon demnächst erkennen lassen wird, ob sich Bismarcks und unsere Zeit auch staatlich in einer Persönlichkeit verknüpfen. Aus den Kreisen der rheinisch-westfälischen Industrie empfing der Kanzler die stärksten Anregungen zu seiner inneren Politik der achtziger Jahre. Wenn was er damals erstrebte, heute Gestalt annimmt, ist es denkbar, daß von Geschichts wegen die Überschrift dieser Zeilen: „Von Bismarck zu Stinnes" lauten müßte. Der innere Zusammenhang, der allem geschichtlichen Geschehen eignet, macht es bis zum Beweise des Gegenteils nicht unglaubhaft. Aber noch harren wir, daß er in die Erscheinung tritt.

Martin Spahn (Köln).

Digitized by Google

Der wirtschaftliche Aufschwung im neuen Reich.

Der bayerische Handel und die bayerische Industrie hatten seit dem Kriege vielfach berechtigten Anlaß zu Klagen über die Bevorzugung Preußens und vor allem Berlins im Reiche. Die fast ausschließliche Domizilierung der Kriegsgesellschaften in Berlin, die Zurücksetzung Süddeutschlands in der Kohlen- und Rohstoffversorgung während des Krieges und noch mehr seit dem Auftauchen der nicht mehr verstummenden Unitarisierungspläne zeigten namentlich der bayerischen Export-Industrie immer deutlicher, daß die Forderung nach Dezentralisation dringend erfüllt werden müsse. Diese Forderung darf aber nicht als ein Ruf: „Los von Preußen" ausgelegt, darf nicht mit irgendwelcher Reichsmüdigkeit verwechselt werden. Im Gegenteil. Denn „selten oder niemals hat ein Land in so kurzer Zeit einen so gewaltigen Aufschwung erlebt, wie das Deutsche Reich in der Epoche vom Frankfurter Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges". Dieses Wort und Urteil des Fürsten Bülow in seinem Buche „Deutsche Politik", das unserer eigenen Anschauung völlig entspricht, darf auch nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges nicht vergessen werden. Durch einen Beleg aus der Entwicklung des deutschen Außenhandels vor dem Kriege sei es hier bestätigt: Während der Außenhandel Großbritanniens in der Zeit von 1887 bis 1912 nur um 113,2 Prozent, der Frankreichs nur um 98,1 Prozent gewachsen ist, stand Deutschland mit 225 Prozent Zunahme seines Außenhandels von 6.046,8 Millionen Mark auf 19.652,3 Millionen Mark weit an der Spitze aller Konkurrenzstaaten und selbst die Steigerung des englischen und französischen Außenhandels zusammen genommen, reichte nicht an die deutsche Rekordziffer heran. Die wirtschaftliche und politische Entwicklung des Reiches seit seiner Gründung, mit der ganzen Großartigkeit seiner Gesamtentwicklung und mit der Art, wie sie ermöglicht wurde, hat aber — das muß hier ausdrücklich betont werden — auf Bayern vorbildlich und belebend gewirkt und ermunternd zugleich in dem Bemühen, auch als Teil mit dem Fortschritt des Reichsganzen Schritt zu halten. Gerade die Zugehörigkeit zum Reiche war für Bayern eine Quelle neuer Kraft, um erheblich und rascher als es ihm zuvor gelang, über seine frühere Kraft hinauszuwachsen und belebt durch den treibenden Wettbewerb mit den anderen deutschen Staaten sich wirtschaftlich zu entfalten. Welch gewaltige Steigerung seiner Kräfte Bayern durch die Reichseinheit erfahren hat, erhellt vor allem aus dem Aufblühen der bayerischen Volkskraft seit 1871. Während die Bevölkerung von 1810 bis 1870 von 4,3 Millionen sich nur um 1/2 Million vermehrte, stieg sie von 1871 bis 1910 von 4,8 Millionen auf 6,8 Millionen und betrug im Jahre 1919 7 Millionen. Trotz der wachsenden Bevölkerungszunahme war es seit 1871 möglich 5/6 der gesamten bayerischen Bevölkerung im bayerischen Wirtschaftsleben unterzubringen, während vor 1871 trotz des geringen Zuwachses kaum 2/3 in Bayern Brot und Arbeit finden konnten und ein großer Teil gesunder Arbeitskräfte auswandern mußte. Da die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Bayerns seit der Gründung des Reiches eine ungeahnte Aufwärtsbewegung genommen hat, was von der bayerischen Statistik mannigfach belegt ist, müssen wir gerade in Bayern es als unsere besondere Pflicht erachten, die nationale Einheit des deutschen Volkes zu fördern und zu stützen, welche uns in der Vergangenheit wirtschaftlich groß und stark gemacht hat. Der Bayerische Handelskammertag hat sich in der am 7. November 1918 abgehaltenen Vollversammlung, sowie in der Delegiertenkonferenz vom 13. Dezember 1919 daher sehr mit Recht einstimmig für den unentwegten Zusammenhalt aller Bundes-

Digitized by Google

staaten im Reiche ausgesprochen und von der Bayerischen Staatsregierung gefordert, daß sie trotz der auch bei den Handelskammern bestehenden Bedenken gegen zu weitgehende Zentralisationsbestrebungen mit Entschiedenheit allen Versuchen entgegentrete, die einer Lostrennung Bayerns vom Reiche bewußt oder unbewußt Vorschub leisten. Bayern, das in seiner verhältnismäßigen Armut an Bodenschätzen, vor allem an Kohle uno Eisen, mehr als jedes andere deutsche Land wirtschaftlich auf andere Produktionsgebiete im Reich angewiesen ist, würde bei einer Loslösung vom Reiche sehr bald in den Zustand vor 1866 zurücksinken, um, wiederum durch seine wirtschaftliche Struktur gezwungen, bei den verbliebenen deutschen Bundesstaaten die Aufnahme in ihren wirtschaftlichen Kreis zu erbitten. Wir aber wollen uns den Ertrag des 19 Jahrhunderts, in dem Preußen, in dem Bayern, in dem das Deutsche Reich groß und mächtig geworden ist, nicht für alle Zukunft verloren gehen lassen. Von Ernst Moritz Arndt bis auf den heutigen Tag war und ist das höchste Volksziel: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Jetzt, wo der unglückliche Ausgang des Krieges das deutsche Volk nahe an den Rand des Abgrundes gebracht hat, der seine gesamte Wirtschaft und Kultur zu verschlingen droht, handelt es sich um das Aufrichten der Gemüter, daß sie nicht das Letzte an deutscher Einheit und an geschichtlicher Zusammengehörigkeit fahren lassen. Aus tiefstem und schmerzlichstem Erleben heraus sollten jetzt alle pflichtbewußten Männer und Frauen sich zu heiligem Gelöbnis verbinden:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen noch Gefahr!

München. Josef Pschorr.

Rundschau.

Das verrückte Schuljahr.

Ein Schulbeispiel im vollen Sinne des Worts für preußische Verbohrtheit ist das unbelehrbare Festhalten an einer längst antiquierten Einteilung des Schuljahrs und der Ferien. Mit einem solchen Gegenstande die Leser dieser Zeitschrift zu behelligen, fiele mir nicht ein, wäre er so belanglos wie es auf den ersten Blick scheint; tatsächlich ist die Frage aber viel wichtiger, als Publikum und selbst Behörden ahnen, und aktuell ist sie leider auch, weil Preußen zur Zeit auf dem Umweg über die Reichsschulkonferenz probiert, Süddeutschland wieder einmal einzeln abzufangen und die Öffentlichkeit vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Diese Manier, Schulfragen von fundamentaler Wichtigkeit durch eine möglichst vielköpfige, daher von ein paar gewandten bureaukratischen Büchsenspannern kinderleicht dirigierbare Kommission am grünen Tisch entscheiden zu lassen, ohne jede Rücksicht auf die wirklichen Bedürfnisse der Betroffenen, ist skandalös, aber sie ist echte Berliner Tradition. Berlin fühlt offenbar das Bedürfnis, das deutsche Schulwesen durch Erwürgung jeder Selbständigkeit der Bundesstaaten zu versauen. Daß Baden prompt das Sacrificium intellectus darbrachte, nimmt mich nicht wunder; es gibt keinen Berliner Schwindel, den man sich nicht im Musterländle beeilt hätte sklavisch nachzumachen; es war ein hoher badischer Ministerialbeamter, der mir bei einem zufälligen Zusammentreffen fast mit Tränen in den Augen klagte: „Was für ein feines höheres Schulwesen haben wir in Baden gehabt, und was ist daraus geworden, dank dieser gottverfluchten Preußennachäfferei! Aber was wollen Sie? der Ver-

Digitized by Google

liner Druck ist zu stark. Seien Sie froh, daß Sie in Bayern sind, wo die Regierung noch Schneid hat!" Daß auch Württemberg sein altes Reservatrecht eines vorbildlich selbständig verwalteten Schulwesens opfert, ist unbegreiflich.

Worum handelt es sich? Wie ist das preußische Schuljahr eingeteilt, wie das süddeutsche?

Das süddeutsche Schuljahr richtet sich nach dem Universitätsjahr, und hält mit ihm gleichen Schritt: zwei Semester, ein langes Winterhalbjahr, ein kurzes Sommervierteljahr, hierauf fast zwei Monate ununterbrochene Ferien. Beide gehen von Naturtatsachen aus, die auf der ganzen Welt respektiert werden, nur nicht in Preußen: daß es im Sommer schöner Wetter ist als im Vorfrühling; daß der arbeitende Mensch von einer ausgiebigen Sommervakanz mehr hat, als von Pausen, die übers ganze Jahr verzipfelt sind; daß das Schuljahr allmählich auslaufen muß; daß die Länge der Ferien proportional der geleisteten Arbeit zunehmen muß: daß das lange Halbjahr vor dem kurzen Vierteljahr angesetzt werden muß, und nicht umgekehrt.

Das norddeutsche Schuljahr ist ein Fossil aus jener „guten alten Zeit", wo der Junker die Schulkinder im Sommer zur Erntearbeit kommandierte und im Herbst zum Kartoffelklauben; darum haben die Norddeutschen im August Ernteferien, und auf Michaelis Kartoffelferien; die ersten zu kurz, die zweiten zu lang; nämlich für die Schule; für die Roggenernte und fürs Kartoffelklauben sind beide unleugbar sachverständig bemessen.

Das süddeutsche Schuljahr beginnt im Herbst, und reicht bis in den Hochsommer. Dazwischen liegen sieben Wochen Ruhe. Das norddeutsche beginnt im April und endigt im März. Dazwischen liegt eine viel zu kurze Vakanz, die gesundheitlich nicht ausgenützt werden kann, weil sie in die schlechte Jahreszeit fällt; vor allem aber steht ihre Länge in gar keinem Verhältnis zum abgelaufenen Schuljahr. Aber Preußen verlegt, hochintelligent wie es immer ist, die lange Vakanz zwischen das Schuljahr, und die kurze — nach dem Schuljahr; damit die Schüler zwar sich nicht gründlich erholen können, aber immerhin gründlich vergessen. Und diesen Unsinn soll jetzt Süddeutschland nachmachen!

Der süddeutsche Schüler kommt, durch 7wöchige Ferien ausgeruht, vollkommen frisch ins neue Schuljahr. Er arbeitet 3 Monate, dann hat er 2 Wochen Weihnachtsferien, zum Ausruhen genug, vergessen wird er während der Zeit nicht viel. Nach Weihnachten arbeitet er wieder 3 Monate, dann hat er 3 Wochen frei; schon etwas länger, aber nicht so lang, daß nicht flott weitergefahren werden könnte; gerade genug zum Ausruhen, aber doch nicht zu viel, so daß die Schulmaschine nicht abermals frisch anlaufen muß. Er tritt wieder gestärkt ins Sommersemester, das dauert 2½ Monate, dann aber Schluß, radikal Schluß, eine Generalpause von 7 Wochen. Daß diese Generalpause mit der zur Erholung günstigsten Zeit des Jahres zusammenfällt, in die Zeit der längsten, wärmsten und schönsten Tage, wo auch der ärmste Schüler sich wirklich erholen kann; daß während dieser Generalpause der Gedanke an Noten und Aufgaben, ganz besonders aber an Aufsteigen oder Sitzenbleiben völlig ausgeschaltet ist; daß die Pause vor allem auch lang genug ist — genau das sind die 3 Punkte, auf die es ankommt, und die nur die süddeutsche Einteilung trifft.

Der Norddeutsche verfehlt das erste Knopfloch und wundert sich, daß die Weste nicht sitzt. Der Schüler, von der österlichen Vakanz ungenügend erholt (sie ist ja nicht, wie in Bayern, Semestervakanz, sondern Jahresvakanz!), tritt unfrisch ins erste Trimester; die Maschine läuft im April zum erstenmal an. Sie läuft bis Mitte Juli, wo sie plötzlich abgestoppt wird. Es kommt die lange Sommervakanz,

Digitized by Google

aber sie fällt, wohlgemerkt, zwischen erstes und zweites Trimester! Das Schuljahr hat erst begonnen! Junge, daß du nur nichts vergißt! Der Junge hält sich auf dem Laufenden. Die Eltern sorgen schon, daß er auf dem Laufenden bleibt: Hofmeister, Instruktor, Hauslehrer, Mamsell, — wo soll der Junge ein Feriengefühl hernehmen, wenn der ganze Rummel schon nach 4 Wochen weiterschnurrt? Das ist der zweite Kardinalfehler des verrückten preußischen Schuljahrs, daß es auf das Feriengefühl gar keine Rücksicht nimmt, das sich nur nach völlig getaner Arbeit einstellt, als richtiger Feierabendlohn, aber nicht, wenn die großen Ferien das Schuljahr in zwei Teile reißen. Aber freilich, das verrückte Schuljahr ist auch nicht von Pädagogen und Psychologen erfunden worden, sondern von Großgrundbesitzern, und nicht zum Besten der geplagten Schüler, sondern zum Besten des gutsherrlichen Roggens und der junkerlichen Erdäpfel! Immerhin hat der preußische Junge während der Sommerferien soviel vergessen, daß der Apparat ein zweites Mal ganz langsam anlaufen muß. Und kaum läuft er richtig, so wird er abgestoppt und es kommen die Kartoffelferien. Kartoffelferien rum, Apparat läuft zum drittenmal an, jetzt erst kommt er richtig in Gang. Von der Weihnachtsvakanz hat der norddeutsche Schüler lang nicht so viel wie der süddeutsche, da er nur noch ein Trimester vor sich sieht, der Süddeutsche zwei; das Gespenst der Versetzung steht schon hinterm Christbaum. Jetzt setzt Preußen dem verrückten Schuljahr erst die Pickelhaube auf: genau in die gesundheitlich ungünstigsten Monate des Jahrs, Januar mit März, verlegt es das Schwergewicht der Arbeit und die Reifeprüfung, weil dieses Schuljahr nach dem vorsintflutlichen Muster der kleinen Bauernschule zugeschnitten ist, wo im Mai die Sommerschule (Halbtagesschule) beginnt. Jeder Lehrer weiß, daß er im März die meisten Schulversäumnisse hat, weil da die Schüler den Winter und die Arbeit schon spüren, aber genau im März mutet ihnen das verrückte Schuljahr am meisten Anstrengung zu. Haben sie's aber wirklich glücklich hinter sich, sind sie versetzt, so kommt eine Vakanz, mit der nicht viel anzufangen ist, weil sie zu kurz ist, außerdem regnet's meist, und im April geht prompt der Trab wieder los. Und so weiter, ohne jemals richtig auszuschnaufen, solang der arme Kerl auf der Schule ist. Und mit diesem Blödsinn sollen jetzt wir Süddeutsche zwangsbeglückt werden!

Das süddeutsche Schuljahr ist auf die Bedürfnisse des Lernenden hin aufgebaut: im Winter, wo die Tage kurz sind und die Witterung ungünstig, liegt der Schwerpunkt der Arbeit, und zwar gleich vom September an, es wird keine Kraft vergeudet durch das dreimalige Frisch-Anlaufen der Maschine; im März ist die Hauptarbeit längst getan, das Sommersemester drückt nicht mehr, unmittelbar vor der Reifeprüfung und den letzten Klassenarbeiten die gesundheitlich wohltätigen Pfingstferien, die nebenbei ruhig noch ein paar Tage länger sein dürften.

Solang das Universitätsjahr nicht in Trimester, sondern in ein langes Winter- und ein kurzes Sommersemester eingeteilt ist, ist es ein vollendeter Unsinn, wenn die höhere Schule auf die Hochschule keine Rücksicht nimmt. Und die Hochschulen werden sich von Berlin schon aus dem Grund nichts dreinreden lassen, weil alle großen Vorlesungsstoffe nur in einem richtigen Wintersemester erledigt werden können. Von dem Kriegssemesterschwindel wollen die Studenten selbst nichts mehr wissen. Der Effekt des verrückten Schuljahrs ist bloß der, daß das erste Hochschulsemester nicht ausgenützt wird, weil keine Hauptfachvorlesung in die kurze Zeit des Sommerquartals gepreßt werden kann. Der große „wirtschaftliche Vorteil", der von den Befürwortern des verrückten Jahres ins Treffen geführt wird, entpuppt sich bei genauerem Zusehen als Humbug, weil er bloß auf dem Papier steht; tatsächlich wird nicht ein Semester gewonnen, sondern ein Semester ver-

Digitized by Google

bummelt und verloren, wenn die Schule zu Ostern schließt. Universität und Technische Hochschulen aber können niemals ihr Studienjahr zu Ostern beginnen lassen.

Einer der Hauptgründe aber für die größere Nervosität und Reizbarkeit der norddeutschen Schüler ist das verrückte norddeutsche Schuljahr, das den Jungen nie sich ordentlich ausruhen läßt; immer hängt das Damoklesschwert des Arbeitenmüssens über ihm, er kommt die neun Jahre lang zu keinem wirklichen Feriengefühl, er spürt den Druck der Schule jahraus jahrein, weil die Ferien so unhygienisch verteilt sind, daß man geradezu einen Preis aussetzen könnte, um ein noch gesundheitsschädlicheres System ausfindig zu machen. Schaut nur die Anklageliteratur an, die Schulromane, Schuldramen, welcher Haß gegen die Einrichtung spricht daraus! Diese ganze Literatur ist rein norddeutsch! Bitte, wo ist unsere Anklageliteratur? Wir haben keine. Wo sind unsere Schülerselbstmorde? Wir haben keine. Wo ist unsere „Jugendbewegung"? Wir Bayern haben keine und brauchen keine, es sind immer nur ein paar norddeutsche oder Judenjungen, die versuchen, den Schwindel bei uns zu importieren.

Warum haben wir denn in Bayern die Nachprüfungen abgeschafft und durch den Vermerk ersetzt? Weil die Ferien frei bleiben müssen von Stachel und Peitsche! Warum lassen wir die Aufnahmsprüfungen vor den Ferien machen? Aus demselben Grunde? Und jetzt sollen wir diese gesundheitsuntergrabende Einteilung nachmachen? Warum auf einmal? Wahrscheinlich, weil die Schüler ohnehin schon unterernährt und viel nervöser in die Schule kommen als vor dem Krieg! Sprechen die zwecks der Quäkerspeisung angestellten Messungen, Wägungen und Untersuchungen nicht eine furchtbar deutliche Sprache?

Wenn wir uns das verrückte Schuljahr aufzwingen lassen, bekommen wir genau dieselben Zustände und Erscheinungen: nervösere Schüler, mehr Schülerselbstmorde, Schulhaß, Schulanklageliteratur. Und wenn dies System Unsinn ist für Knaben, so ist es geradezu Nervenmord bei Mädchen. Ich fordere Psychologen und Ärzte auf, endlich einmal Fraktur zu reden! Wie können sie es vor ihrem Gewissen verantworten, einen Zustand bestehen zu lassen, der alljährlich automatisch so und soviele nervöse Kinder liefert!

Eltern! rührt euch! laßt euch den Unsinn nicht aufzwingen! Es geht um die Gesundheit eurer Kinder. Württemberger und Badener, seid nicht so lammfromm und schafdumm, sagt: „Nein, wir mögen nicht! Berlin hat im Schulwesen gar nichts zu sagen Das ist ureigene Kompetenz der Bundesstaaten!"

Bei dieser Gelegenheit läßt sich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Drähte zwischen München, Stuttgart und Karlsruhe offenbar teils gerissen, teils von ungewöhnlich täppischen Fingern durcheinandergebracht worden sind. Sonst wäre es gar nicht möglich, daß sich gewisse Berliner Schablonisierungs- und Schematisierungstendenzen so ganz reibungs- und geräuschlos durchsetzen. Die in Frage kommenden Stellen und Instanzen werden jedoch guttun, drei Dinge nicht zu vergessen: 1. durch widerstandsloses Nachgeben gegenüber jedem Berliner Diktat sägen sie nur den Ast ab, auf dem sie sitzen; man wird sich bei der unvermeidlichen Revision der Beamten- und Besoldungsordnung in den süddeutschen Staaten die Frage vorlegen müssen, ob sich ein selbständiger Behördenapparat finanziell rechtfertigen läßt, wenn diese Selbständigkeit Berlin gegenüber, allen offiziellen Paradereden zum Trotz, bei jeder Gelegenheit versagt; 2. jedes Nachgeben gegenüber Berlin bedeutet für die sehr, sehr starken Strömungen, die man je nach Belieben Partikularismus, Reichsverdrossenheit, Separatismus, Reaktion nennen kann, eine willkommene Verstärkung; 3. es gibt in der Politik nichts wichtigeres als Imponderabilien.

München. Professor Dr. Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Das Theater in der Schweiz.

Das literarische Ansehen der Schweiz beruht bis zur Stunde auf dem großen Ruhm seiner Epik und, mit einem kleinen Abstand, auf seiner Lyrik. Die Dramatik gebar sich in diesem Lande schwer. Von kleinen dilettantischen Ansätzen im 18. und früheren Jahrhunderten zu schweigen, begann sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Haupt zu erheben; aber, wie gesagt, es folgte eine schwere Entwicklung. In dem Rufe nach einem Schweizer Dramatiker ertönt häufig die Meinung: Stoffe sind in der Schweizer Geschichte im reichsten Maße vorhanden, wenn man nur zugreifen wollte. Diese Ansicht ist gerade so irrig, wie die, daß ein Schweizer Epiker sich nur dem dramatischen Berufe zuzuwenden brauche — und der Dramatiker wäre da. Es ist bekannt, wie der in seinen Theaterambitionen gehemmte Conrad Ferdinand Meyer, der ohne Zweifel eine theatralische Ader besaß, und Gottfried Keller um diese höchste Kunstform gerungen haben und mit welchem Erfolge. Adolf Frey hat in Rodenbergs „Deutscher Rundschau" die Entwürfe C. F. Meyers veröffentlicht, und das einzig uns erhaltene dramatische Fragment Kellers, „Therese", beweist bei jeder Aufführung, wie wenig Keller über die dramatischen Machtmittel verfügte.

Die Geschichte der Schweiz ist an großen Stoffen, die zu einem abendfüllenden Drama ausreichen, sehr arm. Ich rede hier nicht von den Konflikten, die ein Künstler auf den Schweizer Boden willkürlich verlegt, ich spreche hier nur von den erdgewachsenen, aus der Zeit herausgeborenen historischen Konflikten, die auch menschlich in bestimmender Weise verpflichten, von jenen Konflikten, die einen Strom von seelischen und darstellbaren Erlebnissen mit sich führen, die uns heute noch verständlich sind, heute noch in unserer Seele stark zünden, wie alles stark zündet, was als große Erinnerung, Glück oder Leid, glaubhaft, eindeutig und lebensähnlich, vom Blute der Ahnen getränkt, vom Geiste, vom Glauben, vom Mythos der Jahrhunderte überliefert und geweiht, auf den schauenden Menschen einer nachgeborenen und pietätvollen Zeit gekommen ist.

Die Geschichte der Schweiz ist an kriegerischen Konflikten nicht arm, wohl aber an Konflikten, die sich um eine große, in geistiger Beziehung weit überragende Persönlichkeit kristallisieren. Ist diese Persönlichkeit vorhanden, wie z. B. bei Zwingli, dann fehlt, wie das bei konfessionellen Konflikten, die obendrein häufig dramatisch unergiebig oder menschlich unerquicklich sind, der Fall ist, der gegenständliche kurvenreiche dramatische Aufstieg oder, was viel wichtiger ist, es fehlt die den Gesamtwillen der Gegenströmung zum Ausdruck bringende interessante Persönlichkeit des Gegenspiels mit der Kraft ihres Rechtes und ihres Unrechtes. Das hat Karl Albrecht Bernoulli bei seinem in Freskenbildern aufgerollten, sprachlich prachtvollen Drama „Zwingli" erfahren. Dazu kommt, daß der Tod eines Helden, selbst bei einer Opferung oder Aufopferung wie bei Winkelried, noch keine tragische Bedeutung gewinnt. Winkelried ist der durch Aufopferung sich auszeichnende Repräsentant des wuchtigen Gegenspiels. Die Demokratie ist dem Wachstum eines „Helden" im allgemeinen ungünstig. Das liegt zum großen Teil in den politischen Verhältnissen organisch begründet. Aus unserer Zeit heraus gesprochen, wäre zu sagen, daß ein souveränes Volk nur selten souverän auftretende Menschen als solche anerkennt oder ans Licht läßt. In Monarchien liegt der Fall günstiger. Nicht allein der Geschmack, nur hochgestellte Personen in die Mitte einer dramatischen Handlung zu rücken und einen Bürger verächtlich zu behandeln, schenkte uns die Fülle der Königs- und Feldherrndramen, sondern auch die historisch gegebenen Tatsachen.

Digitized by Google

Viel ungünstiger ist es noch, wenn in einem Volke Parteiung, Zwist, Eigennutz, Eifersucht derart herrschen, daß der Volkswille in seinem einheitlichen Sinne gar nicht oder nur undeutlich zum Ausdruck gelangen kann. Auch die Schweiz hat solche Zeiten erlebt. Dann kann es wohl vorkommen, wie im zerrissenen Deutschland der Befreiungskriege, daß das Volk, in seiner Existenz bedroht, selbst zum Helden wird. Auch dies trifft für die Schweiz zu. In „Tell" ist das Volk der Held, Wilhelm Tell der edelste, vieldeutigste, idealistisch erhöhte Repräsentant des Volkes.

Menschlich interessante Helden finden sich in der Schweizer Geschichte wohl vor, z. B. der Graubündener Freiheitsheld Jürg Jenatsch, der Zürcher Bürgermeister Hans Waldmann, es gibt aber nur wenige, die — und darauf kommt es im Drama an — ein großes Kapital von Sympathie mit sich führen. Es entsteht bei solchen Stoffen die Frage, ob das, was episch darstellbar ist, einen Unsympathischen verständlich, begreiflich, interessant (und deshalb sympathisch!) vorzuführen, auch dramatisch zu gestalten ist, ob (wie bei „Waldmann" und „Jürg Jenatsch") durch die dramatische Technik, in entscheidenden Szenen, der Charakter eines Unsympathischen und seine Handlungsweise uns überzeugend nahegebracht werden kann und zwar dergestalt, daß an dramatischen Werten nichts verloren geht. In solchen Helden liegt übrigens auch die Gefahr, daß die Ausgestaltung ins gigantisch Unsympathische, wodurch Sympathie mit dem Kraftvollen ausgelöst werden kann, intellektuelle Hemmungen ruft, besonders in dem Falle, wenn der Autor gezwungen ist, zu dem obengenannten Zwecke von der historischen Wahrheit abzuweichen. Richard Voß hat mit seinem Drama „Jürg Jenatsch" für den Helden nicht im entferntesten die Sympathie erschaffen können, die C. F. Meyers epischer Darstellung zuteil wurde, und die vielen vergeblichen Versuche, die interessante Gestalt Waldmanns auf die Bühne zu bringen, scheiterten an dem Unvermögen der Autoren, diese umstrittene Gestalt verständlich, interessant, auf irgendeine Weise sympathisch darzustellen.

Moderne Seelenprobleme (à la Ibsen, Strindberg usw.) in große historische Konflikte einbauen, heißt einen großen historischen Stoff verzwergen oder verelenden. Kleinere historische Stoffe mit stärkerem menschlichem Einschlage, finden sich in den Stadtgeschichten der Schweiz in größerer Anzahl.

Die Schweizer Geschichte ist reich an knappen, kraftvoll ablaufenden Vorgängen, die in größere Dramen eingebaut, ausgezeichnete Episoden ergäben, oder die zu kürzerer dramatischer Bewältigung locken, wie dies in den wertvollen historischen Festspielen Adolf Freys geschehen. Wenn das Festspiel in der Schweiz großen Boden gewinnen konnte, so ist dies nicht nur in der (jahrzehntelang bekämpften) Festfreude der Schweizer, in der Liebe für historische Aufzüge, in der Lust am Schaugepränge aller Art begründet; nicht nur durch den lebendigen, historischen Sinn der Schweizer, oder durch das Vergnügen, in das bunte Kleid vergangener Zeiten hineinzuschlüpfen, zu erklären, sondern auch, und nicht zum letzten, durch den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der historisch gegebenen Vorgänge bedingt. Dergestalt: Daß die Dichter auf das, was vorhanden und auszugestalten war, naturnotwendig hingeführt wurden, erst recht, wenn noch ein Antrieb von außen hinzukam, Festspiele zu einem bestimmten Anlaß, z. B. zu einer Jahrhundertfeier, zu verfassen. Die Schweizer Literatur verfügt über einen großen Wurf historischer Festspiele, von denen die ausgezeichneten Kampfszenen Adolf Freys, die man während des Weltkrieges spielte, und die auch andernorts eine starke Theaterwirkung ausüben dürften, und die großen Festspiele Arnold Otts, z. B. die „Kantate zur Einweihung des Telldenkmals in

Digitized by Google

Altdorf" und Karl Albrecht Bernoullis Festspiel, das er zur Landes-Ausstellung 1914 verfaßte, hervorgehoben seien.

Die Aufführung dieser Festspiele ist eine Sache der üppig in das Kraut schießenden schweizerischen Dilettantenbühne. Wohl kein Land in Europa verfügt über eine solche Fülle von dramatischen Vereinen, wie die Schweiz, die zum Teil, wie in Arth am Rigi, ihr eigenes Theater besitzen. Es ist dieser Theaterdilettantismus sowohl ein Zeichen für die Bildungsstufe der breiten Massen, als auch eine große Gefahr für die ernste Theaterkunst. Als das Zürcher Theater, das jahrelang um seine Existenz kämpfen mußte, für die Schwere dieses Kampfes einen Beweis brauchte, durfte es mit Recht auf die Tatsache den Finger legen, daß an einem einzigen Sonntage im Kanton Zürich, Stadt und Land, nicht weniger als durch 246 dramatische Vereine Aufführungen angezeigt worden waren. Am 100. Todestage Friedrich Schillers konnte man erleben, wenn man von Zürich aus eine Fußwanderung unternahm, daß in jeder größeren Ortschaft „Wilhelm Tell" im Freien oder in einem Theatersaal gespielt wurde. Wie der Schreiber dieser Zeilen selbst beobachten konnte, sprachen unter den Zuschauern ältere Leute den Text leise mit und stellten lächelnd fest, wenn ein Darsteller den Wortlaut nicht genau beherrschte.

Die schweizerische Dialekt- und Dilettantenbühne verfügt über ihre ständigen Autoren, von denen Ernst Eschmann, Alfred Huggenberger und Jacob Bührer nicht unerwähnt bleiben sollen. Die Dialektbühne scheint nun in der sogenannten Heimatschutzbühne (Bern), die auch über eigene Publikationen schon verfügt, eine volkskünstlerische Heimstätte gefunden zu haben. Als eine künstlerische Fortsetzung der historischen Tellenspiele unter freiem Himmel (von denen uns Gottfried Keller eine klassische Schilderung im „Grünen Heinrich" hinterlassen hat) kann man die künstlerische Freilichtbühne auffassen, die im letzten Dezennium an mehreren Orten in der Schweiz sich aufgetan hat. In Hertenstein bei Luzern, wo Berufskünstler klassische Werke spielten, in Morschach am Urner See, wo einen Sommer lang Carl Friedrich Wiegands „Marignano" durch die Bewohner von Arth aufgeführt wurde. In diesem Zusammenhang seien auch die Tellaufführungen in Altdorf, die Götz-Aufführungen in Dießenhofen und die Aufführungen unter Leitung des Schriftstellers René Morax in Mézières erwähnt.

Der Kampf der Berufstheater ist im wesentlichsten ein Kampf gegen den überwuchernden Dilettantismus. Es gilt in den Theaterstädten, vor allem in Zürich, Bern, Basel und Genf, durch starke künstlerische Leistungen den Dilettantismus zu entmutigen und das große Publikum für die Kunstleistungen des geschlossenen Theaters zu erziehen. Heute verfügt z. B. das Stadttheater Zürich über ein Premierenstammpublikum, das vor 1½ Dezennien noch nicht vorhanden war. Es ist dies zum größten Teil die Frucht unermüdlicher Arbeit des Theaterdirektors Dr. Alfred Reucker. Das lebendige literarische Leben Zürichs, das seinen Mittelpunkt in dem Literarischen Klub des Lesezirkels Hottingen hat, einer der größten literarischen Vereinigungen deutscher Zunge, zog wie früher, so auch heute eine große Anzahl Schriftsteller nach Zürich, die tatkräftig den Kampf des Theaters um seine künstlerische Anerkennung unterstützten. Reucker war es, der unter den Schweizer Theaterdirektoren zuerst die Bühne für Uraufführungen zur Verfügung stellte. Die während des Weltkrieges ins Leben gerufenen „Zürcher Kammerspiele", die sich im engsten Zusammenhang mit dem Zürcher Stadttheater die Aufgabe gestellt haben, in erster Linie Uraufführungen herauszubringen, bezwecken nichts anderes als die Förderung der dramatischen Kunst in der Schweiz. Am Zürcher Stadttheater wurden von den älteren Autoren zum ersten Male Werke von J. V. Widmann (Oenone), Adolf Frey,

Digitized by Google

Arnold Ott (Agnes Bernauer), René Morax (Die Quatembernacht) und in jüngster Zeit von Ernst Zahn (Johannes a Pro) zur Erstaufführung gebracht.

Der fruchtbarste Dramatiker der Schweiz war Arnold Ott, der Sohn eines Schaffhausers, der als Augenarzt in Luzern lebte und dort 1910 verstarb. Seine Dramen „Conradin", „Agnes Bernauer", „Karl der Kühne und die Eidgenossen", „St. Helena" und „Rosamunde", um nur das für ihn Entscheidende zu nennen, verraten mehr Wille und Wunsch, ein Dramatiker zu sein und zu werden, als wirkliches Können. Seine Dramen haben den bunten Aufmarsch und den Apparat des Festspiels, sie arbeiten mit einer großen Fülle von Personen, sie entwerfen eine lebendige Handlung und eignen sich wohl am besten für das Freilichttheater und das Kino. Es ermangelt ihnen die künstlerische Sparsamkeit im Ausdruck, in Szene und Wort. Sie lassen nicht nur den logischen Aufbau in der Szenenfolge gelegentlich vermissen, sie sind auch psychologisch uninteressant und arm. Die Episode überwuchert gelegentlich derart die Haupthandlung, daß sie Selbstzweck wird. Das beste an diesen Werken ist die Wiedergabe historischer Vorgänge, zu denen Arnold Ott fleißige Vorstudien betrieb. J. V. Widmann, den es immer wieder zum Theater zog, hat es zu einem eigentlichen Theatererfolg, wenn man von dramatischen Kleinigkeiten, wie „Lysanders Mädchen" und „Ein greiser Paris" absieht, nicht gebracht. Seine besten Werke sind lyrisch durchsetzte Epen, die dialogisch gelöst sind, wie z. B. „Der Heilige und die Tiere". Auch Carl Spitteler scheint in jüngeren Jahren um den Lorbeer des Theaters gerungen zu haben. Wenigstens sieht sein gedrungener kleiner Roman „Conrad der Leutnant" so aus, als wäre er ein eingeschmolzenes Drama. Die besten Erzähler der literarischen Gegenwart, Jakob Schaffner, Felix Moeschlin und Paul Ilg haben sich dramatisch versucht. Felix Moeschlins Bühnenwerk: „Die Revolution des Herzens", in der illustrierten Zeitschrift „Schweizerland" erschienen, hat bis heute seine Lebensfähigkeit auf der Bühne noch nicht erproben können. Jakob Schaffner kam mit einem Werke in München zu Worte, und Paul Ilg, dessen straffgespannte Dialogführung im Roman am ehesten auf den kommenden Bühnenschriftsteller hinzuweisen scheint, kam im Rahmen der „Zürcher Kammerspiele" mit einem interessanten Dreiakter, der sich „Der Führer" betitelt, zu Worte. Mag auch manches in diesem Werke, besonders in der ökonomischen Gewichtsverteilung, den dramatischen Anfänger verraten, im großen und ganzen verdient dieser Erstling die Anteilnahme, die das Publikum bei der Uraufführung bezeugte. Reucker hat das Verdienst, auch die dramatischen Arbeiten eines Konrad Falke, Emanuel von Bodman, Rudolf Wilhelm Huber und Robert Faesi zur Uraufführung gebracht zu haben. Von diesen behauptet seine Stellung am stärksten Robert Faesi, dessen Stiltragödie „Odysseus und Nausikaa" samt den beiden Konversationslustspielen „Die offenen Türen" und „Die Fassade" auch auf deutschen Bühnen zur Aufführung gebracht wurden.

Von jüngsten Dramatikern seien Hans Reinhart, Ruth Waldstätter und Max Pulver erwähnt, der sich in Deutschland schon eine gewisse Stellung gemacht hat.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die dramatische Kunst am besten im Wirkungskreise eines großen Theaters gedeiht, und es ist kein Zufall, daß große Theaterstädte, wie Wien, Berlin, München und Paris nicht nur Dramatiker anziehen, sondern auch züchten. Der Kampf um das Herz der Schweiz, der während des Weltkrieges durch die sogenannte Kunstpropaganda geführt wurde, brachte von allen Seiten Theaterkünstler nach der Schweiz. Die Deutschen bezweckten, die Höhe ihrer Kultur, die ihnen von feindlichen Literaturnegern bestritten worden war, zu erweisen. So kam es, daß Wien und Berlin seine besten Kunsttruppen in die Schweiz warf, um durch musterhafte Aufführ-

Digitized by Google

rungen urteilsfähigen und ruhig abwägenden Deutschschweizern ein Bild davon zu geben, wie man auf deutschen Bühnen das klassische und moderne Bühnenstück pflegt. Es gehörte diese höchst wirksame Darstellung deutscher Theaterkultur zu denjenigen Mitteln deutscher Einwirkung, an denen die Schweizer ausnahmsweise keinen Anstoß nahmen. Es scheint auch kein Zufall zu sein, daß die Theaterfreudigkeit und Opferwilligkeit gerade in den Kriegsjahren und besonders in Zürich sich bedeutend hob. Ob die unter den jüngeren Schweizer Autoren deutlich bemerkbare Neueinstellung zum Theater, die zum großen Teil politisch orientiert ist — wie z. B. in den Werken des dramatischen Revolutionärs Hans Ganz — von dem allgemeinen Theateraufschwung und aus den mannigfaltigen Anregungen, die das Theater durch politisch gefärbte Massenaufführungen in diesen letzten Jahren bot, Nutzen gezogen hat, bleibe dahingestellt.

Zürich. Carl Friedrich Wiegand.

Vergangenheit und Gegenwart.

F. E. Weihnachten 1918 ist im Verlage von R. Oldenbourg-München unter dem Titel „Aus Mittelalter und Renaissance" eine Sammlung kulturgeschichtlicher Aufsätze Friedrich von Bezolds erschienen. Wer die „Geschichte der deutschen Reformation" gelesen hat, wird wissen, daß Bezold einer jener wenigen Gelehrten ist, die die schwerste und edelste Kunst des Historikers, das Erzählen, noch nicht verlernt haben. Dem Fachmann sind Bezolds Aufsätze längst bekannt, er wird sie trotzdem mit ungeminderter künstlerischer und wissenschaftlicher Freude zum zweiten oder dritten Male lesen. Den Laien aber dürfte die „Aktualität" dieser Studien über weitentlegene Zeit geradezu verblüffen; manches, was Bezold über die Lehre von der Volkssouveränität während des Mittelalters, „die armen Leute und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters", über „Republik und Monarchie in der italienischen Literatur des 16. Jahrhunderts" oder über die „Geschichte des politischen Meuchelmordes" zu berichten weiß, ist wie aus unserer Zeit geschrieben. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem Aufsatz über „die armen Leute und die deutsche Literatur des späteren Mittelalters" eine besonders charakteristische Stelle:

„Die Besorgnis vor einer furchtbaren Erhebung der Niederen und Gedrückten begann im 14. Jahrhundert deutlich hervorzutreten. Früher hatte die christliche Weissagung im allgemeinen von einer künftigen Zeit antichristlicher Verwirrung, von einem Sturz des regnum und sacerdotium, besonders von einer blutigen Züchtigung der entarteten Geistlichkeit durch die Laien geredet. Jetzt aber legte es die Häufigkeit revolutionärer Ereignisse nahe, an eine Züchtigung der weltlichen Großen, an einen Ausbruch der justitia popularis gegen die Tyrannei der Fürsten und des Adels zu denken. Auch das deutsche Reich blieb nicht unberührt von dieser allgemeinen Strömung. Abgesehen von dem großen Kampfe der Städte gegen Fürsten und Herren vollzog sich fast überall die Umgestaltung der städtischen Verfassungen zugunsten der Zünfte, nicht selten unter wilder Aufregung der untersten Volksschichten. Die unaufhörliche Bewegung in den kleinen deutschen Republiken pflanzte sich noch im 15. Jahrhundert fort. Daneben hörte man in Oberdeutschland immer wieder von den Siegen der freien Eidgenossen über die Herren; dann fühlte das ganze deutsche Reich die Erschütterung, die von der böhmischen Revolution, von den „groben ketzerischen Bauern" ausging. Seitdem begann auch das deutsche Landvolk hier und da seine Forderungen mit dem Dreschflegel und mit aufgeworfenem Panier geltend zu machen, und am Ende

Digitized by Google

des 15. Jahrhunderts war der „Bundschuh“ bereits zum allbekannten lockenden oder drohenden Wahrzeichen geworden. Die Unruhen der bürgerlichen Gemeinwesen sind es also, die in Deutschland zuerst das Bewußtsein eines tiefliegenden sozialen Übels erweckt haben. Nicht nur die Städtischen Regierungen, die herrschende „Ehrbarkeit“, auch fernerstehende Beobachter erkannten mehr und mehr die Gefährlichkeit der niederen Klassen, der Handarbeiter, der Besitzlosen. Wie anschaulich weiß schon der höfische Dichter Suchenwirt (um 1387) die Gesinnung und Gebarung des städtischen Proletariats zu schildern:

Den reichen sind die chasten vol,
den arm(en) sind sie laere;
dem povel wirt der magen hol,
daz ist im grozaew swere.

Ihre Weiber und Kinder sind bleich und elend vor Hunger; da sammeln sich die Haufen in den Gassen, abenteuerlich bewehrt, zu allem bereit:

Den reichen schrotet auf die tor,
wir wollen mit in ezzen.
Pazz tzimpt, wir werden all erslagen,
ee wir vor hunger sterben,
wir wollen daz leben frischleich wagen,
ee wir also verderben.

Schon hieß es damals beim Erscheinen eines Kometen:

es muz uber die fursten gan
oder uber die juden unraine.

Schon warf die unzufriedene Masse Fürsten, Herren, Pfaffen und Juden, überhaupt alle Besitzenden zusammen. So zeichnet ein Gegner der Städte die im Kampfe gegen ihren Bischof begriffenen Würzburger Demokraten. Sie wollen die Pfaffen und Edlen verjagen, und ihre Habe mit Beschlag belegen, dann über die reichen Juden herfallen;

der pfaffen unde der juden gůt
das macht uns all ein frien můt.

Dabei wird aber der Pöbel immer mächtiger; die „Häcker“ (Winzer), die statt der Rüstung eine alte Joppe, statt des Helms einen groben Filz tragen und mit nackten Beinen in den Kampf ziehen, schreien schließlich über Verrat und verlangen von den Bürgern Abstellung ihrer Nahrungssorgen:

Ze ůch, ir herren, ist uns gach,
ir sit tag und nacht vol,
so sint uns unser magen hol.“

Österreichisches Deutsch.

Wien, 17. November 1920.

In Nr. 11 der Süddeutschen Monatshefte enthält der Aufsatz „Hie guet Deutsch allerwege“ auf S. 284 eine abermalige Wiederholung der schon fast zum Gemeinplatz gewordenen Bemängelung des österreichischen „über“ an Stelle von „auf“. Demgegenüber erscheint es nachgerade an der Zeit, das reichsdeutsche Publikum über die Bewandtnis aufzuklären, welche es mit dieser vermeintlichen Verwechslung — in Wirklichkeit feineren Unterscheidung — eigentlich hat. „Auf“ drückt für den Österreicher die unmittelbare Folge zwischen Ursache (meist einem Wunsche, Befehle, einer Anregung usw.) und Wirkung aus, „über“ weist dagegen auf das Vorhandensein von irgendwelchen Zwischengliedern hin. Ein Beispiel

Digitized by Google

wird dies sofort völlig klarmachen. Gesetzt, der General setze den Obersten von seinem Willen in Kenntnis, daß die draußen übende Kompagnie einrücke, der Oberst verständigt davon den Major, welcher seinerseits dem Hauptmann die Weisung zum Heimkehren in Form eines von ihm selbst ausgehenden Befehls erteilt: so wird die Kompagnie überall, auch in Österreich, nur auf Befehl des Majors, wohl aber über Befehl des Generals eingerückt sein. Man wird jetzt vielleicht weniger Anstoß daran nehmen, daß die österreichische Militärbehörde Befreiungen von der Einrückung zur Kriegsdienstleistung über Antrag deutscher Zentralstellen gewährte und daß Kaiser Karl eine Ordensauszeichnung „über Wunsch" einer befreundeten Macht verlieh, sondern im Gegenteile mit der Ordensverleihung „auf Wunsch" die Vorstellung von etwas wie einem leisen Eingriffe in die Souveränitätsrechte des früheren österreichischen Herrschers verbinden lernen. Eher kann man über die Berechtigung von „über meinen Gruß trat Graf Andrássy sofort auf uns zu" verschiedener Meinung sein, doch wird man auch hier unschwer herausfinden, daß der Gruß an sich noch keine Ursache für das Herzutreten des anderen darstellt, sondern zunächst in diesem verschiedenartige Gehirnvorgänge (etwa das Erkennen des Grüßenden, die Deutung des Grußes als Wunsch nach Unterredung oder dergleichen) auslöst, die erst ihrerseits Veranlassung zu seinem weiteren Handeln werden.

Es soll hier gewiß keine Lanze für Austriazismen gebrochen werden, die etwa auf bloßer sprachlicher Willkür oder gar auf nichtdeutschen Einflüssen fußen und daher unbedingt zurückzuweisen sind. Hier ist indessen keines von beiden der Fall, sondern es handelt sich im Gegenteile um eine sprachliche Feinheit, deren allgemeine Aufnahme für die deutsche Sprache nur einen Gewinn bedeuten würde, und da muß das österreichische Volk wohl an seiner Berechtigung festhalten, ebensogut wie irgendein anderer deutscher Stamm an der Vervollkommnung der deutschen Sprache mitzuwirken.

Ein Wort der Verteidigung sei in diesem Zusammenhange auch der im obigen Aufsatze ebenfalls beanstandeten „Witwe nach Herrn X" gewidmet; offenbar verdankt diese ihr Entstehen der unbewußten Auffassung des Genetivs als Genetivus possessivus und dem Widerstreben, ein solches Besitzverhältnis eines Verstorbenen an einer lebenden Person zum Ausdruck zu bringen. Es ist also auch hier keineswegs „echt österreichische Schlamperei" im Gebrauche der Sprache, sondern im Gegenteile das Bestreben am Werke gewesen, um diesen als störend empfundenen Genetiv irgendwie herumzukommen.

Dr. Hannibal Leschanofsky, deutschösterreichischer Generalkonsul.

Zu diesen Ausführungen sendet uns unser Mitarbeiter folgendes Schlußwort: Ich bedauere außerordentlich, den obigen Schutzbrief meines verehrten Herrn Landsmannes für „über" statt „auf" und für „nach" statt des Genitivs nicht unwidersprochen lassen zu können, wenn auch meine Bemerkungen darüber in meinem Aufsatze „Hie guet Deutsch allerwege" ja nur nebensächlich waren und, wie der Leser weiß, durchaus nicht in dessen Mittelpunkte standen. Als ein seit vierzig Jahren in Deutschland lebender und schreibender Deutsch-Österreicher darf ich mir vielleicht gerade in dem angezweifelten Punkte eine gewisse natürliche Unparteilichkeit zumessen. Ich persönlich habe in Österreich niemals die Erfahrung gemacht, daß man dort einen so feinen, um nicht zu sagen gesuchten Unterschied bei der Anwendung von „auf" und „über" macht. Im deutschösterreichischen Amts- und Zeitungsdeutsch heißt es eben fast immer „über Befehl", „über Antrag" usw., mit und ohne „Zwischenglieder". Der Herr Generalkonsul scheint ja sogar das „über meinen Gruß trat Graf Andrássy sofort auf uns zu" verteidigen zu wollen

Digitized by Google

— einen Sprachunsinn, den der Verfasser selbst, der verstorbene Legationsrat Ludwig von Przbram, so wie ich ihn gekannt — seine „Erinnerungen eines alten Österreichers" habe ich leider erst nach seinem Tode gelesen — eben nur aus süßer Gewohnheit des amtlichen „über" dort hingeschrieben, aber sicher nicht verteidigt hätte. Noch schlimmer steht es mit der „Witwe nach dem Herrn N. N.". Der Herr Einsender will doch hoffentlich nicht der mehr als materialistischen Anschauung huldigen, daß man so sage, weil man die lebende Witwe nicht als das Eigentum eines — Leichnams ansehen wolle. Da hörte dann jeder Genitiv auf, denn die Werke, sagen wir z. B. Anzengrubers stehen uns mindestens so hoch wie seine Witwe, und doch wird niemand zu sagen wagen: „Die Werke nach Ludwig Anzengruber."

Aber ich habe einen besseren und gewichtigeren Kronzeugen für meine im genannten Aufsatze geäußerte Ansicht als mich selbst: die zurzeit gewiß berufenste Sprachautorität: Professor Dr. Eduard Engel. In dessen größtem und verbreitetsten Sprachwerke „Deutsche Stilkunst" (22.—24. Auflage, Wien und Leipzig, Tempsky und G. Freytag 1918) und dem kleineren „Gut Deutsch, ein Führer durch Falsch und Richtig" (11.—20. Tausend, Leipzig 1918, Hesse & Becker) kann der Herr Einsender Seite 112 und 68 über solches Österreichisch-Deutsch das Geeignete nachlesen. Da aber ersteres Werk wieder vor einer Neuauflage steht und Professor Engel anscheinend von dem österreichischen Gebrauch von „nach" statt des Genetivs noch nichts wußte, habe ich ihn von der Einsendung und der beweglichen Klage des Herrn Generalkonsuls unterrichtet. Darauf antwortet mir Professor Dr. Engel unterm 4. Dezember u. a. „Es handelt sich nicht darum, was Herr Leschanofsky oder sonstwer für besser hält, sondern um die gute deutsche Sprache unserer Besten, und diese kennt kein ‚über' und kein ‚nach'. Das alles steht in meinem ‚Gutes Deutsch' ausführlich begründet. Die Österreicher haben gerade im entscheidenden 18. Jahrhundert der Begründung unserer Schriftsprache ferngestanden: nicht ein großer österreichischer Schreiber im ganzen 18. Jahrhundert! — Mit demselben Rechte könnte der Schlesier sein ‚ok' statt ‚nur', der Märker sein ‚man' statt ‚nur' rechtfertigen. Bei keinem unserer sprachbegründenden Großen steht das österreichische ‚über', nicht einmal bei Grillparzer, und das ‚nach' vollends habe ich bei keinem angesehenen österreichischen Schreiber gefunden." Ich habe diesen Worten nichts weiter hinzuzufügen und denke, es genügt. Alfred Mensi-Klarbach.

Deutsche Einheitsstenographie.

In dem der Jugend gewidmeten Hefte dieser Zeitschrift veröffentlichte Herr Dr. A. Dirr einen Aufsatz mit obigem Titel. Herr Dr. Dirr hält, kurz gesagt, das System Stolze-Schrey, nicht aber das System Gabelsberger für geeignet, deutsche Einheitskurzschrift zu werden. Diesen Gedanken kann man objektiv und wissenschaftlich mit sachlicher Begründung vertreten; was aber Herr Dr. Dirr hiefür anführt, entbehrt dieser Eigenschaft und ist nicht geeignet, der Jugend, an die sich der Aufsatz wendet, ein richtiges, vollständiges Bild und die Möglichkeit eines selbständigen Urteils zu geben. Eine eingehende Widerlegung verbietet der Raummangel; um aber die schiefen Aufstellungen nicht unwidersprochen zu lassen, hält der Unterfertigte als Vorstand der bayerischen Zentralstelle für Stenographie es für seine Pflicht, das Wort zu einer einzigen, kurzen Abwehr zu nehmen.

In der Vielheit der Systeme erblickt Herr Dr. Dirr mit Recht einen schweren kulturellen Schaden. Es ist in der Tat nicht abzusehen, welche Verbreitung und praktische Verwendung die Kurzschrift finden würde, wenn die Aufstellung eines einheitlichen Systems für alle Länder deutscher Zunge gelingen würde. Bayern

Digitized by Google

Sachsen, Österreich und eine Reihe anderer Staaten haben schon frühzeitig die gewaltige Bedeutung der Stenographie für das öffentliche Leben, aber auch den Schaden der Systemzersplitterung erkannt und daher zum Teil schon vor 50 und 70 Jahren die Gabelsbergersche Stenographie zum Einheitssystem für ihre Länder erhoben, obwohl damals bereits das System Stolze-Schrey eine beträchtliche Verbreitung erlangt hatte. Wenn es bis heute zu keinem Einheitssystem gekommen ist, so ist daran lediglich die unentschlossene Haltung Preußens schuld, das, was die amtliche Förderung der Kurzschrift anlangt, ohne Übertreibung als das zurückgebliebenste deutsche Land bezeichnet werden muß; hat man sich doch dort bis zum heutigen Tage noch nicht einmal auch nur zur wahlfreien Einführung der Kurzschrift als Unterrichtsgegenstand in den höheren Schulen aufgeschwungen, und zwar aus lauter „Objektivität" gegenüber dem Systemkampfe, was aber nicht verhindert, daß z. B. im Stenographenbureau des preußischen Landtags kein Gabelsbergerianer aufgenommen wird, ein Umstand, den Herr Dr. Dirr verschweigt, während er das umgekehrte Verhältnis in Bayern erwähnt. Gerade in Preußen herrscht aber auch der Systemwirrwarr am stärksten und vor lauter „Ausmerzen des Untauglichen", um mit Herrn Dr. Dirr zu sprechen, ist man dort zu einer so ausgedehnten Verwendung der Kurzschrift, wie sie in dem „zurückgebliebenen" Süddeutschland, Sachsen und Österreich üblich ist, noch nicht gekommen. Wir in Bayern z. B. lächeln, wenn wir in Berliner Blättern als ganz besonders merkwürdig erwähnt finden, daß der Vorsitzende in einem großen Strafprozeß sich stenographische Aktenauszüge angefertigt und auf Grund deren die Verhandlung rasch und sicher geleitet habe; das ist bei uns etwas so Alltägliches, daß man darüber überhaupt nicht mehr spricht. Herr Dr. Dirr wird in seinem Berufe kaum davon Kenntnis haben, in welch ausgedehntem Maße bei uns in Bayern und ebenso auch in den anderen erwähnten Ländern die Kurzschrift im amtlichen Dienste verwendet wird, aber auch nur verwendet werden kann, weil wir eben bereits im glücklichen Besitze einer Einheitsstenographie sind, die sich seit Generationen fest eingebürgert hat und die alle Beamten, ob hoch oder nieder, gleichmäßig schreiben und lesen können.

Und dieses unendlichen Vorteils und Vorsprunges sollen wir uns begeben zugunsten des Systems Stolze-Schrey, das in Bayern so gut wie unbekannt ist, in welchem, um nur eine einzige Zahl zu bringen, nach der letzten vorliegenden vergleichenden Zählung vom Schuljahre 1912/13 in Bayern 341 Personen unterrichtet wurden, während Gabelsberger im gleichen Lande 31875 aufwies? Ich enthalte mich im Gegensatze zu Herrn Dr. Dirr eines jeden Urteils über den Wert des Systems Stolze-Schrey; nur das eine sei verraten, daß neuere Systeme gegenüber diesem System genau die gleichen Vorwürfe erheben, es als veraltet bezeichnen und es mit dem gleichen Kosenamen belegen, wie Herr Dr. Dirr das System Gabelsberger. Aber eine praktische Erwägung sei Herrn Dr. Dirr entgegengehalten. Was wäre die Folge der Einführung des Systems Stolze-Schrey in Bayern und den anderen mehrerwähnten Ländern? Auf eine volle Generation ein stenographischer Wirrwarr, wie er in Preußen herrscht und wie er gerade die Bestrebungen auf Schaffung einer deutschen Einheitskurzschrift ausgelöst hat, dann die Unmöglichkeit einer nutzbringenden Verwendung der Stenographie bei den Behörden, da der Kanzleibeamte den Entwurf des höheren Beamten nicht zu lesen vermag, endlich auf Jahre hinaus die Unmöglichkeit einer richtigen Unterrichtserteilung, da Lehrer des Systems Stolze-Schrey in Bayern so gut wie nicht vorhanden sein werden. Daß eine ihrer Verantwortung bewußte Regierung zu einem solchen Experiment die Hand bieten werde, wird auch Herr Dr. Dirr nicht glauben.

Zur Abwehr nur noch folgendes: Gabelsbergers System soll schlecht sein; es wird mit einer Postkutsche, einem Talglicht der früheren Zeit, einem verzwickten, schiefen,

Digitized by Google

einsturzdrohenden Gebäude verglichen. Man konzediert Gabelsberger „geniale Einfälle", um im nächsten Satze zu behaupten, sein System schneide sehr schlecht ab, wenn man daran das Kriterium jeder genialen Schöpfung lege. Gabelsberger soll bei der Wahl seiner Zeichen zu Kniffen, Kunstgriffen und Mätzchen gegriffen haben usw. Wäre das alles richtig, dann wäre es unbegreiflich, warum dieser morsche Bau nicht schon längst zusammengestürzt, warum er vielmehr trotz des erbitterten Kampfes aller anderen Systeme gegen ihn zu jener stolzen Höhe emporgeführt wurde, in der er vor uns steht. Es wäre weiter unbegreiflich, warum gerade in den letzten Jahren neuerlich verschiedene deutsche Regierungen dem System Gabelsberger und nur diesem die Pforten ihrer Schulen geöffnet haben. Dem Zeugnisse des Herrn Dr. Dirr könnten zahlreiche Zeugnisse anderer, wirklicher Systemkenner aus seinem eigenen Lager entgegengesetzt werden, die sich in ganz anderem Sinne über Gabelsberger, den Schöpfer der modernen deutschen Stenographie, geäußert haben. Gerade das System Stolze-Schrey hat eine erhebliche Annäherung des Systems Stolze an Gabelsberger gebracht, seine Redeschrift vollends ruht ganz auf Gabelsbergerscher Grundlage.

Es ist bedauerlich, daß soviel Worte an eine angeblich so schlechte Sache verwendet werden müssen. Allein die Rücksicht auf die Jugend, an die sich der Dirrsche Aufsatz wendet, die sich frühzeitig die Kurzschrift aneignen soll und die die tatsächlichen Verhältnisse nicht kennt, zwingt dazu. Und weil Herr Dr. Dirr das Werk Gabelsbergers als schlecht bezeichnet und offensichtlich mit Bezug auf dessen Wandelzeichen von Kunstgriffen und Mätzchen spricht, sei ihm zum Schlusse das Wort eines der bekanntesten und angesehensten Theoretiker gerade der Schule Stolze-Schrey, Dr. Wilhelm Mager, entgegengehalten, der erst vor kurzem in der „Allgemeinen deutschen Stenographenzeitung" folgendes schrieb: „Die Wandelzeichen sind eines der Wesensmerkmale der Gabelsbergerschen Schrift und eine der glänzendsten Offenbarungen Gabelsbergerschen Erfindergeistes."

München. Max Meidinger.

Dazu sendet uns unser Mitarbeiter folgendes Schlußwort:

Daß im preußischen Landtag keine Gabelsbergerianer aufgenommen werden, habe ich tatsächlich vergessen zu bemerken. Über den Umfang meiner Kenntnis vom Gebrauch der Stenographie in Bayern und anderswo bitte ich selbst urteilen zu dürfen. Meine Einwände gegen das System Gabelsberger sind zum großen Teil identisch mit denen, die in den Beratungen des Landesverbandes Gabelsbergerscher Stenographenvereine des langen und breiten erörtert worden sind. Was da z B über das „Können", über die Verbesserungsfähigkeit des Systems und insbesondere über die Wandelbuchstaben vorgebracht worden ist, klingt nichts weniger als hoffnungsvoll und ist dem, was Dr. Mager gesagt hat, gerade entgegengesetzt (Wandelbuchstaben!). Einige Zahlen: 1912/13 sind in Deutschland nach Gabelsberger 125231, nach Stolze-Schrey 142059 Personen unterrichtet worden; davon treffen 71117 Gabelsbergerianer in den deutschen Staaten, die auf den Schulen nicht Gabelsberger unterrichten, denen 139733 nach Stolze-Schrey Unterrichtete entgegenstehen. 1905/6 waren es: Gabelsberger 78481, Stolze-Schrey 72134, 1906/7: Gabelsberger 86447, Stolze-Schrey 84529. Die Schule Stolze-Schrey wächst also schneller; sie tut es, weil sie leichter, einfacher und folgerichtiger als Gabelsberger ist. Ich möchte auch nicht den Gedanken aufkommen lassen, als ob ich Stolze-Schrey aus persönlichen Gründen protegierte; ich brauche weder ihn, noch Gabelsberger (den ich in meiner Jugend doch auch gelernt habe), sondern stenographiere nach eigenem System, das noch mehr leistet (wenigstens für meine fremdsprachlichen Zwecke), das ich aber niemandem aufdränge. Um es kontrollieren zu können, habe ich aber seinerzeit die meisten deutschen und fremden Systeme

Digitized by Google

durchgearbeitet und daher rührt mein Wissen von stenographischen Dingen, das Herr M. M. zu bezweifeln scheint. Es handelt sich für mich auch nicht gerade um Stolze-Schrey, sondern nur um die bis jetzt beste deutsche Kurzschrift, die ich der Gabelsbergerschen, als einer veralteten, entgegensetze und die ich zur deutschen Einigung empfohlen habe. Diese Einigung kommt doch eines Tages; vielleicht wird es nicht die Kurzschrift Stolze-Schrey sein, der wir sie verdanken, sondern eine noch bessere, aber sicher nicht Gabelsberger, gegen den der Widerstand in den deutschen Staaten außer Bayern und Sachsen wächst. Wir müssen Zeit, Energie und Geld sparen und Gabelsberger bedeutet nun einmal eine große Verschwendung an diesen kostbaren Dingen. Zum Schluß noch eines: als ich meinen Artikel schrieb, wußte ich nicht, daß er ins „Jugendheft" der Süddeutschen Monatshefte kommen würde, ja nicht einmal, daß ein solches geplant war. A. D.

Der Schwachsinn des Herrn Blüher.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Sie schreiben mir, daß Ihnen Zweifel aufstiegen, ob Herr Professor Löwe mit seinem Aufsatz: „Ein Führer der Jugend?" dem Schmutzfinken Blüher nicht allzuviel Ehre erwiesen habe? Herr Professor Löwe hat sich so redlich Mühe gegeben, die Gefährlichkeit Blühers darzulegen, daß es mir aufrichtig leid tut, aussprechen zu müssen, daß ich seinen Aufsatz selbst in einem „An die Jugend" gerichteten Hefte für nicht ganz ungefährlich halte. Es ist meines Erachtens gefährlich, Herrn Blüher ernst zu nehmen, gewissermaßen als „gefallenen Engel" zu behandeln. Sie werden sich, wie ich, aus der eigenen Jugend erinnern, daß es für den halbwüchsigen Jungen nichts Anziehenderes gibt, als gerade gefallene Engel! Ich fürchte, daß gar mancher durch den Aufsatz erst recht verlockt werden wird, so merkwürdiges geistvolles Schleichgut genauer kennen zu lernen. Wenn Herr Blüher nur ein gefallener Engel wäre, dann wäre die Beschäftigung mit ihm zwar gefährlich, aber für einen Begabten doch lehrreich, keine ganz verlorene Zeit. Aber Herr Blüher ist nicht einmal ein gefallener Engel, sondern ein armseliges, verunglücktes Menschenkind mit einem recht erheblichen Grad von Schwachsinn. Ich bin zwar nicht Psychiater, aber ich befürchte nicht, daß mir irgendein Psychiater widersprechen wird, wenn er auch nur einmal einen Vortrag von Herrn Blüher angehört hat, wie ich unlängst einen über Hamartia, Christus, Eros uranios usw. usw. Sprunghafte Einfälle, höchst ungefähre Analogien, rein zufällige Gedankenverbindungen, Mangel an Empfindung für die Grenzen der Erkenntnis, Mangel des Bedürfnisses, die Denkergebnisse an der Wirklichkeit zu prüfen, mangelndes Bedürfnis nach klaren Begriffen, überhaupt Fehlen des Dranges nach Wahrheit, Spiegelfechterei mit leeren Worten, fratzenhafte Zerrbilder der wirklichen Zusammenhänge als Erzeugnisse hemmungsloser Lust- und Unlustgefühle, das sind bekannte Kennzeichen der sich entwickelnden Dementia. Ein solcher Krankheitszustand kann schon recht weit vorgeschritten sein, ohne eine gewisse Bauernschlauheit unmöglich gemacht zu haben. So versteht es Herr Blüher sehr gut, sich in Szene zu setzen. Die Wirkung auf junge, besonders auf weibliche Herzen kann nicht ausbleiben, wenn der Saal verfinstert wird und Herrn Blühers Denkerhaupt im unbestimmten Scheine eines roten Lampenschirms mehr erraten als gesehen werden kann. Man konnte es den verblüfften jungen Damen ansehen, daß sie ohnehin von dem ganzen Wolkenbruch von Worten, der über sie herabströmte, nicht mehr begriffen, als:

„Du lieber Gott! Was so ein Mann,
Nicht alles, alles denken kann!"

Digitized by Google

Diese Verdunklung des Saales hat mich leider verhindert, die schönsten Blüten des Blüherschen Geistes mir aufzuschreiben. Zwei von ihnen glaube ich mir aber wörtlich gemerkt zu haben. Sie dürften genügen, um Ihnen ein Bild seines Geistes zu geben: „Elektrizität und Güte sind beide Naturkräfte! Aber die Elektrizität ist eine der zahlreichen Naturkräfte, die nur in der Fläche der Natur wirken; die Güte aber ist eine Naturkraft, die aus der Raumtiefe der Natur kommt." Und: „Die Liebe ist der eine Pol jener wahren Natur, von der die sogenannte Naturwissenschaft natürlich nichts weiß; der Pol in uns! Und der andere Pol, der in der Raumtiefe der Natur, das ist die Güte! Und nun schlagen die Funken über, hin und her, von einem Pol zum andern!"

Mit solchem pathetischen Gefasel dünkt dieser arme Herr Blüher sich erhaben über die Naturforschung; in demselben Augenblick, da dieser Forschung der größte Wurf einer gewaltigen, durch Erfahrung und Vernunft gezügelten dichterischen Phantasie gelungen ist: die Astronomie von Planetensystemen in der Größenordnung von Millionsteln eines Zentimeters: da sie im Begriffe ist, uns all die verwirrende unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinung — zunächst wenigstens in der unbelebten Natur — als einheitlich regierte, streng gesetzmäßige Bewegungen eines zwar unvorstellbar fein zerteilten, aber im Wesen Einheitlichen zu enthüllen! Darauf gibt's nur eine Antwort — mitleidiges Lächeln. Ein so gemeingefährlicher Geisteskranker, wie Herr Blüher, gehörte natürlich schon längst und auf immer in eine Pflegeanstalt, seine Bücher eingestampft, und der zurechnungsfähige Verleger dieser Bücher, Herr Diederichs in Jena, hinter Schloß und Riegel. Da aber in unserer freiheitliebenden Zeit dieser wirksamste Schutz nicht anwendbar ist, müssen wir nach anderen Abwehrmitteln suchen. Und da ist meines Erachtens das Lachen die beste Vorbeuge gegen die Ansteckung durch Herrn Blühers Schmutz. Die an das Licht noch nicht gewöhnte Jugend, auch die begabte, wird, wie die unverständige Menge, von beiden geblendet: von der leuchtenden Bahn des Gedankenfluges eines hohen Geistes, wie von dem richtungslosen Flackern des mißratenen Hirns. Sie vermag Licht und Irrlicht noch nicht sicher zu unterscheiden. Alles Ungewöhnliche lockt sie an. Wie die ewig unselbständige, unstetige Menge, gerät die noch nicht in sich gefestigte Jugend ebenso leicht unter die Herrschaft der krampfhaften Willenszuckungen des Hysterikers, wie unter die wohltätige Wucht des starken Willens des Genies. Ihre Einsicht ist noch zu schwach, ihre Ungeduld, ihr Selbständigkeitsdrang zu groß, es fehlt ihr die methodische Schulung noch zu sehr, als daß man sie durch bedächtige Darlegungen von Gründen und Gegengründen vor dem Verführer schützen könnte. Aber sie hat einen angreifbaren Punkt; sie fürchtet, wie die Menge, das ewige Kind, das niemals Mann werden kann, nichts mehr als Lächerlichkeit. Da kann man, da muß man sie packen. Ich hoffe, daß Sie mir Recht geben werden, daß es gegen die Ansteckung durch Aberwitz kein besseres Schutzmittel gibt als das verständnisvolle milde Lächeln auf dem kühl gebliebenen Gesichte des weisen Nervenarztes. Es wirkt noch viel ernüchternder als das Lachen des Spottes, in dem doch auch noch Willen steckt. M. v. Gruber.

Neue Bismarckbücher.

Im letzten Jahre hat, begreiflich genug, die Bismarckliteratur um eine lange Reihe von Büchern sich vermehrt. Nicht jedes ist einer Besprechung wert; durch viele schreitet statt der historischen eine legendäre Gestalt: gerade die Revolution hat „den mißverstandenen Bismarck", den Otto Hammann durch den Welt-

Digitized by Google

krieg erschlagen glaubte, zu neuem Leben erweckt. Umso erfreulicher, daß, neben allerhand Darstellungen, jetzt auch unbekannte Quellen ans Licht des Tages treten.

„Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris 1859 bis 1862", herausgegeben von L. Raschdau (Berlin 1920, Reimar Hobbing: statt der allzu knappen Einleitung wäre den gut ausgestatteten Bänden ein eingehender Kommentar zu wünschen), füllen wirklich eine Lücke aus. Denn bisher haben wir von Bismarcks Petersburger und Pariser Zeit erheblich weniger als von den wichtigen Frankfurter Jahren gewußt: mit den persönlich und sachlich genialen Briefen an Leopold von Gerlach war der mehr geschäftsmäßige Briefwechsel mit dem Minister von Schleinitz nicht zu vergleichen. Auch die politischen Berichte an Schleinitz oder Bernstorff, die meisten aus Petersburg — in Paris ist Bismarck nur ganz kurze Zeit gewesen — sind kürzer, kühler, farbloser als die ausführlichen, lebensprühenden Frankfurter Berichte an Otto von Manteuffel: Berichte eines Diplomaten, nicht Offenbarungen eines großen Staatsmannes. Trotzdem kann Bismarck auch hier, bei Beurteilung des italienischen Krieges etwa, der russischen Bauernbefreiung, der deutschen, dänischen, polnischen Frage seine starke Künstlerleidenschaft nicht ganz verleugnen. Mancher Satz, beispielsweise über Gortschakow und Polen, wirkt wie ein Brouillon der „Gedanken und Erinnerungen"; manchmal ist abweichende politische Meinung in knappe Formeln gleichsam zusammengehämmert; manchmal funkelt, epigrammatisch zugespitzt, unvergleichliche Menschenkenntnis empor; manchmal leuchtet ein Urteil bis hinein in unsere Tage: „auf den gemeinen Mann in Heer und Volk kann Seine Majestät der [russische] Kaiser noch zählen, aber die gebildeten Klassen, mit Ausnahme der alternden Generation, schüren das Feuer der Revolution, welches sich, wenn es Macht gewänne, zunächst gegen sie selbst richten würde".

Wichtiger für den Menschen Bismarck sind die „Bismarckerinnerungen" des Freiherrn Robert Lucius von Ballhausen (Stuttgart-Berlin, 1920, J. G. Cotta; ohne Register!), die einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren, 1871 bis 1890, umspannen. Schon auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hatte Lucius den Grafen Bismarck kennen gelernt, war ihm aber erst nach dem Deutsch-Französischen Kriege menschlich und dienstlich (auch als preußischer Landwirtschaftsminister, 1879 bis 1890) nähergetreten. Seine Erinnerungen sind das sorgfältig geführte Tagebuch eines korrekten preußischen Beamten alter Schule, dem zum Künstler so gut wie alles fehlt: an Moritz Busch, Brauer, Tiedemann darf, wer Lucius liest, nicht denken. Trotzdem ist der Eindruck stark, da Tonfall und Inhalt der zahlreichen Bismarckschen Reden durchaus echt wirken. Manches Epigramm ist in ähnlicher Fassung schon bekannt: „die meisten Leute sind belastet mit einer großen Hypothek von Eitelkeit; der volle Kapitalwert eines jeden ist nur das, was nach Abzug jener Hypothek übrigbleibt"; anderes, Persönliches und Sachliches, ist oder scheint neu. Jedenfalls wird, wer Bismarck kennen lernen will, an diesen Erinnerungen nicht vorübergehen dürfen.

Wie die Tagebuchblätter von Lucius, so muß das Buch von E. C. Corti, „Alexander von Battenberg; sein Kampf mit den Zaren und Bismarck", Wien 1920, L. W. Seidel) den wertvollsten Neuerscheinungen der Bismarckliteratur beigesellt werden. Denn hier wird, fesselnd und lebendig, mit Hilfe des gesamten Battenbergischen Nachlasses eine der interessantesten und „aktuellsten" Episoden bulgarisch-europäischer, auch jungwilhelminischer Geschichte um eine Fülle charakteristischer Einzelheiten bereichert. Erwähnt sei unter anderem das ablehnende Urteil Bismarcks über den Pangermanismus, das tiefsinnige über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten deutscher, mitteleuropäischer Zukunftspolitik:

Digitized by Google

„lediglich auf Deutschland gestützt, ohne Bürgschaft für die Haltung der beiden Westmächte, sollte Österreich es auf einen Bruch mit Rußland nicht ankommen lassen. Wir könnten hiebei nach Gestaltung der Dinge in England und Frankreich einer russisch-englisch-französischen Koalition die Wege bahnen, der gegenüber der Stand der beiden verbündeten Kaiserhöfe ein schwieriger und die Zuverlässigkeit Italiens fraglich werden könnte". Selbstverständlich ist Cortis Buch auch für die neueste Geschichte Rußlands, Osteuropas unentbehrlich.

Sehr interessant, vor allem für den Fachmann, ist das von Georg Freiherrn von Eppstein zusammengestellte Werk „Fürst Bismarcks Entlassung" (Berlin 1920, A. Scherl), das, außer einer (unnötigen) Einleitung des Herausgebers und zahlreichen wertvollen Dokumenten, die bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Inneren Karl Heinrich von Bötticher und des letzten Chefs der Bismarckischen Reichskanzlei Franz von Rottenburg enthält. Beide dienen in erster Linie der Verteidigung Böttichers gegen den Vorwurf, er habe Bismarcks Entlassung verschuldet oder mitverschuldet. Größere Klarheit wird freilich auch hier erst der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" bringen; seine Zurückhaltung beweist, wie schlecht der Deutsche Kaiser auch jetzt noch beraten wird[1]).

Wohl mehr für die Familie bestimmt, für andere Leser von geringer Ergiebigkeit sind die chronikartigen Lebenserinnerungen Ottmar von Mohls, „Fünfzig Jahre Reichsdienst" (Leipzig 1920, P. List).

In gewissem Sinne wenigstens kann noch die kleine Schrift des bekannten geistvollen Diplomaten und Publizisten Julius von Eckardt „Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi" (Leipzig, 1920, S. Hirzel) der eigentlichen Bismarckliteratur beigezählt werden, da sie unter anderm auf die sogenannte „Bismarckfronde" der neunziger Jahre zu sprechen kommt. Obwohl Eckardt als Verteidiger der Caprivischen Politik nicht zu Bismarcks Freunden gehört hat, überwächst doch auch in seiner Darstellung die Gestalt des Alten von Friedrichsruh die Männer Wilhelms II. um mehr als Haupteslänge; über den Taten und Unterlassungen der „neuen Ära" lasten von Anfang an die Schatten kommender Katastrophen. Übrigens besitzt Eckardts Büchlein, der Abschluß seiner schönen „Lebenserinnerungen", auch ohne die Bismarck- und Caprivikapitel, historische und politische Bedeutung: durch die vortrefflichen Schilderungen Schwedens und der russischen Informationsreise des Herbstes 1892.

Von den Büchern über Bismarck sei hier nur auf eines, auf dieses aber mit stärkstem Nachdruck hingewiesen: auf „Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung", das letzte, nachgelassene Werk des im Jammer über Deutschlands Zusammenbruch tragisch aus dem Leben geschiedenen deutschen Publizisten Hans Plehn (München-Berlin, 1920, Rudolf Oldenbourg). Hier zum erstenmal wird, mit Hilfe aller zugänglichen Quellen, die staatsmännische Leistung des Bismarck der siebziger und achtziger Jahre klug, nüchtern, phrasenlos dargestellt als das reife und große Kunstwerk, das sie gewesen. Fritz Endres (München).

[1]) Vgl. was der Herausgeber der S. M. im Märzheft 1920 geschrieben hat; dort ist die jetzt eingetretene unerträgliche Demütigung vorausgesagt: „Die englischen Blätter werden nach englischen Bedürfnissen zugestutzte Auszüge bringen, bevor das deutsche Volk ein Wort von Bismarcks Vermächtnis zu hören bekommt."

Redaktionell abgeschlossen am 11. Dezember 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Zum Geleit.

Der Besuch ist fort, und wieder allein im Zimmer sitzt man und sinnt. Wie nach und nach das Leben Beziehungen herstellt, reale Beziehungen zwischen uns und Sphären der Wirklichkeit, denen man ehemals, in schwanker Frühzeit, nur ein geistiges und mythisches Dasein zuzuschreiben geneigt war. Leben ist Verwirklichung, Realisierung in jedem Sinn, und eben hierdurch phantastisch; denn dem Träumer dünkt Wirklichkeit träumerischer als jeder Traum, und schmeichelt ihm tiefer. Aber auch wie Verrat mutet es uns nicht selten an, zu leben, d. h. wirklich zu werden, — wie Verrat und Untreue an unserer wirklichkeitsreinen Jugend. Ja, man war jung — schwank, rein und frei, voll Spott und Scheu und ohne Glauben, daß Wirklichkeit einem je in irgendeinem Verstande „zukommen" könne. Gleichwohl trug dann das Leben seine Wirklichkeiten heran, eine nach der anderen, kopfschüttelnd entsinnt man sich dessen. Taten geschahen an unserer Seite, Taten von Nächsten, lebensstreng, ungespäßig, fürchterlich endgültig, und wir empörten uns gegen sie, da wir sie als Verrat an gemeinsamer Unwirklichkeit von einst empfanden. Und doch hätten wir uns nicht beklagen dürfen, denn auch wir waren schon weitgehend wirklich geworden, durch Werk und Würde, Haus, Ehe und Kind oder wie die Dinge des Lebens, die strengen und menschlich gemütlichen, nun heißen mögen; und wenn wir im stillen der Freiheit und Fremdheit auch einige Treue hielten, uns etwas vom Spott und von der Scheu der Jugend im Tiefsten bewahrten, wir lernten doch, ebenfalls solche ungespäßige Taten zu tun. Phantastisch unvermutete Wirklichkeit, wir verkennen nicht deinen todernsten Charakter! Denn wie du dich nun gebärden magst, ob leidenschaftsbleich oder menschlich-gemütlich, — allen deinen Gestalten, wie sie zu unserer ungläubigen Erheiterung oder Erschütterung sich einstellen, eignet etwas Schreckliches und heilig Bedrohliches, aus ihrer aller Augen spricht die Verwandtschaft mit der letzten in ihrer Reihe, die uns schließlich ebenfalls „zukommen" wird, die unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem Tode. Ja, auch zu den Wirklichkeitswürden des Todes werden wir endlich eingehen, wer hätte es gedacht, und alle Wirklichkeit, ob bleich oder heiter, trägt seine Züge.

— Nun, nun, welche Töne. Gleich auf den Tod muß eingangs zu sprechen gekommen sein? Was gibt es denn?

Besuch war da. Ein Bote aus der Welt, mit einem An- und Auftrag von außen. Es gibt eine Improvisation zu leisten, eine kleine literarische Studie für das gebildete Publikum.

— Das ist nicht viel.

O nein, es ist an und für sich wohl eine Bagatelle. Aber da haben wir ja im Deutschen die Redensart: „Sich etwas daraus machen." Eine vorzügliche Redensart, dichterisch geprägt! Denn man ist Dichter nicht, indem man sich etwas ausdenkt, sondern man ist es, indem man sich aus den Dingen etwas

Digitized by Google

macht. Das ist eine Definition ... Die Sache ist so: Der Bote von außen stellte Beziehungen her, phantastisch reale Beziehungen zu einer geistigen, mythischen Sphäre. Genauer: Eine alte Liebe ward ruchbar, und Wirklichkeitswürden sind ihr zugedacht, ehrenvoll wird sie betraut. Genauer noch: Eine große Zeitschrift will, zur Förderung völkerpsychologischer Kenntnisse, eine Serie von Heften herausgeben, die die Dichtung fremder Länder enthalten sollen; das nächste Heft soll als russische Anthologie erscheinen, der russischen Erzählungskunst gewidmet sein, und wir sind ausersehen, die Einleitung zu schreiben. — Eine Einleitung? Man weiß nicht recht, wie man das macht, wie man eine solche Aufgabe zur Zufriedenheit der gebildeten Leserschaft löst. Vorderhand sitzt man und sinnt.

Man war jung und schwank, und zu Kultzwecken hatte man die Bilder mythischer Meister auf seinem Tische stehen. Welche waren es? Iwan Turgenjews melancholisches Künstlerhaupt stand dort und die Patriarchengestalt des Homers von Jasnaja Poljana, eine Hand im Gürtel seiner Muschikbluse ... Exotische Meister und Kulturbilder; der Dienst stolzer und kindlicher Dankbarkeit war ihrem Mythos gewidmet. Zu ersten prosaistischen Gehversuchen und Selbsterprobungen hatte der eine die lyrische Exaktheit seiner bezaubernden Form geliehen. Und was war es, was uns stärkte und stützte, während unsere schwanke Jugend ein Werk trug, das sich selber größer wollte, als sie es gewollt und gemeint hatte? Es war das moralistische Schöpfertum des breitstirnigen anderen, eines Trägers epischer Riesenlasten, des Ljew Nikolajewitsch Tolstoi (ТОЛСТОЙ).

Diese beiden also waren im Bilde vertreten, was etwas bedeuten wollte. Aber wie kannte und liebte man sie alle, die Genien dieser Sphäre, von den historisch Ferneren bis zu den kürzlicher, zu unseren eigenen Lebzeiten Verewigten und denen, die wohl gar noch, sollte man es denken, und freilich geographisch recht sehr entrückt, im Fleische lebten und ihr Gogolsches Schicksal, ihr tiefes, groteskes und ehrwürdiges Gogolsches Schicksal zu Ende führten, indem sie ihr Fleisch bekämpften, ihr mächtiges, seherisches Fleisch, das doch viel geistiger war, als ihr „Geist", — es bekämpften, weil „in Gott leben außerhalb des Körpers leben heiße", und es im ehrwürdig Grotesken schon so weit gebracht hatten, daß sie Mistreß Beecher-Stowe vor aller Welt über Shakespeare und Beethoven stellten, wie ja auch Gogol am Ende die Kunst verflucht und seine Manuskripte mitsamt dem zweiten Bande der „Toten Seelen" verbrannt hatte, worauf er allerdings in Tränen und in die Worte ausgebrochen war: „Wie stark doch der Böse ist! Soweit hat er mich gebracht."

Turgenjew hat einmal gesagt: „Wir kommen alle aus Gogols ‚Mantel' her", — ein gespenstisches Witzwort, das auf phantastische Weise die unerhörte Einheitlichkeit und Geschlossenheit dieser Sphäre versinnlicht, d. h. diejenige ihrer Eigenschaften, die uns vielleicht am frühesten an sie fesselte, eine Eigenschaft von großer ästhetischer und dynamischer Wirksamkeit. Es gibt Geschichten von Alexej Tolstoi, einem modernen Kollegen, der heute im Fleische wandelt und Tee trinkt, — Geschichten, die, obgleich modern getönt und meinetwegen expressionistisch, so gogolisch sind in ihrer ausgelassen melancholischen Phantastik und Menschlichkeit, daß es zum Staunen und Lachen ist: zum Lachen vor Freude des Wiedererkennens und über soviel Einheit und Überlieferungsdichtigkeit. Auch sind sie ja eigentlich alle auf einmal da, diese Meister und Genien, sie reichen einander die Hände, ihre Lebenskreise überschneiden einander zu großen Teilen. Gogol hat dem großen Puschkin aus seinem Roman

Digitized by Google

vorgelesen, und Puschkin hat sich geschüttelt vor Lachen, bis er plötzlich traurig wurde. Lermontow ist Zeitgenosse ihrer beider. Turgenjew, was man leicht vergißt, da sein Ruhm, wie derjenige Dostojewskijs und Tolstois, der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehört, kam nur vier Jahre nach Lermontow zur Welt und war zehn älter als Tolstoi, den er auf dem Sterbebette beschwor, „zur Literatur zurückzukehren". Und der uns ganz nahe, lebendige und hochmoderne Sologub hat mit Turgenjew 20 Jahre lang die Zeitlichkeit geteilt und ist nur 11 Jahre nach Gogols Tode geboren!

Historisch und vor-modern mutet im Grunde nur Puschkin uns an, — der Goethe des Ostens. Er bildet eine Sphäre für sich, eine sinnlich strahlende, eine naive, heitere und poetische Sphäre. Mit Gogol setzt aber sofort das ein, was Mereschkowskij die „Kritik" oder den „Übergang vom unbewußten Schaffen zum schöpferischen Bewußtsein" nennt, und was ihm zwar das Ende der Poesie im Puschkinschen Sinn, aber zugleich den Anfang von etwas Neuem, sehr Zukünftigem bedeutet. Mit einem Wort, von Gogol an ist die russische Literatur modern: es ist mit ihm alles auf einmal da, was seither so dichte Überlieferung in ihrer Geschichte geblieben ist: statt der Poesie der Kritizismus, statt der Naivetät die religiöse Problematik und statt der Heiterkeit die Komik. Namentlich diese. Seit Gogol ist die russische Literatur komisch, — komisch aus Realismus, aus Leid und Mitleid, aus tiefster Menschlichkeit, aus satirischer Verzweiflung, auch aus einfacher Lebensfrische; aber das gogolisch komische Element fehlt nirgends und in keinem Fall. Selbst Dostojewskijs epileptisch-apokalyptische Schattenwelt ist von unbändiger Komik durchsetzt, — er hat ja übrigens ausgesprochen komische Romane geschrieben, wie „Onkelchens Traum" und das vom Geiste Shakespeares und Molières erfüllte „Gut Stepanschikowo". Selbst der schwere und breitstirnige Tolstoi kann bis zur Ausgelassenheit komisch sein, zuweilen dort, wo er am moralischsten ist, wie in den Volkserzählungen. Und diese russische Komik in ihrer Wahrheit und Wärme, ihrer Phantastik und ihrer tiefen, herzbezwingenden Drolligkeit ist, wenn wir unser Herz sprechen lassen dürfen, die liebenswerteste und beglückendste der Welt, — weder der englische noch der jeanpaulinisch-deutsche Humor ist ihr zu vergleichen, von Frankreich, das sec ist, nicht erst zu reden; und wo man außerhalb Rußlands etwas Ähnlichem begegnet, da ist russischer Einfluß offenkundig, wie bei Hamsun. Was ist es denn aber, was der russischen Komik diese menschlich gewinnenden Kräfte verleiht? Dies, ohne Zweifel, daß sie religiöser Herkunft ist, — an ihrer literarischen Quelle gleich, bei Gogol, der mit ihr Schule machte, ist es nachzuweisen. „Mein ganzes Streben", sagt er in einem Brief, „geht dahin, daß jedermann, der meine Werke gelesen hat, nach Herzenslust über den Teufel lachen kann." „Den Teufel zum Narren machen", — das ist der mystische Sinn der russischen Komik, und „Herzenslust" ist in der Tat die exakte Bezeichnung für ihre Wirkungen.

„Die heilige russische Literatur", — geneigt zum Bekenntnis und zur Lobpreisung nannten wir sie als Jüngling so in einer Novelle und wußten nicht, daß fern im dänischen Norden ein Bruder, daß Hermann Bang sie schon ebenso genannt hatte. Wie weit und schön und sympathievoll ist das Leben im Geiste. Geliebte Sphäre! Moralistisch, leidvoll, menschlich und komisch. Jugendmythos der russischen Literatur! Die persönliche Annäherung an sie im Bürgerlich-Wirklichen, die Herstellung realer Beziehungen zu ihr war ein erotischer Traum, der dann und wann Anläufe nahm, Lebenssubstanz zu gewinnen. Als ich fünfundzwanzig war, oder etwas älter, hieß es, Tolstoi werde zum Friedenskongreß nach Christiania kommen und reden. Ich überrechnete meine Mittel

Digitized by Google

und war dreiviertel entschlossen, ebenfalls nach Christiania zu fahren, um Tolstoi zu sehen. Er sollte eher klein von Person und großköpfig sein, wie Wagner. Aber Tolstoi wurde krank und sagte ab. So hatte ich es mir gedacht und war im Grunde wohl einverstanden damit. Tolstoi blieb Mythos.

Viele Jahre später sah ich auf dem Lande einen Herrn aus Petersburg bei mir, einen Deutschrussen, der eine russische Vortragsreise mit mir verabredete. Ich sollte in Moskau, Petersburg, Riga und Helsingfors lesen, das Nähere blieb zu vereinbaren. Das war fabelhaft. Ich würde die Nachfahren Gogols besuchen, Andrejew, Sologub und Kusmin. Ich würde mit ihnen Piroggen essen und Tee trinken, wahrscheinlich auch eingemachte Pilze, Schnaps und Zigaretten würde es geben, und vielleicht würden sie mündlich zu mir sagen: „Erbarmen Sie sich, Väterchen!" oder: „Urteilen Sie doch selbst, Foma Genrichowitsch!" Aber dann kam der Krieg, der falsche, irrtümliche, verdammenswerte Krieg mit Rußland, weil seinerzeit irgendwelche Tölpel Bismarcks Draht zerschnitten und so das Bündnis Rußlands mit Frankreich herbeigeführt hatten, — die Mesalliance der Demokratie des Herzens mit der Demokratie als abgestandener, akademisch-bourgeoiser Revolutionstirade, das Mißbündnis der Menschlichkeit mit der Politik, — es kam, sage ich, der Weltkrieg, und die Reise ins Gogolsche war unterbunden.

Aber nach dem Kriege hörte ich folgendes. Ich hörte von Alexander Eliasberg, daß Mereschkowskij, mit dem ich durch jenen fabelhafterweise einmal Grüße getauscht, — daß dieser, der, vor der Bolschewistenherrschaft flüchtig, sich in Warschau befinde, nach Deutschland, nach München zu kommen beabsichtige und mich besuchen werde. Dmitrij Mereschkowskij! Der genialste Kritiker und Weltpsycholog seit Nietzsche! Er, dessen Buch über Tolstoi und Dostojewskij auf meine zwanzig Jahre einen so unauslöschlichen Eindruck machte, und dessen ebenfalls völlig beispielloses Werk über Gogol ich überhaupt nicht wegstelle! Man will nicht provinzlerisch scheinen, und darum erwiderte ich in bequemer Haltung, Herr Mereschkowskij werde natürlich willkommen sein. Im Innersten aber glaubte ich kein Wort. Der Mythos sitzt nicht bei einem im Zimmer. Das gibt es nicht. Und es geschah denn auch nicht. Mereschkowskij ist nicht nach München gekommen und hat mich schon aus diesem Grunde also auch nicht besucht. Leben ist Verwirklichung, aber alles hat seine Grenzen.

Statt dessen jedoch, wahrscheinlich um mich schadlos zu halten, widmete Eliasberg mir seine „Neuen russischen Erzähler", jene Blütenlese junger und jüngster östlicher Novellistik, die, ich will es hoffen, den Lesern dieses Heftes bekannt ist. Der ausgezeichnete Mittler wußte gewiß, daß ich mir aus dieser schönen Verbindung meines Namens mit russischer Dichtung „etwas machen" würde. Wie sehr, wie tief er mich erfreute, indem er diese Verbindung und Beziehung knüpfte, was für ein kleines erotisches Fest mir der Anblick dieser Widmung bedeutete, wußte er kaum. Wahrhaftig! Ich habe einen oder den anderen der dort verdeutschten Gogolsprossen in dem Verdacht, daß er in seiner Ferne bestimmte Dinge von mir gelesen und gut gelesen hat. O holder Austausch! O schöne und sympathievolle Weite des geistigen Lebens!

Und heute nun also soll ich selber Reigenführer russischer Erzähler sein, soll deutsche Leser eingeleiten in ihre Sphäre? Was man sich nach und nach für Wirklichkeitswürden erlebt! Aber wie man aus dem Abenteuer mit Anstand davonkommt, das weiß man freilich nicht recht.

Am besten noch, ich fahre so lyrisch-persönlich fort wie ich einmal begonnen und bekenne erläuternd, daß mir mein Verhältnis zur russischen Literatur jetzt mehr

Digitized by Google

denn je, oder eigentlich erst jetzt so recht, als eine lebenswichtige Angelegenheit, — wörtlich verstanden als eine Angelegenheit von geistig vitaler Bedeutung erscheint. In der Tat sind es zwei Erlebnisse, welche den Sohn des 19. Jahrhunderts, der bürgerlichen Epoche, zur neuen Zeit in Beziehung setzen, ihn vor Erstarrung und geistigem Sterben schützen und ihm Brücken in die Zukunft bauen, — nämlich das Erlebnis Nietzsches und das des russischen Wesens. Diese beiden. Es sind Erlebnisse von höchst unterschiedlichem nationalem Charakter, das ist wahr; man sollte auf den ersten Blick nicht denken, daß sie etwas miteinander zu schaffen haben. Dennoch haben sie dies entscheidende und übernationale Moment gemeinsam: sie sind beide religiöser Natur, — religiös in einem neuen, lebenswichtigen und zukunftsvollen Sinn. Welches ist dieser Sinn?

Dort, wo Mereschkowskij die russische „Kritik", die mit Gogol einsetzte, als einen Fortschritt gegen die Puschkinsche Poesie kennzeichnet und sie den „Übergang vom unbewußten Schaffen zum schöpferischen Bewußtsein" nennt, da gibt er ihr noch einen anderen, größeren Namen: er nennt sie den „Anfang der Religion". Kritik als Anfang der Religion! Aber das ist Nietzsche! Nietzsche hat das Christentum und die „asketischen Ideale" mit den äußersten Mitteln bekämpft, er verschmähte nicht einmal die der positivistischen Aufklärung. Aber nicht um der positivistischen Aufklärung willen schleuderte er gegen das Christentum seine Blitze, sondern um einer neuen Religiösität, eines neuen „Sinnes der Erde" und um der Heiligung des Leibes willen, im Namen des „Dritten Reiches", von dem Ibsen in seinem religionsphilosophischem Drama sprach, des Reiches, dessen synthetische Idee seit Jahrzehnten über den Rand der Welt emporgestiegen ist und ihre Strahlen schon weit über die bedürftigen Länder der Menschen wirft. Seine Synthese ist die von Aufklärung und Glauben, von Freiheit und Gebundenheit, von Geist und Fleisch, „Gott" und „Welt". Es ist, künstlerisch ausgedrückt, die von Sinnlichkeit und Kritizismus, politisch ausgedrückt, die von Konservativismus und Revolution. Denn Konservativismus braucht nur Geist zu haben, um revolutionärer zu sein, als irgendwelche positivistisch-liberalistische Aufklärung, und Nietzsche selbst war von Anbeginn, schon in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", nichts anderes als konservative Revolution.

Uns nun aber scheint, daß, seit Gogols Tagen, der Kampf um das „Reich", um das neue Menschentum und die neue Religion, um die Verleiblichung des Geistes und die Vergeistigung des Fleisches, nirgends kühner und inniger geführt wird, als in der russischen Seele. Ehrwürdige Niederlagen ereignen sich in diesem Kampf, Rückfälle in den asketischen Radikalismus der Meinung, daß „in Gott leben außerhalb des Körpers leben heiße", wie denn Gogol zuletzt dem fürchterlichen Erzpriester Matthäus anheimfiel, und wie auch Tolstoi nicht „aufgeklärt", nicht „kritisch" genug war, um die leibhafte Geistigkeit, die geisthafte Leiblichkeit der Kunst zu verstehen, die in der Tat von jeher die Verkünderin des Dritten Reiches war, sondern sie an Mistreß Beecher-Stowe verriet und sich selbst verleugnete. Aber der Menschheitskampf um die wahre Aufklärung, von der Gogol in seinem „Briefwechsel mit Freunden" sagte, daß sie nicht Belehrung, Unterricht und Bildung, sondern die Durchleuchtung aller menschlichen Kräfte, der ganzen Natur des Menschen und nicht nur seines Intellektes bedeute, dieser Kampf geht weiter, im Rußland Gogols und im Deutschland Nietzsches, und ihn zu sehen, zu lieben, durch Wissen und Liebe irgendwie Teil daran zu haben, das ist es, was ich eine „lebenswichtige Angelegenheit" nannte.

Digitized by Google

Die „Süddeutschen Monatshefte“ haben manches nützliche und gediegene Heft an den Tag gegeben, — ein schöneres nie, nein, kein so schönes. Das ist kein Zeitschriftenheft, das ist ein Schatzkästchen. Günstige Leserschaft! Es handelt sich um ausgewählte Proben der ersten Erzählungskunst beider Hemisphären.

Der große Puschkin beginnt —, und alle werdet ihr mit mir klagen, daß er so vorzeitig wieder endet —, mitten dabei, sich auch im Erzählen als der erhabene Lyriker zu zeigen, der er war. Die Übersetzung des Gedichtes von Wolfgang E. Gröger soll, wie mir versichert wird, außerordentlich wortgetreu sein und ist dabei so wohllautend, wie man es bei Versübersetzungen selten findet. Wo ist Gröger? Kraft meines Ehrenamtes belobige ich ihn.

Es folgt die wahrhaft homerische Episode aus dem zweiten Teile der „Toten Seelen“, von der man nicht glauben sollte, daß sie aus einer Zeit stammt, da Gogol schon seelisch schwer krank war und brieflich klagte: „Die Arbeit will nicht fortschreiten, jedes Wort muß ich aus mir mit einer Zange herausziehen . . .“ Aber die Figur des gastlichen Fressers Pjetuch ist wohl in Stunden und Tagen gezeichnet worden, von denen der Zerquälte schrieb: „Manchmal läßt mich der Herr in seiner Gnade eine große geistige Frische und Rüstigkeit fühlen, und dann geht auch meine Arbeit frischer vorwärts . . . Wenn mir Gott noch einige gute Tage schenkt, wie ich sie zuweilen erlebe, werde ich schon irgendwie fertig werden.“ Herrliches Künstlerwort! Übrigens muß man sich bei Pjetuchs Gefräßigkeit erinnern, daß Gogol selbst von Natur zur Völlerei neigte, dabei aber der hypochondrischen Überzeugung lebte, daß sein Magen „widernatürlich eingerichtet“ sei und „vollkommen verkehrt stehe“. Dies, sagte er, hätten die berühmtesten Ärzte von Paris ihm bestätigt, was wahrscheinlich gleichfalls Einbildung war.

Der stolze und totgeweihte Lermontow erzählt mit Petschorins Stimme ein Abenteuer, und da er schweigt, beginnt schon Turgenjew, der Meister eines der vollkommensten Werke der Weltliteratur, ich meine „Väter und Söhne“. Unser Heft zeigt den Freund Flauberts, den Schüler Goethes und Schopenhauers von seiner russischsten Seite. Diese Begegnung mit der Magd Gottes, Lukerja, im Bienengarten, hat mehr als eine Stelle, bei der einem das Wasser in die Augen schießt. Daß, der Überlieferung eines russischen Kritikers zufolge, George Sand in diese Lukerja buchstäblich verliebt gewesen sein soll, möge als literarhistorische Kuriosität zur Kenntnis genommen werden. Worauf ich mit dem Zeigestab weise, ist die Schilderung des frühen Sommermorgens im Garten, — ein bezauberndes Beispiel innig-sinnlichen Naturgenusses und froh gesunden Lebensgefühls, die in russischer Dichtung sich mit dem Sinn für Krankheit und Kreuzesnot so wohl vertragen.

Krankheit und Kreuzesnot! Das Leidensidyll ist vorüber, da bricht das Leiden der Hölle aus, das in Wahrheit das Leiden dieser Erde ist: Dostojewskijs tiefes, verbrecherisches Heiligenantlitz steigt empor. Ist Tolstoi der Michelangelo des Ostens, so darf man Dostojewskij den Dante dieser Sphäre nennen. Er war in der Hölle, — zweifelt man daran, nachdem man den herzzermalmenden Traum gelesen, den Rodion Raskolnikow träumt, bevor er die alte Pfandleiherin erschlägt? — Und dann kommt Nikolai Ljesskow.

Zwei Worte über diesen. Sein Name wird wohl den meisten Lesern dieser Blätter bis heute unbekannt geblieben sein, wie er es auch mir geblieben war, bis ich kürzlich eine Erzählung, „Der Toupetkünstler“, von ihm las, die ersten Ranges ist und mich auf die dreibändige Auswahl aus seinen Schriften, die nächstens erscheinen soll, außerordentlich neugierig gemacht hat.

Digitized by Google

Es hat mit der Unbekanntheit seines Namens eine besondere Bewandtnis... Die russische Kritik nannte und nennt diesen Namen nicht gern, obgleich sie gelegentlich, wie durch den Mund Wengerows, zugestehen mußte, daß Ljesskow „an rein künstlerischer Kraft keinem der großen Meister nachstehe", und daß „kein russischer Schriftsteller über einen solchen unerschöpflichen Reichtum an Erfindung verfüge". Warum dies Betonen des „Reinkünstlerischen"? Ljesskow hing in politischer Beziehung konservativen Meinungen an; er war Mitarbeiter reaktionärer Zeitungen und Zeitschriften und hechelte in seinen Feuilletons wie auch in seinen Romanen, die übrigens schwach sein sollen und nicht seine eigentliche Produktion ausmachen, das Westlertum, die liberale Aufklärung und den Radikalismus. Dies wurde ihm von der Kritik nie verziehen, die indessen übersah, daß er in vielen seiner meisterhaften Erzählungen Humanität, Liebe zu Mensch und Tier und Mitleid mit den Leibeigenen predigt. Auch gibt es an seinem Konservativismus nichts zu verwundern und kaum etwas zu beanstanden. Denn Ljesskow war in seinen Dichtungen, zum Beispiel auch in der mystischen Humoreske, die wir mitteilen, in dem Grade national, dermaßen ur-, erz- und grundrussisch, daß er auf der politischen Ebene, die er freilich hätte meiden sollen, notwendig als Nationalist, Slavophile und Orthodoxer sich erweisen mußte, wie Dostojewskij. Das war nur natürlich und nicht anders zu erwarten. Nicht immer und überall fallen Talent und politische Tugend zusammen. Die Freiheit aber ist darum gut, weil sie die Völker politisch abbrüht und ihre geistige Atmosphäre in dieser Beziehung duldsam macht. Was schadet es dem größten Dichter des heutigen Frankreich, Paul Claudel, daß er Royalist, Katholik und gotischer Reaktionär ist und jeden republikanischen Tugendsinn vermissen läßt? Nichts und bei niemandem schadet es ihm. Ich weiß nicht, ob Deutschland sich heute als frei betrachtet? Wo nicht, so müßte man fortfahren, mit Grillparzer zu beten:

„Herr Gott, laß dich herbei
Und mach' die Deutschen frei,
Damit doch das Geschrei
Danach zu Ende sei!" —

Kurz, was man dem Autor der „Karamasows" wohl oder übel nachsah, das sah man dem armen Ljesskow nicht nach. Sein Name wird, oder wurde wenigstens bis vor kurzem unter den Großen nicht genannt. Dennoch war er nicht nur ein erstaunlicher Fabulierer, sondern schrieb auch, wie man mir versichert, das schönste Russisch und hat die Seele seines Volkes wie außer ihm nur noch ein Einziger verkündigt. Dieser, Dostojewskij, hat eine von Ljesskows Geschichten aus dem Leben der Raskolniki, „Der versiegelte Engel", im „Tagebuch eines Schriftstellers" einer eingehenden Besprechung gewürdigt.

Soviel von dem Dichter der „Teufelsaustreibung". Was sollten wir in der Enge von dem episch Größten, von Tolstoi vorführen? Ich habe die Episode des Soldaten Awdejew aus dem Chadschi-Murat empfohlen, die für die gewaltige Selbstverständlichkeit seiner Mittel und Wirkungen charakteristisch ist. Und auch, daß Anton Tschechows „Jungens" nicht mit einer möglicherweise gewichtigeren Arbeit dieses reichen Novellisten vertauscht wurde, ist auf meine Fürsprache zurückzuführen. Ich bin dafür eingestanden, um ihrer tief erheiternden Lebendigkeit willen, und weil sie in ihrer Anspruchslosigkeit ein glücklichstes Beispiel russischer Komik aus bloßer Lebensfrische ist. Der Trubel bei der Ankunft der Jungen, der nach Kälte duftende Wolodja, die Weihnachtsvorbereitungen,

Digitized by Google

die Blumenfabrikation — ach, solche Dinge halten einen am Leben fest! Und diese Jungen träumen also von „Kalifornien", ganz wie die unsern? Das ist doch sonderbar. Denn welche Exotik wäre tiefer, als die des östlichen Nordens? Die braune Exotik etwa, mit Wulstlippen und Schaukel-Ohrringen, ist nichts, wie uns scheint, gegen die mit eisgrünen Schlitzaugen und den Backenknochen der Steppe. Wenn einer Tschetschewizyn heißt, denkt man, so sollte er doch zufrieden sein. Aber nein, das muß nach Buffalo-Bill-Amerika durchzubrennen versuchen, wie irgendein Fritzchen Müller. Da, was du nicht bist, das ist das Abenteuer.

Der Name Ssologub fiel. „Die Birke!" sagte ich rasch. — „Sehr richtig, die Weiße Birke", antwortete Eliasberg lächelnd. Es stand schon fest, und das freute mich. Ssologub ist ein großer, kühner und phantastischer Kritiker des Lebens, aber kaum eine andere seiner Gaben liebe ich so sehr, wie diese kleine Geschichte, die voll ist von seliger Bitternis, ratloser Sehnsucht, krankhafter Süße und zärtlicher Hoffnungslosigkeit.

Was Kusmin betrifft, so haben wir da den modernen Petersburger, einen hochkultivierten Typ, gelegentlich französierend, zum Rokoko geneigt aus Sinnlichkeit und Freude am Maskenspiel, Europäer, kaum noch sehr russisch. Er hat Alexandrinische Gesänge geschrieben und mutet selbst in seiner Spätheit irgendwie alexandrinisch an. Übrigens huldigt er einer strengen und melancholischen Erotik. Die Novelle hier gehört zu seinen besten. Sie ist leise erzählt, aber sehr stark. — Und dann kommt, nach Brjussows rheinischem Liebesgedicht, das wie ein Gruß von drüben ist, und in dem sich der Name des deutschen Dichters (Heine) auf v sladkoi tainje (im süßen Geheimnisse) reimt, — dann kommt zum glänzenden Schluß die Groteske des expressionistischen Gogol, Alexej Tolstoi genannt. —

Was für ein Heft! Gehe hin, mein Heft, ich habe dich eingeleitet. Und habe ich meine Sache nicht gut gemacht, — die Sache war gut. Denn Rußland und Deutschland müssen einander besser und besser kennen. Sie sollen Hand in Hand in die Zukunft gehn.

Thomas Mann.

Digitized by Google

Ägyptische Nächte[1]).

Von Alexander Puschkin (1799—1837).

„Quel est cet homme?" — „Ha, c'est un bien grand talent: il fait de sa voix tout ce qu'il veut." — „Il devrait bien, madame, s'en faire une culotte."

I.

Tscharskij war geborener Petersburger. Er war noch nicht dreißig Jahre alt und unverheiratet; er brauchte auch nicht die Last des Staatsdienstes zu tragen. Sein verstorbener Onkel, der zu einer günstigen Zeit Vizegouverneur gewesen war, hatte ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Sein Leben war sehr angenehm; aber er schrieb unglücklicherweise Verse und ließ sie auch drucken. In den Journalen nannte man ihn einen Dichter und in den Lakaienstuben — einen Schreiber.

Trotz aller großen Vorrechte, die die Dichter genießen (außer dem Rechte, nach gewissen Partikeln den Akkusativ statt des Genitivs zu setzen, und noch einigen anderen sogenannten poetischen Freiheiten sind uns, offen gestanden, keinerlei besondere Vorrechte, die die russischen Dichter genössen, bekannt); wie dem auch sei, trotz aller möglichen Vorrechte, sind diese Leute großen Nachteilen und Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Das bitterste und unerträglichste Unglück eines Dichters ist sein Name und Stand, mit dem er gestempelt ist, und den er niemals los wird. Das Publikum betrachtet ihn als sein Eigentum; es glaubt, daß er zum Nutzen und Vergnügen des Publikums geboren sei. Kehrt er vom Landaufenthalte zurück, so fragt ihn gleich der erste beste, der ihm begegnet: „Haben Sie uns nicht etwas Neues mitgebracht?" Wird er über seine zerrütteten Vermögensumstände oder über die Krankheit eines ihm lieben Menschen nachdenklich, so begleitet sofort ein abgeschmacktes Lächeln den abgeschmackten Ausruf: „Sie dichten wohl eben etwas?" Ist er verliebt, so kauft sich seine Schöne im englischen Magazin ein Album und erwartet eine Elegie. Kommt er zu einem Menschen, den er gar nicht kennt, um über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, so ruft jener gleich sein Söhnchen herbei und veranlaßt es, die Verse des betreffenden Dichters zu rezitieren, und der Bengel traktiert den Dichter mit dessen eigenen verstümmelten Gedichten. Das sind aber noch die Blüten dieses Handwerks. Wie müssen erst seine Schattenseiten sein! Tscharskij sagte, daß alle die Begrüßungen, Anfragen, Albums und Bengel ihn auf die Dauer so langweilten, daß er sich jeden Augenblick zusammennehmen müsse, um nicht grob zu werden.

Tscharskij wandte jede erdenkliche Mühe an, um von sich die ihm unerträgliche Standesbezeichnung abzuschütteln. Er mied die Gesellschaft seiner Kollegen, der Literaten und zog ihnen selbst die hohlsten Salonmenschen vor; aber auch das half ihm nicht. Er sprach immer von den abgeschmacktesten Dingen und berührte niemals die Literatur. In seiner Kleidung beobachtete er immer die letzte Mode mit der abergläubischen Scheu eines jungen Moskauers, der zum erstenmal in seinem Leben nach Petersburg gekommen ist. In seinem Kabinett, das wie ein Damenschlafzimmer aufgeputzt war, erinnerte nichts an einen Dichter; die Bücher lagen nicht auf den Tischen und unter den Tischen herum; das Sofa war nicht mit Tinte bespritzt; es war nichts von jener Unordnung zu sehen, die von der Anwesenheit der Muse und von der Abwesenheit einer Bürste und eines Besens zeugt. Tscharskij geriet in Verzweiflung, so oft er von einem seiner Freunde aus der großen Welt mit der Feder in der Hand überrascht wurde. Es ist kaum zu glauben, was für Dummheiten dieser, im übrigen begabte und seelenvolle Mensch nicht alles trieb. Er gab sich bald als leidenschaftlicher Pferdeliebhaber, bald als enragierter Spieler, bald als raffinierter Gastronom, obwohl er niemals ein Ge-

[1]) Diese unvollendete Novelle Puschkins (1835) erscheint hier deutsch zum erstenmal.

Digitized by Google

birgspferd von einem arabischen Pferde zu unterscheiden vermochte, sich niemals die Trümpfe merken konnte und im Geheimen gebackene Kartoffeln allen Erfindungen der französischen Küche vorzog. Er führte ein höchst zerstreutes Leben, wohnte allen Bällen bei, überaß sich bei allen diplomatischen Diners und war bei jeder Soiree ebenso unvermeidlich wie das Resanowsche Gefrorene. Er war aber dennoch Dichter, und seine Leidenschaft war unüberwindlich. Wenn dieses Übel (so nannte Tscharskij die Inspiration) über ihn kam, schloß er sich in seinem Kabinett ein und schrieb bis zum frühen Morgen. Seinen aufrichtigen Freunden gestand er, daß er nur in solchen Stunden das wahre Glück genieße. Die übrige Zeit ging er spazieren mit hochmütiger Miene und jeden Augenblick die berühmte Frage hörend: „Haben Sie nicht etwas Neues geschrieben?"

Eines Morgens fühlte sich Tscharskij in jener segensreichen Geistesverfassung, bei der die Visionen deutlicher vor uns treten und wir lebendige, unerwartete Worte für sie finden, wo die Verse sich unserer Feder fügen und die klangvollen Reime den wohlgebildeten Gedanken entgegeneilen. Tscharskij war mit ganzer Seele in ein wonniges Vergessen versunken ... und die große Welt mit ihren Ansichten und seine eigenen Launen existierten für ihn nicht mehr. Er dichtete.

Plötzlich knarrte die Tür des Kabinetts, und ein Unbekannter steckte seinen Kopf herein. Tscharskij fuhr zusammen und runzelte die Stirn.

„Wer ist da?" fragte er geärgert und innerlich die Diener verfluchend, die sich niemals im Vorzimmer befanden.

Der Unbekannte trat ein. Er war groß gewachsen, hager und schien an die dreißig Jahre alt. Die Züge seines dunklen Gesichts waren ausdrucksvoll: die blasse, hohe, von schwarzen Locken beschattete Stirn, die schwarzen, funkelnden Augen, die Adlernase und der dichte Vollbart, der seine eingefallenen gelblich-dunkeln Wangen umrahmte, wiesen auf einen Ausländer hin. Er trug einen schwarzen, an den Nähten abgewetzten Frack und eine Sommerhose (obwohl es schon Spätherbst war); unter der abgeriebenen schwarzen Halsbinde funkelte auf dem gelblichen Vorhemde ein künstlicher Brillant; der rauhe Hut hatte wohl schon jedes gute und böse Wetter kennengelernt. Wenn man diesem Menschen in einem Walde begegnete, so würde man ihn für einen Räuber halten; in der Gesellschaft — für einen politischen Verschwörer; in einem Vorzimmer — für einen Scharlatan, der mit Elixieren und Arsenik handelt.

„Was wünschen Sie?" fragte ihn Tscharskij auf französisch. „Signor", antwortete der Fremde mit einer tiefen Verbeugung auf italienisch. „Lei voglia perdonarmi, se ..." Tscharskij bot ihm keinen Stuhl an und stand selbst auf; das Gespräch wurde auf italienisch fortgesetzt.

„Ich bin ein Maler aus Neapel," sagte der Fremde. „Die Umstände zwangen mich, mein Vaterland zu verlassen; ich kam nach Rußland im Vertrauen auf mein Talent." Tscharskij glaubte, der Italiener wolle einige Cellokonzerte geben und vertreibe die Billette von Haus zu Haus. Er wollte ihm schon seine fünfundzwanzig Rubel einhändigen, um ihn loszuwerden, aber der Fremde fuhr fort:

„Ich hoffe, Signor, Sie werden einem Kollegen den Freundschaftsdienst erweisen und ihn in die Gesellschaft einführen, in die Sie selbst Zutritt haben."

Es wäre unmöglich, dem Ehrgeize Tscharkijs einen empfindlicheren Stich zu versetzen. Er blickte den Menschen, der sich sein Kollege nannte, hochmütig an.

„Gestatten Sie die Frage: wer sind Sie und für wen halten Sie mich?" fragte er, seine Empörung nur mit Mühe zurückhaltend.

Der Neapolitaner sah seinen Ärger. „Signor," antwortete er stockend, „ho creduto ... ho sentito ... la vostra eccelenza ... mi perdonera ..."

„Was wünschen Sie?" wiederholte Tscharskij trocken.

„Ich habe viel von Ihrem wunderbaren Talent gehört; ich bin überzeugt, daß

Digitized by Google

die hiesigen Herrschaften es sich als Ehre anrechnen, einem so ausgezeichneten Dichter jede mögliche Protektion zu erweisen," antwortete der Italiener, „und darum wagte ich, zu Ihnen zu kommen..."

„Sie irren, Signor," unterbrach ihn Tscharskij. „Berufsdichter gibt es bei uns nicht. Unsere Dichter genießen keine Protektion von großen Herren; unsere Dichter sind selbst Herren, und wenn es unsere Mäzene (hol sie der Teufel!) nicht wissen, so ist es um so schlimmer für sie. Es gibt bei uns keine abgerissenen Abbati, die sich der Musiker von der Straße holt, damit sie ihm ein Libretto verfassen. Unsere Dichter gehen nicht zu Fuß von Haus zu Haus, um um Unterstützung zu betteln. Übrigens hat man es Ihnen wohl nur zum Spaß gesagt, daß ich ein großer Dichter sei. Ich habe allerdings einige schlechte Epigramme geschrieben; aber mit den Herren Dichtern will ich, Gott sei Dank, doch nichts gemein haben."

Der arme Italiener wurde verlegen. Er sah sich um. Die Bilder, Marmorstatuen, Bronzen und die teuren Bibelots auf den gotischen Etageren setzten ihn in Erstaunen. Er begriff, daß zwischen dem hochmütigen Dandy, der vor ihm in einem Käppchen aus Goldbrokat, einem goldgelben, mit einem türkischen Schal umgürteten chinesischen Schlafrock stand, und ihm, dem armen herumziehenden Künstler mit der abgeriebenen Halsbinde und dem abgetragenen Frack nichts gemein sein konnte. Er stammelte einige unverständliche Entschuldigungen, verbeugte sich und wollte gehen. Sein elendes Aussehen rührte Tscharskij, der bei allen kleinlichen Zügen seines Charakters ein gutes und edles Herz hatte. Er schämte sich der Empfindlichkeit seines Ehrgeizes.

„Wo wollen Sie denn hin?" sprach er zum Italiener. „Warten Sie.. Ich mußte den unverdienten Titel zurückweisen und Ihnen erklären, daß ich kein Dichter bin. Jetzt wollen wir von Ihren Geschäften reden. Ich will Ihnen jeden Dienst erweisen, den ich nur kann. Sind Sie Musiker?"

„Nein, eccelenza!" antwortete der Italiener. „Ich bin ein armer Improvisator."

„Ein Improvisator!" rief Tscharskij, dem die ganze Härte seines Benehmens zum Bewußtsein kam. „Warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß Sie ein Improvisator sind?" Und Tscharskij drückte ihm mit aufrichtiger Reue die Hand.

Seine freundliche Miene ermunterte den Italiener. Dieser erzählte nun zutraulich von seinen Absichten. Sein Aussehen war nicht trügerisch. Er brauchte Geld und hoffte seine Verhältnisse in Rußland bessern zu können. Tscharskij hörte ihn aufmerksam an.

„Ich hoffe," sagte er dem armen Künstler, „daß Sie Erfolg haben werden: die hiesige Gesellschaft hat noch nie einen Improvisator gehört. Die Neugier wird erregt sein. Die italienische Sprache ist bei uns allerdings nicht im Gebrauch: man wird Sie nicht verstehen, aber das tut nichts. Die Hauptsache ist, daß Sie in Mode kommen." — „Wenn bei Ihnen niemand Italienisch versteht" erwiderte der Improvisator nachdenklich, „wer wird dann kommen, um mich zu hören?"

„Die Leute werden schon kommen, haben Sie keine Sorge: die einen aus Neugier, die andern — um irgendwie den Abend totzuschlagen, die dritten — um zu zeigen, daß sie Italienisch verstehen; ich wiederhole: wichtig ist nur, daß Sie in Mode kommen; und ich gebe Ihnen meine Hand drauf, daß dies geschehen wird."

Tscharskij verabschiedete sich freundlich vom Improvisator, ließ sich seine Adresse geben und fuhr noch am gleichen Abend aus, um sich für ihn zu verwenden.

II.

Bin Zar, bin Knecht, bin Wurm, bin Gott.
Derschawin.

Am nächsten Tage fand Tscharskij im dunklen und schmutzigen Wirtshauskorridor das Zimmer Nr. 35. Er blieb vor der Tür stehen und klopfte. Der Italiener von gestern ließ ihn eintreten. „Sieg!" sagte ihm Tscharskij: „Ihre

Digitized by Google

Sache ist gemacht. Die Fürstin*** stellt Ihnen ihren Saal zur Verfügung; bei der gestrigen Soiree habe ich halb Petersburg gewonnen; lassen Sie die Billette und Anzeigen drucken. Ich garantiere Ihnen, wenn nicht einen Triumph, so doch mindestens eine große Einnahme..."

„Und das ist die Hauptsache!" rief der Italiener, seine Freude durch lebhafte Gebärden, wie sie einem Südländer eigen sind, ausdrückend. „Ich wußte ja, daß Sie mir helfen würden. Corpo di Bacco! Sie sind Dichter wie ich; man kann sagen, was man will, aber die Dichter sind Prachtmenschen! Wie soll ich Ihnen danken? Warten Sie... wollen Sie eine Improvisation hören?"

„Eine Improvisation!... können Sie denn ohne Publikum, ohne Musik, ohne brausenden Applaus improvisieren?" — „Unsinn, Unsinn! Wo finde ich ein besseres Publikum? Sie sind Dichter: Sie werden mich besser als alle verstehen, und Ihr stilles Lob ist mir wertvoller als ein ganzer Sturm von Applaus... Setzen Sie sich irgendwo hin und geben Sie mir ein Thema."

Tscharskij setzte sich auf einen Koffer (von den beiden Stühlen, die sich im Zimmer befanden, war der eine zerbrochen und der andere mit einem Haufen von Papieren und Wäsche belegt). Der Improvisator nahm von der Wand eine Gitarre, stellte sich vor Tscharskij hin und probte, in Erwartung seines Auftrages, mit den knochigen Fingern die Saiten.

„Hier haben Sie ein Thema," sagte ihm Tscharskij: „der Dichter wählt sich selbst den Gegenstand für sein Gedicht; die Menge hat nicht das Recht, über seine Inspiration zu befehlen."

Die Augen des Italieners funkelten; er nahm einige Akkorde, hob stolz den Kopf, und feurige Verse — der Ausdruck seiner augenblicklichen Gefühle — kamen in vollendeter Anmut von seinen Lippen...

Der Italiener verstummte... Tscharskij schwieg gerührt und erstaunt.

„Nun?" fragte der Improvisator. — „Wunderbar!" antwortete der Dichter: „Wie seltsam! Kaum schlug der fremde Gedanke an Ihr Ohr, so wurde er sofort zu Ihrem Eigentum, als hätten Sie ihn schon lange gehegt und herumgetragen. Sie kennen also weder Mühe, noch Abkühlung, noch die Unruhe, die der Begeisterung immer vorangeht? Wunderbar, wunderbar!..."

Der Improvisator antwortete: „Jedes Talent ist unerklärlich. Wie sieht der Bildhauer in einem Stück Carrara-Marmor den darin enthaltenen Jupiter und bringt ihn mittels Hammer und Meißel, die harte Hülle sprengend, ans Licht? Warum verläßt der Gedanke den Kopf des Dichters, schon mit vier Reimen bewaffnet, in gleichmäßige, schlanke Versfüße geteilt? Niemand außer dem Improvisator selbst kann diese Schnelligkeit der Eindrücke begreifen, diesen innigen Zusammenhang zwischen der eigenen Inspiration und dem fremden, äußeren Willen; vergeblich wollte ich es selbst zu erklären versuchen. Aber... ich muß an mein erstes Auftreten denken. Wie glauben Sie? Wieviel darf ich wohl für ein Billett verlangen, daß es dem Publikum nicht zu teuer sei, ich aber einen guten Profit habe? Man sagt, la signora Catalani hätte fünfundzwanzig Rubel verlangt. Das ist ein schöner Preis..."

Tscharskij war es unangenehm, aus poetischen Höhen plötzlich unter die Bank eines Handelsangestellten zu stürzen, er begriff aber wohl die Nöte des Lebens und ließ sich mit dem Italiener in merkantile Berechnungen ein. Der Italiener zeigte dabei eine so wilde Habgier, eine so einfältige Gewinnsucht, daß er Tscharskij zuwider wurde, und dieser beeilte sich, ihn zu verlassen, um das Entzücken über die glänzende Improvisation nicht ganz einzubüßen. Der um den Profit besorgte Italiener merkte diese Veränderung nicht und begleitete Tscharskij durch den Korridor und die Treppe hinunter unter tiefen Bücklingen und Versicherungen seiner ewigen Dankbarkeit.

Digitized by Google

III.

Eintritt 10 Rubel; Beginn um 7 Uhr abends. Konzertanzeige.

Der Saal der Fürstin*** war dem Improvisator zur Verfügung gestellt worden; ein Podium war errichtet; die Stühle standen in zwölf Reihen. Am festgesetzten Tag war der Saal schon um 7 Uhr abends erleuchtet; vor dem Tischchen am Eingang, an dem die Billette verkauft und abgenommen wurden, saß eine alte Frau mit langer Nase, in einem grauen Hut mit zerbrochenen Federn und mit Ringen an allen Fingern. Vor der Einfahrt standen Gendarmen. Das Publikum versammelte sich allmählich. Tscharskij kam als einer der ersten. Er nahm großen Anteil am Erfolg der Vorstellung und wollte den Improvisator noch vor Beginn sehen, um zu erfahren, ob er mit allem zufrieden sei. Er fand den Italiener in einem Nebenzimmer, ungeduldig auf die Uhr sehend. Der Italiener hatte sich wie ein Schauspieler kostümiert. Er war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet; der Spitzenkragen seines Hemdes stand offen; der bloße Hals stach in seiner seltsamen Weiße grell vom dichten schwarzen Vollbart ab; die in Locken herabfallenden Haare beschatteten Stirn und Brauen. Dies alles mißfiel Tscharskij, dem es unangenehm war, einen Dichter in der Kleidung eines umherziehenden Gauklers zu sehen. Nach einem kurzen Gespräch kehrte er in den Saal zurück, der sich immer mehr füllte. Bald waren alle Stuhlreihen von Damen in glänzenden Toiletten besetzt; die Herren bildeten einen engen Rahmen um das Podium, längs der Wände und hinter der letzten Stuhlreihe; die Musiker hatten sich mit ihren Pulten zu beiden Seiten des Podiums gruppiert. Mitten auf dem letzteren stand ein Tisch mit einer Porzellanvase; das Publikum war zahlreich. Alle warteten mit Ungeduld auf den Beginn; endlich um halb acht gerieten die Musiker in Bewegung, erhoben ihre Bögen und stimmten die Ouvertüre zum „Tankred" an. Alle setzten sich und verstummten. Die letzten Töne der Ouvertüre verhallten... Der Improvisator näherte sich, von lautem Applaus begrüßt, unter tiefen Verbeugungen dem Rande des Podiums.

Tscharskij wartete voller Unruhe auf den Eindruck dieses ersten Augenblicks; aber er merkte, daß der Aufzug des Italieners, der ihm so unziemlich erschienen war, auf das Publikum diesen Eindruck nicht machte; auch Tscharskij selbst konnte am Italiener nichts Lächerliches finden, als er ihn mit seinem blassen, von den vielen Lampen und Kerzen grell beleuchteten Gesicht auf dem Podium erblickte. Der Applaus verhallte, alle Gespräche verstummten... Der Italiener ersuchte die verehrten Anwesenden in einem schlechten Französisch, einige Themen zu bestimmen und diese auf eigene Zettel zu schreiben. Bei dieser unerwarteten Aufforderung wechselten alle erstaunte Blicke, aber niemand meldete sich. Der Italiener wartete eine Weile und wiederholte seine Bitte mit schüchterner, demütiger Miene. Tscharskij stand dicht vor dem Podium; eine Unruhe bemächtigte sich seiner; er sah, daß die Sache ohne seine Beihilfe nicht vorwärtskommen würde und daß er selbst ein Thema angeben müsse. Und in der Tat: einige Damen wandten sich an ihn und riefen ihn erst leise, dann immer lauter. Als der Improvisator Tscharskijs Namen hörte, suchte er ihn mit einem Blick zu seinen Füßen auf und reichte ihm mit einem freundschaftlichen Lächeln einen Bleistift und ein Stück Papier. Es war Tscharskij sehr unangenehm, eine Rolle in dieser Komödie spielen zu müssen; es war aber nichts zu machen; er nahm Bleistift und Papier aus der Hand des Italieners und schrieb einige Worte auf; der Italiener nahm die Vase vom Tisch, stieg vom Podium und ging auf Tscharskij zu, der seinen Zettel in die Vase warf. Sein Beispiel wirkte auf die andern: zwei Journalisten hielten sich als Literaten für verpflichtet, je ein Thema aufzuschreiben; ein Sekretär von der Neapolitanischen Gesandtschaft und

Digitized by Google

ein junger Mann, der eben von einer Reise zurückgekehrt war und noch von Florenz träumte, legten ihre zusammengerollten Zettel in die Urne. Schließlich schrieb ein unschönes junges Mädchen auf Befehl ihrer Mutter, mit Tränen in den Augen einige Zeilen auf italienisch und reichte den Zettel, bis über die Ohren errötend, dem Improvisator, während die andern Damen sie schweigend, mit kaum merklichem Lächeln musterten. Auf das Podium zurückgekehrt, stellte der Improvisator die Urne auf den Tisch und begann die Zettel einen nach dem andern herauszunehmen und laut vorzulesen:

„La famiglia dei Cenci. L'ultimo giorno di Pompeia. Cleopatra e i suoi amanti. La primavera veduta da una prigione. Il trionfo di Tasso."

„Was befiehlt das verehrte Publikum?" fragte der Italiener bescheiden: „Will es mir eines der vorgeschlagenen Themen selbst bestimmen oder das Los entscheiden lassen?"

„Das Los!" rief eine Stimme aus der Menge. „Das Los, das Los!" wiederholte das Publikum.

Der Improvisator stieg wieder mit der Urne in der Hand vom Podium herunter und fragte: „Wer möchte die Güte haben, das Thema zu ziehen?" Und er ließ seinen flehenden Blick längs der ersten Stuhlreihen schweifen. Aber keine der glänzenden Damen, die in den ersten Reihen saßen, rührte sich. Der Improvisator, der die nordische Gleichgültigkeit nicht gewohnt war, schien schmerzlich berührt... Plötzlich bemerkte er etwas abseits ein erhobenes Händchen im weißen Handschuh; behend wandte er sich um und ging auf die junge majestätische Schöne zu, die am Rande der zweiten Reihe saß. Sie erhob sich ohne jede Verlegenheit, steckte ihre aristokratische Hand mit der einfachsten Gebärde in die Urne und holte einen zusammengerollten Zettel heraus. „Wollen Sie ihn entfalten und vorlesen," sagte ihr der Improvisator. Die Schöne entrollte den Zettel und las: „Cleopatra e i suoi amanti." Diese Worte wurden mit leiser Stimme gesprochen; aber im Saale herrschte eine solche Stille, daß alle sie hörten. Der Improvisator verbeugte sich mit dem Ausdrucke tiefsten Dankes vor der schönen Dame und kehrte auf das Podium zurück. „Meine Herrschaften!" wandte er sich an das Publikum: „Das Los bestimmt mir als Thema für meine Improvisation ‚Kleopatra und ihre Liebhaber'. Ich bitte ergebenst die Person, die das Thema gewählt hat, mir ihren Gedanken zu erläutern: von welchen Liebhabern ist hier die Rede, perche la grande regina aveva molto?..."

Bei diesen Worten fingen viele Männer laut zu lachen an. Einige Damen richteten ihre Blicke auf das unschöne junge Mädchen, das ihr Thema auf Befehl der Mutter geschrieben hatte. Das arme Mädchen merkte diese übelwollende Aufmerksamkeit und wurde so verlegen, daß auf ihren Wimpern Tränen erglänzten... Tscharskij konnte dies nicht ertragen und wandte sich an den Improvisator auf italienisch:

„Das Thema habe ich angegeben. Ich dachte dabei an das Zeugnis des Aurelius Victor, welcher berichtet, Kleopatra habe als Preis für ihre Liebe den Tod bestimmt und es hätten sich Verehrer gefunden, die vor einer solchen Bedingung nicht zurückgeschreckt wären. Dieser Gegenstand erscheint mir jedoch ein wenig schwierig... Wollen Sie nicht einen andern wählen?..."

Der Improvisator fühlte aber schon das Nahen des Gottes... er winkte den Musikern mit dem Spiel zu beginnen. Sein Gesicht wurde furchtbar blaß; er zitterte wie im Fieber; seine Augen leuchteten in einem wunderbaren Feuer; er warf mit der Hand seine schwarzen Haare empor, wischte sich mit dem Taschentuch die Schweißtropfen aus der hohen Stirn... machte plötzlich einen Schritt

Digitized by Google

vorwärts, kreuzte die Arme auf der Brust... die Musik verstummte... die Improvisation begann.

Die Hallen schimmerten. Zu Leier
Und Flöte sang der Meisterchor.
Die Königin verlieh der Feier
Durch Blick und Stimme Schmelz und Flor.
Die Herzen zog's zu ihrem Throne;
Da neigte tief — still ward's im Saal —
Das schöne Haupt in schmaler Krone
Die Fürstin über den Pokal...

Zu schlummern schien das Prunkgelage;
Verstummt sind Gast und Sängerchor;
Da hebt die Stirn sie, gleich dem Tage,
Und spricht so heiter wie zuvor:
„Es dünkt euch selig meine Liebe —
Die Seligkeiten biet ich feil...
Ihr seid euch gleich in diesem Triebe -
Den Gleichen Gleiches werd zu teil.
Wer will sich meine Gunst erwerben,
Wer kauft mein Lieben, das ihm lacht?
Beglückt soll er des Todes sterben,
Das ist der Preis für meine Nacht."

Entsetzen faßt die Gäste. Lüstern
Erschauert jeglich Herz und Sinn.
Und lauschend dem verlegnen Flüstern
Mit hochmütig erhobnem Kinn,
Senkt sie den Blick voll kaltem Hohne
Auf die Verehrer... Aus dem Kreis
Tritt einer jäh und naht dem Throne,
Zwei andre folgen, lächelnd leis,
Im Banne zauberischer Mächte:
Und wortlos beugen sie das Knie.
Es ist geschehn: erkauft drei Nächte,
Das Todesbett erwartet sie.

Empfangend priesterlichen Segen,
Entnehmen nun der Urne Schoß,
Vor dem erstarrten Hof, verwegen
Die Drei der Reihenfolge Los.
Der erste — Flavius, ein Krieger,
Ergraut im Heer der Weltbesieger;
Er mochte nicht an einer Frau
Solch ein verhöhnendes Verachten;
Die Forderung zur Lust, ob grau,
Er aufnahm, schlagbereit, genau
Wie Ruf zum Kampf in frühen Schlachten.

Dann — den in Epikuros' Hain
Die Musen schwesterlich berieten:
Crito; er pries in Wort und Wein
Cypria, Amor, die Chariten.
Wie Frühlingsblüte, jüngst erwacht,
Jedwedem Auge eine Labe,
Der dritte war (die Zeitennacht
Deckt seinen Namen) fast ein Knabe;
Im Aug' — Begeisterung und Traum,
Um Kinn und Wange — erster Flaum;
Im Herzen kochten die Gewalten
Noch unerfahrner Leidenschaft...
Und sie, gerührt, hat kaum die Kraft
Den Blick aus seinem Blick zu schalten.

„Ich fleh, oh Mutter der Genüsse,
Nicht sei mir deine Huld versagt,
Ob ich der Leidenschaft Ergüsse
Empfange als erkaufte Magd!
Ich schwör bei Anadyomenen
Und bei dem Gott der Unterwelt,
Zu teilen des Gebieters Sehnen
Und jeden Rausch, der ihm gefällt!
Und, lüstern, jedem Wunsch zu willen,
Will mit Geheimnissen der Lust
Ich fiebernde Begierden stillen
Liebkosend, wissend-unbewußt.
Doch wenn die ewige Aurore
In Flammen taucht das Firmament,
Das Haupt vom Rumpfe vor dem Tore
Des Henkers Beil, ich schwör es, trennt."

Schon sank hinab der Tag der Gnade,
Der goldgehörnte Mond erwacht,
Alexandrinische Gestade
Umzittert träumerische Nacht.
Im Lampenflackern Rieseln blauer
Fontänen, Weihrauchwölkchen taun,
Und wollüstige Schattenschauer
Irdischen Göttern Tempel baun.
In goldnem prunkestrunknem Zimmer,
Verführerischer Wunder Hort,
Flammt auf des Vorhangs Purpurschimmer:
Das goldne Lager wartet dort...[1])
. . . . . .

[1]) Das Gedicht ist übertragen von Wolfgang E. Groeger.

Digitized by Google

Pjotr Petrowitsch Pjetuch[1]).

Von Nikolai Gogol (1809—1852).

. . . Als Tschitschikow sich wieder inmitten freier Felder befand, als alles verschwunden war und er nur noch das Himmelsgewölbe und zwei Wolken seitwärts sah, wandte er sich an den Kutscher: „Sselifan, hast du dich auch ordentlich erkundigt, wie man zum Obersten Koschkarjow fährt?"

„Pawel Iwanowitsch, ich war so sehr mit dem Wagen beschäftigt, daß ich keine Zeit dazu hatte. Petruschka hat aber den Kutscher ausgefragt."

„Dummkopf! Ich habe dir schon so oft gesagt, daß man sich auf Petruschka nicht verlassen darf; Petruschka ist ein Stück Holz; Petruschka ist dumm; Petruschka ist wohl auch jetzt besoffen."

„Als ob es eine große Weisheit wäre!" sagte Petruschka, sich halb umwendend und nach Tschitschikow schielend. „Man fährt den Berg hinunter und schlägt dann den Weg durch die Wiesen ein — das ist alles."

„Fusel ist wohl alles, was du im Munde gehabt hast! Du bist wirklich schön. Man kann wohl sagen: du setzt durch deine Schönheit ganz Europa in Erstaunen!" Nach diesen Worten streichelte sich Tschitschikow sein Kinn und dachte sich: — Was ist doch für ein Unterschied zwischen einem gebildeten Bürger und einer groben Lakaienphysiognomie! —

Die Equipage rollte indessen den Berg hinunter. Wieder zeigten sich weite Wiesen mit hie und da verstreutem Espengehölz.

Die bequeme Equipage fuhr, auf ihren elastischen Federn leise zitternd, vorsichtig die kaum merkliche Bodensenkung hinab und rollte dann über Wiesen, an Mühlen vorbei, laut auf den Brücken dröhnend und auf dem weichen Boden leicht schaukelnd. Der Körper des Fahrenden bekam aber auch nicht einen Erdbuckel zu spüren! Das reinste Vergnügen, und keine Equipage.

Weidengebüsch, dünne Espen und Silberpappeln flogen schnell an ihnen vorbei und peitschten mit ihren Zweigen die auf dem Bocke sitzenden Sselifan und Petruschka. Dem letzteren schlugen sie jeden Augenblick die Mütze vom Kopfe. Der mürrische Diener sprang dann jedesmal vom Bocke, schimpfte auf den Baum und auf dessen Besitzer, der ihn gepflanzt hatte, wollte aber trotzdem seine Mütze weder festbinden noch mit der Hand festhalten, da er immer noch hoffte, daß dies das letztemal gewesen sei und nicht mehr vorkommen werde. Zu diesen Bäumen gesellten sich bald Birken und hie und da Tannen. Unten an den Wurzeln wucherte dichtes Gras, und darin leuchteten blaue Schwertlilien und gelbe Waldtulpen. Im Walde wurde es immer dunkler, so daß man glaubte, es werde bald die Nacht einbrechen. Plötzlich drangen aber zwischen den Ästen und Baumstümpfen Lichtstrahlen durch, wie von hellen Spiegeln geworfen. Die Bäume standen nicht mehr so dicht beieinander, die Lichtreflexe nahmen zu . . . und da lag schon vor ihnen ein See, eine Wasserfläche von etwa vier Werst Durchmesser. Auf dem gegenüberliegenden Ufer erhob sich über dem See ein Dorf, das aus grauen Blockhäusern bestand. Auf dem Wasser tönten Schreie. An die zwanzig Mann, bis an den Gürtel, bis an die Schultern, bis an den Hals im Wasser stehend, schleppten ein Netz ans jenseitige Ufer. Es hatte sich ein seltsamer Unfall ereignet. Zugleich mit den Fischen war ein kugelrunder Herr in das Netz geraten, der ebenso breit als lang war und einer Wassermelone oder einem Fäßchen glich. Er befand sich in verzweifel-

[1]) Aus „Tote Seelen", II. Teil. Gogols „Tote Seelen" erscheinen eben in einer neuen Übertragung von Alexander Eliasberg bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Digitized by Google

ter Lage und schrie aus vollem Halse: „Denis, du Tölpel, gib es doch dem Kusjma! Kusjma, nimm das Ende dem Denis ab! Foma der Große, dräng' nicht so! Geh hin, wo Foma der Kleine steht! Ihr Teufel, ich sag's euch ja, ihr werdet noch das Netz zerreißen!" Die Wassermelone war offenbar nicht um sich selbst besorgt; infolge seiner Dicke konnte der Mensch gar nicht ertrinken, und wenn er noch so sehr zappelte, um unterzutauchen, würde ihn das Wasser immer wieder heben; und wenn sich noch zwei Menschen auf seinen Rücken setzten, so bliebe er dennoch wie eine eigensinnige Schwimmblase auf der Oberfläche des Wassers und würde unter der Last nur ein wenig ächzen und aus der Nase Luftblasen aufsteigen lassen. Er hatte aber große Angst, das Netz könnte zerreißen und die Fische würden entschlüpfen; aus diesem Grunde mußten einige Männer, die am Ufer standen, ihn mit eigens befestigten Stricken herausziehen.

„Das wird wohl der Herr Oberst Koschkarjow sein", sagte Sselifan. — „Warum?"

„Weil sein Körper, wie Sie zu sehen belieben, weißer ist als bei den anderen, auch hat er die edle Körperfülle eines Herrn."

Den Herrn, der ins Netz geraten war, hatte man indessen beträchtlich näher ans Ufer gezogen. Als er fühlte, daß er den Grund mit den Füßen erreichen konnte, richtete er sich auf und bemerkte im gleichen Augenblick die den Damm herunterfahrende Equipage und den in ihr sitzenden Tschitschikow.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?" schrie der Herr, mit den gefangenen Fischen in der Hand ans Ufer tretend und noch ganz ins Netz verstrickt — er erinnerte dabei an ein Damenhändchen im durchbrochenen Sommerhandschuh. Die eine Hand hielt er zum Schutze gegen die Sonne über den Augen, die andere — etwas tiefer unten — wie die dem Bade entsteigende Venus von Medici.

„Nein", entgegnete Tschitschikow, die Mütze lüftend und ihn aus dem Wagen begrüßend. — „Nun, dann danken Sie Gott!"

„Warum denn?" fragte Tschitschikow interessiert, die Mütze über dem Kopfe haltend.

„Das will ich Ihnen gleich zeigen! Foma der Kleine, laß das Netz und hol' mal den Stör aus dem Bottich! Kusjma, du Tölpel, geh hin, hilf ihm!"

Die beiden Fischer hoben aus dem Bottich den Kopf eines Ungeheuers. — „Ist das ein Fürst! Ist aus dem Flusse in den See geraten!" schrie der kugelrunde Herr. „Fahren Sie doch in den Hof! Kutscher, nimm den Weg unten durch die Gemüsefelder! Foma der Große, du Tölpel, lauf hin und öffne das Gatter! Er wird Sie begleiten, ich komme gleich nach . . ."

Der langbeinige und barfüßige Foma der Große lief, so wie er war, im bloßen Hemd vor dem Wagen her durch das ganze Dorf, wo vor jedem Hause allerlei Netze, Reusen und andere Fischereigeräte hingen: sämtliche Bauern waren Fischer; dann hob er ein Gatter, und der Wagen fuhr zwischen Gemüsegärten auf den Dorfplatz, wo die hölzerne Kirche stand. Hinter der Kirche waren in einiger Entfernung die Dächer der Gutsgebäude zu sehen.

— Ein Kauz ist dieser Koschkarjow! — dachte sich Tschitschikow.

„Da bin ich schon!" erklang eine Stimme von der Seite. Tschitschikow sah sich um. Der Herr fuhr schon neben ihm her, fertig angezogen, in einem grasgrünen Rankingrock und gelber Hose; sein Hals war aber unbekleidet wie bei einem Kupido. Er saß seitwärts in seiner Droschke, nahm aber die ganze Droschke ein. Tschitschikow wollte ihm etwas sagen, aber der Dicke war schon verschwunden. Die Droschke tauchte wieder an der Stelle auf, wo man die Fische aus dem Netze nahm. Wieder hörte man ihn schreien: „Foma der Große! Foma der Kleine! Kusjma! Denis!" Als aber Tschitschikow vor der Freitreppe des Herrenhauses anlangte, stand der dicke Herr zu seinem größten Erstaunen schon da und schloß

Digitized by Google

ihn in seine Arme. Wie er es fertiggebracht hatte, so schnell hier und dort zu sein, war ein Rätsel. Sie küßten sich nach altrussischer Sitte dreimal übers Kreuz: der Herr war ein Mann vom alten Schrot und Korn.

„Ich bringe Ihnen Grüße von seiner Exzellenz", sagte Tschitschikow. — „Von welcher Exzellenz?" — „Von Ihrem Verwandten, dem General Alexander Dimitrijewitsch." — „Wer ist Alexander Dimitrijewitsch?" — „Der General Betrischtschew", antwortete Tschitschikow etwas erstaunt. — „Ich kenne ihn nicht", sagte jener erstaunt. — Tschitschikows Erstaunen wurde noch größer. — „Wie ist es nun? ... Ich hoffe wenigstens, das Vergnügen zu haben, mit dem Obersten Koschkarjow zu sprechen?" — „Nein, hoffen Sie lieber nicht. Sie sind nicht zu ihm, sondern zu mir gekommen. Pjotr Petrowitsch Pjetuch! Pjetuch, Pjotr Petrowitsch!" fiel ihm der Hausherr ins Wort. — Tschitschikow war ganz starr. „Was ist denn das?" wandte er sich an Sselifan und Petruschka, die gleichfalls ihre Münder aufsperrten und mit den Augen glotzten, der eine auf dem Bocke sitzend, der andere vor dem Wagenschlag stehend. „Was habt ihr angestellt, Dummköpfe? Ich habe euch doch gesagt: zum Obersten Koschkarjow ... Das ist aber Pjotr Petrowitsch Pjetuch!"

„Die Burschen haben es vorzüglich getroffen! Geht nur in die Küche, man wird euch dort ein Glas Schnaps geben", sagte Piotr Petrowitsch Pjetuch. „Spannt die Pferde aus und geht gleich in die Gesindestube!"

„Ich muß mich genieren: ein so unerwarteter Irrtum ...", sagte Tschitschikow.

„Nein, das ist kein Irrtum. Kosten Sie erst das Mittagessen, und dann werden Sie sagen, ob es ein Irrtum ist. Ich bitte ergebenst", sagte Pjetuch, Tschitschikow unterfassend und in die inneren Gemächer führend. Aus den inneren Gemächern kamen ihnen zwei Jünglinge in Sommerröcken entgegen, schlank wie Weidenruten; beide überragten ihren Vater um eine ganze Elle. — „Meine Söhne, Gymnasiasten, sind für die Feiertage hergekommen ... Nikolascha, du bleibst mit dem Gast, und du, Alexascha, kommst mit mir." Mit diesen Worten verschwand er.

Tschitschikow widmete sich dem Nikolascha. Nikolascha versprach ein ziemlich gemeiner Mensch zu werden. Er erzählte Tschitschikow sofort, daß es sich gar nicht lohne, das Gymnasium in der Gouvernementsstadt zu besuchen und daß er und sein Bruder die Absicht haben, nach Petersburg zu gehen, weil die Provinz es gar nicht verdiene, daß man in ihr wohne ...

— Ich verstehe wohl, — dachte sich Tschitschikow, — die Sache wird wohl mit den Konditoreien und Boulevards enden ... — „Übrigens," sagte er laut, „in welchem Zustande befindet sich das Gut Ihres Herrn Vaters?"

„Es ist verpfändet", sagte der Herr Vater, der plötzlich wieder im Salon war. „Es ist verpfändet!" — Es ist schlimm, — dachte sich Tschitschikow. — So wird bald kein einziges Gut übrigbleiben. Ich muß mich beeilen. — „Es ist aber schade," sagte er teilnahmsvoll, „daß Sie sich beeilt haben, es zu verpfänden."

„Nein, das macht nichts", sagte Pjetuch. „Man sagt, es sei vorteilhaft. Alle tun es: warum soll ich hinter den anderen zurückbleiben? Auch habe ich bisher immer hier gelebt; nun will ich mal versuchen, in Moskau zu leben. Auch meine Söhne raten mir dazu, sie wollen sich in der Residenzstadt bilden."

— Ein Dummkopf, ein Dummkopf! — dachte sich Tschitschikow. — Er wird alles durchbringen und auch seine Söhne zu Verschwendern machen. Das Gut ist gar nicht übel. Wenn man so hinsieht, so haben es die Bauern gut, und auch die Besitzer haben es nicht schlecht. Wenn sie sich aber ihre Bildung aus den Restaurants und Theatern holen, so wird alles zum Teufel gehen. Dieser Fleischkuchen sollte doch lieber auf dem Lande bleiben. — „Ich weiß aber, was Sie sich denken", sagte Pjetuch. — „Was denn?" fragte Tschitschikow verlegen. —

Digitized by Google

„Sie denken sich: ‚Ein Dummkopf ist dieser Pjetuch: hat mich zum Mittagessen eingeladen, vom Essen ist aber noch nichts zu sehen.‘ Es wird schon fertig werden, Verehrtester. Ein geschorenes Mädel kann sich nicht so schnell den Zopf flechten, als das Essen auf den Tisch kommt.“

„Papachen! Platon Michailowitsch kommt gerade geritten!“ sagte Alexascha, zum Fenster hinausblickend.

„Er kommt auf seinem Braunen!“ sagte Nikolascha, sich zum Fenster beugend.

„Wo ist er denn, wo ist er denn?“ schrie Pjetuch, ans Fenster tretend.

„Wer ist dieser Platon Michailowitsch?“ fragte Tschitschikow Alexascha.

„Unser Nachbar, Platon Michailowitsch Platonow, ein vorzüglicher Mensch, ein herrlicher Mensch“, erwiderte Pjetuch selbst.

Indessen trat Platonow, ein hübscher, schlanker Mann mit hellblonden glänzenden lockigen Haaren, selbst ins Zimmer. Ihm folgte, mit dem messingbeschlagenen Halsband klirrend, ein gar schrecklich aussehender Hund, namens Jarb.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“ fragte ihn der Hausherr. — „Ich habe schon gegessen.“ — „Sind Sie gekommen, um über mich zu spotten? Was taugen Sie mir, wenn Sie schon gegessen haben?“ — Der Gast versetzte lächend: „Ich will Ihnen zum Trost sagen, daß ich nichts gegessen habe: ich habe keinen Appetit.“ — „Wenn Sie nur unseren Fang gesehen hätten! Den Riesenstör! Die Riesenkarpfen und Karauschen!“ — „Man ärgert sich sogar, wenn man Ihnen zuhört. Warum sind Sie immer so lustig?“ — „Warum sollte ich mich langweilen? Erlauben Sie doch!“ — „Warum man sich langweilen soll? Weil es eben langweilig ist.“ — „Sie essen zu wenig, das ist alles. Versuchen Sie mal ordentlich zu Mittag zu essen. Diese Langeweile hat man erst in der allerletzten Zeit erfunden; früher hat sich kein Mensch gelangweilt. — „Prahlen Sie doch nicht! Als ob Sie sich niemals gelangweilt hätten!“ — „Nein, niemals! Ich kenne das gar nicht, habe auch keine Zeit, um mich zu langweilen. Wenn ich am Morgen erwache, kommt gleich der Koch, und ich muß ihm das Mittagessen bestellen; dann trinke ich Tee; dann kommt der Verwalter; dann muß ich zum Fischfang, und dann ist auch schon Zeit zum Mittagessen. Nach dem Essen habe ich kaum Zeit, ein Schläfchen zu machen: da kommt schon wieder der Koch, und ich muß ihm das Abendessen bestellen; nach dem Abendessen kommt wieder der Koch, und ich muß mit ihm das Essen für den anderen Tag besprechen . . . Wann soll ich mich langweilen?“

Während dieses Gesprächs betrachtete Tschitschikow den Gast, der ihn durch seine ungewöhnliche Schönheit, seinen schlanken Wuchs, die Frische der unverbrauchten Jugend und die jungfräuliche Reinheit des von keinem Pickel verunzierten Gesichts in Erstaunen setzte. Weder Leidenschaft, noch Kummer, noch etwas wie Unruhe oder Sorge hatten es gewagt, sein jungfräuliches Gesicht zu berühren und darauf eine Runzel zu bilden; sie hatten es aber auch nicht belebt. Es blieb irgendwie verschlafen, trotz des ironischen Lächelns, das es zuweilen erhellte.

„Auch ich kann, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten,“ sagte Tschitschikow, „unmöglich verstehen, wie Sie sich mit Ihrem Äußern langweilen können. Natürlich, wenn man an Geldmangel leidet oder Feinde hat, die einem manchmal sogar nach dem Leben trachten . . .“

„Die Langeweile wollen wir gleich verjagen“, sagte der Hausherr. „Alexascha, lauf mal schnell nach der Küche und sag‘ dem Koch, er möchte uns gleich einige Pastetchen herschicken. Wo stecken aber der Faulpelz Jemeljan und der Dieb Antoschka? Warum bringt man uns die Vorspeisen nicht?“

Da ging aber die Türe auf. Der Faulpelz Jemeljan und der Dieb Antoschka erschienen mit Servietten, deckten den Tisch und stellten ein Tablett auf mit sechs

Digitized by Google

Karaffen mit Schnäpsen aller Farben. Um die Karaffen entstand bald eine Kette von Tellern mit allerlei appetitreizenden Speisen. Die Diener bewegten sich flink und brachten immerfort neue zugedeckte Teller, in denen man die geschmolzene Butter zischen hörte. Der Faulpelz Jemeljan und der Dieb Antoschka machten ihre Sache vorzüglich. Ihre Spitznamen hatten sie offenbar nur zur Ermunterung erhalten. Der Herr schimpfte sonst gar nicht gern und war höchst gutmütig; der Russe kann aber ohne ein kräftiges Wort gar nicht auskommen. Er braucht es wie ein Gläschen Schnaps zur Verdauung. Was soll man machen? So ist mal seine Natur: er liebt nichts Ungesalzenes und Ungepfeffertes.

Nach den Vorspeisen kam das eigentliche Mittagessen. Der gutmütige Hausherr wurde hier zu einem wahren Räuber. Sobald er bei jemand nur ein Stück auf dem Teller sah, legte er gleich ein zweites Stück dazu mit der Bemerkung: „Weder ein Mensch noch ein Vogel kann auf der Welt allein leben." Wenn jemand zwei Stück hatte, so legte er ihm ein drittes dazu und sagte: „Was ist zwei für eine Zahl? Gott liebt die Dreizahl." Hatte der Gast drei Stücke verzehrt, so sagte er ihm: „Wo gibt's einen Wagen auf drei Rädern? Wer baut ein Haus mit drei Ecken?" Für vier hatte er auch eine Redensart, für fünf — wieder eine andere. Tschitschikow hatte beinahe zwölf Stücke gegessen und dachte sich: — Jetzt wird der Hausherr wohl nichts mehr sagen können. — Doch gefehlt: der Hausherr legte ihm, ohne ein Wort zu sagen, den ganzen Rückenteil eines am Spieß gebratenen Kalbes mit den Nieren auf den Teller, und was für eines Kalbes!

„Zwei Jahre habe ich es mit Milch ernährt", sagte der Hausherr. „Habe es wie ein eigenes Kind gepflegt!" — „Ich kann nicht mehr", sagte Tschitschikow. — „Versuchen Sie es erst, und dann können sie sagen: ‚Ich kann nicht mehr.', ‚Es ist kein Platz mehr in mir.'" —

„Auch in der Kirche war kein Platz, da kam aber der Stadthauptmann, und sofort fand sich Platz. Und doch war solch ein Gedränge, daß kein Apfel zu Boden fallen konnte. Versuchen Sie es nur: dieses Stück ist auch so ein Stadthauptmann."

Tschitschikow versuchte — das Stück war in der Tat eine Art Stadthauptmann: es fand sich noch Platz, obwohl er anfangs glaubte, es könne nichts mehr hinein.

— Wie kann nur so ein Mensch nach Petersburg oder nach Moskau ziehen? Bei seiner Gastfreundschaft ist er nach drei Jahren am Bettelstab! — Tschitschikow kannte nämlich den neuesten Fortschritt noch nicht: man kann, auch ohne so gastfrei zu sein, sein ganzes Vermögen nicht nur in drei Jahren, sondern auch in drei Monaten durchbringen.

Pjetuch füllte die Gläser fortwährend nach; was die Gäste nicht austranken, das mußten seine Söhne Alexascha und Nikolascha austrinken; diese tranken ein Glas nach dem anderen, und man konnte schon sehen, auf welches Gebiet des menschlichen Wissens sie sich in der Hauptstadt verlegen würden. Den Gästen ging es aber ganz anders: mit der größten Mühe schleppten sie sich auf den Balkon, wo sie mit der gleichen großen Mühe in Sessel sanken. Kaum hatte sich der Hausherr in seinen viersitzigen Sessel gesetzt, als er sofort einschlief. Sein massiver Körper verwandelte sich in einen großen Blasebalg, und aus seinem offenen Munde und den Nasenlöchern kamen Töne, wie sie selbst den neueren Komponisten selten einfallen: man hörte zugleich eine Trommel, eine Flöte und ein eigentümliches abgerissenes Dröhnen, das am ehesten an Hundegebell erinnerte.

„Wie er nur pfeift!" sagte Platonow — Tschitschikow mußte lachen. — „Natürlich, wenn man so gegessen hat, wie kann man sich da noch langweilen? Da kommt einfach der Schlaf, nicht wahr?" — „Gewiß. Und doch kann ich, Sie entschuldigen mich schon, nicht verstehen, wie man sich langweilen kann. Gegen die Langweile

Digitized by Google

gibt es so viele Mittel." — „Was für Mittel?" — „Für so einen jungen Mann gibt es doch mancherlei. Er kann tanzen, irgend ein Instrument spielen . . . er kann auch heiraten." —

„Wen?" — „Gibt es denn in der Umgegend keine hübschen und reichen Mädchen?"

„Ich wüßte nicht." — „Dann muß man eben anderswo suchen, eine kleine Reise machen." Plötzlich kam Tschitschikow ein glänzender Gedanke. „Ja, das ist wirklich ein ausgezeichnetes Mittel!" sagte er, Platonow gerade in die Augen blickend. — „Was für eines?" — „Reisen." — „Wohin soll man denn reisen?" —

„Nun, wenn Sie freie Zeit haben, so fahren Sie doch mit mir", sagte Tschitschikow. Er sah Platonow an und dachte sich: — Das wäre wirklich schön. Alle Auslagen werden dann geteilt, und die Reparatur des Wagens schreibe ich ihm ganz auf die Rechnung. — „Wo fahren Sie denn hin?"

„Vorläufig fahre ich weniger in eigenen Geschäften als in einer fremden Angelegenheit. Der General Betrischtschew, mein naher Freund und, ich darf wohl sagen, Wohltäter, bat mich, seine Verwandten zu besuchen . . . Verwandte hin, Verwandte her, doch ich fahre sozusagen zum Teil auch zum eigenen Nutzen: denn die Welt und der Strudel der Menschen sind, man mag sagen, was man will, gleichsam ein lebendiges Buch, eine eigene Wissenschaft." Während er dies sagte, dachte er bei sich: — Das wäre wirklich schön. Ich könnte es auch so einrichten, daß er die ganzen Auslagen trägt und daß wir sogar mit seinen Pferden fahren; die meinen könnte er indessen auf seinem Gute verpflegen. —

— Warum soll ich nicht die kleine Reise machen? — dachte sich indessen Platonow. — Zu Hause habe ich nichts zu tun, die Wirtschaft wird ohnedies von meinem Bruder verwaltet; folglich kann nichts in Unordnung geraten. Warum soll ich nicht in der Tat die kleine Reise machen? — „Wären Sie einverstanden", sagte er laut, „bei meinem Bruder an die zwei Tage zu Gast zu bleiben? Sonst läßt er mich nicht fort." — „Mit dem größten Vergnügen, sogar drei Tage." — „Also abgemacht! Wir fahren!" sagte Platonow, sichtbar lebhafter werdend. So wurde die Sache beschlossen. „Wir fahren!"

„Wohin denn, wohin?" rief der Hausherr, aus seinem Schlafe erwachend und sie anglotzend. „Nein, meine Herren! Ich habe schon die Räder von Ihrem Wagen abnehmen lassen, und was Ihren Hengst betrifft, Platon Michailowitsch, so hat man ihn schon fünfzehn Werst weit von hier weggeführt. Nein, heute übernachten Sie bei mir, morgen essen wir ordentlich zum Frühstück, dann können Sie fahren."

Was war mit diesem Pjetuch zu machen? Man mußte bleiben. Dafür wurden sie mit einem wunderbaren Frühlingsabend belohnt. Der Hausherr veranstaltete eine Bootfahrt auf dem Flusse. Zwölf Ruderer mit vierundzwanzig Rudern führten sie unter Gesängen über die spiegelglatte Fläche des Sees. Aus dem See kamen sie in den Fluß, der sich zwischen flachen Ufern in die Unendlichkeit hinzog; in einem fort mußten sie unter den quer über den Fluß gespannten Tauen durchfahren, die irgendwie zum Fischfang dienten. Das Wasser war vollkommen unbeweglich; lautlos wechselten die Bilder ab, ein Gehölz nach dem anderen erfreute das Auge durch die verschiedenartige Anordnung der Bäume. Die Ruderer holten auf einmal kräftig mit allen vierundzwanzig Rudern aus, und das Boot flog ganz von selbst wie ein leichter Vogel über die unbewegliche Wasserfläche dahin. Der Vorsänger, ein breitschulteriger Bursche, der am dritten Platz vom Steuer saß, stimmte mit seiner reinen, glockenhellen Stimme die ersten Töne des Liedes an, die aus einer Nachtigallkehle zu kommen schienen; fünf andere fielen ein, die übrigen sechs vervollständigten den Chor, und das Lied floß dahin, grenzenlos wie Rußland. Pjetuch geriet in Ekstase und half mit, wo dem Chor die Kraft fehlte, und selbst

Digitized by Google

Tschitschikow fühlte sich als Russe. Nur Platonow allein dachte sich: — Was ist eigentlich an diesem traurigen Lied schön? Es macht einen nur noch trauriger. —

Sie fuhren in der Dämmerung zurück. Die Ruder schlugen das Wasser, das den Himmel nicht mehr spiegelte. In der Dunkelheit landeten sie am Ufer, wo überall Feuer brannten; die Fischer kochten auf Dreifüßen eine Suppe aus frischgefangenen Barschen. Alles war schon zu Hause. Das Vieh und das Geflügel der Bauern war schon längst in den Ställen, der Staub, den sie aufgewirbelt hatten, hatte sich schon gelegt, und die Hirten, die das Vieh heimgetrieben hatten, standen vor den Toren und warteten auf einen Topf Milch oder auf eine Einladung zur Fischsuppe. In der Dämmerung hörte man leise Gespräche der Menschen und Hundegebell, das aus einem anderen Dorfe herüberklang. Der Mond ging auf, und die dunkle Umgebung begann sich zu erhellen; alles erhellte sich. Herrliche Bilder! Es war aber niemand da, der sie bewundern könnte. Nikolascha und Alexascha verschmähten es, auf zwei wilde Hengste zu steigen und, einander überholend, an diesen Bildern vorbeizujagen, und zogen es vor, an Moskau, an die Konditoreien und die Theater zu denken, von denen ihnen ein aus der Hauptstadt zugereister Kadett soviel erzählt hatte; ihr Vater dachte daran, was er seinen Gästen zum Abendessen vorsetzen sollte; Platonow gähnte. Am lebhaftesten zeigte sich Tschitschikow: — Nein, wirklich, ich muß mir mal so ein Gut anschaffn! — Und er dachte auch sofort an das junge Weibchen und an die kleinen Tschitschikows.

Beim Abendessen überaßen sie sich wieder. Als Pawel Iwanowitsch in das ihm zum Schlafen angewiesene Zimmer kam und vor dem Zubettgehen seinen Bauch betastete, sagte er sich: „Die reinste Trommel! Da findet kein Stadthauptmann mehr Platz." Zufällig befand sich gleich hinter der Wand das Zimmer des Hausherrn. Die Wand war so dünn, daß man alles hören konnte, was dort gesprochen wurde. Der Hausherr bestellte dem Koch unter dem Namen eines Frühstücks ein richtiges Mittagessen; und wie er es bestellte! Bei einem Toten müßte der Appetit erwachen.

„Die Pastete backst du mir mit vier Ecken", sagte er, mit den Lippen schmatzend und die Luft einatmend. „In die eine Ecke tust du mir die Backen eines Störs und Hausensehnen, in die andere — Buchweizengrütze mit Schwämmen, Zwiebeln, süßer Fischmilch, Hirn und ähnlichen Sachen, du wirst schon selbst wissen .... Auf der einen Seite muß sie, verstehst du, schön braun werden, auf der anderen Seite darf sie aber heller sein. Unten soll sie aber so durchgebacken sein, so ganz durchgeschmort, daß sie, weißt du, nicht etwa auseinanderfällt, sondern im Munde wie Schnee zergeht, ohne daß man es merkt." Bei diesen Worten schmatzte Pjetuch.

— Hol' ihn der Teufel! Er läßt mich nicht einschlafen! — dachte sich Tschitschikow und zog sich die Decke über den Kopf, um nichts zu hören. Aber er hörte es auch durch die Decke: „Als Beilage zum Stör nimmst du Sternchen aus roten Rüben, Stinte, Pfefferschwämme; dann noch junge Rüben, Möhren, Bohnen und noch irgend so was, überhaupt recht viel Garnierung! Und in den Schweinsmagen tust du ein Stück Eis, damit er ordentlich aufquillt."

Gar viele Gerichte bestellte noch Pjetuch. Man hörte nichts als: „Brat es ordentlich durch, backe es braun, laß es schön durchschmoren!" Tschitschikow schlief erst bei irgendeinem Truthahn ein.

Am nächsten Tage aßen sich die Gäste wieder so voll, daß Platonow gar nicht reiten konnte. Sein Hengst wurde mit einem Stallknecht Pjetuchs heimgeschickt. Die beiden setzten sich in die Equipage. Der dickschnauzige Hund folgte langsam dem Wagen: auch er hatte sich überessen.

Digitized by Google

Der Fatalist.

Von Michaïl Lermontow (1814—1841).

(Aus „Ein Held unsrer Zeit".)

Ich mußte einst zwei Wochen in einem Kosakendorf auf dem linken Flügel der Armee zubringen. Dort lag auch ein Bataillon Infanterie; die Offiziere versammelten sich Abend für Abend zum Kartenspiel, jedesmal bei einem andern.

Eines Abends, als wir beim Major S. saßen und keinen Spaß mehr am Boston hatten, warfen wir die Karten unter den Tisch und suchten uns die Zeit mit Gesprächen zu vertreiben; wir blieben sehr lange auf, und unsere Unterhaltung war ausnahmsweise sehr interessant. Das Gespräch drehte sich um den mohammedanischen Glauben, daß das menschliche Schicksal im Himmel vorbestimmt sei, und es wurde behauptet, daß diese Ansicht auch unter den unsrigen viele Anhänger gefunden habe; ein jeder gab verschiedene unglaubliche Anekdoten für und gegen diese Lehre zum besten.

„Das alles, meine Herren," sagte der alte Major, „beweist noch gar nichts. War denn jemand von Ihnen Zeuge der seltsamen Vorfälle, die Sie erzählen?"

„Zeugen gerade nicht," erwiderten mehrere, „wir haben aber die Geschichten aus ganz zuverlässigen Quellen."

„Unsinn!" sagte einer. „Wer hat denn je die Liste gesehen, auf der unsere Todesstunden verzeichnet sind?... Und wenn alles wirklich vorherbestimmt ist, wozu haben wir dann unsern Willen und Verstand? Warum werden wir für unsere Handlungen verantwortlich gemacht?"

Ein Offizier, der bisher in einem Winkel saß, stand in diesem Augenblick auf und trat langsam an den Tisch; dabei musterte er alle mit einem ruhigen und feierlichen Blick. Er war serbischer Abstammung, worauf auch sein Name hinwies.

Das Äußere des Leutnants Wulitsch stimmte ganz mit seinen Charaktereigenschaften überein. Er war schlank und braun, hatte schwarzes Haar, schwarze durchdringende Augen und eine große, aber regelmäßige Nase, wie sie allen Serben eigentümlich ist; auf seinen Lippen spielte immer ein kühles und trauriges Lächeln. Man wußte sofort, daß man einen ganz ungewöhnlichen Menschen vor sich hatte, der unfähig war, seine Gedanken und Leidenschaften mit den Kameraden zu teilen, zu denen ihn das Schicksal gesellte.

Er war mutig, sprach wenig aber scharf und machte niemand zum Vertrauten seiner seelischen Erlebnisse und Familienangelegenheiten. Er trank sehr wenig und zeigte gar kein Interesse für die jungen Kosakenmädchen, deren Reiz nur der kennt, der sie gesehen hat. Man erzählte allerdings, daß sich die Frau Oberst in seine ausdrucksvollen Augen vergafft habe; er wurde aber ernstlich böse, wenn man darauf anspielte.

Er hatte nur eine Leidenschaft, die er nie verheimlichte — die Leidenschaft des Kartenspiels. Am grünen Tisch vergaß er alles. Er hatte gewöhnlich Pech, doch dies reizte ihn nur noch mehr zum Spiel. Während einer Expedition — so erzählte man sich — spielte er einmal nachts Hazard, wobei ihm als Tisch sein Kopfkissen diente; er hatte schon viel gewonnen, als plötzlich Schüsse fielen und Alarm geschlagen wurde. Alle standen auf und griffen nach den Waffen. „Setze va banque!" rief Wulitsch einem der eifrigsten Spieler zu. „Sieben!" rief jener und eilte davon. Trotz des Tumults spielte Wulitsch aus; die Sieben gewann. Als er dann in die Schützenlinie kam, war das Gefecht bereits im Gange. Wulitsch machte sich nichts aus den tschetschenischen Kugeln und Säbeln und suchte seinen glücklichen Partner.

Endlich entdeckte er ihn unter den Plänklern, welche gerade den Feind aus

Digitized by Google

einem Gehölz drängten, und rief ihm zu: „Es war eine Sieben!“ Dann zog er gelassen seinen Geldbeutel und Brieftasche und rechnete mit dem Gewinner ab, obwohl dieser auf das Unpassende der Situation hinwies. Erst nachdem er diese unangenehme Pflicht erledigt hatte, stürzte er auf den Feind, alle Soldaten mit sich fortreißend, und schoß ganz kaltblütig auf die Tschetschenzen, bis das Gefecht zu Ende war.

Als Leutnant Wulitsch an unseren Tisch trat, verstummten alle, denn man erwartete von ihm immer irgendeinen Streich.

„Meine Herren!“ sagte er mit ruhiger Stimme, die diesmal aber etwas tiefer klang: „Meine Herren, wozu diese fruchtlosen Debatten? Ich schlage Ihnen vor, die Probe zu machen, ob ein Mensch freiwillig über sein Leben verfügen kann, oder ob jedem seine Todesstunde vorherbestimmt ist... Wer riskiert den Versuch?“

„Ich — nicht! Ich — nicht!“ rief man von allen Seiten. „Wie kann man nur solche Einfälle haben!“

„Ich will gerne wetten“, sagte ich zum Spaß. — „Was wetten Sie?“

„Ich behaupte, daß es keine Vorherbestimmung gibt,“ sagte ich und schüttete den ganzen Inhalt meiner Börse auf den Tisch; es waren etwa zwanzig Dukaten.

„Ich halte die Wette,“ erwiderte Wulitsch mit gedämpfter Stimme. „Herr Major, ich bitte Sie Schiedsrichter zu sein: hier sind fünfzehn Dukaten, die fehlenden fünf sind Sie mir schuldig und ich bitte Sie, die Summe zu ergänzen.“

„Gut,“ sagte der Major, „ich begreife aber wirklich nicht, um was es sich hier handelt und wie Sie die Wette entscheiden wollen?...“

Wulitsch sagte kein Wort und ging ins Schlafzimmer des Majors; wir folgten ihm. Er trat an die Wand, an der die Waffen hingen, und nahm vom Haken die erste beste Pistole. Wir wußten noch nicht, was er vor hatte. Als er aber den Hahn spannte und auf die Zündpfanne Pulver schüttete, schrien mehrere von uns unwillkürlich auf und griffen nach seinen Armen.

„Was willst du tun? Hör' doch, du bist ja verrückt!“ rief man ihm zu.

„Meine Herren!“ sagte er langsam, seinen Arm losmachend. „Wer von Ihnen ist bereit, für mich die zwanzig Dukaten zu zahlen?“

Alle verstummten und gingen zur Seite.

Wulitsch ging ins andere Zimmer und setzte sich an den Tisch; alle folgten ihm. Er gab uns ein Zeichen, seinem Beispiel zu folgen. Wir fügten uns und nahmen schweigend Platz: in diesem Augenblick hatte er eine sonderbare Macht über uns. Ich sah ihm unverwandt in die Augen, er begegnete meinem prüfenden Blick mit ruhigen unbeweglichen Augen, und über seine blassen Lippen ging ein Lächeln; und doch glaubte ich, trotz seiner Ruhe, das Zeichen des Todes auf seinem blassen Gesicht zu sehen. Ich hatte schon oft beobachtet, — und mancher alte Soldat wird diese Wahrnehmung bestätigen — daß die Züge eines Menschen, der in einigen Stunden sterben soll, einen ganz eigentümlichen Ausdruck haben; er ist vom Schicksal gezeichnet, und ein geübtes Auge kann sich da unmöglich irren.

„Sie werden heute sterben!“ sagte ich ihm. Er warf einen raschen Blick auf mich. Seine Antwort klang aber ruhig und gelassen:

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht.“ Dann wandte er sich zum Major:

„Ist die Pistole geladen?“ Der Major konnte in seiner Verwirrung keine Auskunft geben.

„Wulitsch, hör' doch auf!“ schrie ihm jemand zu. „Gewiß ist sie geladen, wenn sie am Kopfende des Bettes hing. Laß diesen Scherz!“

„Ein dummer Scherz!“ sagte ein anderer.

„Ich wette fünfzig Rubel gegen fünf, daß die Pistole nicht geladen ist!“ rief ein dritter. Die neue Wette kam zustande.

Digitized by Google

Die umständlichen Vorbereitungen langweilten mich. — „Hören Sie," sagte ich: „erschießen Sie sich gleich, oder hängen Sie die Pistole auf ihren Platz. Und dann gehen wir schlafen."

„Ja, wollen wir wirklich zu Bett gehen!" riefen mehrere Stimmen.

„Meine Herren, ich bitte Sie, sich nicht vom Platze zu rühren!" sagte Wulitsch und setzte die Mündung der Pistole an seine Stirne.

Alle waren wie versteinert. „Herr Petschorin," fuhr er fort: „nehmen Sie eine Karte und werfen Sie sie in die Höhe."

Ich nahm eine Karte — es war, wie ich mich gut erinnere, ein Coeur-As — und warf sie in die Höhe. Bei allen stockte der Atem, alle Augen sahen ängstlich und neugierig auf die Pistole und auf das verhängnisvolle As, das zitternd langsam herabfiel. Im Augenblick, als es den Tisch berührte, drückte Wulitsch ab... Die Pistole versagte!

„Gott sei Dank!" schrien mehrere auf. „Sie war also nicht geladen!"

„Wollen wir sehen," versetzte Wulitsch. Er spannte den Hahn und zielte auf eine Mütze, die über dem Fenster hing; dann fiel ein Schuß, und das Zimmer füllte sich mit Rauch. Als sich der Rauch verzog, wurde die Mütze heruntergeholt: sie war genau in der Mitte durchlöchert, die Kugel saß tief in der Wand.

Drei Minuten lang waren alle Zungen gelähmt. Wulitsch schüttete meine Dukaten ganz kaltblütig in seine Börse.

Nun wurde die Frage erörtert, warum die Pistole vorher versagt hatte. Einzelne meinten, daß die Zündpfanne zuvor verstopft war; andere tuschelten, daß das Pulver feucht gewesen sei, Wulitsch habe nachher trockenes hinzugetan. Ich behauptete, daß diese letzte Hypothese unmöglich sei, denn ich hatte die Pistole für keinen Augenblick aus den Augen gelassen.

„Sie haben Glück im Spiel!" sagte ich zu Wulitsch.

„Es ist das erstemal in meinem Leben," erwiderte er mit einem selbstzufriedenen Lächeln: „so etwas ist besser als Kartenspiel." — „Dafür aber etwas gefährlicher." — „Wieso? Glauben Sie jetzt an den Fatalismus?" — „Jetzt glaube ich. Doch weiß ich nicht, warum ich so fest überzeugt war, daß Sie unbedingt heute sterben müssen..."

Dieser selbe Mensch, der vorhin so kaltblütig auf seine Stirne gezielt hatte, wurde jetzt rot und verlegen.

„Jetzt ist's genug!" sagte er sich erhebend. „Unsere Wette ist ausgetragen, und Ihre Bemerkung finde ich unpassend."

Er nahm seine Mütze und ging. Dies fiel mir auf und — wie es sich später herausstellte — nicht ohne Grund.

Dann gingen wir alle nach Hause, und unterwegs wurde das sonderbare Benehmen Wulitschs besprochen; alle Kameraden nannten mich wohl einen Egoisten, weil ich mit einem Menschen, der sich erschießen wollte, eine Wette eingegangen war; als ob er ohne mich keine andere passende Gelegenheit zum Selbstmord gefunden hätte.

Ich ging durch die leeren Gassen nach Hause. Der Vollmond, rot wie der Widerschein eines Brandes, stieg hinter dem zackigen Häuserhorizont auf; auf dem dunkelblauen Himmel leuchteten ruhig die Sterne, und ich lächelte beim Gedanken, daß es früher weise Menschen gab, die ernstlich daran glaubten, daß die Gestirne irgendeinen Einfluß auf den Ausgang ihrer kleinlichen Streitigkeiten um ein Stückchen Land oder um irgendein problematisches Recht haben könnten. Diese mächtigen Lampen, die nach der Meinung jener Menschen den einzigen Zweck hatten, ihre Schlachten und Feste zu beleuchten, strahlen noch immer wie vor Jahrtausenden, während alle die Leidenschaften und Hoffnungen, die auf sie gesetzt waren, längst verglommen sind, wie ein Feuer, das ein sorg-

Digitized by Google

loser Reisender am Waldesrande angelegt hat. Wie groß war aber die Kraft, die ihnen das Bewußtsein gab, daß der ganze Himmel mit seinen zahllosen Bewohnern wenn auch stumm, doch mit unabänderlicher Teilnahme auf sie herabblickte!... Wir aber, die armen Nachkommen jener Menschen, wir gehen unsern Lebensweg ohne Glauben und Stolz, ohne Genuß und ohne eine andere Furcht, als die vor dem Tode, die Furcht, die uns beim Gedanken an die Unvermeidlichkeit des Todes das Herz zusammenschnürt; wir sind unfähig, große Opfer zu bringen, weder für das Wohl der Menschheit, noch für unser eigenes Glück, denn wir wissen, daß dies Glück unmöglich ist; und wie unsere Vorfahren von Irrtum zu Irrtum schwankten, so schwanken wir gleichgültig von Zweifel zu Zweifel, ohne jenen unbestimmten doch starken Genuß zu kennen, den jeder Kampf mit Menschen oder mit dem Schicksal in sich birgt...

Solche und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf; ich hielt sie nicht fest, denn ich liebe es nicht, bei abstrakten Gedanken stehen zu bleiben; wozu würde das auch führen? ... In meiner frühesten Jugend war ich Träumer und liebkoste zärtlich die finsteren und die lichten Bilder, die mir meine unruhige und gierige Phantasie ausmalte. Was blieb mir aber davon? Nichts als eine Müdigkeit, wie nach einem nächtlichen Kampf mit Gespenstern, und eine trübe Erinnerung voller Reue. In diesem fruchtlosen Kampf habe ich die Glut meiner Seele und die Festigkeit des Willens, die für das wirkliche Leben notwendig sind, vergeudet; ich hatte in meiner Phantasie das ganze Leben bereits durchlebt, und jetzt erscheint es mir langweilig und schal, wie die schlechte Nachahmung eines längst bekannten Buches.

Die Ereignisse des letzten Abends hatten auf mich einen tiefen Eindruck gemacht, und meine Nerven waren stark erregt. Ich könnte wirklich nicht sagen, ob ich jetzt an die Lehre des Fatalismus glaube; aber an jenem Abend war mein Glaube unerschütterlich. Der Beweis war so überzeugend, daß ich unwillkürlich in das Geleise unserer Vorfahren, über deren gefügige Astrologie ich soeben erst gelacht hatte, verfiel. Ich blieb aber noch rechtzeitig auf diesem gefährlichen Weg stehen und ließ, da ich den Grundsatz habe, weder etwas bedingungslos zu verwerfen, noch an etwas blind zu glauben, alle Metaphysik beiseite und begann aufmerksam auf meine Schritte zu achten. Diese Vorsicht war sehr am Platze, denn plötzlich stolperte ich über etwas Dickes und Weiches, aber anscheinend Lebloses. Wie ich mich bückte, sah ich im hellen Mondlicht ein entzweigehauenes Schwein auf der Straße liegen... Kaum hatte ich das festgestellt, als ich das Geräusch von Schritten hörte: aus der Quergasse kamen zwei Kosaken gelaufen. Einer von ihnen näherte sich mir und fragte, ob ich nicht einen betrunkenen Kosaken, der einem Schwein nachlief, gesehen hätte. Ich sagte, daß ich den Kosaken nicht gesehen habe, hier liege aber das unglückliche Opfer seiner unbändigen Tapferkeit. „Dieser Räuber!" sagte der zweite Kosak. „Wenn er zu viel Most getrunken hat, haut er alles kurz und klein. Wollen wir ihn suchen, Jeremejitsch; wenn wir ihn nicht einfangen und binden, so..."

Sie gingen weiter, und ich setzte meinen Weg mit noch größerer Vorsicht fort. Endlich erreichte ich meine Wohnung.

Ich wohnte bei einem alten Unterofflzier, den ich wegen seines guten Charakters und noch mehr wegen seiner bildhübschen Tochter Nastja hochschätzte.

Nastja erwartete mich wie gewöhnlich in einen Pelz gehüllt am Pförtchen; der Mond beschien ihre lieben Lippen, die von der nächtlichen Kälte etwas blau waren. Als sie mich erkannte, lächelte sie mich an; ich war aber nicht in der Stimmung. „Gute Nacht, Nastja!" sagte ich im Vorbeigehen. Sie wollte mir wohl etwas sagen, aber seufzte nur kurz auf.

Digitized by Google

Ich versperrte die Türe meines Zimmers, steckte eine Kerze an und warf mich ins Bett; der Schlaf ließ länger als sonst auf sich warten. Als ich endlich einschlief, begann der Osten schon hell zu werden; das Schicksal wollte aber offenbar nicht, daß ich mich in dieser Nacht ausschliefe. Um vier Uhr trommelten zwei Fäuste an mein Fenster. Ich sprang auf. Was ist denn los? Einige Stimmen riefen: „Steh' auf und zieh' dich an!" Ich kleidete mich rasch an und ging hinaus. Es waren drei Offiziere, die mich abholen wollten; sie waren leichenblaß.

„Weißt du, was geschehen ist?" riefen alle drei zugleich. — „Was denn?" — „Wulitsch ist ermordet." — Ich war starr. — „Ja, er ist tot!" fuhren sie fort: „Komm' schnell mit." — „Wohin denn?" — „Das erzählen wir dir unterwegs."

Wir gingen. Sie erzählten mir, was geschehen war und streuten dabei verschiedene Bemerkungen über das sonderbare Schicksal ein, das Wulitsch eine halbe Stunde vor seinem Tod vom Selbstmord errettet hatte. Wulitsch ging allein durch die finstere Gasse; und da begegnete er dem betrunkenen Kosaken, der das Schwein entzweigehauen hatte. Dieser hätte ihn vielleicht gar nicht bemerkt, aber Wulitsch blieb stehen und sprach ihn an: „Wen suchst du, mein Lieber?" — „Dich!" antwortete der Kosak und versetzte ihm einen Hieb mit dem Säbel, der von der Schulter beinahe zum Herzen drang... Zwei Kosaken, die den Mörder verfolgt hatten, liefen herbei und hoben den Verwundeten auf. Dieser war aber in den letzten Zügen und sprach nur noch die Worte: „Er hatte recht!"

Ich allein begriff den dunklen Sinn dieser Worte; Wulitsch meinte mich; ich hatte dem Armen unwillkürlich sein Schicksal prophezeit. Mein Instinkt hatte mich nicht getäuscht, als ich auf seiner Stirne den Stempel des nahen Todes sah.

Der Mörder hatte sich inzwischen in einer leeren Hütte am Ende des Dorfes versperrt. Wir gingen hin. Viele heulende Weiber liefen den gleichen Weg; zuweilen sprang aus einem Hause ein Kosak heraus und überholte uns, seinen Dolch noch im Laufen umgürtend. Die Aufregung war sehr groß.

Endlich waren wir am Ziel. Die Volksmenge drängte sich um die Hütte, deren Türen und Fensterladen von innen verschlossen waren. Die Offiziere und Kosaken sprachen eifrig miteinander, die Weiber heulten und jammerten. Unter ihnen fiel mir eine Alte auf, deren ungewöhnliches Gesicht wahnsinnige Verzweiflung ausdrückte. Sie saß auf einem dicken Balken, die Ellenbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände gestützt: es war die Mutter des Mörders. Ab und zu bewegte sie ihre Lippen... war es ein Gebet oder ein Fluch?

Man mußte etwas unternehmen, um den Mörder zu ergreifen. Niemand wollte aber als erster in die Hütte eindringen.

Ich trat an ein Fenster und schaute durch einen Spalt hinein; er lag auf dem Boden und hielt in der Hand eine Pistole, neben ihm lag sein blutbefleckter Säbel. Er rollte seine ausdrucksvollen schrecklichen Augen, zuckte zuweilen zusammen und griff sich an den Kopf, als ob er sich bemühe, sich Rechenschaft über das Geschehene abzugeben. In seinen unruhigen Augen sah ich aber nichts von großer Entschlossenheit, und ich sagte dem Major, er möchte doch die Türe sprengen und die Kosaken eindringen lassen; man müsse dies sofort tun, noch ehe er ganz zur Besinnung käme.

Jetzt trat der alte Hauptmann an die Türe und rief ihn beim Namen; jener antwortete. — „Du hast gesündigt, Bruder Jefimytsch", sagte der Hauptmann, „es ist halt nichts zu machen, ergib dich!" — „Ich ergebe mich nicht!" antwortete der Kosak.

„Denke doch an Gott! Du bist ja kein verdammter Tschetschenze, sondern ein Christenmensch. Wenn dich der Böse verführt hat, so ist jetzt nichts zu machen: dem Schicksal wirst du nicht entgehen!" — „Ich ergebe mich nicht!" schrie der Kosak wütend auf. Man hörte, wie er den Hahn seiner Pistole spannte.

Digitized by Google

„He, Alte!“ sagte der Hauptmann zu der Mutter: „Rede doch mit deinem Sohn, vielleicht hört er auf dich... Wir wollen hier keine Zeit verschwenden. Die Herren warten schon volle zwei Stunden.“

Die Alte starrte ihn an und schüttelte den Kopf.

Der Hauptmann wandte sich zum Major: „Wassilij Petrowitsch, er wird sich nicht ergeben, ich kenne ihn ja; wenn wir aber die Türe sprengen, so wird es auf unserer Seite viele Opfer geben. Wollen Sie nicht lieber den Befehl geben, ihn zu erschießen? Im Fensterladen ist ja ein breiter Spalt.“

In diesem Augenblick hatte ich einen sonderbaren Einfall: ich wollte wie Wulitsch mein Schicksal versuchen.

„Warten Sie noch,“ sagte ich zum Major, „ich will ihn lebendig fassen.“

Der Hauptmann mußte ihn in ein Gespräch verwickeln und so ablenken, drei Kosaken wurden vor die Tür gestellt und mußten auf mein erstes Zeichen in die Hütte stürzen; ich ging um die Hütte herum und näherte mich dem verhängnisvollen Fenster; ich hatte heftiges Herzklopfen.

„Du, Verdammter!“ schrie der Hauptmann: „Willst du dich über uns lustig machen? Glaubst du vielleicht, daß wir mit dir nicht fertig werden?“ Dabei klopfte er mit aller Gewalt an die Türe; ich verfolgte durch den Spalt im Laden alle Bewegungen des Kosaken, der keinen Überfall von dieser Stelle erwarten konnte. — Mit einem Ruck riß ich den Laden auf und sprang mit dem Kopf nach unten ins Innere der Hütte. Dicht an meinem Ohr knallte ein Schuß, die Kugel riß mir ein Epaulett herunter. Der Rauch, der nun die Stube füllte, hinderte meinen Gegner, seinen Säbel zu finden. Ich faßte ihn bei den Händen, dann kamen auch die Kosaken herbei. und in weniger als drei Minuten war der Verbrecher gefesselt und unter Bedeckung abgeführt. Die Volksmenge zerstreute sich, die Offiziere beglückwünschten mich... und nicht ohne Grund.

Wie sollte ich nach allen diesen Erlebnissen nicht Fatalist werden? Wer weiß aber auch wirklich, ob er von etwas überzeugt ist?... Wie oft halten wir etwas, was auf einer Sinnestäuschung oder einem Denkfehler beruht, für eine Überzeugung!... Ich bin gewohnt, an allem zu zweifeln, und diese Eigenschaft läßt sich wohl mit einer großen Entschiedenheit im Charakter vereinigen. Was mich betrifft, so gehe ich um so mutiger vorwärts, je weniger ich weiß, was mich erwartet. Etwas Schlimmeres als den Tod gibt es ja nicht, und diesem kann man sowieso nicht entrinnen.

Als ich wieder in der Festung war, erzählte ich dem Maxim Maximytsch alles, was ich erlebt und was ich gesehen; ich wollte auch seine Ansicht über den Fatalismus wissen. Anfangs verstand er nicht, was dies Wort bedeutet; als ich es ihm so gut ich konnte erklärt hatte, sagte er mit bedeutsamem Kopfschütteln:

„Ja, ja, gewiß! Es ist schon eine schwierige Sache! Die Hähne an diesen asiatischen Pistolen versagen übrigens immer, wenn sie nicht gut geölt sind oder wenn man nicht stark genug drückt. Ich muß gestehen, daß ich auch von den tscherkessischen Flinten nicht viel halte: sie nehmen sich in unseren Händen ganz lächerlich aus, die Kolben sind zu klein, und man riskiert immer, sich die Nase zu versengen... Die Säbel sind dagegen ganz vorzüglich — alle Achtung!“

Nach einer kurzen Pause fügte er noch hinzu:

„Ja, es ist schade um den armen Kerl.. Aber, zum Teufel, was mußte er sich auch nachts mit einem Betrunkenen einlassen!.. Es war ihm wohl so bestimmt!...“

Mehr konnte ich aus ihm nicht herausbringen; er war auch kein Freund von metaphysischen Spekulationen.

Digitized by Google

Die lebendige Reliquie.

Von Iwan Turgenjew (1818—1883).

Land der Dulder und der Demut,
Meine Heimat, Russenerde!
F. Tjutschew.

Ein französisches Sprichwort lautet: „Der trockene Fischer und der nasse Jäger bieten einen traurigen Anblick." Da ich für die Fischerei niemals etwas übrig gehabt habe, vermag ich nicht darüber zu urteilen, was ein Fischer bei gutem, heiterem Wetter empfindet und inwieferne das Vergnügen, das ihm eine reiche Beute bei Regenwetter verschafft, die Unannehmlichkeit, naß zu sein, aufwiegt. Für den Jäger ist aber das Regenwetter ein wahres Unglück. Und von eben diesem Unglück wurden wir, ich und Jermolai betroffen, als wir einmal wieder in den Bjelewschen Kreis auf die Birkhahnjagd kamen. — Vom frühen Morgen an wollte der Regen nicht aufhören. Was hatten wir nicht alles versucht, um uns vor ihm zu retten! Wir zogen unsere Gummimäntel fast über den Kopf und stellten uns unter Bäume, damit es auf uns weniger gieße ... Die wasserdichten Mäntel ließen aber, ganz abgesehen davon, daß sie uns beim Schießen hinderlich waren, das Wasser auf die schamloseste Weise durch; und wenn wir uns unter einen Baum stellten, so schien der Regen anfangs wirklich nicht durchzudringen, mit der Zeit aber hielt das Laub der sich ansammelnden Nässe nicht mehr stand; jeder Zweig überschüttete uns mit Wasser wie aus einer Regentraufe, und die kalten Ströme drangen uns hinter den Kragen und liefen die Wirbelsäule hinab ... Das war aber schon zu gemein! — wie sich Jermolai ausdrückte.

„Nein, Pjotr Petrowitsch," rief er schließlich aus. „So geht es nicht! ... Heute kann man nicht jagen. Das Wasser läuft den Hunden in die Nasen; die Gewehre versagen ... Pfui! So ein Pech!" — „Was ist zu machen?" fragte ich.

„Das will ich Ihnen sagen. — Wir fahren nach Alexejewka. Vielleicht kennen Sie es, — es ist so ein Vorwerk, — es gehört Ihrer Frau Mutter; es sind an die acht Werst von hier. Wir übernachten dort, und morgen ..."

„Kehren wir wieder hierher zurück?"

„Nein, nicht hierher ... Die Gegend hinter Alexejewka ist mir bekannt .. die Birkhahnjagd ist dort viel besser als hier ..."

Ich unterließ es, meinen treuen Gefährten zu fragen, warum er mich nicht gleich dorthin gebracht hatte, und am gleichen Tage erreichten wir das Vorwerk meiner Mutter, von dessen Existenz ich, offen gestanden, bisher keine Ahnung hatte. Auf diesem Vorwerke fand sich ein baufälliges, aber unbewohntes und darum reinliches Häuschen, in dem ich eine recht ruhige Nacht verbrachte.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr früh. Die Sonne war erst eben aufgegangen; am Himmel war kein Wölkchen zu sehen; alles ringsum strahlte im starken, doppelten Glanze: im Glanze der jungen Morgenstrahlen und in dem des gestrigen Gusses. — Während man mir das Wägelchen anspannte, irrte ich durch den nicht sehr großen Garten, der einst ein Obstgarten gewesen war und jetzt verwildert das Häuschen von allen Seiten mit seinem duftenden, saftigen Dickicht umgab. Ach, wie schön war es da in der freien Luft, unter dem heiteren Himmel, in dem die Lerchen schwirrten, deren heller Gesang wie silberne Perlen niederregnete! Auf ihren Flügeln trugen sie gewiß die Tautropfen fort, und ihre Lieder schienen von Tau benetzt. Ich nahm mir sogar die Mütze ab und atmete freudig, aus voller Brust ... Am Rande einer nicht sehr tiefen Schlucht, dicht neben dem Zaune, erblickte ich einen Bienengarten; ein schmaler Pfad führte hin, sich zwi-

Digitized by Google

schen zwei dichten Mauern von Steppengras und Brennesseln schlängelnd, über denen die spitzen Stengel des dunkelgrünen Hanfes ragten, der Gott weiß wie hingeraten war.

Ich schlug diesen Pfad ein und erreichte den Bienengarten. Neben diesem befand sich ein kleiner Schuppen aus Flechtwerk, wie er zum Einstellen der Bienenkörbe für den Winter dient. Ich blickte in die halb geöffnete Tür hinein: es war darin dunkel, still, trocken; es roch nach Minze und Melissen. In einer Ecke war eine Pritsche angebracht, und auf dieser lag unter einer Bettdecke eine kleine Gestalt . . . Ich wollte schon weitergehen . . .

„Herr, Sie, Herr! Pjotr Petrowitsch!" rief eine Stimme, schwach, langsam und tonlos wie das Rascheln von Riedgras im Sumpf. — Ich blieb stehen.

„Pjotr Petrowitsch! Kommen Sie bitte her!" wiederholte die Stimme. Sie kam aus der Ecke, von der Pritsche, die ich bemerkt hatte.

Ich kam näher — und erstarrte vor Verwunderung. Vor mir lag ein lebendiges menschliches Wesen; aber was war denn das?

Der Kopf war vollkommen ausgetrocknet, einfarbig, bronzen, genau wie auf einer alten Ikone; die Nase schmal wie die Schneide eines Messers; die Lippen fast unsichtbar; ich konnte nur die weiß schimmernden Zähne erkennen, die Augen und einige dünne Strähnen gelblicher Haare, die unter dem Kopftuche auf die Stirn fielen. Auf einer Falte der Bettdecke neben dem Kinn bewegten sich langsam zwei winzige, gleichfalls bronzene Hände mit spindeldürren Fingern. Ich sehe genauer hin: das Gesicht ist nicht nur nicht abstoßend, es ist sogar schön, doch schrecklich und ungewöhnlich. Und dieses Gesicht erscheint mir um so schrecklicher, als ich sehe, daß sich ein Lächeln vergebens bemüht, sich darauf, auf den metallenen Wangen auszubreiten.

„Sie erkennen mich nicht, Herr?" flüsterte wieder die Stimme; sie verdampfte gleichsam auf den sich kaum bewegenden Lippen. „Wie sollten Sie mich auch erkennen! — Ich bin Lukerja . . . Erinnern Sie sich noch, dieselbe, die bei Ihrer Frau Mutter zu Spaßkoje den Reigen anzuführen pflegte . . . erinnern Sie sich noch, ich war immer die Vorsängerin im Chor?"

„Lukerja!" rief ich aus. „Bist du es? Ist es möglich?"

„Ja, ich bin es, Herr. Ich bin Lukerja."

Ich wußte nicht, was ich darauf sagen sollte, und sah bestürzt auf dieses dunkle, unbewegliche Gesicht mit den auf mich gerichteten hellen und leblosen Augen. Ist es denn möglich? Diese Mumie ist Lukerja, das schönste Mädchen in unserem Hausgesinde, die große, volle, weiße, rotwangige Lukerja, die immer lachende Tänzerin und Sängerin! Lukerja, die kluge Lukerja, der alle jungen Dorfburschen den Hof machten und die ich als sechzehnjähriger Junge auch selbst heimlich anschmachtete! — „Lukerja, sag, was ist denn mit dir geschehen?" fragte ich sie endlich.

„So ein Unglück ist über mich gekommen! Verschmähen Sie mich nicht, Herr, verachten Sie mich nicht in meinem Unglück, — setzen Sie sich hier auf das Fäßchen, näher zu mir, sonst werden Sie mich nicht verstehen können . . . Sie hören doch, was ich jetzt für eine helle Stimme habe! . . . Wie froh bin ich, daß ich Sie wiedersehe! Wie sind Sie aber nach Alexejewka geraten?"

Lukerja sprach sehr leise und schwach, aber ohne Unterbrechungen.

„Der Jäger Jermolai hat mich hergeführt. Erzähl mir aber . . ."

„Ich soll Ihnen von meinem Unglück erzählen? Gerne, Herr. — Es geschah vor langer Zeit, vor sechs oder sieben Jahren. Ich war damals soeben mit Wassilij Poljakow verlobt, — Sie wissen doch, es war ein so schöner Bursche mit einem Lockenkopf, diente bei Ihrer Frau Mutter als Büfettaufseher . . . Sie waren

Digitized by Google

aber damals gar nicht auf dem Gute, Sie studierten in Moskau. — Wir waren beide sehr verliebt; er wollte mir nicht aus dem Kopfe; es war aber im Frühling. Eines Nachts . . . es war schon beim Morgengrauen . . . lag ich schlaflos da; so süß sang eine Nachtigall im Garten! . . Ich hielt es nicht länger aus, stand auf und ging auf die Treppe hinaus, um zu horchen. Die Nachtigall schmettert und trillert . . . und plötzlich ist es mir, als ob mich jemand mit Wassjas Stimme ganz leise riefe: ‚Luscha! . .' Ich schau hin, gleite wohl in meiner Verschlafenheit auf einer Stufe aus, stürze in die Tiefe — und falle auf die Erde! Ich hatte mich wohl nicht allzusehr angeschlagen, denn ich stand bald auf und ging in meine Kammer. Aber in meinem Innern, in den Eingeweiden ist gleichsam etwas gerissen . . . Erlauben Sie, daß ich Atem hole . . . nur ein Weilchen . . . Herr."

Lukerja verstummte, und ich sah sie erstaunt an. Ich war hauptsächlich darüber erstaunt, daß sie fast lustig erzählte, ohne zu jammern und zu stöhnen, ohne sich zu beklagen und ohne um Mitleid zu betteln.

„Von diesem Tage an", fuhr Lukerja fort, „begann ich zu schwinden und auszutrocknen; ganz schwarz war ich geworden; es fiel mir schwer, zu gehen, später auch nur die Beine zu bewegen; ich kann weder stehen noch sitzen; möchte immer liegen. Ich will weder essen noch trinken, es geht mir immer schlimmer. Ihre Frau Mutter hat mich in ihrer Güte den Ärzten gezeigt, hat mich auch ins Spital bringen lassen. Ich erfuhr aber keine Erleichterung. Und kein Arzt konnte mir sagen, was ich für eine Krankheit habe. Was sie mit mir nicht schon alles angestellt haben: sie haben mir den Rücken mit glühenden Eisen gebrannt, haben mich in gestoßenes Eis gesetzt, es half alles nichts. Zuletzt war ich ganz verknöchert . . . Nun beschlossen die Herren, daß es keinen Zweck mehr hat, mich noch weiter zu kurieren; einen Krüppel kann man aber nicht gut im Herrenhause behalten . . . also schickte man mich her, denn ich habe hier Verwandte. So lebe ich, wie Sie mich hier sehen."

Lukerja verstummte von neuem und versuchte wieder zu lächeln.

„Deine Lage ist aber entsetzlich!" rief ich aus . . . Da ich nicht wußte, was ihr noch zu sagen, fragte ich: „Und was macht Wassilij Poljakow?"

Diese Frage war sehr dumm. — Lukerja blickte etwas zur Seite.

„Was Poljakow macht? — Er grämte sich eine Zeitlang und heiratete schließlich eine andere, ein Mädchen aus Glinnoje. Kennen Sie Glinnoje? Es ist nicht weit von hier. Agrafena hat sie geheißen. Er hat mich sehr geliebt, aber er war doch ein junger Mann und konnte nicht um meinetwillen ledig bleiben. Was wäre ich ihm für eine Lebensgefährtin? Er bekam eine schöne und gute Frau, hat auch Kinderchen. Er ist hier auf dem Nachbargute Verwalter: Ihre Frau Mutter hat ihm einen Paß gegeben, und es geht ihm, Gott sei Dank, gut."

„Und du liegst immer so?" fragte ich wieder.

„Ja, so liege ich, Herr, schon das siebente Jahr. Im Sommer liege ich hier, in diesem Schuppen, und wenn es kalt wird, trägt man mich in die Badestube hinüber. Dann liege ich dort." — „Wer pflegt dich denn? Wer schaut nach dir?"

„Es gibt auch hier gute Menschen. Man verläßt mich nicht. Man braucht mich auch fast gar nicht zu pflegen. Ich esse ja fast gar nicht, und Wasser habe ich hier im Kruge: es steht immer ein Vorrat davon, reines Quellwasser. Nach dem Kruge kann ich selbst langen: den einen Arm kann ich ja noch bewegen. Dann gibt es hier auch ein kleines Mädel, ein Waisenkind, das kommt zuweilen her, so dankbar bin ich ihr. Sie war auch eben hier gewesen . . . Sind Sie ihr nicht begegnet? So ein hübsches Kind mit weißem Gesichtchen. Sie bringt mir Blumen her; ich liebe sie so sehr, die Blumen. Gartenblumen haben wir nicht, — es waren wohl

Digitized by Google

welche da, sind aber eingegangen. Aber auch die Wiesenblumen sind schön; sie duften noch schöner als die Gartenblumen. Zum Beispiel die Maiglöckchen ... was gibt es Schöneres?"

„Ist es dir nicht langweilig, nicht unheimlich, meine arme Lukerja?"

„Was soll ich machen? Ich will nicht lügen — anfangs war es mir sehr traurig ums Herz; dann gewöhnte ich mich daran, schickte mich darein — es ist nicht so schlimm; andere haben es noch viel schlimmer." — „Wieso?"

„Mancher hat kein Obdach! Ein anderer ist blind oder taub! Ich aber kann, Gott sei Dank, gut sehen und alles hören, alles. Ein Maulwurf wühlt in der Erde — auch das höre ich. Ich spüre auch jeden Geruch, selbst den leisesten! Wenn der Buchweizen im Felde oder die Linde im Garten blüht, braucht man mir das gar nicht zu sagen: ich rieche es gleich. Wenn nur ein Windhauch herüberkommt. Nein, was soll ich gegen Gott murren? — Viele haben es schlimmer als ich. Wenn ich bloß nur dieses bedenke: mancher gesunde Mensch kann leicht sündigen; mich hat aber die Sünde selbst verlassen. Neulich reichte mir der Priester, P. Alexej, das Abendmahl und sagte: ‚Deine Beichte brauche ich gar nicht zu hören: kann man denn in deiner Lage sündigen?' Aber ich antwortete ihm: ‚Und die Sünden, die man in Gedanken begeht, Hochwürden?' — ‚Diese Sünden sind nicht groß', sagte er mir darauf und lachte."

„Von solchen Sünden habe ich wohl wirklich nicht viel auf dem Gewissen," fuhr Lukerja fort, „denn ich habe mich gewöhnt, nicht zu denken, und vor allem nicht an das Vergangene zu denken. So vergeht die Zeit schneller."

Ich war, offen gestanden, erstaunt.

„Du bist aber immer allein, Lukerja; wie kannst du es verhindern, daß dir die Gedanken in den Sinn kommen? Oder schläfst du immer?"

„Oh, nein, Herr! Schlafen kann ich nicht immer. Große Schmerzen habe ich zwar nicht, aber in meinem Innern, auch in den Knochen ist immer ein Ziehen; es läßt mich nicht ordentlich schlafen. Nein, ich liege einfach so und denke an nichts; ich fühle, daß ich lebe, daß ich atme, — das ist alles. Ich schaue und horche. Die Bienen im Garten summen; eine Taube setzt sich aufs Dach und girrt; eine Henne kommt mal mit ihren Küchlein her, um die Krümel aufzupicken; manchmal fliegt auch ein Spatz oder ein Schmetterling herein — das tut mir wohl. Vor zwei Jahren haben hier in der Ecke sogar Schwalben genistet und Junge ausgebrütet. Das war so lustig! Eine Schwalbe kommt zum Nest geflogen, setzt sich drauf, füttert die Jungen, und weg ist sie. Gleich ist aber schon eine andere da. Manchmal kommt sie gar nicht herein, sondern fliegt nur an der offenen Tür vorüber, — die Jungen fangen aber gleich zu piepsen an und reißen die Schnäbel auf ... Ich erwartete sie auch im folgenden Jahre, aber man sagte mir, ein hiesiger Jäger hätte sie erschossen. Was für einen Gewinn hatte er davon? Die ganze Schwalbe ist doch nicht größer als ein Käfer ... Was seid ihr doch für böse Menschen, ihr Herren Jäger!"

„Ich schieße keine Schwalben", beeilte ich mich einzuwenden.

„Ein anderes Mal", fuhr Lukerja fort, „mußte ich so lachen! Ein Hase kam hereingelaufen, wirklich! Ich weiß nicht, vielleicht verfolgten ihn die Hunde, aber er rannte geradewegs durch die Türe herein! ... Er setzte sich ganz nahe von mir hin und saß lange so da, schnupperte mit der Nase, bewegte den Schnurrbart, ganz wie ein Offizier! Auch mich sah er an. Er begriff also, daß ich ihm nicht gefährlich bin. Schließlich stand er auf, sprang zur Türe, sah sich an der Schwelle noch einmal um, und weg war er! So spaßig war er!"

Lukerja sah mich an: ob es nicht spaßig sei? Ich tat ihr den Gefallen und lachte. Sie biß sich in die ausgetrockneten Lippen.

Digitized by Google

„Nun, im Winter habe ich es natürlich nicht so gut: denn es ist dunkel, ein Licht anzuzünden ist zu schade, wozu auch? Ich verstehe zwar zu lesen und habe immer gerne gelesen, aber was soll ich lesen? Es gibt hier keine Bücher, und wenn es auch welche gäbe, wie soll ich so ein Buch halten? P. Alexej brachte mir mal zur Zerstreuung einen Kalender, als er aber sah, daß das Buch mir nichts nützte, holte er es wieder ab. Und wenn es auch dunkel ist, so gibt es doch immer etwas zu hören: ein Heimchen zirpt, eine Maus knabbert. — Dann ist mir so wohl! Nur nicht denken!"

„Manchmal bete ich auch", fuhr Lukerja nach einer Ruhepause fort. „Aber ich kenne nur wenig Gebete. Was soll ich auch den lieben Gott belästigen? Was soll ich von ihm bitten? Er weiß besser als ich, was mir nottut. Er hat mir mein Kreuz gesandt, also liebt er mich. Uns ist befohlen, es so zu verstehen. Ich spreche manchmal das Vaterunser, das Gebet zur heiligen Mutter Gottes, den Psalm zur schmerzhaften Maria, — und dann liege ich wieder ganz ohne Gedanken. Und das ist nicht so schlecht!"

Es vergingen an die zwei Minuten. Ich unterbrach nicht das Schweigen und rührte mich nicht auf dem schmalen Fäßchen, das mir als Sitz diente. Die grausame, steinerne Unbeweglichkeit des vor mir liegenden lebendigen, unglücklichen Wesens hatte sich auch mir mitgeteilt: auch ich war wie erstarrt.

„Hör mal, Lukerja", begann ich endlich. „Hör, was ich dir vorschlagen möchte. Wenn du willst, lasse ich dich ins Krankenhaus bringen, in das gute, städtische Krankenhaus. Wer weiß, vielleicht wird man dich gesund machen. Jedenfalls wirst du nicht mehr allein sein ..." — Lukerja bewegte kaum merklich die Brauen.

„Ach, nein, Herr", flüsterte sie besorgt. „Bringen Sie mich nicht ins Krankenhaus, lassen Sie mir meine Ruhe. Dort werde ich mich bloß mehr quälen. — Wie kann man mich gesund machen! ... Einmal kam ein Arzt her und wollte mich untersuchen. Ich bat ihn: ‚Quälen Sie mich nicht, um Christi willen!' Aber es nützte nichts: er fing an, mich hin und her zu wenden, mir die Arme und die Beine zu biegen und zu kneten; er sagte: ‚Ich mache es der Wissenschaft wegen; ich bin ja ein angestellter, gelehrter Mensch, und du darfst mir nicht widerstreben, denn ich habe für meine Mühe einen Orden um den Hals gekriegt und plage mich für euch Dumme ab.' Er zerrte mich hin und her, nannte mir meine Krankheit, — es war ein so schwieriger Name, — und fuhr davon. Mir taten aber dann eine ganze Woche alle Knochen weh. Sie sagen: ich sei allein, immer allein. Nein, das bin ich nicht immer. Man besucht mich hier. Ich bin so still und störe niemand. Die Mädchen aus dem Dorfe kommen mal her und plaudern; oder eine Wallfahrerin verirrt sich zu mir und erzählt mir von Jerusalem, von Kiew und von anderen heiligen Städten. Ich fürchte mich aber nicht vor dem Alleinsein. Es ist mir sogar angenehmer, bei Gott! ... Herr, lassen Sie mir meine Ruhe, bringen Sie mich nicht ins Krankenhaus ... Ich danke Ihnen, Sie sind so gütig, aber lassen Sie mir meine Ruhe, liebster Herr."

„Nun, wie du willst, wie du willst, Lukerja. Ich will ja nur dein Bestes ..."

„Ich weiß es, Herr, daß Sie mein Bestes wollen. Aber, liebster Herr, wer kann einem anderen helfen? Wer kann einem anderen in die Seele eindringen? Der Mensch muß sich selbst helfen! Sie werden es mir nicht glauben, manchmal liege ich so allein da, und es ist mir, als gäbe es in der Welt keinen Menschen außer mir. Nur ich allein bin lebendig! Und es ist mir, als schwebe etwas auf mich herab. . . Und es kommen mir so seltsame Gedanken!"

„Was für Gedanken, Lukerja?"

„Das kann ich Ihnen unmöglich sagen, Herr: man kann es gar nicht erklären.

Digitized by Google

Auch vergesse ich es nachher. Es kommt über mich wie eine Regenwolke, die sich über mich ergießt, so frisch, so angenehm; was es aber ist, kann ich nachher nicht begreifen! Ich denke mir bloß: wenn ich Menschen um mich hätte, so wäre dies alles nicht, und ich würde wohl nichts außer meinem Unglück fühlen."

Lukerja holte mühevoll Atem. Ihre Brust wollte ihr nicht gehorchen, genau wie die anderen Glieder.

„Wenn ich Sie so anschaue, Herr," fing sie von neuem an, „so sehe ich, daß Sie mit mir großes Mitleid haben. Bemitleiden Sie mich aber nicht zu sehr, wirklich! Ich will Ihnen zum Beispiel sagen, daß ich auch jetzt manchmal ... Sie erinnern sich doch, wie lustig ich einst war? Ein fixes Mädel! .. also wissen Sie was? Ich pflege auch jetzt noch meine Lieder zu singen." — „Lieder? .. Du?"

„Ja, Lieder, alte Lieder, Reigenlieder, Weihnachtslieder, Dreikönigslieder, allerlei Lieder! Ich habe doch viele Lieder gekannt und weiß sie noch alle. Nur die Tanzlieder singe ich nicht mehr. Zu meinem jetzigen Berufe passen sie nicht."

„Wie singst du sie denn ... stumm, in dich hinein?"

„Stumm, und auch laut. Sehr laut kann ich nicht, aber man kann mich doch hören. Ich erzählte Ihnen, daß mich ein Mädel besucht. Ein so verständiges Waisenkind. Ich habe sie es also gelehrt: vier Lieder hat sie mir schon abgelauscht. Oder Sie glauben mir nicht? Warten Sie, ich will Ihnen gleich ..."

Lukerja holte tief Atem. .. Der Gedanke, daß dieses halbtote Wesen sich zu singen anschickte, weckte in mir ein Grauen. Doch ehe ich etwas sagen konnte, erklang in meinen Ohren ein gedehnter, kaum hörbarer, doch reiner und richtiger Ton. .. ihm folgte ein zweiter, ein dritter. Lukerja sang das Lied „Auf den Wiesen". Sie sang mit dem gleichen Ausdruck ihres versteinerten Gesichts und mit starren Augen. So rührend klang diese armselige, angestrengte, wie eine dünne Rauchsäule bebende Stimme, so sehr wollte sie ihre ganze Seele ergießen. Ich empfand kein Grauen mehr: ein unsagbares Mitleid preßte mir das Herz zusammen.

„Ach, ich kann nicht mehr!" sagte sie plötzlich: „Meine Kräfte reichen nicht... Ich freue mich zu sehr über Ihren Besuch." — Sie schloß die Augen.

Ich legte meine Hand auf ihre kleinen kalten Finger. .. Sie blickte mich an und senkte wieder ihre dunklen Augenlider mit den goldenen Wimpern, die mich an die Augenlider alter Statuen erinnerten. Einen Augenblick später leuchteten sie wieder im Halbdunkel. .. Tränen hatten sie benetzt.

Ich saß noch immer regungslos.

„Was bin ich für eine!" sagte plötzlich Lukerja mit unerwarteter Kraft. Sie öffnete weit die Augen und versuchte durch Zwinkern die Tränen von den Wimpern abzuschütteln. „Schäme ich mich denn gar nicht? Was fällt mir bloß ein? Schon lange ist mir so was nicht passiert. .. seitdem mich Wassja Peljakow einmal im vorigen Frühjahr besucht hat. Solange er bei mir saß und mit mir sprach ging es noch; als er aber gegangen und ich wieder allein geblieben war, da weinte ich! Wo nahm ich nur die Tränen her! .. Wir Weiber brauchen sie ja nicht zu kaufen. — Herr," fügte Lukerja hinzu: „Sie haben wohl ein Tüchlein. .. Ekeln Sie sich nicht vor mir, wischen Sie mir die Augen ab."

Ich beeilte mich, ihren Wunsch zu erfüllen, und ließ ihr auch das Taschentuch. Anfangs wollte sie es nicht annehmen: „Was brauche ich so ein Geschenk?" Das Tuch war sehr einfach, aber weiß und sauber. Dann ergriff sie es mit ihren schwachen Fingern und ließ es nicht mehr los. Da ich mich an die Dunkelheit, in der wir uns beide befanden, schon gewöhnt hatte, konnte ich ihre Züge deutlich unterscheiden, konnte sogar die leichte Röte bemerken, die ihr bronzenes Gesicht überhauchte, konnte in diesem Gesicht — so schien es mir wenigstens — die Spuren einstiger Schönheit entdecken.

Digitized by Google

„Sie fragten mich vorhin, Herr," begann Lukerja von neuem, „ob ich schlafe. Ich schlafe wirklich selten, habe aber dafür jedesmal Träume, so schöne Träume! Niemals sehe ich mich im Traume krank: im Traume bin ich immer so stark und jung. . . Eines ist nur schlimm: wenn ich erwache und mich ordentlich strecken möchte, so bin ich wie gefesselt. Einmal hatte ich einen wunderbaren Traum! Soll ich ihn erzählen? Nun, hören Sie zu. — Ich stehe im Felde, und rings um mich her ist Korn, hohes, reifes, wie Gold schimmerndes Korn! . . Ich habe ein rotbraunes Hündchen bei mir, es ist böse und will mich immer beißen. Und in der Hand halte ich eine Sichel, es ist aber keine gewöhnliche Sichel, sondern der Mond, der einer Sichel gleicht. Mit dieser Mondsichel soll ich das ganze Korn abmähen. Ich bin aber matt vor Hitze, der Mond blendet mich, und ich bin so faul; ringsherum wachsen ungewöhnlich große Kornblumen! Sie wenden alle ihre Köpfe nach mir um. Ich sage mir: ‚Ich will mir diese Kornblumen pflücken; Wassja versprach herzukommen, darum will ich mir zuerst einen Kranz aus Kornblumen flechten; zum Mähen ist noch immer Zeit.' — Ich beginne die Kornblumen zu pflücken, aber sie zerschmelzen mir zwischen den Fingern. Ich kann mir also keinen Kranz flechten. Ich höre aber, wie sich mir jemand nähert; er ist schon ganz nahe und ruft: ‚Lucha! Lucha!' Und ich sage mir: ‚So ein Pech, ich bin doch nicht fertig geworden! Nun ist alles gleich, ich will mir diesen Mond statt der Kornblumen auf den Kopf legen.' Ich setze mir die Mondsichel wie ein Diadem auf die Stirn, und sie erstrahlt gleich so hell, daß es im Felde ganz licht wird. Und ich sehe: über die Kornähren schwebt zu mir jemand heran, — es ist aber nicht Wassja, sondern Christus! Woran ich erkannt habe, daß es Christus war, kann ich nicht sagen; auf den Heiligenbildern wird er ganz anders dargestellt; ich wußte aber bestimmt, daß Er es war. Barfuß, groß gewachsen, jung, weiß gekleidet mit goldenem Gürtel, reicht er mir die Hand. Und er sagt zu mir: ‚Fürchte dich nicht, meine geliebte Braut, folge mir; du wirst bei mir im Himmelreiche den himmlischen Reigen führen und paradiesische Lieder singen.' Ich küsse seine Hand, und mein Hündchen beißt mich gleich in die Füße. . . Doch wir schweben beide empor. Er fliegt voraus. . . Seine Flügel, so lang und weiß wie die einer Möwe, füllen den ganzen Himmel; und ich fliege ihm nach. Das Hündchen muß aber zurückbleiben. Da begriff ich erst, daß das Hündchen meine Krankheit bedeutete und daß es mir ins Himmelreich nicht nachfolgen wird."

Lukerja schwieg eine Weile.

„Dann sah ich noch einen anderen Traum", fing sie von neuem an. „Vielleicht war es auch ein vom Himmel gesandtes Gesicht, ich weiß es nicht. Es träumte mir, daß ich hier in diesem selben Schuppen liege und meine seligen Eltern, Väterchen und Mütterchen zu mir kommen; sie verbeugen sich tief vor mir, sagen aber nichts. Und ich frage sie: ‚Was verbeugt ihr euch vor mir, Väterchen und Mütterchen?' Und sie antworten: ‚Weil du dich in dieser Welt so sehr quälst, daß du nicht nur deine eigene Seele erleichterst, sondern auch von uns eine schwere Last genommen hast. Darum haben wir es in der anderen Welt viel besser. Mit deinen eigenen Sünden bist du schon fertig geworden, jetzt überwindest du unsere Sünden.' Nach diesen Worten verbeugten sich meine Eltern wieder und verschwanden; und ich sah nichts als die Wände. Später grübelte ich lange, was es wohl gewesen sei. Ich erzählte es sogar dem Pfarrer in der Beichte. Er meinte aber, es sei kein Gesicht vom Himmel gewesen, denn solche Gesichte haben nur Personen geistlichen Standes."

„Dann hatte ich auch noch diesen Traum", fuhr Lukerja fort. „Ich sitze unter einer Weide an der Landstraße, habe ein geschältes Stöckchen in Händen, einen

Digitized by Google

Sack auf dem Rücken, und mein Kopf ist mit einem Tuch umbunden, — ich sehe ganz wie eine Pilgerin aus! Und ich muß irgendwo weithin wallfahren. Lauter Pilger kommen an mir vorbei; sie gehen langsam, wie widerwillig, alle in die gleiche Richtung; sie haben alle traurige Gesichter und sehen sich alle ähnlich. Und ich sehe: eine Frau, die um einen ganzen Kopf größer ist als alle und so merkwürdig, gar nicht russisch gekleidet ist, wirst sich zwischen ihnen hin und her. Auch ihr Gesicht ist so merkwürdig: vom Fasten ausgemergelt und streng. Alle anderen weichen ihr aus; sie aber geht plötzlich auf mich zu. Sie bleibt stehen und sieht mich an; ihre Augen sind aber so gelb wie die eines Falken, groß und seltsam hell. Ich frage sie: ‚Wer bist du?' Und sie antwortet mir: ‚Ich bin dein Tod.' Statt zu erschrecken, bin ich so furchtbar froh und bekreuzige mich. Und jene Frau, das ist mein Tod spricht zu mir: ‚Du tust mir leid, Lukerja, aber ich kann dich nicht mitnehmen. Leb wohl!' Mein Gott, wie traurig wurde es mir da ums Herz! .. ‚Nimm mich mit', sage ich ihr, ‚Mütterchen, liebes Täubchen, nimm mich mit!' — Und die Frau wandte sich zu mir um und redete mir zu... Ich verstand nur, daß sie mir meine Stunde bestimmte, aber sie sprach so undeutlich... Nach den Petrifasten, sagte sie mir... Da erwachte ich... So sonderbare Träume habe ich immer!" — Lukerja bob die Augen zur Decke... wurde nachdenklich...

„Aber mein Unglück ist, daß ich oft eine ganze Woche nicht einschlafen kann. Im vorigen Jahre kam hier eine Dame vorbeigefahren; sie sah mich und gab mir ein Fläschchen mit einer Arznei gegen die Schlaflosigkeit; sie sagte, ich solle jedesmal zehn Tropfen nehmen. Die Tropfen halfen mir gut, und ich konnte schlafen; jetzt ist aber das Fläschchen leer... Wissen Sie nicht, was es für eine Arznei war und wie ich sie mir verschaffen kann?" Die durchreisende Dame hatte Lukerja offenbar Opium gegeben. Ich versprach, ihr so ein Fläschchen zu verschaffen, und mußte wieder laut meinem Erstaunen über ihre Geduld Ausdruck geben.

„Ach, Herr!" entgegnete sie. „Was fällt Ihnen ein? Was ist das für eine Geduld? Symeon der Stylite, der hatte wirklich Geduld: dreißig Jahre lang stand er auf einer Säule! Ein anderer Heiliger ließ sich bis an die Brust in die Erde eingraben, und die Ameisen fraßen ihm das Gesicht... Ein Schriftkundiger erzählte mir aber einmal diese Geschichte: es war einmal ein Land, und die Heiden hatten dieses Land erobert und alle Einwohner gepeinigt und erschlagen; was die Einwohner auch alles anfingen, sie konnten sich unmöglich von den Heiden befreien. Da erschien zwischen jenen Einwohnern eine heilige Jungfrau; sie nahm ein großes Schwert in die Hand, legte sich eine zweizentnerschwere Rüstung an, zog gegen die Heiden und vertrieb sie alle hinters Meer. Und als sie sie vertrieben hatte, sagte sie ihnen: ‚Verbrennt mich jetzt, denn es war mein Gelübde, daß ich für mein Volk den Feuertod erleide.' Und die Heiden nahmen sie und verbrannten sie, aber das Volk war von nun an erlöst. Das war eine Tat! Was bin ich dagegen?"

Ich wunderte mich still darüber, daß die Legende von der Jeanne d' Arc hierher und in solcher Gestalt gedrungen war. Nach kurzem Schweigen fragte ich Lukerja, wie alt sie sei.

„Achtundzwanzig... oder neunundzwanzig... Dreißig bin ich noch nicht. Aber was soll ich die Jahre zählen! Ich will Ihnen noch eines sagen..."

Lukerja hustete plötzlich seltsam dumpf und stöhnte auf...

„Du sprichst zu viel," sagte ich ihr, „das kann dir schaden."

„Es ist wahr", flüsterte sie kaum hörbar. „Unser Gespräch ist zu Ende; jetzt ist alles gleich! Wenn Sie wegfahren, werde ich wieder nach Herzenslust schweigen können. Nun habe ich mir wenigstens das Herz erleichtert..."

Ich verabschiedete mich von ihr, wiederholte mein Versprechen, ihr die Arznei

Digitized by Google

zu schicken, und bat sie, es sich noch einmal zu überlegen und mir zu sagen, ob sie nicht etwas brauche.

„Ich brauche nichts; ich bin, Gott sei Dank, mit allem zufrieden", sagte sie mit großer Mühe, doch gerührt. „Gott gebe allen Gesundheit! Herr, wenn Sie Ihre Frau Mutter bitten wollten — die Bauern sind hier so arm, — daß sie ihnen den Erbzins herabsetzt! Sie haben zu wenig Land ... Die Bauern werden für Sie zu Gott beten .. Ich aber brauche nichts, ich bin mit allem zufrieden."

Ich gab Lukerja das Wort, ihre Bitte zu erfüllen. Als ich schon an der Türe war, rief sie mich wieder zu sich heran. „Erinnern Sie sich noch, Herr," sagte sie, und etwas Wunderbares huschte über ihre Augen und Lippen, „was ich einst für einen Zopf gehabt habe? Erinnern Sie sich noch, er reichte mir bis an die Knie! Ich konnte mich lange nicht entschließen ... Solche Haare! .. Aber wie sollte ich sie in meiner Lage kämmen?! .. Also schnitt ich sie mir ab ... Ja ... Nun, leben Sie wohl, Herr! Ich kann nicht mehr . . ."

Am gleichen Tage sprach ich vor dem Aufbruch zur Jagd mit dem Schulzen des Vorwerkes über Lukerja. Ich erfuhr von ihm, daß man sie im Dorfe die „Lebendige Reliquie" nenne und daß sie im übrigen keinen Menschen störe: man höre sie niema's murren oder sich beklagen. „Sie selbst verlangt nichts, ist sogar im Gegenteil für alles dankbar; so still ist sie und sanft, das muß man sagen. Gott hat sie geschlagen," schloß der Schulze, „wahrscheinlich für ihre Sünden; aber wir fragen nicht danach. Verurteilen tun wir sie nicht. Soll sie ihren Frieden haben!"

Einige Wochen später erfuhr ich, daß Lukerja gestorben war. Der Tod hatte sie also doch geholt ... und sogar „nach den Vorschriften". Man erzählte, sie hätte an ihrem Sterbetage immer Glockenläuten gehört, obwohl die Kirche mehr als fünf Werst weit von Alexejewka lag und es ein Wochentag war. Lukerja hatte übrigens gesagt, das Läuten sei nicht von der Kirche gekommen, sondern „von oben". Wahrscheinlich wagte sie nicht zu sagen: vom Himmel.

Raskolnikows Traum[1]).

Von Fjodor Dostojewskij (1821—1881).

Bei krankhaften Zuständen pflegen die Träume äußerst lebhaft und überzeugend zu sein und der Wirklichkeit täuschend ähnlich zu sehen. Dabei entsteht oft ein ganz ungeheuerliches Bild, aber alle Umstände und der ganze Vorstellungsprozeß sind dabei so natürlich und glaubhaft und enthalten so viele unerwartete, feine und in wunderbarem künstlerischem Gleichgewicht zu dem ganzen Bild stehende Einzelheiten, wie sie dem Träumenden im wachen Zustande nie einfallen könnten, selbst wenn er ein Künstler wie Puschkin oder Turgenjew wäre. Solche krankhaften Träume prägen sich immer tief ins Gedächtnis ein und haben eine starke Wirkung auf einen kranken und bereits erregten Organismus.

Raskolnikow sah einen schrecklichen Traum. Er sah sich in seine Jugend, in seine kleine Heimatstadt versetzt. Er ist sieben Jahre alt und geht an einem Feiertag abends mit seinem Vater in der Vorstadt spazieren. Der Tag ist schwül, es dämmert, die Landschaft ist genau so, wie er sie in seiner Erinnerung bewahrt hat, sie ist sogar viel deutlicher gezeichnet, als in der Erinnerung. Das ganze Städtchen ist leicht zu überblicken, in der Umgebung ist kein Strauch oder Baum zu sehen, nur am fernen Horizonte sieht man etwas Dunkles — ein Wäldchen. Einige Schritte hinter dem letzten Gemüsegarten des Städtchens steht eine

[1]) Dostojewskijs „Verbrechen und Strafe" erscheint demnächst in einer neuen Übertragung von Alexander Eliasberg bei Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Digitized by Google

Branntweinschenke. Sie machte auf ihn, so oft er mit seinem Vater vorüberging, den unangenehmsten Eindruck, sie flößte ihm sogar Schrecken ein. Eine johlende Menge stand immer um die Schenke herum, man schrie, lachte und sang mit heiseren, trunkenen Stimmen, und immer gab es da Schlägereien. Man begegnete hier schrecklich versoffenen Individuen, und er schmiegte sich jedesmal zitternd an seinen Vater. Dicht an der Schenke geht eine Fahrstraße vorbei, sie ist staubig, und der Staub ist immer schwarz. Die Straße schlängelt sich etwa dreihundert Schritte von der Schenke entfernt um den städtischen Friedhof. Auf dem Friedhof steht eine Kirche aus Backstein mit einer grünen Kuppel; diese Kirche pflegte er mit seinen Eltern zweimal jährlich zu den Seelenmessen für seine Großmutter zu besuchen, die vor vielen Jahren gestorben war und die er nicht gekannt hatte. Sie nahmen dann jedesmal in einer weißen Serviette eine weiße Schüssel mit dem Totengericht mit; es bestand aus süßem Reisbrei, in den Rosinen in Form eines Kreuzes hineingedrückt waren. Er liebte diese Kirche und die alten Heiligenbilder, die zum großen Teil keine Rahmen hatten, und den alten Priester mit dem zitternden Kopf. Neben dem Grabstein der Großmutter war das kleine Grab seines Bruders, der im Alter von sechs Monaten gestorben war und den er gleichfalls nicht gekannt hatte; es wurde ihm aber gesagt, er hätte einmal einen kleinen Bruder gehabt, und er bekreuzigte sich jedesmal voll Pietät und küßte das Grab. Und da träumte ihm, er gehe mit seinem Vater diese Straße zum Friedhof an der Schenke vorbei. Er hat den Arm des Vaters umklammert und blickt ängstlich zu der Schenke hinüber. Sie interessiert ihn heute mehr als sonst: es scheint da ein Volksfest zu sein, es wimmelt von geputzten Weibern, Bauern und allem möglichen Gesindel. Alle sind betrunken und alle singen; vor der Schenke steht aber ein Wagen. Es ist einer von jenen großen Leiterwagen, die gewöhnlich mit schweren Lastgäulen bespannt werden und zum Transport von Schnapsfässern und anderen Waren dienen. Er liebte es, solchen langmähnigen und dickbeinigen Lastgäulen zuzuschauen, wie sie ruhig und sicher ganze Berge schleppen und sich dabei gar nicht abmühen, als spürten sie die schwere Last überhaupt nicht. Aber jetzt ist diesem schweren Wagen ein kleines schwaches hellbraunes Bauernpferd vorgespannt, eines von denen, die, wie er es oft gesehen hatte, mit einem Wagen Heu oder Brennholz stecken bleiben, besonders wenn der Wagen in den Kot gerät; in solchen Fällen pflegen die Bauern das Pferd erbarmungslos zu peitschen, die Peitschenhiebe fallen oft auf die Schnauze und auf die Augen; so oft er eine solche Szene beobachtet hatte, waren ihm Tränen in die Augen getreten, und die Mutter hatte ihn vom Fenster wegführen müssen. In die Menge kommt plötzlich Bewegung: aus der Schenke tritt ein Trupp gänzlich besoffener, riesengroßer, schreiender und singender Bauern; sie tragen rote und blaue Kittel, ihre Filzmäntel sind lose um die Schultern geworfen, und sie halten Balalaikas in der Hand. „Setzt euch alle, alle!" schreit ein junger Bauer mit fleischigem Hals und ziegelrotem Gesicht. „Ich fahre euch alle! Setzt euch nur!" Ringsum erschallt Gelächter, man ruft ihm zu:

„So eine Schindmähre soll uns schleppen?!"

„Bist du verrückt, Mikolka? Ein solches Pferd in diesen Wagen zu spannen!"

„Die Stute ist ja mindestens zwanzig Jahre alt!"

„Setzt euch nur, ich fahre euch alle!" schreit Mikolka, in den Wagen springend und die Zügel ergreifend.. „Matwej ist vorhin mit dem braunen Hengst fortgefahren, und diese Mähre da ärgert mich nur, ich möchte sie gerne totschlagen, sie frißt ihr Futter ganz umsonst. Ich sage, setzt euch! Ich werde euch im Galopp fahren! Ja, im Galopp!" Und mit diesen Worten ergreift er die Peitsche und bereitet sich auf den Genuß vor, die Stute zu schlagen.

Digitized by Google

„Setzt euch nur! Warum denn nicht?“ johlt man in der Menge. „Ihr hört doch: er wird Galopp fahren.“

„Die Braune ist wohl seit zehn Jahren nicht Galopp gelaufen.“ — „Wird schon laufen!“ — „Kein Erbarmen! Nehmt alle eure Peitschen her!“ — „Hallo! Haut los!“

Alle besteigen Mikolas Wagen, man lacht und reißt Witze. Sechs Mann stehen schon auf dem Wagen, es ist aber noch Platz da. Man nimmt auch ein dickes rotwangiges Weib mit. Sie trägt ein grellrotes Kattunkleid, und ihr Kopfputz ist mit Glasperlen bestickt; sie knackt Nüsse und grinst. Auch die Zuschauer lachen; wie sollte man da nicht lachen: diese Schindmähre soll den schweren Wagen ziehen! Zwei Burschen im Wagen ergreifen ihre Peitschen, um Mikolka zu helfen. Das Pferd zieht mit allen Kräften an, es wird aber kein Galopp, es vermag den schweren Wagen selbst im Schritt nicht von der Stelle zu bringen, es keucht, schwankt und duckt sich unter den niederprasselnden Schlägen der drei Peitschen. Die Leute im Wagen und auf der Straße lachen wie toll, Mikolka gerät in Wut und schlägt immer wahnsinniger, als wollte er wirklich das Pferd zum Galopp bringen.

„Brüder, laßt auch mich herauf!“ ruft ein Bursche aus der Zuschauermenge, der gleichfalls Appetit bekommen hat.

„Setzt euch nur! Setzt euch alle!“ schreit Mikolka. „Sie wird euch alle ziehen. Ich peitsche sie tot!“ Und es regnet wieder Peitschenhiebe; in seiner Raserei weiß er nicht mehr, womit er schlagen soll.

„Papa, Papa!“ schreit der Knabe. „Papa, was tun die Leute? Papa, sie schlagen das arme Pferdchen!“

„Gehen wir, gehen wir,“ sagt der Vater, „die Betrunkenen treiben ihre Possen. Sieh nicht hin!“ Er will ihn wegführen, der Knabe reißt sich aber von ihm los und läuft ganz außer sich zum Pferd. Dem armen Tier geht es schon sehr schlecht: es ringt um Atem, bleibt stehen, zieht wieder an und fällt beinahe um.

„Peitscht sie tot!“ schreit Mikolka. „Jetzt ist mir alles gleich. Ich schlage sie tot!“ — „Bist du denn kein Christenmensch?“ ruft ein alter Bauer: „Du Teufel!“

„Hat man es denn schon je gesehen, daß ein solches Pferd eine solche Last schleppen soll?“ sagt ein anderer. — „Du wirst es noch umbringen!“ schreit ein dritter.

„Ruhig! Es ist mein Gut! Was ich will, das tu' ich. Setzt euch noch herauf! Alle! Ich will, daß sie Galopp läuft!“

Plötzlich ertönt schallendes Gelächter: die Stute hält es nicht länger aus und beginnt in ihrer Wehrlosigkeit auszuschlagen. Selbst der alte Bauer lacht mit; es ist in der Tat zu lächerlich: eine solche Schindmähre wagt es noch auszuschlagen!

Zwei Burschen nehmen je eine Peitsche und laufen zu dem Pferd, um es von den Seiten zu schlagen, der eine rechts, der andere links.

„Schlagt auf die Schnauze, auf die Augen!“ schreit Mikolka. „Auf die Augen!“

„Singt doch, Brüder!“ schreit jemand im Wagen, und sofort ertönt ein ausgelassenes Lied, Schellen rasseln, beim Refrain wird gepfiffen. Das junge Weib knackt Nüsse und grinst.

...Der Knabe läuft neben dem Pferde her, er sieht, wie es auf die Augen, mitten auf die Augen geschlagen wird! Er weint. Sein Herz zuckt zusammen, Tränen laufen ihm aus den Augen. Ein Peitschenhieb trifft sein Gesicht, doch er fühlt ihn nicht; er ringt die Hände, er schreit, er wendet sich zu dem alten Bauern, der den Kopf schüttelt und das Ganze zu verurteilen scheint. Eine Frau nimmt ihn bei der Hand, um ihn wegzuführen, aber er reißt sich los und rennt wieder zu dem Pferd. Dieses ist schon halbtot und schlägt wieder aus.

„Daß dich der Teufel!“ schreit Mikolka voller Wut; er wirft die Peitsche weg und holt aus dem Innern des Wagens eine lange, dicke Deichselstange, er ergreift sie mit beiden Händen und schwingt sie über der Stute.

Digitized by Google

„Er bringt sie um!" rufen die Zuschauer. — „Er schlägt sie tot!"

„Es ist mein Gut!" Mikolka läßt die schwere Stange mit aller Wucht auf das Pferd niedersausen. Ein dumpfer Schlag ertönt.

„Peitscht sie, peitscht! Was steht ihr da?" klingt es aus der Menge.

Mikolka holt zu einem neuen Schlag aus, und die Stange saust wieder auf den Rücken der unglücklichen Stute nieder. Sie setzt sich auf die Hinterbeine, erhebt sich wieder und macht den letzten Versuch, den Wagen vorwärts zu ziehen; doch die Hiebe der sechs Peitschen prasseln auf sie von neuem, und die Deichsel saust zum dritten-, dann zum viertenmal nieder. Mikolka ist ganz wild, weil es ihm nicht gelungen ist, die Stute gleich beim ersten Schlag zu töten.

„Die ist zäh!" ertönt es in der Menge.

„Gleich fällt sie um, Brüder, gleich ist sie hin!" sagt ein Kenner.

„Nehmt doch eine Axt! Macht rascher ein Ende!" schlägt ein dritter vor.

„Daß dich die Mücken fressen!" brüllt Mikolka. Dann wirft er die Deichsel fort und nimmt eine schwere eiserne Brechstange. „Vorsicht!" und er läßt das Eisen mit voller Wucht auf seine arme Stute niedersausen. Das Tier taumelt, duckt sich und macht Anstalten wieder zu ziehen, aber die Brechstange prallt ihm wieder auf den Rücken. Das Pferd stürzt, als hätte man ihm zugleich alle vier Beine entzweigeschlagen.

„Macht ein Ende!" schreit Mikolka und springt wie toll vom Wagen. Einige betrunkene Burschen mit roten Gesichtern ergreifen, was sie gerade finden — Peitschen, Stöcke und eine Deichsel und eilen zu der verendenden Stute. Mikolka pflanzt sich an der Seite auf und bearbeitet mit seiner Eisenstange den Rücken. Die Stute streckt ihren Kopf, seufzt schwer auf und verendet.

„Nun hat er ihr den Garaus gemacht!" sagt jemand.

„Warum wollte sie auch nicht Galopp laufen!"

„Es ist mein Gut!" schreit Mikolka. Er hat noch immer die Eisenstange in der Hand, seine Augen sind blutunterlaufen. Es scheint ihm leid zu tun, daß er nun nichts zum Schlagen hat.

„Du bist wirklich kein Christenmensch!" tönt es in der Menge.

Der arme Knabe ist ganz außer sich. Er bahnt sich schreiend den Weg zu der Stute, er umarmt ihren toten, blutigen Kopf, küßt ihre Augen und Nüstern... Dann springt er auf und stürzt sich, seine schwachen Hände zu Fäusten ballend, auf Mikolka. Aber in diesem Augenblick erwischt ihn endlich der Vater, er nimmt ihn auf die Arme und trägt ihn fort.

„Papa! Warum... haben sie... das arme Pferdchen getötet!..." Er schluchzt, und die Worte dringen wie Schreie aus seiner Brust.

„Es sind Betrunkene... die machen sich einen Spaß... uns geht es ja nichts an... gehen wir!" sagt der Vater. Er umarmt den Vater. Er spürt eine schwere Last auf der Brust... er will Atem holen, aufschreien und — erwacht.

Er ist in Schweiß gebadet, seine Haare triefen von Schweiß, er atmet schwer und richtet sich entsetzt auf. „Gott sei Dank! Es war nur ein Traum!" sprach er zu sich. Dann setzte er sich unter dem Baume hin und holte tief Atem. „Was ist das nun eigentlich? Fiebere ich? So ein gräßlicher Traum!"

Sein Körper war wie zerschlagen, in seiner Seele war es dunkel und öde. Er stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hände.

„Mein Gott!!" rief er aus. „Werde ich nun wirklich ein Beil nehmen, werde der Wucherin den Schädel einschlagen... werde im warmen klebrigen Blut herumtasten, Kästen aufbrechen, stehlen und zittern; und mich dann, mit Blut besudelt, zu verbergen suchen... mit dem Beile... Mein Gott, wird es so kommen?"

Digitized by Google

Eine Teufelsaustreibung[1]).

Von Nikolai Ljesskow (1831—1895).

Diese heilige Handlung kann man nur in Moskau sehen, und das auch nur, wenn man besonderes Glück und besondere Protektion hat.

Dank einer glücklichen Verkettung von Umständen wohnte ich einmal der Teufelsaustreibung vom Anfang bis zum Ende bei und möchte das Erlebnis den wahren Kennern und Liebhabern des Ernsten und Majestätischen im nationalen Stil mitteilen.

Einerseits gehöre ich zwar zum Adel, stehe aber anderseits dem „Volke" nahe; meine Mutter ist aus dem Kaufmannsstande. Sie stammte aus einer sehr reichen Familie, hatte aber gegen den Willen ihrer Eltern, aus Liebe zu meinem Vater geheiratet. Mein seliger Vater war im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht besonders tüchtig und erreichte bei ihm alles, was er nur wollte. So gelang es ihm auch, meine Mutter zu ergattern; die Alten gaben ihm aber zum Lohn für seine Tüchtigkeit nichts außer der Garderobe, den Betten und der göttlichen Gnade, die das junge Ehepaar zugleich mit der Verzeihung und dem väterlichen Segen erhielt. Meine Eltern wohnten in Orjol; sie lebten in recht kümmerlichen Verhältnissen, hielten sich aber stolz und wollten die reichen mütterlichen Verwandten niemals um Unterstützung bitten; sie unterhielten zu ihnen sogar keinerlei Beziehungen. Als ich aber auf die Universität ziehen sollte, sagte mir Mamachen:

„Besuche, bitte, deinen Onkel Ilja Fedossejewitsch und grüße ihn von mir. Das ist keine Erniedrigung; seinen älteren Verwandten muß man alle Ehrfurcht erweisen, er ist aber mein Bruder, außerdem ein gottesfürchtiger Mann und hat in Moskau ein großes Gewicht . . . Bei allen feierlichen Empfängen ist er immer dabei und steht mit der Schüssel mit Salz und Brot oder einem Heiligenbild vor allen anderen . . . Auch beim Generalgouverneur und dem Metropoliten wird er empfangen . . . Er kann dich nur Gutes lehren."

Ich glaubte um jene Zeit nicht an Gott, liebte aber meine Mutter. Also sagte ich mir einmal: Jetzt bin ich fast ein ganzes Jahr in Moskau und habe Mamachens Wunsch noch immer nicht erfüllt; nun will ich doch den Onkel Ilja Fedossejewitsch aufsuchen, ihm Mamachens Grüße ausrichten und schauen, was er mich lehren kann.

Von Kind auf war ich gewohnt, ältere Leute mit Ehrfurcht zu behandeln, besonders aber solche, die mit dem Metropoliten und den Gouverneuren verkehrten.

Eines Tages bürstete ich mir die Kleider und begab mich zu Onkel Ilja Fedossejewitsch. Es war gegen sechs Uhr abends. Der Tag war warm, mild und etwas trüb, mit einem Wort recht angenehm. Das Haus meines Onkels ist allen bekannt, es ist eines der ersten Häuser von Moskau. Ich war aber noch niemals darin gewesen und hatte den Onkel nicht einmal aus der Ferne gesehen. Ich gehe recht selbstbewußt hin und sage mir: läßt er mich vor, so ist es gut, und läßt er mich nicht vor, so brauch ich ihn nicht. Ich komme in den Hof; vor der Einfahrt steht eine Equipage, die Pferde sind wie zwei Löwen, pechkohlrabenschwarz, mit langen Mähnen, und das Fell glänzt wie bester Atlas. Ich gehe die Treppe hinauf und sage: „So und so, ich bin Neffe und Student, meldet mich, bitte, dem Ilja Fedossejewitsch." Und die Leute antworten mir: „Ilja Fedossejewitsch kommen gleich selbst heraus, der Herr wollen gerade ausfahren."

Es erscheint eine einfache, aber höchst majestätische Gestalt; in den Augen hat

[1]) Aus Ljesskows „Ausgewählten Werke", die demnächst im Musarion-Verlag, München, erscheinen.

Digitized by Google

er einige Ähnlichkeit mit meiner Mutter, aber der Gesichtsausdruck ist doch ganz anders. Ein solider Mann, was man so nennt. Ich stellte mich vor; er hörte mich schweigend an, reichte mir die Hand und sagte: „Setz dich, wir wollen ausfahren." — Ich wollte eigentlich „nein" sagen, brachte es aber doch nicht über die Lippen und setzte mich in den Wagen. — „Nach dem Park!" befahl er dem Kutscher.

Die Löwen rasten dahin, so daß der Hinterteil des Wagens nur so zitterte; als wir aber außerhalb der Stadt waren, fuhren sie noch schneller.

Wir sitzen im Wagen, sprechen kein Wort, und ich sehe nur, wie sich der Onkel seinen Zylinderhut immer tiefer in die Stirne drückt und wie sein Gesicht, wohl vor Langeweile, immer griesgrämiger wird. Er schaut immer nach den Seiten; einmal wirft er aber den Blick auf mich und sagt ganz unvermittelt: „Es ist gar kein Leben!" — Ich wußte nicht, was darauf zu antworten, und schwieg.

Und wir fahren immer weiter; ich denke mir: wo will er mich nur hinbringen? Und es scheint mir schon, daß ich in eine dumme Geschichte hineingeraten bin.

Der Onkel hat aber wohl inzwischen irgendeinen Entschluß gefaßt und beginnt den Kutscher zu kommandieren: „Rechts! Links! Zum ‚Jar'!"

Aus dem Restaurant „Jar" stürzt die ganze Dienerschaft heraus, und alle verneigen sich vor ihm fast bis zur Erde. Der Onkel sitzt aber im Wagen, rührt sich nicht und läßt den Besitzer rufen. Man läuft sofort hin. Nun erscheint der Franzose und verbeugt sich mit großem Respekt. Der Onkel rührt sich noch immer nicht, klappert mit dem Elfenbeingriff seines Stockes gegen die Zähne und fragt: „Wieviel Fremde habt ihr im Haus?"

„An die dreißig Personen in den Salons," antwortete der Franzose, „außerdem sind drei Separees besetzt." — „Alle hinaus!" — „Sehr gut!"

„Jetzt ist's sieben," sagt Onkel nach einem Blick auf die Uhr, „um acht komm' ich wieder. Wird alles fertig sein?"

„Nein", antwortet jener, „um acht wird es nicht gehen. . . Viele haben sich ihre Sachen vorausbestellt. . . Aber so gegen neun wird im ganzen Restaurant keine fremde Seele sein." — „Gut." — „Was soll ich vorbereiten?" — „Selbstverständlich einen Zigeunerchor." — „Und noch was?" — „Ein Orchester." — „Nur eines?" — „Nein, lieber gleich zwei." — „Soll ich den Rjabyka holen lassen?" — „Selbstverständlich." — „Französische Damen?" — „Nein, die will ich nicht!" — „Weine?" — „Den ganzen Keller." — „Speisen?" — „Die Karte!" — Man reicht ihm die Tageskarte.

Der Onkel wirft einen Blick auf die Karte, liest sie wohl gar nicht, klopft mit dem Stock auf das Papier und sagt: „Dies alles für hundert Personen."

Und er rollt die Karte zusammen und steckt sie sich in die Tasche.

Der Franzose ist erfreut, zugleich aber auch etwas verlegen. „Für hundert Personen kann ich es unmöglich herrichten," sagt er, „denn es sind auch sehr teure Sachen dabei, von denen ich nur fünf oder sechs Portionen im Hause habe."

„Wie, soll ich meine Gäste sortieren? Ein jeder soll alles haben, was er will. Verstanden?" — „Sehr wohl." — „Sonst wird dir auch der Rjabyka nicht helfen, mein Lieber! Kutscher, pascholl!"

Wir ließen den Restaurateur mit seinen Lakeien stehen und fuhren davon.

Nun war es mir vollkommen klar, daß ich auf ein falsches Geleise geraten war. Ich versuchte, mich zu verabschieden, der Onkel hörte aber nicht auf mich. Er schien sehr besorgt. Wir fahren durch den Park, und er ruft bald den einen und bald den andern an. „Um neun Uhr zum ‚Jar'!" sagt Onkel einem jeden kurz.

Die Leute, an die er sich wendet, sind lauter ehrwürdige Greise. Alle ziehen vor ihm den Hut und antworten ebenso kurz: „Wir sind deine Gäste, Feboſſejewitſch."

Digitized by Google

Ich glaube, wir haben auf diese Weise an die zwanzig Personen eingeladen. Als die Uhr neun schlug, fuhren wir wieder zum „Jar". Ein ganzer Rudel Kellner stürzte uns entgegen, alle halfen dem Onkel aus dem Wagen, der Franzose selbst empfing ihn vor der Türe und klopfte ihm mit der Serviette den Staub von der Hose ab. „Ist's geräumt?" fragt der Onkel. — „Ein General ist nur noch da", sagt jener: „Er bittet sehr, noch eine Weile im Separee bleiben zu dürfen."

„Hinaus mit ihm!" — „Er ist wirklich sehr bald fertig."

„Ich will nicht, ich habe ihm genug Zeit gelassen, jetzt soll er hinaus, kann draußen auf dem Grase zu Ende essen."

Ich weiß nicht, womit das geendet hätte, doch in diesem Augenblick kam der General mit seinen zwei Damen heraus, stieg in den Wagen und fuhr davon. Gleichzeitig begannen die Gäste zusammenzuströmen, die der Onkel im Parke eingeladen hatte. Das Restaurant war aufgeräumt, sauber und vollkommen leer. Nur in einem der Säle saß irgendein riesengroßer Kerl, der dem Onkel schweigend entgegenkam und ihm, ohne ein Wort zu sagen, sofort den Stock aus der Hand nahm, den er gleich irgendwohin versteckte. Der Onkel gab ihm den Stock ohne Widerspruch und reichte ihm zugleich auch seine Brieftasche und sein Portemonnaie.

Dieser leicht ergraute, massive Riese war jener selbe Rjabyka, dessen Name in dem mir unverständlichen Auftrag des Onkels erwähnt worden war. Von Beruf war er eigentlich Schulmeister, hier versah er aber offenbar irgendein anderes Amt. Er schien hier ebenso notwendig wie die Zigeuner, wie das Orchester und wie das ganze Personal, das vollzählig erschienen war. Ich verstand nur nicht, welche Rolle der Schulmeister spielen sollte, aber das konnte ich bei meiner Unerfahrenheit auch noch gar nicht wissen.

Das hell erleuchtete Restaurant war in vollem Betrieb, die Musik dröhnte, die Zigeuner gingen auf und ab und blieben jeden Augenblick vor den Büfetts stehen, und der Onkel besichtigte die Säle, den Wintergarten, die Grotten und die Galerien. Er wollte sich überzeugen, ob tatsächlich keine Fremden da seien; der Schulmeister wich nicht von seiner Seite. Als sie aber nach diesem Rundgang in den großen Saal, wo schon die ganze Gesellschaft versammelt war, zurückkehrten, konnte man zwischen ihnen einen großen Unterschied wahrnehmen: der Schulmeister war ebenso nüchtern, wie vor dem Rundgang, der Onkel aber gänzlich betrunken.

Ich weiß nicht, wieso das so schnell geschehen war; jedenfalls war er in bester Laune. Er übernahm das Präsidium, und die Geschichte ging los.

Alle Türen waren abgesperrt, und das Restaurant war von der ganzen Welt abgeschnitten. Zwischen uns und der übrigen Welt gähnte ein Abgrund; der Abgrund des ganzen ausgetrunkenen Weines, der verzehrten Speisen, und vor allen Dingen, der, ich will nicht sagen, häßlichen, aber wilden und tollen Ausgelassenheit, die ich kaum zu schildern vermag. Das kann man von mir auch gar nicht verlangen: als ich mich hier festgeklemmt und von der ganzen Welt abgeschnitten sah, verlor ich jeden Mut und beeilte mich, mich möglichst schnell zu betrinken. Darum werde ich auch gar nicht beschreiben, wie diese Nacht verging. Meiner Feder ist es auch gar nicht gegeben, alles zu schildern; ich kann mich nur an zwei besonders bemerkenswerte Episoden der Schlacht und an das Finale erinnern, doch das Unheimliche steckte eben in ihnen.

Man meldete einen gewissen Iwan Stepanowitsch. Wie es sich später herausstellte, war er ein angesehener Moskauer Fabrikant und Großkaufmann.

Eine peinliche Pause trat ein.

„Ich hab ja gesagt: niemand darf herein", erwiderte der Onkel. — „Der Herr läßt inständigst bitten." — „Soll er sich nur dorthin begeben, wo er bisher war,"

Digitized by Google

Der Kellner ging hinaus und meldete nach einer Weile sehr kleinlaut: „Iwan Stepanowitsch läßt sehr bitten." — „Nein, ich will nicht."

Die andern schlagen vor: „Soll er ein Strafgeld zahlen!"

„Nein! Jagt ihn hinaus, ich will sein Strafgeld nicht."

Der Kellner kommt zurück und meldet noch kleinlauter: „Er ist bereit, jede Strafe zu zahlen. Er sagt, daß es für ihn bei seinem Alter sehr kränkend ist, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein."

Der Onkel erhob sich mit funkelnden Augen von seinem Platz, im gleichen Augenblick ragte aber schon zwischen ihm und dem Kellner Rjabyka. Er stieß den Kellner mit der linken Hand wie ein Rücken zurück und setzte mit der Rechten den Onkel wieder auf seinen Platz. Unter den Gästen wurden Stimmen für Iwan Stepanowitsch laut: er solle hundert Rubel für die Musiker zahlen und hereinkommen.

„Er ist doch einer von den unsrigen, ein gottesfürchtiger Greis, — was soll er jetzt anfangen? Er wird vielleicht vor Augen des ganzen Publikums Skandal machen. Man muß mit ihm ein Einsehen haben."

Der Onkel ließ sich erweichen und sagte: „Gut, es soll aber weder nach meinem, noch nach eurem, sondern nach Gottes Willen geschehen: Iwan Stepanowitsch darf herein, muß aber die große Pauke schlagen."

Der Kellner ging hin und meldete wieder: „Er möchte doch lieber eine Geldstrafe zahlen."

„Zum Teufel! Wenn er nicht trommeln will, so soll er sich scheren, wohin er mag!"

Iwan Stepanowitsch hielt es aber doch nicht aus und ließ nach kurzer Zeit sagen, daß er bereit sei, die Pauke zu schlagen. — „Gut, soll er kommen."

Ein großer Mann von ehrwürdigem Aussehen mit ernstem Gesicht, erloschenen Augen, gekrümmtem Rücken und zerzaustem und grün angelaufenem Bart tritt ein. Er will scherzen und die Gäste begrüßen, man weist ihn aber zurecht. „Nachher, nachher", schreit ihm der Onkel zu: „Jetzt sollst du die Pauke schlagen." — „Die Pauke schlagen!" fallen die andern ein. — „Musik! Einen Marsch!"

Das Orchester stimmt einen dröhnenden Marsch an, der ehrwürdige Greis nimmt die hölzernen Schlegel und beginnt im Takt und auch nicht im Takt zu trommeln.

Ein Höllenlärm und ein Höllengeschrei. Alle sind zufrieden und schreien: „Lauter!"

Iwan Stepanowitsch gibt sich noch mehr Mühe. – „Lauter! Lauter! Noch lauter!"

Der Greis trommelt mit aller Kraft wie der Mohrenfürst bei Freiligrath. Schließlich erreicht er sein Ziel: man hört einen fürchterlichen Krach, das Trommelfell zerspringt, alle lachen, der Lärm wird ganz unerträglich, und Iwan Stepanowitsch muß den Musikern für die vernichtete Pauke fünfhundert Rubel zahlen.

Er zahlt, wischt sich den Schweiß aus der Stirne und setzt sich zu den andern. Während alle sein Wohl trinken, bemerkt er zu seinem Entsetzen unter den Anwesenden seinen Schwiegersohn. Wieder erhebt sich ein Lachen und Lärmen, und das geht so, bis ich das Bewußtsein verliere. In den wenigen lichten Augenblicken, die ich noch habe, sehe ich die Zigeunerinnen tanzen und den Onkel, auf dem Stuhle sitzend, mit den Beinen zucken. Plötzlich taucht vor ihm jemand auf, aber im gleichen Augenblick ragt schon zwischen dem Onkel und dem andern Rjabyka. Der andere fliegt auf die Seite, der Onkel sitzt wieder auf seinem Platz, und vor ihm stecken in der Tischplatte zwei Gabeln. Nun verstehe ich Rjabykas Rolle.

Zum Fenster wehte der erste frische Hauch des Moskauer Morgens herein; ich kam wieder zum Bewußtsein aber wohl nur, um an der Klarheit meiner Vernunft zu zweifeln. Ich sah eine wilde Schlacht und das Abholzen eines Waldes: Ich hörte ein Dröhnen und Krachen und sah die riesengroßen exotischen Bäume schwanken und fallen. Hinter ihnen drängte sich ein Haufen seltsamer Gestalten mit braunen

Digitized by Google

Gesichtern. An den Wurzeln der Palmen funkelten schreckliche Äxte, mein Onkel fällte die Bäume, auch der alte Iwan Stepanowitsch tat mit . . . Eine mittelalterliche Vision! . . .

Die Zigeunerinnen, die sich in der Grotte hinter den Bäumen versteckt hielten, sollten „gefangen genommen" werden: die Zigeuner verteidigten sie nicht und überließen sie ihrer eigenen Energie. Scherz und Ernst waren hier nicht mehr auseinanderzuhalten: durch die Luft flogen Teller, Stühle und Steine aus der Grotte; die Feinde drangen aber immer tiefer in den Wald ein, und am mutigsten zeigten sich Iwan Stepanowitsch und mein Onkel.

Die Festung wurde schließlich genommen; die Zigeunerinnen wurden ergriffen, umarmt und abgeküßt, und eine jede bekam einen Hundertrubelschein in das Mieder gesteckt. Damit war die Sache erledigt . . .

Ja, auf einmal war alles still . . . Alles war zu Ende. Es war keine Störung von außen, aber alle hatten genug. Wenn es vorher, wie mein Onkel gesagt hatte, „gar kein Leben war", so fühlten jetzt wohl alle einen Überfluß an Leben. Alle hatten genug und alle waren zufrieden. Vielleicht hatte auch die Bemerkung des Schulmeisters, daß es für ihn Zeit sei, in die Schule zu gehen, einige Bedeutung. Jedenfalls war die Walpurgisnacht zu Ende, und „das Leben" trat wieder in seine Rechte.

Die Gäste verdufteten ohne Abschied einer nach dem andern; das Orchester und die Zigeuner waren schon längst verschwunden. Das Restaurant bot das Bild vollständiger Verwüstung: keine einzige Draperie, kein einziger Spiegel war ganz; selbst der große Kronleuchter lag zertrümmert am Boden, und die Kristallprismen zerbrachen unter den Füßen der Kellner, die sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen hielten. Der Onkel saß ganz allein mitten auf dem Sofa und trank Kwas. Ab und zu schwebten ihm wohl irgendwelche Erinnerungen durch den Sinn, und er zuckte mit den Beinen. Vor ihm stand Rjabyka, der in seine Schule eilte.

Man reichte ihnen die Rechnung. Es war eine kurze „Pauschalrechnung".

Rjabyka studierte die Rechnung sehr aufmerksam und verlangte einen Nachlaß von fünfzehnhundert Rubeln. Man widersprach ihm nicht viel und zog das Fazit: die Endsumme machte siebzehntausend, und Rjabyka erklärte, daß die Rechnung jetzt stimme. Der Onkel sagte einsilbig: „Zahl's!", setzte den Hut auf und bedeutete mir durch ein Zeichen, ihm zu folgen.

Zu meinem Entsetzen merkte ich, daß er mich nicht vergessen hatte und daß ich ihm nicht entrinnen konnte. Er flößte mir eine unheimliche Angst ein, und ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie ich mit ihm nun allein unter vier Augen bleiben würde. Er hatte mich ja so ganz zufällig mitgenommen, hatte mir noch keine zwei vernünftige Worte gesagt und schleppte mich überall mit sich herum. Was werde ich noch alles erleben? Vor Entsetzen wurde ich auf einmal ganz nüchtern. Ich fürchtete dieses schreckliche, wilde Tier mit der zügellosen Phantasie und den furchtbaren Einfällen. Im Vorzimmer umringte uns eine Menge Kellner. Der Onkel befahl: „Je fünf!" und Rjabyka zahlte; die Hausknechte, Nachtwächter, Schutzleute und Gendarmen, die irgendwelche Dienste geleistet haben wollten, bekamen etwas weniger. Alle diese Leute wurden befriedigt. Das machte eine Riesensumme aus, aber im Parke draußen drängten sich, soweit das Auge reichte, zahllose Droschken. Die Droschkenkutscher warteten auf ihr „Väterchen" Ilja Fedossejewitsch, „ob seine Gnaden sie nicht irgendwie brauchen könnten".

Man stellte ihre Zahl fest und gab einem jeden von ihnen drei Rubel. Der Onkel und ich stiegen in den Wagen, und Rjabyka reichte dem Onkel seine Brieftasche.

Ilja Fedossejewitsch nahm aus der Brieftasche einen Hunderter und gab ihn Rjabyka. Dieser drehte die Banknote in den Fingern und sagte unwirsch: „Zu

Digitized by Google

wenig." Der Onkel gab ihm noch zwei Fünfundzwanziger. „Auch das genügt noch nicht: es hat ja keinen einzigen Skandal gegeben." Der Onkel gab ihm noch einen dritten Fünfundzwanziger, der Schulmeister reichte ihm nun auch seinen Stock und verabschiedete sich.

Nun blieben wir beide unter vier Augen zurück und fuhren im Trab nach Moskau; hinter uns jagte aber mit Geschrei und Geklapper das ganze unübersehbare Heer der Droschken. Ich konnte gar nicht begreifen, was sie von uns wollten, der Onkel aber hatte es gleich erraten. Es war eigentlich empörend: um von ihm noch mehr Geld zu erpressen, gaben sie ihm unter dem Vorwande einer besonderen Ehrung das Geleite, lieferten ihn aber auf diese Weise dem allgemeinen Spott aus.

Moskau lag vor unseren Blicken in herrlicher Morgenbeleuchtung, von leichten Rauchwölkchen, die aus den Kaminen aufstiegen, und vom fried'ichen Glockengeläute umschwebt. Rechts und links vom Schlagbaum zogen sich Warenspeicher hin. Der Onkel ließ vor dem ersten Speicher halten, zeigte auf ein Fäßchen, das an der Schwelle stand, und fragte:

„Ist's Honig?" — „Honig." — „Was kostet das Fäßchen?" — „Wir verkaufen nur pfundweise." — „Rechne aus, was das ganze kostet." Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wieviel man dafür verlangte. Ich glaube siebzig oder achtzig Rubel. Der Onkel zählte das Geld ab. Das Droschkenheer hatte uns inzwischen eingeholt. „Habt ihr mich lieb, ihr städtischen Droschkenkutscher?" — „Gewiß! Wir sind immer bereit Euer Gnaden zu dienen." — „Seid ihr mir ergeben?" — „Mit Leib und Seele!" — „Nehmt die Räder ab!" — Die Kutscher stehen verständnislos da. — „Macht es schnell!" kommandiert der Onkel.

An die zwanzig Kutscher, die flinker als die andern sind, holen unter den Sitzen ihre Schraubenschlüssel hervor und beginnen die Räder abzunehmen.

„Gut so", sagt der Onkel, „und jetzt schmiert die Räder mit Honig." — „Väterchen!" — „Schmiert!" — „Das kostbare Gut . . . So was nimmt man doch lieber in den Mund!" — „Schmiert!"

Ohne auf seinem Wunsche noch weiter zu bestehen, setzte er sich wieder in den Wagen, und wir rasten davon. Die Droschkenkutscher blieben aber sämtlich mit den abgeschraubten Rädern beim Honig, mit dem sie aber ihre Räder gar nicht schmierten: sie verteilten ihn wohl unter sich oder verkauften ihn weiter an den nächsten Krämer. Jedenfalls waren wir sie los. Wir fuhren aber ins Bad. Hier erwartete ich das Jüngste Gericht: ich saß mehr tot als lebendig in der Marmorwanne, während der Onkel in einer seltsamen apokalyptischen Pose auf dem Boden lag. Die ganze Masse seines schweren Körpers ruhte nur auf den Spitzen der Finger und der Zehen. Der rote Körper bebte auf diesen Stützpunkten unter der kalten Dusche, und er brüllte dabei dumpf wie ein Bär, der sich einen Dorn aus der Tatze herausziehen will. Das dauerte eine halbe Stunde, und er zitterte ununterbrochen wie ein Gelee auf schwankendem Tisch. Plötzlich sprang er auf, ließ sich Kwas geben, wir kleideten uns an und fuhren auf die Schmiedebrücke zum „Franzosen".

Wir ließen uns hier die Haare stutzen, kräuseln und frisieren und begaben uns dann zu Fuß durch die innere Stadt ins Geschäft. Der Onkel sprach mit mir noch immer nicht, ließ mich aber nicht los. Nur einmal wandte er sich an mich: „Hab Geduld, nicht alles auf einmal; wenn du jetzt etwas nicht verstehst, so wirst du es mit den Jahren verstehen."

Im Geschäft verrichtete er zunächst das Morgengebet, vergewisserte sich, ob alles in Ordnung sei, und stellte sich vor das Schreibpult. Das Gefäß war von außen gereinigt, aber innen noch voller Greuel und lechzte nach Läuterung.

Digitized by Google

Ich sah es und hatte keine Angst mehr. Die Sache interessierte mich; ich wollte sehen, wie er nun mit sich selbst fertig wird, wie er das Läuterungswerk macht: ob durch Enthaltsamkeit oder durch irgendeine andere göttliche Gnade?

Gegen zehn Uhr morgens litt es ihn nicht mehr im Geschäft. Er wartete immer auf seinen Nachbarn, um mit ihm ins nächste Wirtshaus zum Teetrinken zu gehen; wenn man den Tee zu dritt trinkt, kommt er um ganze fünf Kopeken billiger. Der Nachbar kam aber nicht: er war eines plötzlichen Todes gestorben. Der Onkel bekreuzigte sich und sagte: „Wir alle werden sterben."

Der plötzliche Tod des Nachbarn brachte ihn aber nicht aus der Fassung, obwohl er mit ihm seit vierzig Jahren täglich im gleichen Wirtshause Tee getrunken hatte.

Er ließ den Nachbarn von der anderen Seite bitten, und wir gingen ins Wirtshaus, aßen und tranken, nahmen aber keine Spirituosen zu uns. Den ganzen Tag verbrachte ich mit ihm teils im Geschäft und teils auf der Straße. Gegen Abend ließ er den Wagen anspannen, und wir fuhren zur „Allgepriesenen". Man kannte ihn hier gut und empfing ihn mit der gleichen Ehrfurcht wie beim „Jar".

„Ich will vor der Allgepriesenen niederfallen und über meine Sünden weinen. Dieser da ist aber mein Neffe, der Sohn meiner Schwester." — „Treten Sie nur ein", sagen die Klosterfrauen: „Von wem soll die Allgepriesene ein Bußgebet empfangen, wenn nicht von Ihnen, dem größten Wohltäter ihres Klosters? Jetzt ist just die Stunde der Gnade: eben wird die Abendmesse gelesen."

„Soll nur die Messe zu Ende gehen; ich will, daß keine Leute dabei sind und daß man mir in der Kirche eine gnadenvolle Dämmerung macht."

Man machte ihm die „Dämmerung": man löschte alle Lampen bis auf eine oder zwei aus und ließ die große grüne Glasampel vor dem Gnadenbilde brennen.

Der Onkel fiel nicht, sondern stürzte auf die Knie, berührte mit der Stirne den Boden, schluchzte auf und erstarrte.

Ich saß mit zwei Klosterfrauen in einer dunklen Ecke hinter der Türe. Der Onkel lag lange Zeit unbeweglich und ohne einen Ton von sich zu geben da. Ich glaubte sogar, daß er eingeschlafen sei, und teilte diesen Verdacht einer der Schwestern mit. Die erfahrene Schwester dachte eine Weile nach, schüttelte den Kopf, zündete ein dünnes Lichtchen an, umschloß die Flamme mit der hohlen Hand und schlich sich leise zum Büßenden. Sie ging einmal auf den Fußspitzen um ihn herum, kehrte erregt zu uns zurück und flüsterte: „Es wirkt . . . sogar mit Rückschlag!" — „Woran merken Sie das?"

Sie beugte sich vor, bedeutete mir durch ein Zeichen, daß ich dasselbe tue, und sagte: „Blicken Sie gerade über die Flamme auf seine Beine." — „Ja!" — „Sehen Sie nicht das Ringen?"

Ich blicke genauer hin und sehe wirklich eine Bewegung: der Onkel liegt voller Andacht im Gebet, aber ihm zu Füßen regt sich etwas; ich glaube zwei Kater zu sehen, die miteinander ringen; bald hat der eine die Oberhand, bald der andere.

„Schwester", fragte ich, „wie kommen denn die Kater her?" — „Das kommt Ihnen nur so vor, daß es Kater sind. Es sind aber keine Kater, es ist die Versuchung: Sie sehen doch, wie seine Seele als reine Flamme in den Himmel strebt, und wie seine Beine sich noch in der Hölle bewegen."

Nun sehe ich, daß der Onkel mit den Füßen den gestrigen „Trepak" zu Ende tanzt; ob seine Seele aber auch wirklich als reine Flamme in den Himmel strebt?

Kaum hatte ich mir das gedacht, als er, gleichsam als Antwort auf meinen Zweifel, tief aufseufzte und aufschrie: „Ich erhebe mich nicht, ehe Du mir vergeben hast! Du allein bist heilig, und wir alle sind verdammt!" Und er fing zu

Digitized by Google

schluchzen an. Er schluchzte so herzerweichend, daß auch wir drei in Tränen ausbrachen: „Herr, erfülle sein Flehen!" Wir merken gar nicht, wie er schon neben uns steht und mit frommer Stimme zu mir sagt: „Komm, wollen wir uns stärken."

Die Klosterfrauen fragen ihn: „Hatten Sie auch die Gnade, den Lichtschein zu sehen, Väterchen?" — „Nein", antwortete er, „den Lichtschein habe ich nicht gesehen, aber diese Gnade war mir zuteil . . ."

Und er ballte die Faust zusammen und hob sie langsam, wie man einen Jungen am Schopfe in die Höhe hebt. — „Wurden Sie gehoben?" — „Ja."

Die Schwester bekreuzigte sich, ich tat dasselbe, der Onkel aber erklärte: „Jetzt ist mir alles vergeben! Von oben aus der Mitte der Kuppel streckte sich eine offene Hand nach mir aus, sie faßte mich bei den Haaren und stellte mich auf die Beine . . ."

Nun ist er glücklich und nicht mehr verworfen. Er beschenkte königlich das Kloster, in dem er sich dieses Wunder erfleht hatte. Er fühlte wieder „Leben" in sich und schickte meiner Mutter die Mitgift, die sie einst von ihren Eltern zu bekommen hatte. Mich aber führte er in den guten alten Volksglauben ein.

Von nun an erfaßte ich den Geschmack des Volkes für das Fallen und Sich-Erheben . . . Dies nennt man eben „Teufelsaustreibung". Ich wiederhole aber, daß man sie nur in Moskau allein sehen kann, und das auch nur bei besonderem Glück und besonderer Protektion seitens der ehrwürdigsten Greise.

Der Tod des Soldaten Awdejew.

(Aus „Chadschi-Murat".)

Von Leo Tolstoi (1828—1910).

Früh des Morgens, noch im Dunkeln zogen zwei Kompagnien mit Äxten, unter dem Kommando Poltorazkijs, etwa zehn Werst weit vor das Schachgirinsche Tor, ließen zuvor eine Schützenlinie ausschwärmen und machten sich, sobald der Morgen dämmerte, an das Fällen der Bäume. Gegen acht Uhr begann der Nebel, der sich mit dem duftenden Rauche der im Feuer zischenden und knisternden Äste vermengte, langsam in die Höhe zu steigen, und die Holzfäller, die einander bisher auf fünf Schritte nicht gesehen, sondern bloß gehört hatten, konnten nun die Feuer und die durch den Wald führende, von den gefällten Bäumen versperrte Straße unterscheiden. Die Sonne zeigte sich bald als heller Fleck im Nebel und verschwand bald wieder. In einer Lichtung, abseits vom Wege saßen auf Trommeln: der Kompagniechef Poltorazkij, sein Subalternoffizier Tichonow, zwei Offiziere von der dritten Kompagnie und der wegen eines Duells degradierte ehemalige Chevaliergardist und Kollege Poltorazkijs vom Pagenkorps her, Baron Frehse. Um die Trommel herum lagen Papierhüllen, Zigarettenstummel und leere Flaschen. Die Offiziere hatten einen Schnaps zu sich genommen, etwas dazu gegessen und tranken nun Porter. Der Trommler entkorkte eben die dritte Flasche. Poltorazkij befand sich, obwohl er nicht ausgeschlafen hatte, in jener eigentümlichen Stimmung von gehobener Lebenskraft und gutmütiger, sorgloser Lustigkeit, die ihn immer unter seinen Soldaten und Kameraden, dort, wo es gefährlich werden konnte, überkam.

Die Offiziere besprachen lebhaft die letzte Neuigkeit: den Tod des Generals Sljepzow. Niemand sah in diesem Todesfalle den wichtigsten Moment dieses Lebens: seinen Abschluß und seine Rückkehr zum Urquell, aus dem es hervorge-

Digitized by Google

gangen; sie sahen nur die Verwegenheit eines kühnen Offiziers, der sich mit dem Säbel in der Hand auf die Bergbewohner gestürzt und tapfer dreingehauen hatte.

Obwohl alle Offiziere, besonders diejenigen, die schon Zusammenstöße mit dem Feinde erlebt hatten, wußten und wissen konnten, daß im damaligen Kaukasuskriege wie auch in jedem anderen Kriege jener Säbelkampf Mann gegen Mann, wie er immer vorgestellt und beschrieben wird, niemals vorkam (und wenn es zu so einem Kampfe mit dem Säbel und Bajonett Mann gegen Mann kam, so hieb und stach man stets nur auf die Fliehenden ein), — wurde die Fiktion dieser Kampfesweise von den Offizieren dennoch aufrechterhalten und verlieh ihnen jene stolze Ruhe und frohe Stimmung, mit der sie, die einen in kecken, die andern dagegen in den bescheidensten Posen auf den Trommeln saßen, rauchten, tranken und scherzten, ohne sich um den Tod zu kümmern, der einen jeden von ihnen, genau wie den General Sljepzow, jeden Augenblick ereilen konnte. Und in der Tat: gleichsam zur Bestätigung ihrer Erwartung erklang mitten in ihrem Gespräch links von der Straße der schöne, aufmunternde Knall eines Büchsenschusses, und eine Kugel flog lustig pfeifend durch die neblige Luft und schlug irgendwo in einen Baumstamm ein. Einige laute, schwerfällige Schüsse aus den Soldatengewehren beantworteten diesen feindlichen Schuß.

„He! he!" rief Poltorazkij lustig. „Das war ja in der Schützenlinie! Nun, Bruder Kostja," wandte er sich an Frehse, „du hast Glück! Geh zur Kompagnie. Wir veranstalten gleich eine wunderschöne Schlacht. Es wird eine Vorstellung geben."

Der begradierte Baron sprang auf und ging mit schnellen Schritten auf den Rauch zu, wo sich seine Kompagnie befand. Man brachte Poltorazkij seinen kleinen dunkelbraunen Kabardinerhengst, er sprang in den Sattel, ließ seine Kompagnie antreten und führte sie zu der Schützenlinie, in der Richtung der Schüsse. Die Schützenlinie stand am Waldsaume vor dem abschüssigen Rande einer nackten Schlucht. Der Wind wehte nach dem Walde zu, und nicht nur die Senkung, sondern auch der andere Rand der Schlucht waren deutlich zu sehen.

Als Poltorazkij die Schützenlinie erreichte, kam die Sonne aus dem Nebel zum Vorschein, und jenseits der Schlucht, vor dem zweiten, niedrigen Walde, der dort begann, in einer Entfernung von etwa hundert Klafter wurden einige Reiter sichtbar. Es waren dieselben Tschetschenzen, die Chadschi-Murat verfolgt hatten und seinen Übertritt zu den Russen sehen wollten. Der eine von ihnen schoß auf die Schützenlinie. Einige Soldaten antworteten ihm. Die Tschetschenzen ritten zurück, und die Schießerei hörte auf; als aber Poltorazkij mit der Kompagnie ankam, gab er den Befehl zum Schießen; der Befehl wurde weitergegeben, und bald darauf ertönte längs der ganzen Linie ein ununterbrochenes, lustiges, von hübsch aufsteigenden Rauchwölkchen begleitetes Gewehrgeknatter. Die Soldaten freuten sich über die Zerstreuung und beeilten sich zu laden und Schuß auf Schuß abzugeben. Die Tschetschenzen fühlten sich offenbar gereizt; sie sprangen einer nach dem andern vor und gaben einige Schüsse ab. Von einem dieser Schüsse wurde ein Soldat getroffen. Es war Awdejew. Als seine Kameraden auf ihn zugingen, lag er mit dem Rücken nach oben, hielt beide Hände auf der Wunde im Bauche, wand sich gleichmäßig hin und her und stöhnte leise.

„Ich lade gerade das Gewehr, da höre ich die Kugel pfeifen", erzählte der Soldat, der neben ihm gestanden hatte. „Ich schau hin, da hat er schon sein Gewehr fallen lassen."

Awdejew gehörte zu Poltorazkijs Kompagnie. Als Poltorazkij die Soldaten sah, die sich zu einer Gruppe versammelten, ritt er auf sie zu. — „Nun, Bruder, hat's dich getroffen?" fragte er. „Wo denn?" — Awdejew gab keine Antwort.

Digitized by Google

„Ich lade eben das Gewehr, Euer Wohlgeboren," begann der Soldat, der neben Awdejew gestanden hatte, „da hör ich die Kugel pfeifen; und ich sehe, er hat schon das Gewehr fallen lassen."

Poltorazkij schnalzte mit der Zunge. „Nun, tut's weh, Awdejew?"

„Es tut nicht weh, aber es läßt mich nicht gehen. Wenn ich einen Schnaps haben könnte, Euer Wohlgeboren."

Es fand sich etwas Schnaps, d. h. Spiritus, den die Soldaten auf dem Kaukasus zu trinken pflegten, und Panow reichte Awdejew mit strenger Miene einen Geschirrdeckel voll Spiritus. Awdejew begann zu trinken, schob aber gleich den Deckel mit der Hand fort. „Meine Seele nimmt ihn nicht an", sagte er, „trink selbst."

Panow trank den Spiritus aus. Awdejew versuchte wieder aufzustehen und sank wieder hin. Man breitete einen Mantel aus und legte ihn darauf . . .

Man brachte den verwundeten Awdejew ins Lazarett, das sich in einem kleinen, mit Schindeln gedeckten Hause am Eingang der Festung befand, und legte ihn auf eines der freien Betten im allgemeinen Saale. Im Saale befanden sich vier Patienten: ein Typhuskranker, der sich im Fieber hin und herwarf, ein anderer Fieberkranker mit blassem Gesicht und blauen Ringen um die Augen, der auf einen Anfall wartete und unausgesetzt gähnte, und noch zwei Soldaten, die beim Überfall in der vorigen Woche verwundet worden waren: der eine in der Hand, — dieser stand herum, — der andere in der Schulter — dieser saß auf dem Bette. Alle, außer dem Typhuskranken, umringten den Hereingebrachten und begannen die Träger auszufragen. — „Manchmal fliegen die Kugeln so dicht wie die Erbsen, und es macht gar nichts. Diesmal haben sie aber nur an die fünf Schüsse abgegeben", erzählte einer der Träger. — „Wie es eben einem beschert ist."

„Ach!" schrie Awdejew laut auf, seinen Schmerz verbeißend, als man ihn aufs Bett legte. Als man ihn schon hingelegt hatte, runzelte er die Stirn und stöhnte nicht mehr, bewegte aber unausgesetzt die Zehen. Er hielt beide Hände auf der Wunde und starrte unbeweglich vor sich hin. Der Arzt kam und ließ den Verwundeten umwenden, um festzustellen, ob die Kugel nicht hinten herausgekommen sei.

„Was ist denn das?" fragte der Arzt, auf die großen, sich kreuzenden weißen Narben auf Awdejews Rücken und Gesäß zeigend.

„Das ist von früher her, Euer Wohlgeboren", antwortete Awdejew ächzend.

Es waren die Spuren der Strafe für das vertrunkene Geld.

Man drehte Awdejew wieder um, und der Arzt stocherte in seinem Bauche lange mit der Sonde; er fand wohl die Kugel, konnte sie aber nicht herausholen. Er verband die Wunde, legte ein klebriges Pflaster auf sie und ging fort. Während der Arzt in seiner Wunde stocherte und sie verband, lag Awdejew mit zusammengebissenen Zähnen und geschlossenen Augen. Als der Arzt aber gegangen war, schlug er die Augen auf und sah sich verwundert um. Seine Augen waren auf die Kranken und auf den Feldscher gerichtet, er schien aber nicht sie, sondern etwas anderes, was ihn in Erstaunen versetzte, zu sehen.

Es kamen Awdejews Kameraden Panow und Sserjogin. Awdejew lag immer noch, verwundert vor sich blickend, da. Er konnte die Kameraden lange nicht erkennen, obwohl sein Blick gerade auf sie gerichtet war.

„Du, Pjotr, willst du nicht was nach Hause bestellen?" fragte Panow. — Awdejew antwortete nicht, obwohl er Panow gerade ins Gesicht sah. — „Ich frage: ob du nicht was nach Hause bestellen willst?" fragte Panow wieder, seine kalte, derbknochige Hand berührend. — Awdejew schien zu sich zu kommen: „Was, Antonytsch?" — „Ja, ich bin es. Willst du nicht was nach Hause bestellen? Sserjogin wird es aufschreiben." — „Sserjogin," sagte Awdejew, den Blick mit Mühe

Digitized by Google

auf Sserjogin richtend, „wirst du schreiben? Schreib so: euer Sohn Petrucha hat seine Seele Gott befohlen. Ich hab' den Bruder beneidet. Heut' erzählte ich es dir. Jetzt bin ich aber selbst froh. Soll er nur leben. Gott gebe es ihm, ich bin froh. So sollst du schreiben." — Nach diesen Worten schwieg er lange, den Blick auf Panow gerichtet. — „Nun, hast du die Pfeife gefunden?" fragte er plötzlich. — Panow antwortete nicht. — „Die Pfeife! Ich frag', ob du die Pfeife gefunden hast?" wiederholte Awdejew. — „Im Sack war sie." — „Siehst du. Jetzt gebt mir aber ein Licht, ich werde gleich sterben", sagte Awdejew.

In diesem Augenblick kam Poltorazkij, um nach seinem Soldaten zu sehen.

„Was, Bruder, es geht schlecht?" fragte er.

Awdejew schloß die Augen und schüttelte verneinend den Kopf. Sein breitknochiges Gesicht war blaß und streng. Er antwortete nicht, sondern wandte sich wieder an Panow: „Gib mir ein Licht, ich werde sterben."

Man gab ihm ein Licht in die Hand, aber seine Finger bogen sich nicht mehr; man schob es ihm zwischen die Finger und hielt es fest. Poltorazkij ging fort, und fünf Minuten später drückte der Feldscher das Ohr an Awdejews Herz und sagte, daß er tot sei.

Im Bericht, der nach Tiflis abging, war Awdejews Tod wie folgt beschrieben: „Am 23. November gingen zwei Kompagnien des Kurinschen Regiments aus der Festung in den Wald, um Holz zu schlagen. Gegen Mittag wurden die Holzfäller von einer größeren Ansammlung der Bergbewohner attackiert. Die Schützenlinie mußte weichen; in diesem Augenblick unternahm die zweite Kompagnie einen Bajonettangriff und warf die Bergbewohner zurück. Im Gefecht wurden zwei Mann verwundet und einer getötet. Die Bergbewohner verloren an Toten und Verwundeten etwa hundert Mann."

Am selben Tage, an dem Petrucha Awdejew im Lazarett zu Wosdwischenskoje verschieden war, droschen sein alter Vater, die Frau des Bruders, an dessen Stelle er zum Militär gegangen war, und die Tochter seines ältesten Bruders, ein bereits verlobtes Mädel auf der Wintertenne den Hafer. Am Tage vorher war tiefer Schnee gefallen, und gegen Morgen hatte es ordentlich gefroren. Der Alte erwachte beim dritten Hahnenschrei; als er im vereisten Fenster helles Mondlicht sah, stieg er vom Ofen, zog Stiefel und Pelz an, setzte sich die Mütze auf und ging nach der Tenne. Nachdem er an die zwei Stunden gearbeitet hatte, kehrte er in die Stube zurück und weckte den Sohn und die Weiber. Wie die Weiber und das Mädel zur Tenne kamen, war der Dreschboden schon sauber gekehrt, im weißen lockeren Schnee steckte die Holzschaufel und neben dieser ein Besen mit den Ruten nach oben, und die Hafergarben lagen in zwei langen Reihen, Stück an Stück auf dem sauberen Dreschboden. Sie verteilten unter sich die Dreschflegel und begannen gleichmäßig im Dreitakt zu dreschen. Der Alte zerschlug mit seinem schweren Dreschflegel das Stroh, das Mädel hieb gleichmäßig von oben drein, und die Schwiegertochter drehte mit ihren Schlägen die Garben um.

Der Mond war untergegangen, und es begann zu tagen. Man war mit der Garbenreihe fast fertig, als der ältere Sohn Akim im Halbpelz und Mütze zu den Arbeitenden kam. „Was lungerst du herum?" schrie ihn der Vater an, im Dreschen innehaltend und sich auf den Dreschflegel stützend. — „Man muß doch die Pferde versorgen."

„Die Pferde versorgen!" äffte ihm der Vater nach. „Die Alte wird sie versorgen. Nimm den Dreschflegel. Bist zu fett geworden, du Trunkenbold."

„Hast du mir vielleicht was zu trinken gegeben?" brummte der Sohn.

„Was?!" fragte der Vater finster mit drohender Miene, einen Takt aussetzend

Digitized by Google

Der Sohn nahm schweigend einen Dreschflegel, und die Arbeit ging im Viertakt weiter: trapp—ta-pa-tapp, trapp—ta-pa-tapp. Trapp — schlug der Alte mit seinem schweren Dreschflegel nach den drei andern.

„Einen fetten Nacken hast du wie ein nobler Herr. Mir fällt aber die Hose vom Leibe", sagte der Alte, wieder einmal aussetzend und, um nicht aus dem Takt zu kommen, den Klöppel einmal in der Luft umdrehend.

Man war mit der Garbenreihe fertig, und die Weiber begannen das Stroh mit dem Rechen wegzuräumen.

„Ein Narr war Petrucha, daß er an deiner Statt zum Militär gegangen ist. Wärest du Soldat geworden, so hätte man dir deine ganze Dummheit herausgeprügelt; er aber war zu Hause so viel wert wie fünf deinesgleichen."

„Laß schon gut sein, Väterchen", sagte die Schwiegertochter, die zerschlagenen Garbenbänder zur Seite räumend.

„Ja, sechse soll ich ernähren, und keiner von euch arbeitet was."

„Petrucha pflegte allein für zehne zu arbeiten, ganz anders als . . ."

Auf dem vom Hofe her ausgetretenen Fußpfade kam die Alte; der Schnee knirschte unter ihren Füßen, die in neuen Bastschuhen staken und mit wollenen Fußlappen fest umbunden waren. Die Männer schaufelten den noch ungeworfelten Hafer zu einem Haufen auf, die Weiber und das Mädel halfen mit dem Besen nach.

„Der Schulzengehilfe war da. Alle müssen heute zur Fronarbeit, Ziegelsteine fahren", sagte die Alte. „Ich habe das Frühstück gemacht. Kommt doch."

„Gut. Spann den Grauschimmel an und geh", sagte der Alte zu Akim. „Schau, daß du es anders machst als neulich, daß ich nicht für dich aufkommen muß. Du wirst mir noch an Petrucha denken!"

„Solang er zu Hause war, hat man auf ihn geschimpft," fuhr Akim den Vater an, „und jetzt, wo er nicht da ist, setzt man mir zu."

„Also verdienst du es wohl", sagte die Mutter ebenso böse. „Dich kann man doch nicht mit Petrucha vergleichen." — „Schon gut!" sagte der Sohn. — „Ja, gut! Hast das Mehl vertrunken und sagst jetzt: gut." — „Sing doch nicht immer das alte Lied!" versetzte die Schwiegertochter.

Und alle legten die Dreschflegel weg und gingen ins Haus.

Die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn bestanden schon lange, fast seit der Zeit, als man Pjotr zum Militär gab. Der Alte hatte schon damals gefühlt, daß er einen Kuckuck gegen einen Habicht eintauschte. Allerdings mußte von Rechts wegen, so wie der Alte das Recht auffaßte, der Kinderlose statt des Familienvaters Soldat werden. Akim hatte vier Kinder und Pjotr keines; aber Pjotr war ein ebenso guter Arbeiter wie der Alte selbst: geschickt, verständig, kräftig, ausdauernd und, vor allen Dingen, fleißig. Er arbeitete immer. Wenn er jemand arbeiten sah, so half er, genau wie der Vater, gleich mit: ging mit der Sense zweimal über den Heuschlag, oder lud einen Wagen Heu auf, oder fällte einen Baum oder machte etwas Holz klein. Er dauerte den Alten, aber es war eben nichts zu machen. Der Soldatendienst war wie der Tod. Der Soldat war wie ein vom Laibe weggeschnittenes Stück Brot, und es hatte keinen Sinn, seiner zu gedenken und sich die Herzenswunde aufzuwühlen. Der Alte erwähnte ihn nur manchmal, um dem älteren Sohn, wie heute, einen Stich zu versetzen. Die Mutter gedachte aber oft des jüngsten Sohnes und bat den Alten schon lange, seit zwei Jahren, Petrucha etwas Geld zu schicken. Der Alte ließ es aber stillschweigend hingehen.

Der Kurenkowsche Hof zählte zu den reichen, und der Alte hatte auch etwas Geld auf die Seite getan; doch er hätte sich niemals entschlossen, die Ersparnisse anzutasten. Als die Alte jetzt hörte, daß er des jüngsten Sohnes gedachte, nahm

Digitized by Google

sie sich vor, ihn wieder zu bitten, dem Sohne nach dem Verkauf des Hafers wenigstens ein Rubelchen zu schicken. Sie tat es auch. Als die Jungen zur Fronarbeit gegangen waren und sie mit dem Alten allein blieb, überredete sie den Mann, Petrucha einen Rubel vom Hafergeld zu schicken. Nachdem zwölf Tschetwertj geworfelten Hafers auf Decken aus grober Leinwand geschüttet und auf drei Schlitten aufgeladen und die Decken mit Holzstiften sorgfältig zusammengesteckt waren, gab sie dem Alten einen Brief, den der Küster nach ihrem Diktat geschrieben hatte, und der Alte versprach ihr, in der Stadt einen Rubel einzulegen und den Brief an die Adresse abzuschicken.

Der Alte zog einen neuen Pelz und einen Kaftan an, wickelte sich die Füße in warme, weiße, wollene Fußlappen, nahm den Brief, steckte ihn in den Beutel, verrichtete ein Gebet, setzte sich in den vordersten Schlitten und fuhr zur Stadt. Im letzten Schlitten saß sein Enkel. In der Stadt ließ er sich vom Gastwirt den Brief vorlesen und hörte aufmerksam und mit Anerkennung zu.

Petruchas Mutter schickte in dem Briefe erstens ihren Segen, zweitens Grüße von allen, die Nachricht vom Tode des Taufpaten und schließlich die Nachricht, daß Axinja (Pjotrs Frau) nicht bei ihnen habe bleiben wollen und zu fremden Leuten gegangen sei. Man höre, daß sie gut und ehrlich lebe. Sie erwähnte auch das Geschenk, den Rubel, den sie ihm schickte, und zuletzt kamen die Worte, die der Küster wörtlich nach dem Diktat der Alten, die bekümmert, mit Tränen in den Augen dabeistand, hatte schreiben müssen:

„Auch habe ich, mein liebes Kindchen, mein Täubchen Petruschenjka, meine Äuglein ausgeweint, um dich trauernd. Meine liebste Sonne, wer bleibt mir noch, wenn ich dich nicht mehr habe? . .“ An dieser Stelle hatte die Alte zu jammern und weinen begonnen und gesagt: „So wird es auch kommen.“

So blieb es auch im Brief stehen, aber es war Petrucha nicht beschieden, die Nachricht, daß seine Frau aus dem Hause gegangen sei, noch den Rubel, noch die letzten Worte der Mutter zu erhalten. Der Brief und das Geld kamen zurück mit der Mitteilung, daß Petrucha im Kriege für den Zaren, das Vaterland und den rechten Christenglauben gefallen sei. So schrieb der Regimentsschreiber.

Als die Alte diese Nachricht bekam, heulte sie eine Weile, solange sie dazu Zeit hatte, und ging dann wieder an die Arbeit. Gleich am ersten Sonntag ging sie zur Kirche, ließ eine Seelenmesse lesen und Pjotr in das Seelenmessenregister eintragen und verteilte das Abendmahlbrot an gute Leute, damit sie des Knechtes Gottes Pjotr gedächten.

Auch die Soldatenfrau Axinja heulte ein Weilchen, als sie vom Tode des geliebten Mannes erfuhr, mit dem sie nur ein Jahr zusammengelebt hatte. Sie beweinte den Mann und ihr eigenes zerstörtes Leben, gedachte, während sie heulte, der blonden Locken Pjotr Michailowitschs, seiner Liebe, ihres bitteren Lebens mit dem verwaisten Wanjka und machte Petrucha bittere Vorwürfe, daß er sich seines Bruders erbarmt hatte und nicht ihrer, die freudlos bei fremden Menschen leben müsse. Aber in der Tiefe ihrer Seele war Axinja über Pjotrs Tod froh. Sie war vom Verwalter, bei dem sie lebte, schwanger geworden, und nun durfte niemand mehr auf sie schimpfen; der Verwalter konnte sie aber heiraten, wie er es ihr versprochen, als er sie überredet hatte, mit ihm zusammenzuleben.

Digitized by Google

Die Jungens[1]).

Von Anton Tschechow (1860—1904).

„Wolodja ist gekommen!" rief jemand auf dem Hofe.

„Wolodjtschka ist gekommen!" schrie Natalja, ins Eßzimmer hereinlaufend.

Die ganze Familie Koroljow, die ihren Wolodja von Stunde zu Stunde erwartete, stürzte zu den Fenstern. Vor der Haustüre hielt ein breiter Schlitten, und vom weißen Dreigespann stieg dichter Nebel auf. Der Schlitten war leer, weil Wolodja schon im Flur stand und mit seinen roten, erfrorenen Fingern den Baschlik aufband. Sein Gymnastastenmantel, die Mütze, die Galoschen und die Haare an seinen Schläfen waren mit Reif bedeckt, und er selbst duftete vom Kopf bis zu den Füßen so appetitlich nach Kälte, daß man, wenn man ihn ansah, den Wunsch hatte, einmal durchzufrieren und „Brrr!" zu rufen. Die Mutter und die Tante fielen über ihn her und fingen ihn zu küssen an. Natalja kniete vor ihm nieder und zog ihm die Filzstiefel von den Füßen, die Schwestern kreischten, die Türen knarrten und klopften, und Wolodjas Vater lief in Hemdsärmeln, eine Schere in der Hand, in den Flur und rief erschrocken:

„Wir hatten dich aber schon gestern erwartet! Bist du gut angekommen? Wohlbehalten? Du lieber Gott, laßt ihn doch den Vater begrüßen! Oder bin ich nicht sein Vater?" „Wau! Wau!" brüllte im Baß Mylord, ein riesengroßer schwarzer Hund, mit dem Schwanz an die Wände und Möbel klopfend.

Alles vermischte sich zu einem einzigen freudigen Laut, der an die zwei Minuten anhielt. Als der erste Freudenausbruch vorbei war, merkten die Koroljows, daß sich im Flur außer Wolodja noch ein anderer in Tücher, Schals und Baschliks eingewickelter, mit Reif bedeckter kleiner Mann befand. Er stand unbeweglich in einer Ecke, im Schatten, den ein großer Fuchspelz warf.

„Wolodjtschka, wer ist denn das?" fragte die Mutter im Flüsterton. „Ach!" erinnerte sich plötzlich Wolodja. „Ich habe die Ehre vorzustellen, es ist mein Freund Tschetschewizyn, Schüler der zweiten Klasse... habe ihn als Gast mitgebracht."

„Sehr angenehm, ich heiße Sie willkommen!" sagte der Vater erfreut. „Entschuldigen Sie, ich bin nicht angezogen, ohne Rock. Treten Sie doch näher! Natalja, hilf dem Herrn Tschetschewizyn aus dem Mantel! Mein Gott, jagt doch diesen Hund hinaus! Es ist eine Strafe Gottes!"

Eine Weile später saßen Wolodja und sein Freund Tschetschewizyn, durch den stürmischen Empfang betäubt und noch immer rosig vor Kälte, am Tisch und tranken Tee. Die Wintersonne schien durch den Schnee und die Eisblumen an den Fenstern herein, zitterte auf dem Samowar und badete ihre reinen Strahlen im Spülnapf. Im Zimmer war es warm, und die Jungen fühlten, wie in ihren durchfrorenen Körpern, ohne einander nachzugeben, sich kitzelnd die Wärme und die Kälte regten.

„Nun, bald haben wir Weihnachten!" sagte in singendem Tonfalle der Vater, sich aus dunkelgelbem Tabak eine Zigarette drehend. „Und ist es lange her, daß wir Sommer hatten und die Mutter beim Abschied von dir weinte? Und jetzt bist du wieder da... Schnell vergeht die Zeit, mein Bester. Eh du dich versiehst, ist schon das Alter da. Herr Tschibissow, greifen Sie doch bitte zu, seien Sie ganz ungeniert! Bei uns geht es einfach zu."

Die drei Schwestern Wolodjas: Katja, Sonja und Mascha, — die älteste von ihnen war erst elf — saßen am Tisch und blickten unverwandt den neuen Be-

[1]) Aus: Anton Tschechow, Romane und Novellen. Kurt Wolff-Verlag, München.

Digitized by Google

kannten an. Tschetschewizyn war ebenso alt und ebenso groß wie Wolodja, doch weniger voll und weiß, sehr schmächtig, und hatte ein dunkles, sommersprossenbedecktes Gesicht. Seine Haare waren struppig, die Augen enggeschlitzt, die Lippen dick; er war überhaupt nicht schön, und wenn er nicht die Gymnasiastenuniform anhätte, könnte man ihn für den Sohn einer Köchin halten. Er blickte finster drein, schwieg die ganze Zeit und lächelte kein einziges Mal. Die Mädchen sagten sich gleich auf den ersten Blick, daß er ein sehr kluger und gelehrter Mann sein müsse. Er dachte die ganze Zeit über etwas nach und war so in seine Gedanken vertieft, daß er, wenn man an ihn irgendeine Frage richtete, zusammenfuhr, den Kopf schüttelte und um Wiederholung der Frage ersuchte.

Die Mädchen merkten, daß auch Wolodja, der sonst immer so lustig und gesprächig gewesen war, diesmal sehr wenig sprach, gar nicht lächelte und gar nicht froh darüber zu sein schien, daß er nach Hause zurückgekehrt war. Während des Teetrinkens wandte er sich an die Schwestern nur ein einziges Mal, und zwar mit sehr seltsamen Worten. Er zeigte mit dem Finger auf den Samowar und sagte: „In Kalifornien trinkt man aber statt Tee — Gin."

Auch er schien mit irgendwelchen Gedanken beschäftigt, und nach den Blicken, die er zuweilen mit seinem Freunde Tschetschewizyn wechselte, zu schließen, hatten beide Jungen die gleichen Gedanken.

Nach dem Tee gingen alle ins Kinderzimmer. Der Vater und die Mädchen setzten sich an den Tisch und machten sich wieder an die Arbeit, die durch die Ankunft der Jungen unterbrochen worden war. Sie fertigten aus Buntpapier Blumen und Fransen für den Weihnachtsbaum an. Die Arbeit war interessant, und es ging dabei recht laut zu. Die Mädchen begrüßten jede neu angefertigte Blume mit begeisterten Schreien, selbst mit Rufen des Entsetzens, als wäre die Blume vom Himmel gefallen; auch der Herr Papa geriet oft in Begeisterung und warf mitunter seine Schere zu Boden aus Ärger, daß sie stumpf sei. Die Mama stürzte ab und zu mit besorgtem Gesicht ins Kinderzimmer und fragte:

„Wer hat meine Schere genommen? Iwan Nikolajitsch, hast du wieder meine Schere genommen?"

„Du lieber Gott, selbst die Schere gönnt man einem nicht!" antwortete Iwan Nikolajitsch mit weinerlicher Stimme. Er warf sich in die Stuhllehne zurück und nahm die Pose eines schwer gekränkten Menschen an; aber nach einer Minute war er schon wieder in heller Begeisterung.

Bei seinen früheren Besuchen pflegte sich Wolodja an allen diesen Vorbereitungen zu beteiligen oder in den Hof zu laufen, um zuzusehen, wie der Kutscher und der Hirt den Schneeberg zum Rodeln machten; jetzt aber schenkte er, ebenso wie Tschetschewizyn, dem Buntpapier nicht die geringste Beachtung; sie gingen sogar kein einziges Mal in den Pferdestall, sondern setzten sich gleich ans Fenster und begannen zu tuscheln. Dann schlugen sie einen Geographieatlas auf und vertieften sich in die Betrachtung einer Karte.

„Zuerst nach Perm..." sagte leise Tschetschewizyn. „Von dort nach Tjumen... dann nach Tomsk... dann... dann... nach Kamtschatka... Von dort übersetzen uns die Samojeden mit Booten über die Beringstraße... Und dann sind wir gleich in Amerika. Dort gibt es viel Pelztiere."

„Und Kalifornien?" fragte Wolodja. — „Kalifornien ist weiter unten... Wenn wir einmal in Amerika sind, so ist's auch nach Kalifornien nicht mehr weit. Und den Unterhalt erwerben wir uns durch Jagd und Raub."

Tschetschewizyn ging den Mädchen den ganzen Tag aus dem Wege und blickte sie unfreundlich an. Nach dem Abendtee blieb er aber zufällig an die fünf Minuten

Digitized by Google

mit ihnen allein. Da er sich schämte, noch länger zu schweigen, hüstelte er streng, rieb sich mit der rechten Hand den linken Arm, blickte Katja finster an und fragte:

„Haben Sie den Main-Reeb gelesen?"

„Nein ... Hören Sie, können Sie Schlittschuh laufen?"

Tschetschewizyn war aber schon wieder in seine Gedanken vertieft und gab keine Antwort. Er blähte nur die Backen auf und gab einen solchen Laut von sich, als ob er es sehr heiß hätte. Er blickte Katja noch einmal an und sagte:

„Wenn die Büffelherde durch die Pampas rennt, so zittert die Erde, und die erschrockenen Mustangs schlagen aus und wiehern."

Tschetschewizyn lächelte wehmütig und fügte hinzu: „Und die Indianer überfallen die Züge. Am schlimmsten sind aber die Moskitos und die Termiten." — „Was ist denn das?" — „Eine Art Ameisen, doch mit Flügeln. Die beißen furchtbar. Wissen Sie, wer ich bin?" — „Herr Tschetschewizyn." — „Nein. Montigomo die Habichtskralle, der Häuptling der Unbesiegbaren."

Mascha, die Jüngste, sah ihn erst an, blickte dann zum Fenster, hinter dem es schon dunkelte, hinüber und sagte nachdenklich: „Und wir haben gestern Linsen gehabt." (Tschetschewiza heißt russisch Linsen.)

Die absolut unverständlichen Worte Tschetschewizyns, und daß er immer mit Wolodja tuschelte, und daß Wolodja nicht mehr spielte, sondern über etwas nachdachte, — all das war rätselhaft und seltsam. Die beiden älteren Mädchen, Katja und Sonja, fingen nun an, die Jungens aufmerksam zu beobachten. Wenn die Jungens abends zu Bett gingen, schlichen die beiden Mädchen zur Tür und horchten. Ach, was sie da hören mußten! Die Jungens wollten irgendwohin nach Amerika, um Gold zu graben, und hatten schon alles für die Reise fertig: eine Pistole, zwei Messer, Zwieback, ein Vergrößerungsglas, um Feuer zu machen, einen Kompaß und vier Rubel bar. Sie erfuhren, daß die Jungens einige tausend Werst zu Fuß zu gehen hatten; unterwegs mußten sie mit Tigern und mit Wilden kämpfen, dann Gold graben, Elfenbein erbeuten, Feinde töten, Seeräuber sein, Gin trinken und schließlich schöne Frauen heiraten und Pflanzungen bearbeiten. Wolodja und Tschetschewizyn unterbrachen einander immerzu vor lauter Begeisterung. Tschetschewizyn nannte sich dabei „Montigomo die Habichtsklaue" und seinen Freund Wolodja „Bruder Blaßgesicht".

„Paß auf, erzähle nichts der Mama", sagte Katja zu Sonja vor dem Zubettgehen. „Wolodja bringt uns aus Amerika Gold und Elfenbein mit; wenn du es aber der Mama sagst, läßt man ihn nicht gehen."

Einen Tag vor dem Christabend studierte Tschetschewizyn den ganzen Tag die Karte von Asien und schrieb sich etwas auf; Wolodja aber ging matt und mit aufgeschwollenem Gesicht, wie von einer Biene gestochen, von Zimmer zu Zimmer, blickte finster drein und wollte nichts essen. Einmal blieb er im Kinderzimmer vor dem Heiligenbilde stehen, bekreuzte sich und sagte:

„Herr, vergib mir die Sünde! Herr, beschütze meine arme, unglückliche Mama!"

Gegen Abend fing er zu weinen an. Vor dem Schlafengehen umarmte er den Vater, die Mutter und die Schwestern ungewöhnlich lange. Katja und Sonja wußten gut, warum er so war, aber die Jüngste, Mascha, verstand gar nichts, absolut nichts; nur wenn sie den Tschetschewizyn ansah, wurde sie nachdenklich und sagte seufzend: „An Fasttagen, sagt die Kinderfrau, muß man Erbsen und Linsen essen."

Am nächsten Morgen standen Katja und Sonja früh auf und schlichen leise zur Tür, um zu sehen, wie die Jungens nach Amerika durchbrennen.

„Du fährst also nicht mit?" fragte Tschetschewizyn böse. „Sag', du fährst nicht mit?" — „Mein Gott!" wimmerte Wolodja leise. „Wie soll ich fahren?

Digitized by Google

Die Mama tut mir leid." — „Sag', kommst du mit oder nicht?" — „Ja, ich komm schon mit . . . aber nicht gleich. Ich will noch ein wenig zu Hause bleiben." — „In diesem Falle fahre ich allein!" sagte Tschetschewizyn entschieden. „Werde auch ohne dich auskommen. Und du wolltest noch Tiger jagen und kämpfen! Gib mir meine Zündblättchen zurück!"

Wolodja weinte so laut, daß seine Schwestern sich nicht länger beherrschen konnten und gleichfalls in Tränen ausbrachen. Dann wurde alles still.

„Du kommst also nicht mit?" fragte Tschetschewizyn wieder. — „Ich . . . ich komme mit" — „Dann zieh dich an!" Um Wolodja endgültig zu überreden, lobte Tschetschewizyn Amerika, brüllte wie ein Tiger, mimte ein Dampfschiff, fluchte, und versprach Wolodja das ganze Elfenbein und alle Tiger- und Löwenfelle.

Dieser schmächtige Junge mit dem dunklen Gesicht, mit den struppigen Haaren und Sommersprossen erschien den Mädchen als ein ungewöhnlicher, hervorragender Mensch. Er war ein Held, ein entschlossener, furchtloser Mann und verstand so zu brüllen, daß man, hinter der Tür stehend, wirklich glauben konnte, es sei ein Löwe oder ein Tiger.

Als die Mädchen wieder in ihrem Zimmer waren und sich ankleideten, sagte Katja mit Tränen in den Augen: „Ach, ich habe solche Angst!"

Bis zwei Uhr, als man sich zu Tisch setzte, war alles ruhig, doch da zeigte sich, daß die Jungens verschwunden waren. Man schickte zum Pferdestall, zum Gutsverwalter — sie waren nirgends zu finden. Man schickte aufs Dorf — auch dort waren sie nicht. Auch den Tee trank man ohne sie, und als man sich zum Abendessen setzte, war die Mama sehr unruhig und weinte. Nachts suchte man wieder im Dorfe und ging mit Laternen zum Fluß. Mein Gott, das war eine Unruhe!

Am andern Tag kam der Polizeiwachtmeister gefahren, und im Eßzimmer wurde irgendein Papier aufgesetzt. Die Mama weinte. Da hielt aber schon vor der Haustür ein breiter Schlitten, und vom weißen Dreigespann stieg dichter Nebel auf. „Wolodja ist gekommen!" rief jemand auf dem Hofe. „Woloditschka ist gekommen!" schrie Natalja, ins Eßzimmer stürzend.

Auch Mylord brüllte „Wau! wau!" Es stellte sich heraus, daß man die Jungens in der Stadt, im Kaufhause angehalten hatte (sie gingen von Laden zu Laden und fragten überall, wo man Schießpulver kaufen könne). Als Wolodja in den Flur trat, fiel er der Mutter um den Hals und brach in Tränen aus. Die Mädchen zitterten und dachten mit Schrecken, was jetzt wohl kommen würde. Sie hörten, wie der Papa sich mit Wolodja und Tschetschewizyn auf sein Zimmer zurückzog und mit ihnen lange sprach; auch die Mama redete und weinte.

„Darf man denn das?" ermahnte der Papa. „Wenn man es, Gott behüte, im Gymnasium erfährt, relegiert man euch beide. Sie sollten sich schämen, Herr Tschetschewizyn! Es ist nicht schön! Sie sind der Rädelsführer, und ich hoffe, daß Ihre Eltern Sie bestrafen werden. Darf man denn das? Wo habt ihr übernachtet?" — „Auf dem Bahnhofe!" erwiderte Tschetschewizyn stolz.

Wolodja mußte liegen und bekam Essigkompressen um den Kopf. Man telegraphierte irgendwohin, und am nächsten Tage erschien eine Dame, die Mutter Tschetschewizyns, und holte ihren Sohn ab.

Tschetschewizyn zeigte vor der Abreise eine strenge, hochmütige Miene und sagte beim Abschied von den Mädchen kein Wort; er ließ sich nur von Katja ihr Heft geben und schrieb ihr zum Andenken hinein: „Montigomo, die Habichtskralle."

Digitized by Google

In der Steppe.

Von Maxim Gorkij (geboren 1869).

Wir verließen Perekop in der übelsten Laune: hungrig wie die Wölfe und auf die ganze Welt wütend. Ganze zwölf Stunden lang hatten wir erfolglos versucht, alle unsere Talente und Bemühungen aufzubieten, um etwas zu stehlen oder zu verdienen, und als wir endlich eingesehen, daß uns weder das eine noch das andere gelingen wollte, hatten wir uns entschlossen, weiterzugehen. Wohin? Nun, überhaupt weiter.

Wir waren unser drei; wir hatten uns vor kurzem kennen gelernt, nachdem wir uns zu Cherſſon, in einer kleinen Wirtschaft am Dnjeprufer, begegnet waren.

Der eine von uns war ehemaliger Soldat im Eisenbahnbataillon und — angeblich — späterer Bahnmeister an einer der Eisenbahnen im Weichselgebiet, ein rothaariger, muskulöser Mensch mit kalten, grauen Augen; er konnte deutsch sprechen und verfügte über genaue Kenntnisse des Gefängnislebens.

Unsereins spricht nicht gerne von seiner Vergangenheit, da er immer mehr oder weniger triftige Gründe hat, über sie zu schweigen; darum glaubten wir alle einander, wenigstens äußerlich; denn innerlich glaubte ein jeder nicht 'mal sich selbst.

Wenn unser zweiter Genosse, ein trockenes kleines Männchen mit immer skeptisch zusammengedrückten dünnen Lippen, von sich behauptete, daß er ein ehemaliger Student der Moskauer Universität sei, nahmen es ich und der Soldat als eine Tatsache hin. Im Grunde genommen war es uns absolut gleichgültig, ob er Student, Spitzel oder Dieb war; wichtig war uns nur, daß er, als wir uns kennen lernten, uns gleich war: er hungerte, genoß besonderes Interesse bei der Polizei in den Städten und Mißtrauen bei den Bauern in den Dörfern, haßte die eine und die anderen mit dem Hasse eines gehetzten hungrigen Tieres und sehnte sich nach einer universellen Rache an allem und allen, — mit einem Worte, er war wie seiner Stellung unter den Fürsten der Schöpfung und Beherrschern des Lebens, so auch seiner Stimmung nach vom gleichen Holze wie wir.

Der Dritte war ich. Aus Bescheidenheit, die mir seit frühester Kindheit eigen ist, werde ich kein Wort von meinen Tugenden sagen und, um nicht naiv zu erscheinen, auch meine Mängel verschweigen. Als Material zu meiner Charakteristik will ich höchstens noch sagen, daß ich mich immer für besser als alle anderen hielt und daran heute noch mit Erfolg festhalte.

Ich ging neben dem Soldaten, der „Student" schritt hinter uns her. Er hatte an den Schultern etwas hängen, was an ein Jackett erinnerte; auf seinem spitzen, eckigen, kurzgeschorenen Kopf ruhte der Rest eines weitkrempigen Hutes; eine graue Hose voller bunter Flicken umspannte seine dünnen Beine, und an seinen Sohlen waren mit Schnüren, die er sich aus dem Unterfutter seines Anzuges gedreht hatte, Stücke eines auf der Straße gefundenen Stiefelschaftes befestigt: diese Konstruktion nannte er Sandalen. Er ging schweigend einher, wirbelte sehr viel Staub auf und blinzelte mit seinen grünen kleinen Augen. Der Soldat trug ein rotes baumwollenes Hemd, das er, nach seinen eigenen Worten, in Cherſſon „eigenhändig" erworben hatte; über dem Hemde trug er eine warme wattierte Weste; auf dem Kopfe eine nach militärischer Vorschrift auf das rechte Ohr geschobene Soldatenmütze von undefinierbarer Farbe; an den Beinen baumelten weite kleinrussische Pluderhosen. Die Füße waren bloß. Auch ich war ähnlich gekleidet und barfuß.

Wir gingen unseren Weg, und um uns dehnte sich nach allen Richtungen in mächtigem Schwunge die Steppe; von der blauen, glühenden Kuppel des wolken-

Digitized by Google

losen Sommerhimmels überwölbt, lag sie da wie ein riesengroßer, runder, schwarzer Teller. Die graue, staubige Landstraße, die sie als breiter Streif durchschnitt, versengte uns die Sohlen. Hie und da lagen als borstige Streifen die abgemähten Felder, die eine auffallende Ähnlichkeit mit den lange nicht rasierten Wangen des Soldaten hatten.

Der Soldat marschierte und sang mit heiserer Baßstimme: „... Und deine heilige Auferstehung preisen wir. ...“ Während seiner Dienstzeit war er eine Art Küster an der Bataillonskirche gewesen und kannte eine Unmenge von Kirchengesängen; diese Kenntnisse mißbrauchte er, so oft unsere Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte. Vor uns am Horizonte erhoben sich sanft umrissene Gebilde in den freundlichsten Farben von lila bis blaßrosa. „Offenbar sind das die Berge der Krim,“ sagte der „Student“ mit trockener Stimme. — „Berge?“ rief der Soldat. „Du hast sie zu früh erblickt, Bruder. Wolken sind es ... ganz einfach Wolken. Siehst doch, wie sie sind: ganz wie Moosbeerenmus mit Milch. ..“

Ich bemerkte, daß es im höchsten Grade angenehm wäre, wenn die Wolken tatsächlich aus Mus bestünden. Dies weckte sofort unseren Hunger.

„Ach, Teufel!“ fluchte der Soldat und spuckte aus. „Wenn uns doch wenigstens eine einzige Menschenseele in den Weg käme! Niemand da ... Man muß wie ein Bär im Winter an seinen eigenen Pfoten saugen. ...“

„Ich habe doch gesagt, daß man durch bewohnte Gegenden gehen soll,“ erklärte belehrend der „Student“.

„Du hast es gesagt!“ empörte sich der Soldat. „Darum bist du auch so gelehrt, um so was zu sagen. Was gibt es hier für bewohnte Gegenden? Weiß der Teufel, wo die sind!“ Der „Student“ preßte die Lippen zusammen und verstummte. Die Sonne ging unter, und die Wolken am Horizont spielten in den verschiedensten Farben, für die es keine Worte gibt. Es roch nach Erde und Salz. Dieser trockene, appetitreizende Geruch vergrößerte noch unseren Hunger. Im Magen sog es. Es war eine eigentümliche und unangenehme Empfindung, als ob die Säfte aus allen Muskeln herausliefen und verdunsteten und die Muskeln ihre lebendige Elastizität verlören. Das Gefühl einer stechenden Trockenheit erfüllte die Mundhöhle und die Kehle, der Kopf schwindelte, und vor den Augen entstanden und wirbelten in einem fort dunkle Flecken. Zuweilen nahmen sie die Form von dampfenden Fleischstücken und Brotlaiben an; die Erinnerung versah diese stummen Visionen der Vergangenheit mit den ihnen eigenen Gerüchen, und dann war es uns, als ob sich im Magen ein Messer umdrehte.

Indem wir hungrig den Speichel schluckten und uns bemühten, durch freundschaftliche Gespräche die Schmerzen im Leibe zu unterdrücken, gingen wir durch die leere und stumme Steppe, gingen in den roten Strahlen der scheidenden Sonne, von dunklen Hoffnungen auf etwas erfüllt; vor uns versank die Sonne langsam in weiche, von ihren Strahlen gefärbte Wolken, während rechts und links und hinter uns ein bläulicher Nebel von der Steppe in den Himmel stieg und den uns umgebenden unfreundlichen Horizont einengte.

„Brüder, sammelt Material für ein Feuer,“ sagte der Soldat, indem er von der Straße ein Holzscheit aufhob. „Wir werden in der Steppe nächtigen müssen ... es wird Tau geben. Nehmt jeden Zweig, Kuhmist, alles, was ihr findet!“

Wir bogen von der Straße ab und fingen an, trockenes Steppengras und alles, was nur brennen konnte, aufzulesen. So oft ich mich zur Erde bückte, fühlte ich im ganzen Körper ein leidenschaftliches Verlangen, auf sie hinzufallen, unbeweglich auf ihr zu liegen, sie, die schwarze und fette Erde zu essen, bis zur Erschöpfung zu essen und dann einzuschlafen. Wenn auch für ewig einzuschlafen, aber nur essen, kauen und fühlen, wie der warme und dicke Brei aus dem Munde durch die

Digitized by Google

eingetrocknete Speiseröhre langsam in den lechzenden, eingeschrumpften Magen hinabfließt, der vom Wunsche brennt, irgend etwas in sich aufzunehmen.

„Wenn wir doch wenigstens irgendwelche Wurzeln finden könnten ...“ seufzte der Soldat. „Es gibt solche eßbare Wurzeln. ...“

Aber in der schwarzen gepflügten Erde gab es keinerlei Wurzeln. Die südliche Nacht senkte sich schnell herab, und kaum war der letzte Sonnenstrahl erloschen, als am dunkelblauen Himmel schon die Sterne aufleuchteten, und um uns her dunkle Schatten immer dichter zusammenflossen, die unendliche Weite der Steppe einengend...

„Brüder,“ sagte leise der „Student“, „dort links liegt ein Mensch. ...“

„Ein Mensch?“ zweifelte der Soldat. „Was soll er dort liegen?“

„Geh' und frag'. Er hat gewiß Brot bei sich, wenn er sich in der Steppe niedergelegt hat ...“ erklärte der „Student“. Der Soldat blickte auf die Stelle, wo der Mensch lag, spuckte aus und sagte entschlossen: „Gehen wir zu ihm!“

Nur die scharfen grünen Augen des „Studenten“ vermochten zu unterscheiden, daß der dunkle Haufen, der an die fünfzig Klafter links von der Straße lag, ein Mensch war. Wir gingen schnell auf ihn zu, über die Schollen des Ackers schreitend, und fühlten, wie die in uns erwachte Hoffnung, etwas zu essen zu bekommen, die Schmerzen des Hungers verschärfte. Wir waren schon ganz nahe, — der Mensch rührte sich nicht.

„Vielleicht ist es gar kein Mensch,“ sagte der Soldat düster, unseren gemeinsamen Gedanken aussprechend.

Unser Zweifel zerstreute sich aber im gleichen Moment, denn der Haufen auf der Erde regte sich und wuchs, und wir sahen, daß es ein wirklicher lebendiger Mensch war, der auf den Knien lag und uns die Hand entgegenstreckte. Er sagte mit dumpfer, zitternder Stimme: „Kommt nicht näher, ich schieße!“

In der trüben Luft erklang ein kurzes, trockenes Knacken. Wir blieben wie auf Kommando stehen und schwiegen einige Sekunden, von diesem unfreundlichen Empfang überrascht. — „Ist das ein Schurke!“ brummte der Soldat ausdrucksvoll.

„Tja,“ versetzte nachdenklich der „Student“. „Mit einem Revolver zieht er herum, der Fisch hat offenbar viel Rogen. ..“

„He!“ rief der Soldat, der offenbar etwas beschlossen hatte.

Der Mensch änderte seine Stellung nicht und schwieg.

„He, du! Wir tun dir nichts ... gib uns nur Brot ... hast wohl welches? Gib's, Bruder, um Christi willen! ... Verflucht sollst du werden!“

Die letzten Worte brummte der Soldat in den Bart. Der Mensch schwieg.

„Hörst du!“ begann der Soldat wieder mit vor Bosheit und Verzweiflung zitternder Stimme. „Gib uns Brot. Wir kommen nicht näher ... wirf es uns zu ...“

„Gut ...“ sagte der Mensch kurz.

Er hätte uns auch „meine geliebten Brüder“ sagen können; wenn er aber in diese drei christlichen Worte auch die heiligsten und reinsten Gefühle hineingelegt hätte, so hätten sie uns unmöglich so erregen und zu Menschen machen können, wie dieses dumpfe und kurze: „Gut!“

„Fürchte dich nicht, Freund,“ begann der Soldat sanft und mit einem süßen Lächeln, obwohl der Mensch dieses Lächeln gar nicht sehen konnte, da er von uns mindestens zwanzig Schritte entfernt war.

„Wir sind friedliche Leute ... wandern aus Rußland nach Kubanj ... haben unterwegs das ganze Geld und alles verzehrt ... und haben schon den zweiten Tag nichts gegessen. ..“ — „Fang auf!“ sagte der Mensch und holte mit der Hand aus. Ein schwarzes Stück flog durch die Luft und fiel nicht weit von uns auf den Acker. Der „Student“ stürzte zu ihm hin. — „Fang noch einmal! Noch! Mehr habe ich nicht...“

Digitized by Google

Als der „Student“ die originelle Spende eingesammelt hatte, zeigte es sich, daß wir vier Pfund trockenes Weizenbrot hatten. Es war mit Erde beschmutzt und sehr hart. Trockenes Brot sättigt besser als frisches und enthält weniger Feuchtigkeit.

„So ... und so ... und so!“ sagte der Soldat, indem er die Stücke sorgfältig verteilte. „Halt ... es stimmt nicht! Man muß von deinem Stück etwas abknipsen, du Gelehrter, sonst hat er zu wenig ...“

Der „Student“ fügte sich widerspruchslos dem Verluste eines Stückchens Brot von zwei Lot; ich bekam dieses und stopfte es mir in den Mund.

„Der Verdammte hat noch Speck oder Fleisch ...“, brummte der Soldat, auf der Erde mir gegenüber sitzend und sich mit den Händen den Bauch reibend.

„Gewiß, denn das Brot roch nach Fleisch ... Ich meine, er hat auch noch Brot ...“, sagte der „Student“ und fügte leise hinzu: „Wenn nicht der Revolver ...“ — „Wer mag er wohl sein? Wie?“

„Wohl ein Vagabund wie wir ...“ — „Der Hund!“ sagte der Soldat.

Wir saßen eng aneinander gedrängt und schielten nach der Stelle, wo unser Wohltäter mit dem Revolver saß. Von dort drang zu uns kein Ton, kein Lebenszeichen. Die Nacht sammelte ringsum ihre dunklen Heere. Eine Grabesstille herrschte in der Steppe, wir hörten einander atmen. Ab und zu ertönte irgendwo das melancholische Pfeifen einer Steppenmaus ... Die Sterne, die lebendigen Blumen des Himmels, leuchteten über uns... Wir wollten essen.

Ich sage es mit Stolz: ich war weder besser noch schlechter als meine Genossen in dieser eigentümlichen Nacht. Ich schlug ihnen vor, aufzustehen und an diesen Menschen heranzugehen. Wir brauchten ihn doch nicht anzurühren, wir würden nur alles verzehren, was wir bei ihm fänden. Er wird schießen, — soll er nur! Er kann ja nur einen von dreien treffen, wenn er überhaupt trifft; und selbst dann kann so eine Revolverkugel wohl kaum töten.

„Gehen wir!“ sagte der Soldat und sprang auf. Der „Student“ erhob sich etwas langsamer.

Wir gingen, oder liefen fast hin. Der „Student“ hielt sich in einiger Entfernung hinter uns. „Genosse!“ rief ihm der Soldat vorwurfsvoll zu.

Wir hörten vor uns ein dumpfes Murmeln und das Knacken eines Revolverhahns. Ein Flämmchen blitzte auf, dann kam ein trockener Knall.

„Gefehlt!“ rief der Soldat freudig aus, indem er mit einem Sprung den Mann erreichte. „Wart', Teufel, ich werde dir schon zeigen ...“

Der „Student“ stürzte sich über den Quersack.

Aber der „Teufel“ fiel von den Knien auf den Rücken, warf die Arme nach rechts und links und röchelte...

„Der Teufel auch!“ wunderte sich der Soldat, der schon ein Bein erhoben hatte, um diesem Menschen einen Fußtritt zu versetzen. „Hat er sich gar selbst niedergeknallt?! Du! Was ist mit dir? He! Hast du dich erschossen oder was?“

„Es ist Fleisch dabei, auch irgendein Gebäck, und Brot ... es ist viel, Brüder!“ jubelte der „Student“.

„Nun, hol' dich der Teufel, verrecke nur... Wollen wir essen, Freunde!“ rief der Soldat. Ich nahm den Revolver aus der Hand des Menschen, der nicht mehr röchelte und unbeweglich dalag. Im Magazin war noch eine Patrone. Wir aßen wieder, wir aßen schweigend. Der Mann lag auch da und schwieg und rührte kein Glied. Wir schenkten ihm keine Beachtung.

„Brüder, habt ihr wirklich nur das Brot haben wollen?“ ertönte plötzlich eine heisere und zitternde Stimme.

Wir fuhren alle zusammen. Dem „Studenten“ blieb sogar ein Bissen in der Kehle stecken, er bückte sich zur Erde und begann zu husten.

Digitized by Google

Der Soldat kaute seinen Bissen zu Ende und begann zu fluchen.

„Du Hundeseele, zerspringen sollst du, wie ein trockener Klotz! Meinst du vielleicht, daß wir dir deine Haut abschinden? Was brauchen wir sie? Du dumme Schnauze, du unsauberer Geist! Hat man so was gesehen: hat sich bewaffnet und schießt auf Menschen! Verdammter, du. . ."

Er fluchte und aß weiter, und seine Flüche büßten daher ihre Ausdruckskraft ein...

„Wart', wenn wir fertig gegessen haben, rechnen wir schon mit dir ab," drohte der „Student".

Nun erklang in der Stille der Nacht ein Schluchzen, das uns erschreckte.

„Brüder... hab' ich es denn gewußt? Ich schoß... weil ich mich fürchte. Ich gehe aus dem Neuen Athos-Kloster ins Smolensker Gouvernement... ach, Gott! Das Fieber bringt mich um... sobald die Sonne untergeht, — das ist mein Unglück! Wegen dieses Fiebers bin ich aus dem Kloster gegangen... ich habe dort Tischlerarbeit gemacht... Tischler bin ich... Daheim habe ich eine Frau... zwei Mädelchen... drei Jahre habe ich sie nicht gesehen... Brüder! Eßt alles auf..."

„Wir werden schon aufessen, brauchst uns nicht zu bitten," sagte der „Student".

„Herrgott! Wenn ich wüßte, daß ihr friedliche, gute Menschen seid... würde ich dann schießen? Ich bin doch hier in der Steppe, Brüder, es ist Nacht... ist es meine Schuld? Wie?" Er sprach und weinte oder gab vielmehr eigentümliche zitternde, ängstliche Töne von sich. „Wie der winselt!" sagte der Soldat verächtlich.

„Er muß Geld bei sich haben," erklärte der „Student".

Der Soldat kniff die Augen zusammen, sah ihn an und lächelte.

„Du bist aber schlau... Nun wollen wir ein Feuer anmachen und schlafen..."

„Und er?" erkundigte sich der „Student".

„Hol' ihn der Teufel! Sollen wir ihn vielleicht braten oder was?"

„Das sollte man," sagte der „Student", indem er seinen spitzen Kopf schüttelte.

Wir holten das gesammelte Brennmaterial, das wir dort liegen gelassen, wo uns der Tischler mit seinem Schrei überrascht hatte, und saßen bald um das Feuer herum. Es brannte still in der windlosen Nacht und erleuchtete das Stück Raum, wo wir saßen. Wir waren alle schläfrig, obwohl wir gut noch einmal zu Abend essen könnten.

„Brüder!" rief uns der Tischler an. Er lag nur drei Schritte von uns, und zuweilen kam es mir vor, als ob er etwas flüsterte. — „Ja?" sagte der Soldat.

„Darf ich zu euch... zum Feuer? Mein Tod kommt... alle meine Knochen tun weh... Gott! Ich komme wohl nicht mehr nach Hause..."

„Kriech' her," erlaubte der „Student".

Der Tischler rückte langsam, als fürchtete er, einen Arm oder ein Bein zu verlieren, ans Feuer. Er war ein langer und furchtbar magerer Mensch; alles schien an ihm zu hängen, und seine großen trüben Augen spiegelten den Schmerz, der ihn verzehrte. Sein verzerrtes Gesicht war knochig und hatte selbst im Scheine des Feuers eine gelblich-graue, tote Farbe. Er zitterte am ganzen Leibe und erregte verächtliches Mitleid. Er streckte seine langen mageren Hände zum Feuer aus und rieb sich seine knochigen Finger, deren Gelenke sich langsam und träge bogen. Zuletzt war es uns widerlich, ihn anzusehen.

„Was gehst du denn wirklich in diesem Zustand zu Fuß? Ist es vielleicht der Geiz?" fragte der Soldat düster.

„Man gab mir den Rat... fahr' nicht, sagte man mir, mit dem Wasser... sondern geh' zu Fuß durch die Krim, die Luft, sagte man mir... Ich kann aber nicht gehen... ich sterbe, Brüder! Ich werde allein in der Steppe sterben... die Vögel werden meinen Leib zerreißen, und niemand wird es erfahren... Mein

Digitized by Google

Weib ... die Töchter werden warten, ich hab' ihnen geschrieben ... aber meine Knochen wird der Regen in der Steppe waschen... Gott, Gott!"

Er heulte traurig wie ein angeschossener Wolf.

„Teufel!" fuhr der Soldat wütend auf, indem er aufsprang. „Was winselst du? Was gibst du uns keine Ruhe? Du verreckst? Also verreck' und schweig' ... Wer braucht dich? Schweig'!"

„Gib ihm eins auf den Kopf," schlug der „Student" vor.

„Legen wir uns doch schlafen," sagte ich. „Und wenn du am Feuer bleiben willst, so heul' doch wirklich nicht..."

„Hast du es gehört?" sagte der Soldat wütend. „Merk' es dir. Du glaubst wohl, daß wir dich bemitleiden und uns mit dir viel abgeben werden, weil du uns mit Brot beworfen und auf uns geschossen hast? Du saurer Teufel! Andere an unserer Stelle ... pfui ..."

Der Soldat verstummte und streckte sich auf der Erde aus. Der „Student" lag schon. Auch ich legte mich hin. Der eingeschüchterte Tischler rollte sich zusammen, rückte nahe an das Feuer heran und begann schweigend in die Flammen zu starren. Ich lag rechts von ihm und hörte, wie seine Zähne klapperten. Der „Student" legte sich links von ihm hin und schlief wohl sofort ein. Der Soldat lag, die Hände im Nacken, mit dem Gesicht nach oben und blickte auf den Himmel.

„Ist das eine Nacht! Was? So viele Sterne ... und wie warm ...", wandte er sich nach einer Weile an mich. „Was für ein Himmel: eine Bettdecke ist es und kein Himmel ... Und du ... wie heißt du? He, Tischler! Sei mir nicht böse und fürchte dich nicht ... Daß wir dein Brot aufgegessen haben, macht doch nichts: du hast Brot gehabt, und wir nicht, darum haben wir deines aufgegessen ... Was schießt du auch mit Kugeln, du wilder Mensch! ... Verstehst du denn nicht, daß man mit einer Kugel einem Menschen schaden kann? Großen Zorn habe ich vorhin auf dich gehabt, Bruder, und wärest du nicht hingefallen, so hätte ich dich für deine Frechheit verprügelt. Und was das Brot betrifft, so kommst du morgen nach Perekop und kaufst dir welches — Geld hast du ja, das weiß ich ... Ist es lange her, daß du dir dein Fieber geholt hast?"

Lange noch klangen in meinen Ohren die Baßstimme des Soldaten und die zitternde Stimme des kranken Tischlers. Die dunkle, fast schwarze Nacht senkte sich immer tiefer auf die Erde herab, und die frische, feuchte Luft strömte in die Brust.

Das Feuer verbreitete gleichmäßiges Licht und belebende Wärme... Die Augen fielen mir zu.

„Steh auf! Schneller! Wir gehen!"

Erschrocken schlug ich die Augen auf und sprang schnell auf die Beine wobei mir der Soldat half, indem er mich am Arme heftig in die Höhe zog.

„Nun, schneller, marsch!"

Sein Gesicht war ernst und besorgt. Ich sah mich um. Die Sonne ging auf, und ein rosa Strahl lag schon auf dem regungslosen und blauen Gesicht des Tischlers. Sein Mund stand offen, die Augen waren aus ihren Höhlen weit hervorgetreten und blickten glasig und entsetzt. Seine Kleidung war an der Brust ganz zerfetzt, und er lag in einer unnatürlich verrenkten Pose. Der „Student" war nicht da.

„Nun, hast dich vergafft! Geh', sag' ich dir!" sagte der Soldat eindringlich, mich an der Hand fortziehend.

„Ist er gestorben?" fragte ich, vor der Frische des Morgens zusammenschauernd.

„Gewiß. Wenn man dich erwürgt, wirst du auch sterben," erklärte der Soldat.

Digitized by Google

„War es der ... ‚Student'?" rief ich aus.

„Wer denn sonst? Vielleicht du? Oder ich? Ja... Da haben wir den Gelehrten... Schön hat er den Menschen zugerichtet ... und seine Freunde hereingelegt. Wenn ich's gestern gewußt hätte, hätt' ich den ‚Studenten' erschlagen. Ich hätte ihn mit einem einzigen Hieb erschlagen. Mit der Faust auf die Schläfe ... und schon ist der Schurke nicht mehr auf der Welt! Verstehst du, was er getan hat? Jetzt müssen wir so wandern, daß uns in der Steppe kein Menschenauge sieht. Hast du's verstanden? Denn man wird den Tischler heute finden und sehen, daß er erwürgt und ausgeplündert ist. Und man wird auf unsereins aufpassen ... wo kommst du her? wo hast du übernachtet? Nun, und sie werden uns fangen... Obwohl wir nichts bei uns haben ... aber seinen Revolver hab' ich im Busen! Eine Bescherung!" — „Wirf ihn weg," riet ich dem Soldaten.

„Wegwerfen?" sagte er nachdenklich. „Das Ding hat doch einen Wert... Vielleicht wird man uns auch nicht fangen ... Nein, ich werf' ihn nicht weg ... wer weiß, daß der Tischler einen Revolver gehabt hat? Ich werf' ihn nicht weg... Er ist wohl seine drei Rubel wert. Eine Kugel ist auch noch drin ... ach, ja! Wenn man diese Kugel unserem lieben Freund ins Ohr schießen könnte! Wieviel Geld mag wohl der Hund gestohlen haben? Der Verdammte!"

„Da haben wir die Tischlerstöchter...", sagte ich.

„Töchter? Was für Töchter? Ach so, die von jenem... Nun, die werden heranwachsen, uns wird man sie nicht zu Frauen geben, davon ist keine Rede... Komm, Bruder, schneller... Wo wollen wir hin?" — „Ich weiß nicht... Es ist gleich."

„Auch ich weiß es nicht und weiß, daß es gleich ist. Gehen wir nach rechts, dort muß das Meer liegen." Wir gingen nach rechts.

Ich sah mich um. Fern von uns ragte in der Steppe ein dunkler Hügel, und über ihm leuchtete die Sonne.

„Du schaust, ob er nicht auferstanden ist? Hab' keine Angst, er wird uns nicht einholen... Der Gelehrte ist wohl ein geübter Bursche, hat die Sache gründlich besorgt... Ein guter Freund! Ordentlich hat er uns hereingelegt! Ach, Bruder! Die Menschen werden immer schlechter, von Jahr zu Jahr werden sie verdorbener!" sagte traurig der Soldat.

Die Steppe, stumm und leer, ganz von der hellen Morgensonne übergossen, dehnte sich um uns und floß am Horizonte mit dem Himmel zusammen, mit einem so heiteren, so liebevollen und so freigebig sein Licht spendenden Himmel, daß jede schwarze und ungerechte Tat in den weiten Räumen dieser freien Ebene unter der blauen Kuppel des Himmels unmöglich schien.

„So furchtbar will ich fressen, Bruder!" sagte mein Genosse, indem er sich eine Zigarette drehte. „Was werden wir heute essen, wo und wie?"

Eine schwierige Frage!

So schloß der Erzähler, mein Bettnachbar im Krankenhause. Dann sagte er mir: „Das ist alles. Ich befreundete mich mit diesem Soldaten, und wir kamen zusammen bis in die Gegend von Kars. Er war ein gutmütiger und sehr erfahrener Kerl, ein typischer Barfüßler. Ich achtete ihn sehr. Bis nach Kleinasien gingen wir zusammen, und dort verloren wir uns aus den Augen..."

„Denken Sie noch manchmal an den Tischler?" fragte ich.

„Wie Sie es eben gesehen oder vielmehr gehört haben."

„Und das ... macht Ihnen nichts?" — Er lachte.

„Was soll ich dabei empfinden? Ich bin unschuldig daran, daß es mit ihm so gekommen ist, wie auch Sie unschuldig sind, daß es mir so gegangen ist... Niemand hat schuld, denn wir sind alle die gleichen Tiere."

Digitized by Google

Die weiße Birke.

Von Fjodor Sologub (geboren 1863).

„Meine Liebe! Meine Weiße!“

Er blickt verliebt die weiße Birke an, der kleine, schmächtige, blasse, halbwüchsige Junge, er sitzt auf der Bank in seinem Garten und flüstert. Eine helle Leinenbluse hat er an. Sitzt leicht vornüber. Die Hände, die ein wenig von der Sonne verbrannt sind, ruhen auf den Knien, — sie liegen da und schlummern.

Von rückwärts kommt ganz leise ein kleines Mädchen heran, laut lacht sie auf, das Lachen ergießt sich über das rosige Gesicht, und in den braunen Augen ist nur dasselbe zu lesen, was auch in ihrem rosigen Gesicht geschrieben steht. Sie setzt sich auf die Bank neben ihren Bruder und sagt: „Die Birke schaut er an und denkt dabei an die Ljubotschka. Ein Dummkopf bist du, Serjoscha! Sie hat ja einen Bräutigam.“ — Serjoscha blickt seine Schwester verständnislos an, als müßte er erst erfassen, was sie sagt, als verstünde er ihre Worte nicht ganz. Er seufzt auf. Dann sagt er leise und gedehnt:

„Was dir nicht einfällt! Was geht mich deine Ljubka an! Als ob sie mich interessierte! Ist beiläufig dreimal hübscher als die graziöseste Sumpfkröte.“

Laut lachend antwortete das Mädchen:

„Pfui, du Dummkopf! Darf man denn von einem jungen Mädchen so sprechen?“

Serjoscha blickte sie ruhig an und versetzte:

„Sinka, du verstehst nichts, hast aber das Schimpfen gelernt. Wenn du mich noch einmal einen Dummkopf nennst, schmeiße ich dich wieder ins Wasser.“

Sina runzelte halb im Ernst die Stirne und erwiderte:

„Das wollen wir noch sehen, wer wen ins Wasser schmeißt!“

Sie stand auf, schüttelte den Kopf mit den schwarzen Zöpfen und ging. Im Fortgehen warf sie dem Bruder noch zu: „Überhaupt will ich mit dir nicht mehr reden.“

Als sie ganz fort war, als das klagende Knirschen des Sandes der Gartenwege unter ihren Absätzen nicht mehr zu hören war, ging Serjoscha auf die Birke zu, schmiegte sich liebevoll an sie und küßte ihre feine, rosig-weiße Rinde. Ein leichtes Beben lief durch den schlanken Körper der Birke, die lustigen, unschuldigen Blättchen des schmucken Bäumchens begannen zu rascheln, und der berauschende, süße Duft des nordischen weißen Baumes umfing zärtlich den Knaben. Serjoscha umarmte still den Birkenstamm und drückte seine rosig gewordene Wange an die leicht kitzelnde glatte Oberfläche ihrer Rinde.

Es war Nacht, eine nordische, leichte, durchsichtige, gespenstische Nacht. Die jungen Mädchen saßen im Garten. Sie gingen nirgends hin, — der Tag hatte sie ermüdet. Und sie lachten. Ihre lauten Stimmen waren Serjoscha unangenehm. Er ging in seine kleine Kammer hinauf, setzte sich ans Fenster, blickte auf den rosigen, seltsamen, lieben, so leeren und so vielsagenden Himmel hinaus und wartete. Wartete, daß sie weggehen.

Und er erlebte es. Alles wurde still. Der Junge stieg in den Garten hinunter und ging auf seine Birke zu.

Das Landhaus stand am hohen Flußufer. Unten rauschte das Wasser. Leise, hartnäckig, eintönig rauschte es. Es rauschte und plätscherte. Vom Nebel bedeckt, rieselte es über die Steine und am Ufer dahin.

Fein, schlank wie eine Rute, mit grünlichem leichtem Körper und grünen hellen Augen stieg aus dem Wasser die Nixe. Die Dinge leuchteten schwach durch ihren feinen Körper hindurch, und ihre Augen blickten neugierig und rätselhaft, die leblosen Augen, die so ganz anders sind als die unsrigen.

Digitized by Google

Und die schlanke Birke mit dem grünlich weißen Körper fuhr leise zusammen und lallte etwas mit ihren klebrigen, süß duftenden Blättchen. Sie lallte und flüsterte. Sie bebte. Die aus der fremden Welt schlich durchs Gebüsch und lockte:

„Komm doch lieber zu mir. Mit mir ist's lustiger. Sie schweigt. Ich aber erzähle dir Märchen." Sserjoscha sagte böse:

„Mach, daß du weiter kommst! Was brauch ich deine Märchen? Hast du Hauffs Märchen gelesen? Nein? Und kennst du Afanassjews russische Märchen? Na also! Geh."

Sie lachte ein gläsernes, feines, klirrendes Lachen. Sie lachte und entfernte sich leicht, durchsichtig, gespenstisch. Irgendwo im Schilf stammelte sie noch etwas Unverständliches. Es war ein Lachen oder ein Weinen, — sie klagte und lachte zugleich. Nixenlachen, Nixentränen. Nixenlachen. Das Rieseln des Wassers über den Steinen. — Was stammelt sie? Worüber lacht sie? Worüber klagt sie?

Jeden Tag war es heiß. Der Sommer fing eben an, das Gras war noch hellgrün, das Laub der Birke noch frisch, aber der heiße Sommer drängte und drängte. Man muß etwas unternehmen, so schnell als möglich, solange die klebrigen Blättchen der weißen Birke noch nicht gelb geworden sind. Die weiße, die lockige, die liebe Birke!

Sserjoscha liegt auf der Bank unter der Birke, und die Birke steht über ihm, sie schwankt im Winde und raschelt leise mit ihren frischen Blättchen. So lustig und so sehnsüchtig.

Da kommt aber schon die Cousine Lisa, eine lustige, rotbackige, schwarzäugige, schwarzhaarige Schöne, die vor kurzem Witwe geworden, aber schon wieder lustig und verführerisch ist. Sie ist ganz nahe herangekommen. Sie riecht nach einem ekelhaften starken Parfüm, das so gar nicht zum grünen Garten und zu den zart duftenden klebrigen Blättchen der weißen Birke paßt. Sie kommt ganz nahe heran und beginnt Sserjoscha zu necken. Sie hat schon einmal diese Manier.

Sie wendet sich an ihn, leise und liebevoll, als wäre sie mit freundlichen Worten gekommen: „Sserjoscha, lieber Sserjoscha!"

Und sie hat schon ein listiges, böses, tückisches Lächeln bereit.

Sserjoscha antwortet böse: „Nun, was willst du?"

Er ahnt schon, daß Lisa nicht mit guten Absichten gekommen ist. Und wann kommt sie auch, die rotbackige, feiste, mit guten Absichten?

— Weibsbild! — schimpft Sserjoscha in sich hinein.

Er runzelt die Brauen, legt sich auf den Bauch und baumelt recht ungezwungen mit den Beinen.

Lisa fragt sehr freundlich: „Liebster! Du liegst und kannst nicht aufstehen?"

„Was meinst du?" fragt Sserjoscha, ihre Absichten noch nicht verstehend, doch sich schon im voraus ärgernd.

Und Lisa fragt: „Du liegst unter der Birke, denkst an die Sinotschka, warum gehst du nicht einfach zu ihr?"

Sserjoscha brummt: „Dummheiten!"

„Vielleicht hast du Leibweh?" fragt Lisa wieder. Und lacht dabei leise.

„Dumme Dummheiten!" antwortet Sserjoscha böse.

„Oder hast du dir mit Sinotschkas Pomade den Magen verdorben?" fragt Lisa außerordentlich freundlich.

Sie streichelt ihm mit ihrer weichen und zarten, doch allzu kräftigen Hand die Haare. Sserjoscha schreit böse:

„Was für dumme Dummheiten! Sinotschka hat gar keine Pomade, sie braucht keine Pomade."

Digitized by Google

„Woher weißt du das?“ fragt Lisa lachend. „Hast wohl in ihren Sachen herumgewühlt? Das ist nicht schön. Und hast ein Bändchen zum Andenken gestohlen? Wo hast du es?“

Und sie will ihm die Taschen durchsuchen. „Trägst du es vielleicht in der Tasche?“

Serjoscha springt auf und läuft schnell davon. Nachdem er eine angemessene Strecke weit gelaufen ist, bleibt er stehen und schreit gekränkt: „Freche Witwe!“

Lisa lacht lustig auf und geht zu den Erwachsenen, die ebenso roh und schlecht sind, wie sie selbst. Für sie war es nur eine kleine Zerstreuung, die sie gleich darauf vergaß, dem Serjoscha verdarb sie aber den ganzen Tag.

Den ganzen Tag muß er an Sinotschkas ekelhafte Pomade denken, welche Sinotschka niemals besessen, vor der er aber den ganzen Tag einen so üblen Geschmack im Munde hat, als hätte er sich wirklich an dieser nichtexistierenden Pomade überessen.

Jedes Entzücken, wie das höchste so auch das niedrigste, entsteigt dem gleichen dunklen Gebiete, dem schwankenden Nebel des Nichtseins.

Wieder Nacht. Eine feuchte, stille, mit Millionen von Schweigen, mit Schwärmen unzähliger Stillen sprechende Nacht.

Alle Bäume im Garten stehen still da und lauschen. Und lauschen. Und träumen.

Sie allein flüsterte ihnen zu. Sie flüsterte ihnen etwas leise zu und verstummte wie sie... Und sie lauschten, was ihnen der verträumte, blasse Knabe sagte.

Ein stiller, warmer Nebel rückte von den Feldern heran, — um zu stehen, zu lauschen, zu träumen. Um sich im weißen und stillen Schweigen zu vergessen.

Leise flüsterte Serjoscha:

„Ich liebe dich, du liebe, weiße Birke. Nur dich liebe ich.“

Eine Stimme, so still und traurig wie ein leichtes Seufzen, wie der süße Ton der Schalmei, fragte: „Wofür?“ Und Serjoscha antwortete:

„Ich liebe dich, weil du der Frühling bist, weil du schweigst, nicht lachst und mich nicht neckst. Weil du mir zur Freude gewachsen bist. Zu einer süßen Frühlingsfreude.“ Mit einem traurigen Flüstern fragte die Sanfte, die Schmelzende: „Nur zur Freude?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Serjoscha. „Du bist gewachsen, du stehst da und schweigst. Und willst nichts, warteſt auf niemand und rufst niemand. Du willst nicht und willst. Und du willst so süß und so wahr. Und was du willst, das wird auch sein. Deine Zweige strecken sich in die Freiheit hinaus und sind mit Blättchen bedeckt. Ganz weiß, ganz still bist du, meine liebe Birke. Du wirst mich liebkosen, du wirst mich küssen, du bist mir zur Freude.“

„Dir zur Freude und nicht zur Qual?“ fragte wieder traurig die Traute, die Schmelzende. — „Und wenn auch zur Qual“, sagte leise Serjoscha:

„Gleich werde ich mich an dich schmiegen, und es wird uns beiden wieder so süß und so weich ums Herz sein.“

„Süß und weich“, flüsterte die Birke so leise, so freundlich. „Willst du es? Kannst du es?“, fragte sie leise.

Serjoscha schmiegte sich an sie. Er umschlang mit den Armen ihren feinen Stamm, drückte den Kopf an ihre zarte Rinde und erstarb in süßer Verzückung. Ihn quälten unbekannte Wünsche, und es war eine Sehnsucht und eine Trauer. Jemand weinte so nahe und so bitter, — durchsichtig und zerbrechlich klang das Weinen der eifersüchtigen Nixe mit dem grünen Schaum der Zöpfe, und von den grünen Wimpern fielen kalte Tränen herab.

Der Garten war ganz von nebliger Frühlingstrauer erfüllt. Machtlos waren die weißen Ankömmlinge von den feuchten Tälern, die ihre alten Larven schon

Digitized by Google

verloren, aber neue Antlitze noch nicht gefunden hatten. Zu einem formlosen Nebel zusammenfließend, standen sie da, und seufzten und verzehrten sich in kalter, nächtlicher ohnmächtiger Sehnsucht.

Ein lebloses und trauriges Antlitz erhob sich über ihnen, doch machtlos war sein Zauber. Hoffnungslosigkeit und Liebe...

Der kalte Nebel schwankte, in lebloser Sehnsucht verzehrten sich die Bäume des Gartens über dem Flusse, im Nebel, unter dem kalten, Zauber spinnenden, doch ohnmächtigen Monde.

Zwei ineinander verwobene Leben bebten und loderten in Liebe und Verzückung und tranken die bittere Hoffnungslosigkeit der Liebkosungen.

Ebenso hoffnungslos ferne voneinander wie jedes andere Seelenpaar im irdischen Bunde, ließen sie ihr Zittern und Streben in eins zusammenfließen, gaben einander alles, was jedes für sich hatte, und ermatteten im ohnmächtigen Beben zweier schlanker, zitternder, erkaltender Körper.

Er, der Lauernde, der sein irdisches Antlitz niemals den Menschen zeigt, kam ganz nahe heran und wartete und hauchte die beiden mit einem Entzücken an, das stärker als alle Verzückungen und Zauber des Lebens ist.

Und er fragte: „Törichtes Kind, was willst du?"

In süßem Saft vergehend, antwortete die weiße Birke:

„Nur einen einzigen Augenblick! Dunkel ist das Sein, und schwer sind die Fesseln des Lebens, — oh, gib mir nur einen einzigen flammenden Augenblick!"

Im Blitze der Verzückung loderte der ganze schlanke Körper der weißen Birke auf. Und mit dem Aufschrei wahnsinnigen Glücks stürzten sterbend zwei feine, zwei bebend erkaltende Leiber sterbend zu Boden.

Aus den „Abendliedern"[1].

Von Valerij Brjussow (geb. 1873).

War ein Abend, war ein Sommer
An des Rheines vollem Strome.
Über Köln lag still ein frommer,
Goldumstrahlter Heiligenschein.
Und in diesem stillen Dome —
Leuchteten die Augen dein.

Klangen Lieder, klangen Lieder,
Lieder lieber, alter Zeit.
Leise tönten durch die Haine
Sanfte Laute immer wieder,
Und verschmolzen still im Rheine
Mit den Wellen goldumschneit.

Und wir liebten! und wir bebten,
Wie im Winde junges Ried.
Wir versanken sanft im Rheine,
Und es schien, daß wir nicht lebten,
Doch, daß einmal Heinrich Heine
Von uns sang ein schlankes Lied.

[1]) Aus: „V. Brjussow, K. Balmont, Gedichte", übertragen von Wolfgang E. Groeger, Verlag „Scythen", Berlin (in Druck).

Digitized by Google

Der unvermutete Proviant.

Von Michaïl Kusmin (geboren 1876).

Die Tage und Abende vor dem Weihnachtsfeste verbrachte ich in jenem Jahre auf eine für mich recht ungewohnte Weise: nach dem hohen Norden verschlagen, eilte ich erst in einem mit kleinen zottigen Pferden bespannten Schlitten, in drei Pelzmäntel gehüllt, dann in einem rüttelnden Wagen der Archangelsker Eisenbahn südwärts, um die Geburt des Heilands, seinen Stern, die heiligen drei Könige und die Krippe nicht irgendwo unterwegs, sondern an bewohnter Stätte im Kreise meiner Verwandten und Freunde zu erleben. Mein Reisegenosse, ein Petersburger Antiquar, der mit alten Ikonen, Büchern und sonstigem Gerümpel handelte, hatte es besonders eilig, und wir rasten Tag und Nacht über die eingefrorenen Seen und Sümpfe und die wilden, waldbewachsenen Berge, an jeder steilen Senkung aus dem Schlafe gerüttelt. Als wir endlich, von unseren Pelzen befreit, im geheizten Eisenbahnwagen saßen, fühlten wir uns schon beinahe am Ziele und sprachen von den grausamen Fröſten, bei denen die Holzwände der Bauernhäuser wie Kanonen krachen, wie von einer fernen Vergangenheit. Mein Reisegenosse sagte, in der Vorahnung des Petersburger Tauwetters: „Ja, in Petersburg haben wir einen echten Armeleutewinter: der ist für die Bettler wie geschaffen." — „Ich weiß wirklich nicht, was schlimmer ist: frieren oder hungern." — „Es steht geschrieben, daß den Hungernden Gott verpflegt", sagte der Antiquar und schlug sogar ein Kreuz.

Hier mischte sich in unser Gespräch ein Fremder ein, der bisher geschwiegen hatte und der einzige Mitreisende in unserm Kupee war. Wir richteten auf ihn unsere Blicke und sahen einen bartlosen Mann mit spitzer Nase und lebhaften Augen in der Kleidung eines Kleinbürgers. Beachtenswert waren an ihm nur die Augen; wenn sie einmal stillstanden, erschienen sie ungewöhnlich groß und durchsichtig und blickten so keusch, erstaunt und naiv, daß man sich wundern mußte, wie sie überhaupt so unruhig umherschweifen konnten, statt den Gesprächspartner heiter und unverwandt anzublicken. Der Besitzer dieser Augen mischte sich nun mit einer hohen, etwas heiseren Stimme in unser Gespräch ein. Als er meinen Reisegenossen sich bekreuzigen sah, lächelte er stumm und versetzte darauf schüchtern: „Wissen Sie, mit der Verpflegung gibt es manchmal sehr merkwürdige Zufälle." Da wir auf einen neuen Teilnehmer an unserer Unterhaltung nicht gefaßt waren, reagierten wir zunächst nicht auf seine Bemerkung, er aber fuhr noch unentschlossener fort: „Verzeihen Sie, meine lieben Herren, daß ich mich ins Gespräch einmische. Ich will nur sagen, daß man mit der unvermuteten Verpflegung, von der der Herr soeben sprach, große Ungelegenheiten haben kann. Wir hatten einmal im Kloster einen solchen Fall." — „Kommen Sie denn aus einem Kloster?"

„Bin erst vor drei Jahren ausgetreten, habe aber bis dahin fünfzehn Jahre ununterbrochen im Kloster gelebt." — „Wie alt sind Sie denn?" — „Dreiunddreißig", antwortete er und blickte uns wieder erstaunt und unverwandt an.

Ich mußte mich wundern; mein Reisegenosse stieß mich aber mit dem Ellenbogen an und flüsterte mir zu: „Geben Sie auf Ihre Reisetasche acht!" Da ich großer Liebhaber der altmodischen Reisegespräche im Stile Ljesskows bin, setzte ich mich bequemer zurecht und sagte: „Was war es denn für ein Fall in Ihrem Kloster? Erzählen Sie es uns, wenn es geht." — „Es ist zwar nicht sonderlich interessant, aber anderseits doch ein erstaunlicher Fall. Natürlich kann ich es erzählen."

Nach solchen recht gewöhnlichen Vorbemerkungen gab unser Reisegefährte folgende Geschichte zum besten, die ich meinerseits in der zusammenhängendsten und kürzesten Form unter möglichster Beibehaltung des Stils des Erzählers wiedergeben will Folgendes hörten wir also unter dem gleichmäßigen Klappern des

Digitized by Google

Eisenbahnwagens: ich — bequem, auf meinem Wolfspelze ausgestreckt, mein Reisegefährte sich schlafend stellend, doch unser Gepäck nicht aus den Augen lassend.

„Unser Kloster war in alten Zeiten berühmt und reich, kam aber mit den Jahren immer mehr herunter, war für eine Zeitlang sogar in ein Nonnenkloster umgewandelt, und vom einstigen Reichtum sind heute nur noch die dauerhaften, unverwüstlichen Baulichkeiten, die Bibliothek und die altertümlichen Ornate übriggeblieben, von denen die Hälfte schon ins Museum gekommen ist. Wir hatten so viele Zellen, daß, obwohl die Hälfte von ihnen abgesperrt war oder als Vorratskammern diente, in denen sich übrigens die Ratten nur sehr wenig holen konnten, auf jeden Mönch beinahe zwei Zellen kamen. Fünfundzwanzig Werst im Umkreise gab es gar keine Dörfer, und die Dörfer, die weiter als fünfundzwanzig Werst von uns lagen, waren so arm, daß das Kloster von ihnen nicht den geringsten Nutzen hatte. Die reicheren und soliderен Bauern waren sämtlich Altgläubige, die Rechtgläubigen aber entweder Säufer oder so arm, daß sie selbst in Christi Namen betteln mußten und das Kloster unmöglich unterstützen konnten. In der nächsten Stadt war es genau so. Wir hatten zwar auch ein Gasthaus für Pilger, aber es stand fast immer leer oder beherbergte wenige Leute, die von fernher kamen. Einmal im Frühjahr kam zu uns sogar ein Kunstmaler aus Petersburg, der unsere Tore und Türme zeichnete und die Ikonen kopierte, aber ernsthafte Leute kamen zu uns fast nie. Es waren nur sehr wenige Mönche im Kloster, zum größten Teil fromme und einfältige Menschen. Ihre Armut war echt und ungekünstelt, so daß wir oft mit dem täglichen Brot Schwierigkeiten hatten. Und diese Not war um die Zeit, in der sich das Ereignis, von dem ich Ihnen erzählen will, abspielte, besonders brennend geworden. Es war kurz vor Weihnachten, alle Welt bereitete sich vor, das Fest in Freuden und Überfluß zu begehen, bei uns waren aber sogar die Ratten davongelaufen. Es heißt, daß es schwer ist, mit vollem Magen zu singen; aber mit leerem Magen ist es einfach gräßlich; selbst unser Glockengeläute klang wie ein Fastengeläute. Da ich damals noch jung war (ich war kaum neunzehn) und für das mönchische Leben begeistert, machte ich mir nicht viel aus der Not; ich sang die Choräle und ließ mir nichts anmerken.

Um diese traurige Zeit bekamen wir unerwarteten Besuch: ein altes Weiblein und eine junge Dame, eine Beamten- oder Kaufmannsfrau oder eine Gutsbesitzerin — wer kennt sich da aus? Wir waren ganz außer uns: womit sollen wir die lieben Gäste bewirten? Unser Herbergsvater sagte es ihnen sogar geradeaus: die Sachen stehen bei uns so und so, und die Damen möchten uns die Verpflegung nicht übelnehmen. Aber die jüngere Frau bewegte nur die Brauen und sagte höchst sorglos: ‚Es macht nichts, heiliger Vater, wir sind nicht verwöhnt und werden dasselbe essen, was Sie essen. Und wenn Sie uns nichts geben, so haben wir eigenen Proviant mit.‘ So spricht sie und zeigt mit der Hand auf zwei große Ballen, die sie mitgebracht hat. Sie bat uns, die Ballen in den Keller zu stellen, und holte aus einem Körbchen allerlei Vorräte heraus: Kaviar, geräucherten Lachs und ähnliche Dinge, wie sie die Laien um die Fastenzeit essen dürfen. Auch wir kamen einigermaßen zur Ruhe, denn wir dachten uns: in den Ballen ist wohl gefrorenes Geflügel, die beiden Frauen können soviel gar nicht aufessen, und wenn sie bis zum Feste bei uns bleiben, so wird wohl auch für uns einiges abfallen. Die Junge scherzt und lacht, scheint aber dabei gar nicht lustig; bald runzelt sie die Brauen, bald bricht sie das Gespräch plötzlich ab, bald stellt sie einen Teller vom Tisch auf die Kommode und von der Kommode wieder auf den Tisch und blickt bald durch das angelaufene Fenster auf das blutrote Abendrot hinaus. Wie sie den Pelz ausgezogen hat, steht sie vor uns wie ein schmächtiges Mädel da; hat rote Wangen, die Haare sind schwarz wie Ruß und kunstvoll geflochten, die Augen aber so groß wie altmodische Taschenuhren: wenn sie

Digitized by Google

einen anblickt, ist einem ganz unheimlich zumute. Die Alte war wohl ihre Kinderfrau oder Dienerin, oder vielleicht auch eine Verwandte und hieß Leontjewna; die junge Frau nannte sich aber Sinaïda Pawlowna.

So lebten sie bei uns zwei Tage, gingen zu jeder Messe und erkundigten sich in einem fort, auf welche Weise bei uns Telegramme ankommen; wir hatten aber noch niemals ein Telegramm bekommen. Sinaïda Pawlowna betete andächtig, doch nicht übertrieben, und man konnte ihr immer eine gewisse Unruhe ansehen. Dann ließ sie drei Messen hintereinander aus, und die Kinderfrau sagte, daß die Gnädige erkrankt sei. Wir wollten schon in die Stadt nach einem Arzt schicken, aber die Kranke ließ es nicht zu und begann irgendwelche Hausmittel einzunehmen. Wie ich eines Abends aus dem Walde mit Brennholz heimfahre, klopft die Frau ans Fenster und winkt mich heran. Ich binde das Pferd an, komme in den Flur des Gasthauses und spreche vor der Tür ein Gebet; hinter der Tür sagt jemand: ‚Amen', sonst aber höre ich weder Schritte noch irgendeine Bewegung. Ich trete ein — kein Mensch; hinter dem Vorhang ruft die Dame mit schwacher Stimme: ‚Kommen Sie doch zu mir herein, ich bin etwas unwohl, doch angekleidet. Die Leontjewna ist weggegangen, hat mich alleingelassen, und ich langweile mich furchtbar. Ich habe auch ein Anliegen an Sie.' — ‚Was wünschen Sie denn, Sinaïda Pawlowna?' frage ich, getraue mich aber nicht, hinter den Vorhang zu gehen. Denn ich muß mich wundern: sie hat doch eben ans Fenster geklopft und kann plötzlich nicht vom Bette aufstehen! — ‚Sie klopften eben, daß ich komme?' — ‚Nein, gerufen habe ich Sie nicht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. Außerdem habe ich ein Anliegen an Sie, Aljoscha.' Ich heiße allerdings Alexej, aber woher weiß sie das, und was redet sie immerfort, daß sie ein Anliegen hat? Was kann sie von mir wollen? Ich dachte eine Weile nach und sagte dann: ‚Ich glaube, Sie haben ans Fenster geklopft?' — ‚Ich habe gar nicht geklopft, es ist Ihnen nur so vorgekommen', antwortete sie, noch immer hinter dem Vorhang. ‚Kommen Sie doch her, ich bin angekleidet, ich muß Sie sprechen.'

Ich bekreuzige mich und trete leise ein. Sinaïda Pawlowna liegt tatsächlich angekleidet auf dem Bett, ist sonst blaß, aber die Wangen glühen wie in Feuer, und die Augen sind noch größer und noch schwärzer geworden. Auf dem Tischchen brennt ein Lichtstummel und liegt ein Pack Briefe. Ich stehe da und schweige; auch sie schweigt und blickt zur Decke. Ich hüstele, und sie flüstert, ohne den Blick von der Decke zu wenden: ‚Mein Gott, mein Gott, was wird nun sein?' Und sie bricht, ohne mit den Augen zu zwinkern, in Tränen aus. Ich komme einen Schritt näher und frage: ‚Was ist mit Ihnen, Sinaïda Pawlowna? Ich will die Leontjewna holen, Sie haben wohl Fieber?' — Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen, daß es unnötig sei, und fuhr leise fort: ‚Aljoscha, Sie sind ein reiner Mensch und ein Mönch; sagen Sie mir nun auf Gewissen: kann ein Mensch einen geliebten Menschen aus Liebe töten und dabei kein Ungeheuer sein?' Und sie sah mich durchdringend an. Ich überlegte es mir und antwortete: ‚Ich bin zwar Mönch, doch von Reinheit weit entfernt. Und was Ihre Frage betrifft, so kann ich die Beantwortung nicht auf mich nehmen. Ich müßte die älteren Brüder fragen, denn ich bin noch jung und kenne mich in solchen Sachen wenig aus.' — Sie hörte aber meine Antwort wohl gar nicht, denn sie richtete ihren Blick wieder auf die Decke und sagte: ‚Und dabei kein Ungeheuer sein? ... Für wie alt halten Sie mich, Aljoscha?' — ‚Sie sind wohl zwanzig, dreiundzwanzig.' — — ‚Viel älter, Sie haben es nicht erraten!' Sie lachte, wurde dann wieder nachdenklich und begann von neuem: ‚Ist es heute kalt, Aljoscha?' — ‚Nein, nicht sehr.' — ‚Und mich friert's immer'. — ‚Die Öfen sind heute tüchtig eingeheizt. Sie sind sicher krank. Schade, daß man den Arzt nicht geholt hat.' — ‚Nein, ich bin wohl.'

Digitized by Google

— ‚Ach, was ist das für ein Wohlsein!' — Ich schwieg eine Weile und fragte dann wieder: ‚Was wünschen Sie denn von mir, Sinaïda Pawlowna?' — Sie schien sich auf etwas zu besinnen und sagte: ‚Ach, ja ... Das weiß ich nicht mehr. Ich hab' solche Angst, allein zu sein.' Da klopft jemand an die Türe. Die Dame richtet sich sofort im Bette auf, ergreift meine Hand — die ihrige ist aber heiß wie Feuer — und flüstert: ‚Still, es ist Pjotr Prochorowitsch!'

Ich sehe mich um und sage: ‚Es ist gar kein Pjotr Prochorowitsch da, wo soll der auch plötzlich hergekommen sein? Beruhigen sie sich doch!'

Sie beruhigte sich ein wenig, legte sich hin und sagte lächelnd: ‚Ich rede natürlich Unsinn, es sind die Nerven. Wie soll er auch aus dem Keller heraufkommen? Sie haben recht, doch nicht ganz', fügte sie ganz ruhig und scheinbar sogar spöttisch hinzu. Nun kam Leontjewna herein: sie war es, die geklopft hatte. Die Dame wandte sich auch an sie mit der gleichen Frage: ‚Ist's heute kalt, Leontjewna?' — ‚Es ist kalt, doch nicht allzu kalt, Liebste. Es ist bald Zeit, abzureisen.'

Hier mischte ich mich ein und sagte: ‚Wie wollen Sie, meine Dame, in diesem Zustande reisen?' Die Alte führte mich aber zur Tür und sagte: ‚Wenn du doch in die Kirche gingest, Bruder! Ich will die Gnädige mit Weingeist einreiben!' Die Gnädige wirft sich aber auf dem Bette hin und her und schreit: ‚Wie soll ich fahren?! Ich kann mich doch nicht von ihm trennen!' Ich stand eine Weile hinter der Tür und horchte: sie wollte gar nicht aufhören und schrie immer lauter, wie eine vom Teufel Besessene. Ich ging schließlich weg, aber sie schrie noch immer.

Nach dem Gottesdienst erzählte ich dem Prior alles, was ich gesehen und gehört. Er schmatzte nur mit den Lippen und sagte: ‚Sollen sie nur fahren: sie wollten dich zu einer Liebschaft verführen.'

Am nächsten Morgen in aller Frühe fuhren die beiden Frauen wirklich ab. Die Ballen ließen sie aber, wie wir es erwartet hatten, uns zurück: zum frommen Andenken an den verschiedenen Knecht Gottes Pjotr und zum Wohl der Sinaïda. Die Sinaïda selbst war bei der Abreise ganz außer sich: die Augen waren trüb, die Wangen glühten wie Feuer, die Tränen flossen in Strömen, sie selbst jammerte laut, hielt sich aber dabei hinter dem Rücken der Alten, damit man die Worte nicht höre. Alle Anordnungen traf die Leontjewna.

Am heiligen Abend gingen wir in den Keller, um uns den wunderbaren Proviant anzusehen, — und was denken Sie? In den beiden Ballen war statt der gefrorenen Hühner, Gänse und Truthennen, eine in Stücke geschnittene, gefrorene, mit Kampfer überstreute Leiche verpackt. Der Kopf lag für sich, die Arme und Beine für sich und der Rumpf auch für sich. Es war ein junger, gutgewachsener, voller Mann mit sehr weißer Haut. Wir liefen alle sofort auseinander, ein jeder verkroch sich in seine Zelle und zitterte. Erst später meldeten wir es der Obrigkeit. Wie wir die Feiertage verbrachten, weiß ich gar nicht mehr.

Später lasen wir in der Zeitung, daß es der Pjotr Prochorowitsch war, den seine Frau, Sinaïda Pawlowna, aus Eifersucht ermordet, in Stücke geschnitten und einfrieren lassen hatte und an die drei Wochen mit sich herumführte, bis sie zu uns ins Kloster kam. Vor Gericht wurde sie freigesprochen; es hieß, daß sie in Liebeswahnsinn gehandelt hatte; mir sah sie aber gar nicht wie eine Wahnsinnige aus. Bald darauf verließ ich das Kloster, irrte ein ganzes Jahr umher und kehrte wieder zurück; wo bin ich inzwischen nicht gewesen? Niemand konnte mir aber auf Sinaïdas Frage Antwort geben." — „Auf was für eine Frage?" — „Wegen des Ungeheuers." — Der Erzähler verstummte, und ich fragte ihn: „Was ist aus ihr geworden?"

Seine Augen wurden auf einmal wieder unruhig, und er antwortete stotternd: „Das weiß ich selbst nicht." — „Sie haben sie doch gesucht und suchen sie auch noch jetzt?" — Kaum hörbar flüsterte er: „Vielleicht."

Digitized by Google

Terentij Generalow.

Von Alexej N. Tolstoi (geboren 1882).

Unser Städtchen lehnt sich an den Abhang eines steilen Berges am Ufer eines blauen Flusses. Der Berg ist hoch und oben bewaldet, und alle Häuser und Häuschen haben ihre Fenster dem Flusse zugekehrt, der, Gott weiß, woher kommt, am Berge einen gestreckten Bogen macht und im Südwesten in den Wäldern verschwindet. Hinter diesem Walde geht jeden Abend die Sonne zur Ruhe; dann brennen die Fenster in der Stadt wie bei einer Feuersbrunst, dann freut sich der Reisende beim Anblick der Kirchenzwiebeln und Kreuze, und unter seinen Füßen spielt in den Pfützen und Bächen blutroter Abglanz.

Jetzt läuft aus der Stadt über die Wiesen ein Sanddamm mit zwei Reihen Schienen und verschwindet in den Wäldern, von wo aus zweimal am Tage weißer Rauch aufsteigt und der Pfiff der Maschine schrillt. Jetzt kann man wie im Sommer, so auch im Winter in unser Städtchen gelangen, auf dessen Hauptstraße an Feiertagen der Stationschef, der Bahnhofstelegraphist und zugereiste Diebe herumspazieren. Jetzt sperrt der Städter vor Anbruch der Nacht Fenster und Türen zu; Pawel Iwanowitsch zum Beispiel lebt hinter acht eisernen Riegeln; den Kusjma Kusjmitsch aber fand man neulich gefesselt, mit einem Knebel im Munde im ungeheizten Zimmer liegen; es war noch ein Glück, daß sein Kater sich ihm auf den Magen gelegt und ihn so vor Erkältung errettet hatte.

Jetzt gibt es viel weniger Pelze zu kaufen, und das Brot ist teurer geworden; was aber die Invaliden betrifft, die den Polizeidienst versehen, so laufen sie zwar mit Seitengewehren herum, aber man hat nichts von ihnen (einst gab es hier statt ihrer Kalmyken in schrecklichen Mützen, mit Pfeilen und Bogen — wie die Teufel sahen sie aus!); auch der Gottesdienst in der Kirche ist nicht mehr so gemütlich: die Eisenbahn hat in den fünfzehn Jahren allem Alten den Garaus gemacht .... Unverändert blieb nur das Läuten der gegossenen Glocken und, vielleicht, noch der Schuster Terentij, — ein ganz ungewöhnlicher Mensch.

An gewissen Tagen, in denen sich nur Terentij selbst auskannte, überkam ihn der Quartalsuff; und wenn der Anfall vorbei war, ging Terentij — ganz gleich ob im Sommer oder im Winter — mit seinen Angeln zum Fluß hinunter, und vor ihm her lief sein weißes Hündchen, einen kleinen Eimer mit Würmern zwischen den Zähnen. Wenn die Jungen Terentij erblickten, folgten sie ihm, um zuzuschauen, wie der Schuster Fische aß. „Der Gründling", sagte er, wenn er einen Gründling fing, „ist ein feiner Fisch, den muß man mit Verständnis essen!" Und er nahm einen Schluck aus seinem Schnapsfläschchen und aß den Gründling lebend. Die Jungen stießen einander und zeigten mit den Fingern auf Terentijs Mund, das Hündchen beobachtete mit gespitzten Ohren das Schwimmhölzchen, Terentij aber zwinkerte mit den Augen und fuhr fort: „Ach, ich fürchte so, daß unter dem Baumstamm wieder der Wasserteufel herauskommt: der hört's nicht gerne, wenn man am Ufer Lärm macht . . ." Die Jungen wußten, was über Terentij erzählt wurde, und liefen erschrocken auseinander; Terentij aber war sehr zufrieden und blieb bis zum Abend sitzen, bis auf dem Flußspiegel hinter dem gestürzten Wald das blutige Abendrot aufleuchtete und wieder erlosch. Dann stützte Terentij in der Dämmerung seinen zottigen Kopf in die Handflächen und fing an, seine Klagelieder zu singen; es hörte sich an, bald als ob er jemand riefe, bald als ob er jemand beweinte.

Wenn die Gevatterinnen, vor den offenen Haustüren stehend, diese verzweif-

Digitized by Google

lungsvollen Gesänge hörten, kamen sie auf Terentij zu sprechen. „Terentij heult schon wieder. Was das für ein Mensch ist!" — „Verheiraten sollte man ihn, denn er quält sich gar zu sehr!" — „Wer wird einen solchen wollen? Wißt ihr denn nicht, meine Lieben, was mit Terentij einst los war?" — „Habe wohl etwas läuten hören . . ." — „Wäre es nicht Abend, so hätt' ich es euch gern erzählt . . ." — „Hat er etwa falsches Geld gemacht? . ." „ — Nein, kein falsches Geld . . . Hört nur, wie er heult: das ist es eben . . ."

Die Gevatterinnen vor den offenen Haustüren kannten aber auch nicht die Hälfte der wunderbaren Geschichte, die sich mit Terentij zugetragen hatte, zu einer Zeit, als die Eisenbahn noch nicht das sumpfige Tal vor dem Walde durchschnitt; als man in unsere Stadt nur auf drei gefährlichen Fußpfaden und im Winter auf Schneeschuhen gelangen konnte; als auf dem Flusse, in den engen Gassen und in den Scheunen Dinge geschahen, von denen man am Abend lieber nicht spricht.

Terentij kam in unsere Stadt als halbwüchsiger Junge, barfuß, mit einem Sack auf dem Buckel und führte sich als Generalssohn ein: „Väterchen hat sein Blut im Türkenkriege vergossen, und ich muß mein Leben in Unbildung fristen."

Nach drei Jahren gründete er aber in der Quergasse ein eigenes Geschäft und hing Stiefel, Bocklederschuhe für junge Mädchen und einfache Bauernschuhe vor die Türe. Dann ließ er sich einen blauen Kaftan nähen und freite um eine junge Witwe. Die Witwe war gar nicht abgeneigt, den Generalssohn zu nehmen, aber Terentij schloß sich plötzlich in seinem Häuschen ein, hörte zu arbeiten auf, und wenn er manchmal zur Verrichtung einer Notdurft auf der Gasse erschien, so blickte er wie ein Regenwetter drein. Die Leute suchten dahinterzukommen, was mit ihm los war, erfuhren aber nichts, außer daß er sich kurz vorher angewöhnt hatte, zum Flusse zum Fischen zu gehen. Der Fischfang kann aber einen Menschen nicht zu solcher Verzweiflung bringen; also mußte es wohl einen andern Grund haben.

Die Jahre vergingen, Terentij aber änderte sich nicht mehr — blieb immer der gleiche finstere und menschenscheue Quartalsäufer; nur daß sich in ihm das Talent offenbarte, Ungeziefer zu besprechen und lebende Gründlinge zu essen. Die Bürger hatten vor ihm wohl einige Scheu, gewöhnten sich aber doch an ihn. Und plötzlich kam alles auf einmal und auf eine höchst merkwürdige Weise heraus.

Auch jetzt noch wundern sich die Fremden (wenn einer durch die Straße geht und die Häuser anschaut, so ist's entweder ein Dieb oder ein Fremder), wenn sie, durch die Stadt schlendernd, auf Terentijs Geschäft stoßen und sein Schild sehen: auf einem blauen Brett steht mit gelber Farbe geschrieben: „Terentij Generalow"; links davon ist ein bespornter Generalstiefel gemalt und rechts — ein nacktes Mädel mit einem Fischschwanz. Man sollte meinen, der Schuster malt auf sein Schild etwas, was auf sein Handwerk Bezug hat: eine Ahle, oder einen Hammer, oder ein Kalb, von dem man das Chevreauleder schindet; schließlich kann er auch sich selbst mit Brille auf der Nase und einem Riemen um die Stirne darstellen lassen . . . Aber was hat so ein Mädel mit ihm zu tun? Es stellte sich aber heraus, daß das Mädel sogar sehr viel mit ihm zu tun hatte: dieses Mädel war eben die Ursache seines seltsamen Charakters und der ganzen Geschichte, die dank dem Landpolizeimeister Ignat Dawydowitsch Tschmokin, Gott hab ihn selig, ans Licht kam.

Ignat Dawydowitsch, ein Mann von seltener Körperfülle, hatte zwanzig Jahre lang Schnaps getrunken und war dann unmittelbar auf Tee übergegangen. Ganze Tage saß er vor dem Samowar und trank so viel, daß er mit der Zeit Milch in der Brust bekam: wenn man nur hindrückte, kam gleich Milch heraus.

Digitized by Google

Daran starb er auch zuletzt. Vor dieser Teeperiode hatte Ignat Dawydowitsch viel mit Teufeln zu kämpfen gehabt. Ungeachtet seines Polizeimeisterranges und seiner Medaillen verhöhnten ihn die Teufel auf eine schauderhafte Weise. Ignat Dawydowitsch versuchte ihnen damit Respekt einzuflößen, daß er seine Galauniform anlegte und mit den Füßen stampfte — er war nämlich der Ansicht, daß die Teufel den Behörden des Landes unterstehen, unter dem sie wohnen: die russischen den russischen, die englischen den englischen — aber es half alles nichts. Sobald es Abend wird, lugt schon gleich unter einer Bank ein Schwanz oder eine zu einer Feige zusammengelegte Hand hervor; wenn er aber danach greift, ist alles gleich wieder weg; oder jemand faucht ihn im finstern Flur wie ein Kater an, oder verbreitet einen Gestank durch das ganze Haus. Jeden Unfug erlaubten sich die Teufel, aber keiner von ihnen traute sich, Ignat Dawydowitsch in sichtbarer Gestalt zu erscheinen; Ignat Dawydowitsch wartete aber nur darauf. Er wandte sich an weise Frauen und an einen Zauberer, — aber auch ihre Ratschläge nützten nichts.

Man machte ihm Andeutungen über Terentij. Als er sich einmal einen seiner Stiefel durchwetzte, schickte Ignat Dawydowitsch einen Polizeidiener nach dem Schuster. Der Polizeidiener brachte Terentij herbei. Ignat Dawydowitsch zog den Stiefel aus, rieb sich den eingeschlafenen Fuß im Wollstrumpf mit der Hand, gab dem Polizeidiener einen Wink, daß er sich entferne, und sagte zu Terentij: „Da hat sich der Stiefel durchgewetzt. Kannst du ihn vervollkommnen?“ — „Alles kann ich“, antwortete Terentij sehr kühn, denn auch er hatte seinen Quartalsuff.

Der Quartalsuff begann bei Terentij damit, daß er sich ein Pferd mietete und in einem Kaschmirhemd weinend und singend die Straße auf- und niederritt. Dann wurde er wütend und stürzte sich mit einem Beil gegen jeden, der ihn in der Gasse ansprach oder bei ihm geschäftlich anklopfte. Nachher überkam ihn immer der Wunsch, sein Herz auszuschütten, aber das gelang ihm nie: entweder fing plötzlich seine Backe ganz von selbst zu zucken an, so daß alle lachen mußten, oder er fiel, wo er gerade stand, hin, vor sich hinmurmelnd: „Ich habe doch immerhin eine Menschenseele, ich kann nicht so leben!“ Niemand verstand diese Worte. Und das machte Terentij noch wütender. In einer solchen Verfassung kauerte er auf dem Boden vor Ignat Dawydowitsch, den durchlöcherten Stiefel in der Hand. „Kannst du denn wirklich alles?“ fragte Ignat Dawydowitsch und warf einen trübsinnigen Blick durchs Fenster. Es war Winter, und im Schnee knirschte der Dreikönigsfrost. „Die Leute vergnügen sich, und ich muß mich quälen. Ich bin es ordentlich satt“, sagte er und knöpfte seinen leinenen mit Medaillen geschmückten und mit Beinknöpfen versehenen Schlafrock zu, in dem man gut drei Polizeidiener und einen Schreiber hätte unterbringen können. „Dem kann geholfen werden“, entgegnete Terentij. Dann schielte er mit einem Auge und fragte: „Ist's dunstig im Kopfe?“ — „Fürchterlich! Und es wimmelt immer vor den Augen.“ — „Das kenne ich auch.“ — „Sei so gut, Terentij, rotte sie mir mit irgendeinem Zauberworte aus: man sagt, du bist ein großer Meister darin.“ — „Meister bin ich wohl, aber auch ich quäle mich seit so vielen Jahren schon.“ — „Was du nicht sagst!?“ — „Da hören Sie es! Und hab sie mir selbst angehängt, und sogar nicht durch Schnaps, sondern durch Wasser?“ — „Wieso, durch Wasser?“ Als Terentij merkte, daß er sich verplappert hatte, schüttelte er den Kopf und verstummte. Ignat Dawydowitsch stampfte erst wütend mit den Füßen, erhob sich dann, sich gegen den Sitz mit der Hand stützend, schnupperte mit der Nase und sagte: „Da hat man eben die Pirogge aufgetragen. Also paß auf, Terentij, ich will dir die Ehre erweisen, bist ja immerhin ein Generalssohn: komm mit mir die Pirogge essen.“ Terentij

Digitized by Google

überkam der Schwindel: wer hat das je erlebt — mit dem Polizeimeister eine Pirogge essen! Er sprang sofort auf, sagte erst aus Höflichkeit dreimal Nein und folgte dann Ignat Dawydowitsch aus der Kanzlei, wo sie wegen des Stiefels unterhandelt hatten, ins Eßzimmer. Im Eßzimmer aber verbreitete die Pirogge einen solchen Dunst, daß man nichts anderes sah. Der Polizeimeister setzte sich, wirbelte seinen Schnurrbart auf, zeigte Terentij einen Stuhl und sagte: „Nun?..." „Ach," erwiderte Terentij, „ich hab zwar geschworen, aber Ihnen sag ich es doch... Seit neun Jahren lebe ich mit einer Nixe wie mit einem Weibe..." Ignat Dawydowitsch hatte eben den Mund aufgerissen, um ein gar nicht kleines Stück Pirogge hineinzustopfen; als er aber diese Worte hörte, räusperte er sich, schob seinen Stuhl zurück, glotzte Terentij an und fragte: „Wa—as?!" Dann riß er den Mund noch weiter auf, kniff die Augen zusammen und fing so laut zu lachen an, daß Terentij sich sogar verletzt fühlte. „Sie lachen, Ignat Dawydowitsch," sagte er, „ich aber muß, wenn ich einmal gestorben bin, im Flusse leben. Und das paßt mir gar nicht." Der Polizeimeister hörte endlich zu lachen auf, bekreuzigte sich die Brust, nahm eine würdige Haltung an und rief: „Wie unterstehst du dich, du Gauner, ohne obrigkeitliche Genehmigung mit einem Lurch zusammenzuleben? Warum hast du es nicht schon früher gemeldet?" — „Weil ich mich schämte, Ignat Dawydowitsch! Würde ich denn trinken, wenn ich mich nicht schämte?" — „Wo hast du sie aufgegabelt?" — „Natürlich im Fluß, wo die Nixen leben. Beim kahlen Stein an der steilen Stelle, da wimmelt es von ihnen." — „Weißt du irgendein Zauberwort dafür?" — „Nein, was brauchte ich ein Wort? Sie hat sich mir selbst angehängt!" „Ist also doch ein Frauenzimmer?" — „Gewiß. Bin großer Liebhaber vom Fischefangen. Ich werfe den Angelhaken mit lebendem Köder in den Fluß und warte; das Wasser ist wie leer, und plötzlich ziehe ich doch einen lebenden Mordsfisch heraus, die Hände zittern mir sogar. So rudere ich eines Abends den Fluß hinauf und singe, und hinter mir zieht sich die Angelschnur; ich konnte damals gut Romanzen singen: ist eine adlige Beschäftigung, war noch nicht ganz in Unbildung versumpft. Plötzlich gibt es einen Ruck, das Boot bleibt stehen. ‚Es kann nicht sein,' sage ich mir, ‚daß es ein Fisch ist, der Haken ist wohl an einer Wurzel hängengeblieben.' Ich stelle mich ans Steuer, wickele mir die Schnur um die Hand, ziehe und schaue ins Wasser. Da sehe ich einen Mordsfisch auf dem Grunde den Schwanz bewegen; dann wendet er sich um und zeigt den weißen Bauch. Ich bin ganz starr. Nehme mit der linken Hand das Ruder und steuere ans Ufer. Wie der Fisch merkt, daß ich ihn so herumkriegen will, zieht er an der Schnur und ich falle — plumps! — ins Wasser. Wie ich auftauche, ist das Boot schon fortgetrieben. Ich schwimme ans Ufer, halte die Schnur fest in der Hand und fürchte nur, daß der Fisch mir die Beine wegfrißt. Bin dicht am Ufer, halte mich an einem Busch fest und hebe schon ein Knie, um herauszukommen, da kitzelt's mich aber unter den Achseln. Ich halte mich am Busch fest, lache hi-hi und ha-ha, daß mir die Tränen in die Augen kommen, und es ist mir ganz bange zumute; ich weiß ja, wer mich so kitzelt. Ich blicke mich um und sehe, wie kleine flinke Fingerchen an mir herumfahren. Hab schon keine Kraft mehr, werde gleich in den Fluß versinken... Ein Ziegenbock hat mich gerettet, Großmutter Lukerjas, Gott hab sie selig. Wie der sieht, daß ein Mensch im Wasser zappelt und mit wilder Stimme schreit, kommt er gelaufen, pflanzt sich am Ufer hin, senkt die Hörner und stampft mit den Hufen... Die Nixe wird sofort still; die kann keinen Bocksgeruch vertragen. So komme ich mit Müh und Not ans Ufer und ziehe vor lauter Angst die Angelschnur nach. Wie ich mich umblicke, sehe ich auch schon den Kopf aus dem Wasser hervorgucken; wunderhübsch ist sie, hat die Brauen gehoben, und

Digitized by Google

der Mund ist wie bei einem kleinen Kind. Dann kommt sie bis an die Brust aus dem Wasser, klettert ans Ufer (der Haken war ihr im Haar hängengeblieben) und ruft leise: ‚Lauf nicht weg, Terentij, nimm mich zu dir!' Ich denke aber gar nicht ans Weglaufen! Ich steh wie ein Narr da und starre sie an: ganz weiß ist sie, das Haar ist wie Asche, die Beine sind von den Knien abwärts wie Fischschwänze und hinter den Ohren hat sie kleine rote Kiemen, wie Ohrringe schauen die aus. ‚Geh weg,' sag ich zu ihr, ‚was willst du von mir? Ich bin doch kein Wasserbewohner.' — ‚Du gefällst mir gar so sehr', antwortet sie und faltet die Hände: ‚Nimm mich zu dir als dein Weib. Ich werde gehorsam sein.' Nun wird es mir natürlich finster vor den Augen; ich nehme einen Stein, werfe nach dem Bock, damit er sie nicht mehr erschrecke, ziehe den Kaftan aus, packe die Nixe und decke sie mit dem Kaftan zu; sie rollt sich zusammen wie eine Katze und blickt mir sanft in die Augen ... Und ich laufe durch die Hinterhöfe zu mir nach Haus ..."

Ignat Dawydowitsch hörte Terentij voller Angst zu. „Draußen war es längst finster geworden, die jungen Leute waren heimgelaufen, und wenn zu einer solchen Stunde, Gott behüte, jemand aus dem Flusse mit Fischbeinen vors Fenster kommt" ... „Und wie ist sie sonst?" fragte Ignat Dawydowitsch, die Finger vor der Nase bewegend. — „Sonst ist sie ein Weib," antwortete Terentij, „gut und still und liebt mich über die Maßen. Nur mit der Ernährung hat es einen Haken: rohe Fische ißt sie und hat es mich auch gelehrt. Gut und friedlich lebten wir miteinander. Einmal fragte ich sie aber: ‚Warum hast du kein Kreuz am Halse, Mawotschka?' — ‚Nicht doch', antwortete sie, ‚ich brauche keins, und wenn du mich nicht in Ruhe läßt, so weine ich.' Und ich fing wieder an: ‚Du hast,' sagte ich, ‚Teufelsbeine. Wie soll man an einem Fischschwanz Stiefel anbringen?!' Sie aber lachte nur. Also ging ich hin, trank mir einen Rausch an und sah, wie tief ich gesunken war. Wie ich so betrunken nach Hause gehe, denke ich mir: ich bring sie um, werfe sie dann in den Fluß und erlöse meine Seele ... Mawotschka aber spricht zu mir: ‚Du bist gekommen, um mich umzubringen ... Mich kann man gar nicht umbringen, schau mich lieber gut an.' Und sie zeigt sich mir in ihrer ganzen Schönheit: hebt die Brauen, wendet sich hin und her, hüllt sich bald ganz in ihr Haar, zupft mich bald am Schnurrbart und kitzelt mich mit dem Finger. Ich setzte mich auf die Bank und weinte. Nun fing sie an, mich allerlei Künste zu lehren. Aber was brauch' ich die Künste! ... Alle Christenmenschen werden ins Himmelreich kommen, ich aber muß in den Fluß als König. Das Wasservolk hat einmal diese Sitte: wenn ihr König alt wird, schicken sie eine hübsche Nixe zu den Menschen, um einen neuen König auszusuchen. Alle ihre Könige sind Menschen, kein Wassergesindel!" — „Das klingt nach Amtsanmaßung, du Schelm!" sagte darauf Ignat Dawydowitsch: „Ich werde dir! Nun, und hat dein Vieh einen Paß?" — „Einen Paß hat sie allerdings nicht, ist bei Nixen nicht üblich, Ignat Dawydowitsch." — „Jetzt verstehe ich," fuhr der Polizeimeister fort, „warum mir die Teufel so zusetzen, — wenn es in meinem Revier solchen Unfug gibt. Jeder wird natürlich meinen, daß es mit meinem Einverständnis geschieht. Und ich habe dich noch mit der Pirogge traktiert, Terentij!" Terentij fing an zu danken und Bücklinge zu machen.

Ignat Dawydowitsch überlegte sich, ob er die Sache so gehen lassen solle (er hatte nicht Lust, sich nach der Pirogge Bewegung zu machen), oder nicht, — als sich plötzlich im Finstern unter dem Tisch etwas wie ein Fischschwanz regte. Ignat Dawydowitsch griff schnell hin, packte ihn, hatte aber nichts in der Hand. Dann erhob er sich und rief: „Führe mich zu ihr, das befehle ich dir kraft meines Amts!" Terentij fügte sich der Amtsgewalt und führte den Polizeimeister durch die

Digitized by Google

Straße, über der eben der abnehmende Mond aufging, zu sich nach Hause. Auf den bläulichen Schnee fiel aus den Fenstern warmer Lichtschein, und wenn irgendwo ein verschwitztes Fenster aufging und ein duseliger Kopf herausschaute, flog eine Dampfwolke heraus, vom lustigen Lachen und Stampfen der Tanzenden begleitet. „Ach, dieses ausgelassene Gesindel, wartet nur! Ich werde diesen Unfug schon abstellen", sprach Ignat Dawydowitsch, sich an Terentijs Gürtel festhaltend, um nicht hinzufallen. „Und wenn eine Revision kommt, wie werde ich es verantworten können? Es ist ja das reinste Sodom!" Terentij aber bog in die Gasse ein, blieb vor der schneeverwehten Tür stehen, holte einen Schlüssel aus der Tasche, sperrte auf und sagte mit einem Seufzer: „Bitte, überzeugen Sie sich nur . . ."

Ignat Dawydowitsch klopfte sich von den Füßen den Schnee ab, neigte den Kopf, um nicht anzustoßen, trat in die Stube und setzte sich sofort bestürzt auf einen Stuhl vor der Türe. Mitten auf dem Fußboden lag auf einer weißen Filzdecke die Nixe; mit dem einen Händchen stützte sie die rosige Wange, im anderen hielt sie eine Maus. Der schmale Rücken der Nixe leuchtete beim Scheine der Deckenlampe wie eine Muschel; die zu vier Zöpfen geflochtenen schwarzen Haare fielen auf die rundlichen Schultern und auf die Decke herab, und die grünen Füße klopften leise gegeneinander. Die Nixe wandte ihr Gesicht mit den schwarzen Brauen dem Polizeimeister zu, zeigte die Zähne und fing zu lachen an, wobei die roten Kiemen hinter den Ohren sich sträubten. „Schäm dich doch! Geh hinter den Verschlag und zieh dich an", sagte Terentij, mit der Mütze in der Hand vor dem Ofen stehend. Die Nixe erhob sich langsam von der Filzdecke, ging auf ihren Pfötchen ohne jede Scham auf den Polizeimeister zu und lachte ihm gerade in sein rundes Gesicht mit dem roten Schnurrbart. Auch Ignat Dawydowisch lächelte, obwohl es ihn heiß überlief: und wenn sie ihn zu Tode kitzelt? „Es ist nicht erlaubt," sagte er, „und dann überhaupt, ohne Paß . . ." Mit diesen Worten befreite er eine Hand vom Handschuh und tippte die Nixe vor die Brust. Die Nixe rückte näher heran und kitzelte ihm das rasierte Kinn. Ignat Dawydowitschs Züge wurden weich, er machte einen runden Mund, bereit, mit den Lippen zu schmatzen; lustige Runzeln liefen ihm über die Augen, und er war schon halb vom Stuhle gerutscht, um das flinke Mädel zu packen, als Terentij ihn plötzlich auf die Hände schlug, sich vor die Nixe hinstellte und, rot vor Wut, rief: „Rühr sie nicht an, sie gehört dir nicht! . . . Bemühen Sie sich hinaus . . ." — „Hast du mich geschlagen?" fragte Ignat Dawydowitsch. Die Nixe blickte traurig, mit krauser Stirn drein. Ignat Dawydowitsch wich zur Tür. Terentij drängte ihm nach, vor Wut schnaubend und nach dem Beil schielend. Da faßte die Nixe Terentij an beiden Händen und wollte mit ihm durch die Stube tanzen. . . Terentij aber schrie: „Laß mich jetzt! Wenn ich es nicht tue, so macht er dir den Garaus!" Und er stieß die Nixe fort und bückte sich nach dem Beil. Die Nixe sprang zurück, drehte sich einmal durch die Stube und krallte sich in Ignat Dawydowitschs Schlafrock fest. Ignat Dawydowitsch stieß aber mit dem Fuße die Tür auf, packte die Nixe und lief mit ihr schreiend aus dem Hause. Terentij lief ihnen, das Beil in der Hand, nach, stolperte aber vor lauter Wut über das Hausgerät im Flur, und als er endlich, die Töpfe und Kübel umwerfend, herauslief und um die Straßenecke bog, sah er, wie die Nixe in der Ferne längs der Häuser, ganz blau wie ein Schatten, über den mondlichtübergossenen Schnee rannte; ihr folgte der Polizeimeister, aus der Pistole schießend und schreiend: „Halt! Halt!"

Als die angeheiterten Bürger die Schüsse und die Schreie hörten, stürzten sie zu den Fenstern und sahen den Polizeimeister zum Flusse rennen, von Terentij mit einem Beil verfolgt. Und da es in der Stadt dergleichen noch nie gegeben

Digitized by Google

hatte, lief das Volk aus den warmen Stuben in den Frost hinaus, zum Flusse hinunter. Unten am Flusse sah man den Polizeimeister im offenen Pelz vor einem Loch im Eise sitzen und in das schwarze Wasser starren; ihm gegenüber saß aber Terentij, schüttelte den Kopf und weinte laut; die Tränen liefen ihm über die Wangen, und er wischte sie gar nicht ab. Beide waren dermaßen betrunken, daß man sie unter die Arme nehmen und heimführen mußte.

Der Polizeimeister schlief zwei Nächte und einen Tag durch, im Schlafe schreiend und mit den Fäusten um sich schlagend. Und als er endlich erwachte, trat er auf den Marktplatz und erklärte dem versammelten Volke, daß er einen Teufel in Gestalt eines Weibes gesehen und bis zum Flusse verfolgt habe. Das Weib sei aber tapfer ins Wasser gesprungen und hätte ihm zugerufen: „Trinke nicht!"

Ignat Dawydowitsch leistete das Gelübde, nicht mehr zu trinken, ließ einen Gottesdienst abhalten und bestellte beim Kaufmann einen Samowar von drei Eimern Inhalt, eine Kiste Tee und einen Hut Zucker, für die Fasttage aber statt des Zuckers Rosinen.

Terentij aber ließ sich lange nicht sehen; die Nachbarn hörten ihn nachts heulen; wie ein Hund in einem verlassenen Hause heulte er. Und er grämte sich so lange, bis er sich das blaue Schild mit der Nixe und dem Stiefel malen ließ und sich so das Herz erleichterte.

Dies alles geschah in unserem Städtchen vor langen Jahren. Die Stadtbewohne glauben an diese Geschichte. Wie sollte man auch nicht glauben, wenn man tagtäglich sieht, wie Terentij, finster wie ein Ungewitter, mit dem Eimer und der Angel zum Flusse geht und, am Ufer sitzend, mit solch wilder Stimme heult, daß einem das Herz zerbricht.

Doch die Fremden lachen über unsere Erzählung. Jetzt lachen aber die Leute über alles: sie haben eben keinen Glauben mehr in ihren Herzen.

Russische Dichter in deutscher Sprache.

Von Alexander Eliasberg übertragen und herausgegeben:

„Russische Lyrik" (R. Piper & Co., München).
„Die großen Russen" (Haupt & Hammon, Leipzig).
„Russische Liebesnovellen" (Georg W. Dietrich, München).
„Neue russische Erzähler" (Furche-Verlag, Berlin).

Mereschkowskij: „Zar und Revolution", „Leonardo da Vinci", „Julian Apostate", „Alexander I.", „Ewige Gefährten", „Vom Kriege zur Revolution", „Auf dem Wege nach Emmaus", „Peter und Alexej" (R. Piper & Co., München). „Gogol" (Musarion-Verlag, München).

Dostojewskij: „Briefe" (R. Piper & Co., München). „Drei Novellen" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam). „Die Sanfte" (Insel-Bücherei). „Roman in neun Briefen", „Tagebuch eines Schriftstellers" (Musarion-Verlag, München). „Reisebilder" (Roland-Verlag, München). „Das politische Gedicht" (Dreimasken-Verlag, München). „Die Legende vom Großinquisitor" (Furche-Verlag, Berlin). „Der Spieler" (Wegweiser-Verlag, Berlin). „Verbrechen und Strafe", „Ausgewählte Novellen", „Der Idiot" (G. Kiepenheuer, Potsdam, erscheint 1921).

Gogol: „Ukrainische Novellen", „Die toten Seelen", „Abende auf dem Vorwerke bei Dikanjka" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam). „Das Bildnis" (Julius Hoffmann, Stuttgart).

Turgenjew: „Visionen", „Väter und Söhne" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam).

Leo Tolstoi: „Volkserzählungen", „Albert" — „Luzern", „Schneesturm" — „Drei Tode" (Insel-Bücherei). „Volkserzählungen" (Furche-Verlag, Berlin). „Kreutzersonate" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam, erscheint 1921). „Familienglück" (O. C. Recht, München, erscheint 1921).

Digitized by Google

Tschechow: „Von der Liebe" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam). „Gesammelte Romane und Novellen in 5 Bänden" (Kurt Wolff, München).
Kusmin: „Die grüne Nachtigall" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam). „Der zärtliche Joseph", „Alexandrinische Gesänge", „Die Reisen des Sir John Fairfax" (Musarion-Verlag, München).
Puschkin: „Die Reise nach Erzerum" (Axel Juncker, Berlin). „Der Schneesturm und andere Novellen" (Wegweiser-Verlag, Berlin).
Wolynskij: „Das Reich der Karamasow" (R. Piper & Co, München).
Rosanow: „Essays" (Musarion-Verlag, München, erscheint 1921).
Prischwin: „Der schwarze Araber" (Georg Müller, München).
Sologub: „Der Kuß des Ungeborenen" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam).
Remisow: „Prinzessin Mymra" (Gustav Kiepenheuer, Potsdam).
Gorkij: „Mein Weggenosse und andere Novellen" (Wegweiser-Verlag).
Ljesskow: „Gesammelte Novellen in 3 Bänden" (Musarion-Verlag, München, erscheint 1921).
Alexej Tolstoi: „Im Nebel" (Axel Juncker, Berlin).
Sfadowskoi: „Der Apfelkönig" (Axel Juncker, Berlin).
Ropschin: „Als wär es nie gewesen" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Sonstige deutsche Ausgaben der in diesem Hefte vertretenen russischen Dichter:

Puschkin: Von der seit Jahren von Georg Müller angekündigte Puschkin-Ausgabe sind bisher nur 2 Bände erschienen (darunter der Versroman „Eugen Onjegin"). Puschkins Lyrik wartet immer noch auf einen kongenialen Übersetzer.
Gogol: Gesammelte Werke in 8 Bänden, deutsch von Otto Buek und andern im Propyläen-Verlag, Berlin. „Die toten Seelen" (deutsch von Roehl) und zwei Novellenbändchen im Insel-Verlag. „Mirgorod" (deutsch von Nötzel), Kiepenheuer, Potsdam.
Lermontow: Die Lyrik ist in der alten Übertragung von Bodenstedt lesbar. „Der Held unserer Zeit" im Insel-Verlag (vergriffen).
Turgenjew: Gesammelte Werke in 12 Bänden, deutsch von Buek und Wildhagen, Propyläen-Verlag, Berlin (davon 6 Bände erschienen). „Väter und Söhne", Insel-Verlag. „Der Duellant", O. C. Recht, München.
Dostojewskij: Sämtliche Werke in 22 Bänden, deutsch von E. K. Rahsin, R. Piper & Co., München. „Die Brüder Karamasow", deutsch von K. Nötzel, Insel-Verlag. „Der Idiot", „Die Teufel", „Schuld und Sühne", „Der Spieler", „Netotschka Njeswanowa" — deutsch von H. Röhl, Insel-Verlag. „Der Gatte", „Der Idiot", deutsch von A. Scholz, Bruno Cassirer, Berlin.
Ljesskow: „Die Klerisei", deutsch von Arth. Luther, Kurt Wolff, München.
Tolstoi: Werke in 17 Bänden, deutsch von Löwenfeld, Eugen Diederichs, Jena. Ausgew. Werke in 8 Bänden, deutsch von Brentano, Habbel, Regensburg. „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", deutsch von H. Röhl, Insel-Verlag. „Auferstehung", deutsch von Heß, Insel-Verlag. „Chadschi-Murat", deutsch von A. Scholz, S. Fischer, Berlin. Mehrere Novellen in der Insel-Bücherei.
Tschechow: Ausgewählte Erzählungen und Dramen in 5 Bänden, deutsch von Czumikow, Eugen Diederichs, Jena.
Gorkij: Auswahl in 7 Bänden, deutsch von A. Scholz, Bruno Cassirer, Berlin. Auswahl in 6 Bänden, deutsch von M. Feofanoff, Eugen Diederichs, Jena. „Meine Kindheit", „Unter fremden Menschen", Ullstein & Co., Berlin.
Sologub: „Das Buch der Märchen", deutsch von J. v. Guenther, „Der kleine Dämon", deutsch von R. v. Walter, „Totenzauber", deutsch von F. Frisch, Musarion-Verlag. München.
Kusmin: „Geschichten", deutsch von E. Mesching, „Spieluhr der Liebe", deutsch von J. v. Guenther, „Taten des Großen Alexander", deutsch von L. Rubiner, Musarion-Verlag, München.

Außerdem finden sich die wichtigsten Werke der russischen Literatur in unseren billigen Sammlungen: Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur, Hesses Volksbüchern, Meyers Volksbüchern, am zahlreichsten in Reclams Universal-Bibliothek.

Redaktionell abgeschlossen am 17. Januar 1921.
Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Riefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Um Schlieffens Plan.

(Mit unveröffentlichten Briefen von Ludendorff, Fürst Bülow, Bethmann-Hollweg.)

Von Eugen Zimmermann.

Die quälenden Fragen des Weltkrieges, die jeden Deutschen erfüllen, sind zahlreich und mannigfach. Wir wollen eine der schwerwiegendsten herausgreifen, die jetzt im Vordergrund der öffentlichen Erörterung steht: Weshalb wurde der geniale Kriegsplan des Grafen Schlieffen nicht ausgeführt, der den Sieg an Deutschlands Fahnen heften sollte, falls der Weltkrieg uns aufgezwungen würde? Die Kriegsliteratur beschäftigt sich ausführlich mit diesem gewichtigen Thema und sucht in deutscher Gründlichkeit tiefer zu forschen, weiter zu klären. Sie schließt deshalb die zweite Frage der ersten unmittelbar an: Hat der deutsche Generalstab, dessen letzter großer Lehrmeister eben Graf Schlieffen gewesen ist, in seiner Gesamtheit versagt und dadurch die Auswirkung des genialen Planes verhindert?

Im Banne der Erörterung über die militärischen Abwehrmaßnahmen im Falle des Weltkrieges standen weite Kreise des Volkes, als die politische Einkreisung Deutschlands immer sichtbarer wurde, das Versagen unserer Staatskunst und Diplomatie immer unwiderlegbarer schien. Damals, schon Jahre vor dem Weltkriege, spielte bei solchen Erörterungen ein großartig angelegter Abwehrplan des deutschen Generalstabes eine mysteriöse Rolle. Natürlich wußte niemand genauere Angaben zu machen, aber in demselben Maße, in dem das Vertrauen in unsere politische Leitung nachließ, wuchs die Hoffnung auf unsere ultima ratio, auf unser gutes Schwert in der kundigen Hand unseres Generalstabes. Bald tauchte in diesen Zirkeln, in denen zunächst über die zunehmende Spannung der Weltlage gesprochen wurde, die hohe Gestalt des damaligen Generalstabschefs, des Grafen v. Schlieffen auf, jenes merkwürdigen Generals in der Garde-Ulanen-Uniform, mit dem Gelehrtenkopf und dem unvermeidlichen Monokel im Auge. Er war nicht persönlich in jenen Kreisen zu sehen, aber man sprach von ihm, als von einer unbekannten, aber starken Größe. Er wurde zur Hoffnung Deutschlands. Aus dem mysteriösen Plan des deutschen Generalstabes wurde sein Plan, das großartige Abwehrinstrument eines Genies. Während der Marokkokrise 1905 standen diese Erörterungen naturgemäß im Vordergrund, die drohender werdende politische Lage stellte das Vertrauen in unseren Generalstab und seinen Chef, wie in unsere Armee allem anderen voran. In der Tat: Die Einkreisungspolitik gegen Deutschland hatte die sachkundigen Hirne am Königsplatz zu gleich starker, wenn möglich überlegener Abwehr gezwungen. Der Erzeuger des gewaltigen Abwehrplanes ist also König Eduard VII. von England, sein Schöpfer Alfred Graf v. Schlieffen. Die Arbeit des gesamten deutschen Generalstabes war in die stille Arbeitsstube dieses Mannes zusammengetragen, der Meister konstruierte aus diesem Material, aus Gründen und Gegengründen, aus Bestimmtem und Wahrscheinlichem, aus Moral und Technik, aus Imponderabilien und Sprengstoffen, aus den Kampfgebieten von Wasser, Luft und Erde ein gewaltiges Instrument. Nach jahrelanger, ständig verbessernder Arbeit war das Werk vollendet. Nur drei Männer in Deutschland kannten den Plan, dennoch hatte der gesamte Generalstab, bald die ganze Armee, schließlich große Teile des Volkes unbedingtes Vertrauen zu diesem einen Manne. Sie kannten seinen Plan nicht, die meisten kannten ihn, den Mann selbst, den Schöpfer nicht, dennoch sprach niemand ohne Achtung

Digitized by Google

von ihm, von seinem Können, seiner Arbeitskraft, seiner Lauterkeit. In diesem höchst merkwürdigen Vertrauen zu einer unbekannten Größe, zu dem geheimen Kriegsplan und zu der zurückhaltenden, jeder Reklame abholden Persönlichkeit Schlieffens muß eine Bedeutung dieses Generals gesehen werden, die weit über das Durchschnittsmaß emporragt. Wer ihn kennen lernen durfte, wußte in wenigen Minuten, daß er mit einem ganz ungewöhnlichen Manne zusammen war.

Das Vertrauen zu unserer militärischen Macht und deren Führung war schließlich nach politischer Überwindung der Marokkokrise unerschütterlich. Das war eine Zuflucht zu dem realen Machtfaktor von Heer und Flotte, genährt durch die glorreiche Vergangenheit der drei siegreichen Feldzüge von 1864, 1866, 1870/71, hierzu kam die deutsche Mentalität, die in einen geheimen Kriegsplan und dessen Schöpfer ihr ganzes Vertrauen setzte und es sogar auf den Nachfolger Schlieffens übertrug, wenn auch nicht von vornherein. Daraus erklärt sich folgerichtig die Erleichterung aller deutschen Bevölkerungsschichten, auch der friedliebendsten, als im August 1914 durch Mobilmachung und Kriegserklärungen das Schicksal des Landes und Volkes aus den Händen der politischen Leitung in die der militärischen gelegt wurde. Diese Mentalität ließ die ungeheuerliche Schwere des nun begonnenen Waffenganges vollkommen zurücktreten und steigerte sich zu der Auffassung, daß wir in dem Schlieffenschen Plan ein untrügliches Mittel zum Siege in der Schublade hätten, um uns den größten Abwehrerfolg der Kriegsgeschichte sicher zu stellen. Als die ersten Siegesnachrichten aus dem Westen kamen, schien dies Vertrauen sich zu rechtfertigen, die Marneschlacht im September 1914, deren tragische Bedeutung in jener Zeit der Geheimhaltung und Zensur nicht allgemein erkennbar wurde, hat die Zuversicht in den endlichen Sieg nicht gebrochen. Die echt deutsche Mentalität, die hier in dem unbeirrbaren Vertrauen in die militärische Leitung zum Ausdruck kommt, ist von höchstem und lehrreichem Interesse, wenn man die nachstehenden Daten und Tatsachen berücksichtigt.

Graf Schlieffen war 1833 geboren, 1912 gestorben, seit 1906 nicht mehr Generalstabschef, er wäre 1914 einundachtzig Jahre alt gewesen. Es ist schwer anzunehmen, daß ein so hochbetagter Mann, selbst wenn man die ungewöhnliche Überragung des Geistigen und Seelischen über das Körperliche in Rechnung stellt, wie Graf Schlieffen sie besaß, in der Lage gewesen wäre, den großen Krieg zu meistern, wenn er noch am Leben gewesen wäre. Der Nachfolger des Grafen Schlieffen als deutscher Generalstabschef, der untadlige Generaloberst v. Moltke, wurde in eingeweihten Kreisen zunächst mit Mißtrauen empfangen. Er war kein geschulter Generalstabsoffizier, Generaladjutant des Kaisers gewesen. Man sah ihn als Hofgeneral, sein großer Name schien mehr eine Belastung, als ein Gewinn. Man wußte, daß er die Stellung nicht annehmen wollte, weil er sich ihr nicht gewachsen fühlte. Der Kaiser dachte anders. Er wollte keinen Krieg und glaubte, der Name Moltke würde abschreckend auf das feindliche Ausland wirken, er glaubte auch, General v. Moltke würde in die Stellung hineinwachsen, sie schließlich ausfüllen, wenn einmal gegen den kaiserlichen Willen der Krieg doch kommen sollte. General v. Moltke hatte sich, um nicht Generalstabschef zu werden, auch an den damaligen Reichskanzler Fürsten v. Bülow gewendet, was weniger bekannt sein dürfte. Es war bei einem gemeinsamen Morgenritt am Wasserturm im Berliner Tiergarten. Fürst Bülow, der als Staatsleiter bei aller Vermeidung der Einmischung in militärische Angelegenheiten, aber auch bei ungeteilter Verantwortung für Krieg, Frieden und für den Ausgang eines Krieges, mit dem damaligen Chef des Militärkabinetts, Grafen Dietrich v. Hülsen-

Digitized by Google

Haeseler, gesprochen und ihm vorgestellt hatte, daß der General v. Moltke ja gar nicht Generalstabschef werden wollte, weil er sich der Stellung nicht gewachsen fühlte, tat damit nur seine Pflicht. Graf Hülsen wußte das bereits, aber wollte auf die Vorstellung des Fürsten Bülow dem Kaiser nochmals Vortrag halten. Bei diesem Gespräch nannte Graf Hülsen-Haeseler als geeignete Nachfolger des Grafen Schlieffen, der 73jährig sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, nachdem er sich vor Jahresfrist beim Reiten eine ziemlich schwere Beinverletzung zugezogen hatte, folgende Persönlichkeiten: General Karl v. Bülow, Kommandierenden General des III. Armeekorps, General v. Bock und Polach, früheren Kommandierenden General des Gardekorps, General v. Hindenburg, Kommandierenden General des IV. Armeekorps, General v. Beseler, General v. d. Goltz. Fürst Bülow schrieb außerdem an den Kaiser, erhielt eine freundliche, aber ablehnende Antwort. Der Kaiser hielt zu seiner Wahl, er faßte den General v. Moltke am Portepee, bekam seine Zustimmung und ernannte ihn nach kurzer Zeit der Dienstleistung beim Grafen Schlieffen zum Chef des Generalstabes. Die ungewöhnliche Ernennung eines Generals mit großem Namen zum Chef des Generalstabes, eines Generals, der selbst sich nicht befähigt fühlte, einen Posten auszufüllen, an dem im Ernstfalle Wohl und Wehe vom Volke hingen, mußte zur Kritik herausfordern. Der Kaiser hat dennoch bis zu erheblichem Grade mit der Ernennung recht behalten. Freilich fehlte die Kombination von Eigenschaften, die den wahren Feldherrn ausmachen, vor allem eine unbeugsame Willensstärke. Gerade diese Eigenschaft konnte in langer Friedenszeit am ehesten übersehen werden. Eine Frivolität liegt bei der Wahl des Generals v. Moltke nicht vor, es wird aber wohl niemals zum Glücke enden, wenn ein Mann auf einen Posten gestellt wird, dem er selbst sich nicht gewachsen fühlt, darin liegt bereits der Keim des Versagens. General v. Moltke hat im September 1914 an der Marne in der Tat versagt, er fand das Schicksal, das er selbst gefürchtet hatte und fand es um so sicherer, als er in Furcht vor diesem Schicksal war. Wahrhaft große Naturen, denen der zugewiesene Posten eher zu klein dünkt, die ihrer Kraft und ihrem Können größere Aufgaben wünschen, sind im allgemeinen die bessere Wahl.

Die da sagen, General v. Moltke sei höchstens zum Bezirksoffizier geeignet gewesen, kannten ihn nicht. Der General war ein sehr begabter Mann von ausgebreiteter Bildung. Er hat die Geschäfte des Generalstabschefs schließlich musterhaft geleitet, im großen Kriegsspiel, bei Generalstabsreisen, bei den großen Herbstübungen ausgezeichnet gearbeitet. Das geben seine Kritiker, die unter ihm Dienst taten, rückhaltslos zu. Soweit war also die kaiserliche Rechnung richtig gewesen. Als der Krieg über uns kam, war General v. Moltke zudem krank, das erweichte die Härte und Kaltblütigkeit, die er in nicht ausreichendem Maße besaß, bis zur Schwäche und Nervosität. Der General v. Moltke selbst machte seine Krankheit zur Schuldigen seines Versagens. Er sagte in einer Versammlung, der ich beiwohnte, nachdem er im Felde abgelöst und Chef des Stellvertretenden Generalstabes in Berlin geworden war, in sichtbarer Erregung und mit tiefster Bitterkeit: „Die einzige Schuld, die ich habe, ist, daß ich krank war, dafür bin ich Untergebener geworden, wo ich Vorgesetzter war.“ (Diese Bemerkung bezieht sich darauf, daß der Stellvertretende Generalstab in Berlin dem Generalstab des Feldheeres, dem General v. Moltke als Chef angehört hatte, untergeordnet war.) Der General fuhr fort, daß er auch auf dem ihm nun zugewiesenen Posten seine Pflicht für König und Vaterland erfüllen werde. Das hat er getan.

Digitized by Google

In einer anderen Unterredung sagte mir General v. Moltke, daß er sich beim Kaiser um das Kommando über eine Armee beworben habe, er sei vollständig hergestellt und fühlte sich frisch. Der Wunsch ist unerfüllt geblieben. Das ist verständlich schon wegen des Versagens als Chef des Generalstabes des Feldheeres, denn es ist mißlich, einen abgerufenen General auf neuen schweren Posten zu stellen. Das Vertrauen der Stäbe und der Truppe wird schwer zu erringen sein. Der Nachfolger, General v. Falkenhayn, würde zudem die Ernennung kaum zugelassen haben. Auch das erscheint zum mindesten verständlich, damals sahen viele nicht klar, weil der Schleier des Geheimnisses über den Vorgängen an der Marne lag, viele waren auf der Seite des Generals v. Moltke. Solcher Zwiespalt ist nicht von Vorteil. In einer weiteren Unterredung sagte mir General v. Moltke, daß er dem Kaiser zwei Briefe geschrieben hätte, in denen er dafür eingetreten wäre, nach dem Scheitern des Kriegsplanes im Westen, also nach Beginn des Grabenkrieges, die Hauptoperationen nach dem Osten zu verlegen, um zuerst mit Rußland fertig zu werden. General v. Moltke trat also damals nach dem Mißerfolg im Westen für den Plan Hindenburg-Ludendorff im Osten ein. Dieser Plan war nicht vor dem Kriege gefaßt, sondern ergab sich den beiden Feldherrn aus den Lehren von Tannenberg und aus der Gesamtlage. General v. Moltke war also gegen Verdun. Inzwischen ist es klar geworden, daß es richtiger gewesen wäre, Hindenburg und Ludendorff zu folgen. Die Entscheidung des Generals v. Moltke für den Osten, Anfang 1915, zeugt von seiner richtigen Beurteilung der militärischen Lage. Freilich hätte die Ausführung dieses großangelegten Unternehmens eben in den Händen wahrer Feldherrn gelegen. Der Kaiser entschied sich für die Vorschläge des Chefs des Generalstabs des Feldheeres, des Generals v. Falkenhayn, dem die Oberleitung der gesamten militärischen Operationen zufiel. Man wird, wenn man den zahlreichen Fällen im Kriege nachgeht, in denen prinzipielle Entscheidungen notwendig waren, fast immer finden, daß der Kaiser den Vorschlägen der ressortmäßig zuständigen Persönlichkeiten folgte, eine sogenannte Tugend, die militärisch und politisch diesmal zum Verderben führte, die aber in einer konstitutionellen Monarchie formell eine Tugend bleibt, wie sie es auch in einem demokratischen Staatswesen wäre.

Die vorstehenden Einzelheiten sind in der großen Masse nicht bekannt gewesen, wohl aber war das Vertrauen zum General v. Moltke gewachsen. Hierbei mag der große Name mitgewirkt haben. Solches Vertrauen ist ohne Zweifel von Wert. Dieser Teil der kaiserlichen Rechnung war also ebenfalls zutreffend, die Schlußrechnung aber stimmte nicht, wie schon dargelegt wurde.

Das wachsende Vertrauen weiter Kreise zum General v. Moltke hatte noch andere Gründe: Schlieffens Plan war ja da, General v. Moltke brauchte ihn nur aus der Schublade zu nehmen und anzuwenden, um uns den Sieg zu sichern. Es wurde auch, solange Graf Schlieffen lebte, von seriösen Generalstabsoffizieren gesagt, der Graf werde mit im Großen Hauptquartier sein, General v. Moltke wäre eine so uneigennützige Persönlichkeit von so starker Anerkennung und Bewunderung seines Vorgängers, daß er sich gern unterordnen werde. Graf Schlieffen war gestorben, es blieb nur der geheimnisvolle Plan übrig, und der Glaube an eine gerechte Sache, die eben siegen müßte, denn wir waren ja die schuldlos Überfallenen. Zu diesen Imponderabilien kamen die realen Tatsachen unserer ersten Siege im Westen und vor allen die Morgenröte des großen Sieges, die wir im Osten mit dem grandiosen Erfolge der Schlacht von Tannenberg aufgehen sahen. Wäre Tannenberg nicht so unmittelbar auf den Mißerfolg im

Digitized by Google

Westen geschlagen, so wäre die beruhigende verwischende Wirkung ausgeblieben und die nicht gewonnene Marneschlacht hätte eine deprimierende Wirkung im deutschen Volke hervorgerufen. Die amtliche Berichterstattung über den Mißerfolg im Westen hätte den Schleier vergeblich über das deutsche Volk geworfen, er wäre zerrissen worden. Mit dem Wachsen des Volksheros Hindenburg aus den sich riesenhaft türmenden Erfolgen gegen die russischen Massenheere, wurde der Siegesglaube, dessen Antezedenz ich festgestellt habe, vollkommen erhalten, er wurde, wie zu Anfang des großen Krieges die scheinbar unerschöpfliche Quelle der gewaltigen Kriegsleistung des deutschen Volkes in den nachfolgenden vier Kriegsjahren. Ich habe dem Nachgehen mentaler, psychologischer Ursachen und Wirkungen, die zu beobachten ich in der Lage war, ziemlich viel Raum gegeben, weil ich sie auch für die Forschung für ungemein wichtig halte. Sie werden zu Unrecht meist wie Stiefkinder behandelt.

Den allgemeinen Ausführungen, die vorangegangen sind, stelle ich den Plan des Grafen Schlieffen gegenüber, um zu möglichst einwandfreier Schlußfolgerung zu gelangen.

Die Grundlage des berühmten Schlieffenschen Planes war die politische Konstellation des Jahres 1904/1905. Er errechnete und konstruierte den Plan gegen die gesamte Entente, die 1914 tatsächlich gegen uns stand und schied Italien als helfenden Bundesgenossen aus. Er war militärisch zu dem Entschluß gekommen, Frankreich zuerst vernichtend zu schlagen, inzwischen den russischen Gegner, dessen langsamere Mobilmachung er in seine Rechnung einstellte, hinzuhalten und dem gleichen Schicksal erst zuzuführen, nachdem das französische Kannä im Westen gelungen und entsprechende Kräfte freigeworden waren.

Gegen Frankreich, Belgien, England und Italien hatte Graf Schlieffen den rechten deutschen Flügel so stark vorgesehen, daß die Zertrümmerung des linken französischen Flügels unter ständigem Druck auf die französische Front schließlich die deutschen Waffen in den Rücken der französischen Heere geführt und ihnen ein Kannä bereitet hätte. Graf Schlieffen wollte Mißerfolge auf dem deutschen linken Flügel im Westen oder auf dem östlichen Kriegstheater kaltblütig in Kauf nehmen, ließ den linken Flügel und unsere Kräfte im Osten also schwach, weil ihm nicht an Teilerfolgen in Angriff oder Abwehr lag, sondern an der Vernichtung. Also an einem großen Schlage, nicht an vielen kleinen Schlägen. Ich setze hier absichtlich nur den Grundgedanken des Planes her und verzichte auf die Wiedergabe der inzwischen veröffentlichten militärischen Einzelheiten, um die Darstellung möglichst einfach und allgemeinverständlich zu halten.

Grundlage und Aufbau des Planes sind von Meisterhand. Die große Linie ist so klar und schlicht, wie nur Genies sie zu finden wissen. Der Gedanke ist sowohl in Konstruktion, wie in Ausführung von gigantischen Maßen, nur ein Riese konnte ihn gebären und ausführen, wohl nur Graf Schlieffen selbst. Er war tot. Es ist nicht glaubhaft, daß nun irgendein Nachfolger, auch ein sehr tüchtiger, einfach diesen gigantischen Plan anzunehmen und auszuführen brauchte. Der Plan war ja zunächst nur eine Theorie, eine Arbeit von riesenhaften Ausmaßen zwar, aber praktisch nicht erprobt. Der große Konstrukteur hatte dieses Kriegsinstrument nicht aus dem Ärmel geschüttelt, er hatte es in jahrelanger Arbeit mit Zirkel und Feder zusammengefügt. Bei dieser subtilsten Geistesarbeit hatte er unzählige Hindernisse überwunden, die in der Unvollkommenheit der eigenen Kampfmittel, in theoretisch auftretenden Hindernissen bestanden, die der Feind ihm wahrscheinlich bereiten würde oder jedenfalls bereiten konnte. Der Konstrukteur hatte sie schließlich in harter Geistesarbeit überwunden und

Digitized by Google

hatte manche Aushilfe im Kopfe, die von ihm bei Gegenzügen des Feindes anzuwenden, aber nicht schriftlich einem Nachfolger zu übertragen waren. Anders hätte Graf Schlieffen nicht einen Plan, sondern ein Lexikon hinterlassen müssen, das für die harte Praxis des Krieges für schnellen Entschluß, für rücksichtsloses Handeln nicht nur wertlos, sondern geradezu hinderlich gewesen wäre.

Theoretisch wäre es natürlich möglich gewesen, daß nach Schlieffens Rücktritt ein noch größeres oder gleichwertiges strategisches Genie an seine Stelle getreten wäre, das ein noch sicheres Kriegsinstrument schaffen und führen konnte. Dieser Fall trat für Deutschland leider nicht ein.

Tatsächlich ist der große Plan des Grafen Schlieffen im Jahre 1914 nicht angewendet worden. Die Veränderungen, die er in den Jahren 1906/1914 erfahren hatte, sind in bemerkenswerter Kriegsliteratur nachgewiesen, am klarsten in dem Buche des Generals v. Kuhl „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“[1]). Ich hätte dem inhaltsvollen Werke nur einen anderen Titel gewünscht, denn unsere Gegner haben natürlich aus den Titelworten „in Vorbereitung“ gemacht, der deutsche Generalstab hätte den Krieg herbeigeführt. Tatsächlich hat der Generalstab lediglich die Abwehr des Weltkrieges vorbereitet. Ich verzichte auch an dieser Stelle auf die Wiedergabe der militärischen Details, die in den bezeichneten Werken nachzulesen sind.

Der rechte Flügel ist im Laufe der Jahre zugunsten des linken wesentlich geschwächt worden. In den meisten militärischen Werken wird zwar die Änderung bedauert, aber auch überall mehr oder minder deutlich gesagt, daß diese Änderung berechtigt war. Auch der genialste Plan hat keinen Ewigkeitswert, die fortschreitende Technik verdirbt ihn, die Kräfteverhältnisse ändern ihn, die erhältlichen Dispositionen des Gegners zwingen zur Modifizierung. Graf Schlieffen vollendete seinen Plan etwa 1904, der große Krieg kam 10 Jahre später! Diese Änderung war also nicht Frivolität, nicht eine Geringschätzung des großen Erbes, sondern eine pflichtmäßige Entwicklung. Das ist eine Tatsache, die durch keinen andern gestützt wird, als durch den Grafen Schlieffen selbst. Gerade Oberstleutnant Foerster weist in seinem angezogenen Buche, in dem er am leidenschaftlichsten jene Änderung verurteilt, nach, daß Graf Schlieffen vor seinem Ableben einen wesentlich modifizierten Plan im Falle des Weltkrieges entworfen hatte. Ob die Änderung des Schlieffenschen Planes, die sein Nachfolger General von Moltke vornahm, in jeder Hinsicht glücklich war, wage ich nicht zu entscheiden. Ich möchte mich nach dem bisherigen Stand der Forschung auf den Boden seiner sachkundigen Kritiker stellen, die übereinstimmend der Meinung sind, daß der Plan des Generals v. Moltke für den vernichtenden Sieg im Westen genügte. Nicht die Änderung des Schlieffenschen Planes trägt also die Schuld am Mißerfolg im Westen 1914, sondern es ist leider schlimmer: Die Schuld liegt daran, daß General v. Moltke nicht einmal seinen eignen Plan, der sich an den Schlieffenschen anlehnte, auszuführen wußte. Das zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit die Schrift des Generalleutnants z. D. Tappen, die das Gegenteil nachzuweisen wünscht. Der General war 1914 unter dem General v. Moltke Chef der Operationsabteilung. Ich nehme an, daß die Verwirrung, Entschlußlosigkeit, Verkennung der Lage nicht halb so groß waren, wie der General sie ungewollt schildert. Hier kommen die Mängel des Generals v. Moltke zu furcht-

[1]) Außerdem „Die Kritik des Weltkrieges“ von einem Generalstäbler, „Graf Schlieffen und der Weltkrieg“ vom Oberstleutnant Foerster, „Bis zur Marne 1914“ vom Generalleutnant z. D. Tappen.

Digitized by Google

barer Auswirkung: sie machten in der Praxis die erworbene, früher geschilderte theoretische Beherrschung der strategischen Materie zunichte. Der General war in Sorge um Elsaß-Lothringen, um Süddeutschland und schickte in der Entscheidungsstunde zwei Armeekorps vom Westen nach dem Osten, ebenfalls mehr aus gutem fürsorglichen Herzen, als aus militärischen Erwägungen. Die beiden Korps waren von Hindenburg und Ludendorff gar nicht erbeten, Tannenberg war siegreich geschlagen, ehe sie eintrafen, im Westen fehlten sie bei der Entscheidung an mindestens zwei Stellen. General v. Moltke hat also nicht Schlieffens Plan verwässert, sondern seinen eigenen untauglich gemacht. Er hat insbesondere den Abtransport der beiden Korps nach dem Osten später als Fehler erkannt und zugegeben, also seine frühere, vorn angegebene Auffassung nicht aufrechterhalten, daß nur seine Krankheit an dem Mißerfolg im Westen Schuld gehabt hätte. Höchstens könnte man zugeben, daß seine Krankheit die Fürsorglichkeit für den Süden und Osten bis zur Selbstopferung des eigenen Planes gesteigert hätte.

Unter denen, die an der sogenannten Verwässerung des Schlieffenschen Planes schon vor dem Kriege schuldig geworden wären, wird auch General Ludendorff genannt — woran sollte er auch nicht schuldig sein. Ich habe deshalb bei dem General angefragt, um zu einer möglichst klaren Vorstellung zu gelangen. Er antwortete mir folgendes:

„Ich glaube immer noch, daß der rechte Flügel nie schwächer gewesen ist, als ihn Graf Schlieffen gemacht hat. Wir hatten starke Vermehrung in den Reserve-Formationen und dann noch das XX., XXI. A.-K., III. Bayer. Korps. Aber das Verhältnis war zuungunsten des rechten Flügels verschoben. Das ist richtig. Ich habe Moltke auf einer Generalstabsreise auch meine Bedenken geäußert. Er meinte aber, er müsse Baden schützen und käme XV. und XIV. A.-K. dann immer noch rechtzeitig auf den rechten Flügel. Das war richtig. Wir mußten in unserer Unterlegenheit durch Beweglichkeit unsere Kräfte vermehren.

Dazu kam, daß unter Moltke ein Einfall des VII. franz. A.-K. in den Elsaß immer wahrscheinlicher wurde. Es bot also hier sich Gelegenheit zu einem schönen Teilerfolg zu Anfang des Krieges — den soll man nicht unterschätzen.

Man vergleiche die Ereignisse und Zeiten 1914 und man wird finden, daß die im Elsaß gelassenen A.-Ks. durchaus rechtzeitig nach rechts oben kommen konnten. Man mußte nur Führerkraft haben. Diese besaß aber die O. H. L. 1914 nicht.

Ähnlich war es in Lothringen. Auch da mußte ein glänzender Sieg errungen werden und man kam noch rechtzeitig überall hin, aber die Führung fehlte. Der linke Flügel war bei Schlieffen sehr sehr schwach und ein feindlicher Angriff hätte dort zu leicht Erfolg haben können: Dann war man ebenso aufgerollt, wie das Bolschewisten-Heer von Warschau her (1920, Anm. d. V.).

Man ist geneigt, sich in Theorien zu verlieren und vergißt, daß im entscheidenden Augenblick die Kraft der Führung alles ist. In dem Fehlen dieser liegt die Schuld Moltkes, nicht in dem Abändern eines Planes.

Auch der Aufmarsch Moltkes war richtig, wenn man sich beim Vormarsch weiter nach Norden oder Nordwesten schob.

Digitized by Google

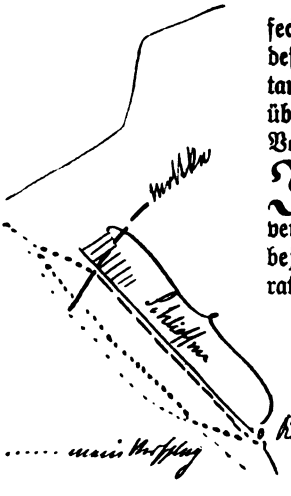
Schlieffen — auch Moltke hielten an Diedenhofen fest. Da Moltke in seiner Durchführung zu schwach auf dem rechten Flügel blieb, holte er nicht weit genug aus, was auch Schlieffen im übrigen nicht tat. Hatte man nun einmal nach der Schlacht von Lothringen so operiert, wie Moltke es getan, so mußte man sich nur von Diedenhofen westwärts schieben, also Diedenhofen loslassen, ‚das war überhaupt das Richtige'. Dann kam der rechte Flügel wirklich so weit, wie man wollte.

Auch der Schlieffen-Plan krankt an diesem Festhalten von Diedenhofen.

Ich habe mich bisher darüber noch nicht ausgesprochen, stelle aber Vorstehendes zur Verfügung."

Nachschrift: „Hätte Moltke das Garde-Reserve-Korps und XI. Armee-Korps nicht nach Ostpreußen geschickt, wäre auch alles gut geworden. Wollte er etwas schicken, dann mußte er die Korps vom linken Flügel nehmen. Also immer wieder ‚Führung'."

Ich stelle auch die flüchtige Skizze hierher, die General Ludendorff seinen Worten beifügte, einmal zu deren Illustrierung und zweitens, weil es den Laien interessieren wird, wie aus ein paar Federstrichen das unendlich feingliedrige, dabei so gewaltige Instrument wird, von dessen richtiger Konstruktion und Handhabung das Schicksal eines Volkes abhängen kann.



General Ludendorff zeigt sich nicht als starrer Verfechter des Schlieffenschen Planes, wohl aber stützt er dessen Grundidee. Das hat General v. Moltke auch getan. Der Einfluß Ludendorffs vor dem Kriege wird überschätzt, denn sein in der Skizze gekennzeichneter Vorschlag ist nicht zur Anwendung gekommen.

Ist nun der deutsche Generalstab in seiner Gesamtheit an unserm Unglück schuld? Nach der bisher veröffentlichten Kriegsliteratur müßte man diese Frage bejahen. Fast auf jeder Seite der kritischen Kriegsliteratur wird ein mehr oder minder gewichtiger Fehler erwähnt oder scheinbar nachgewiesen.

Nur bei der Schilderung eigener Kriegstaten, besonders auch in nicht zitierten Werken, wird die gebotene Zurückhaltung hierin gewahrt.

Der Gipfel ist die Behauptung, die Franzosen hätten überhaupt keinen Plan gehabt, die Führung wäre recht konfuse gewesen. Nun, dann hätten wir wohl auch mit dem selbstverstümmelten Plan des Generals v. Moltke noch bequem siegen können. Es ist inzwischen nachgewiesen worden, was als selbstverständlich angenommen werden mußte, daß die Franzosen einen Plan hatten, den sie ebensowenig durchzuführen vermochten, wie die Deutschen den ihren. Die erwähnte Überkritik zahlreicher deutscher Militärschriftsteller am deutschen Generalstabe scheint mir recht bedenklich, so sehr das rückhaltlose Streben nach Wahrheit die Verfasser ehrt. Sogar aus Werken, die ausgesprochen der Verteidigung und Ehrenrettung des deutschen Generalstabes gewidmet sind, werden ungewollt Anklageschriften durch eine Anhäufung von scheinbaren Fehlern der Führung oder Disposition. Es kommt ein Maß von Selbstanklage unbewußt auch bei begabten Offizieren zum Durchbruch, das an die unheilvollen politischen

Digitized by Google

Selbstbezichtigungen erinnert, die uns im Auslande so unermeßlichen Schaden zugefügt haben. Nur die Motive sind verschieden: hier rücksichtsloser Drang nach Wahrheit, dort zu großem Teil Unaufrichtigkeit, um das frühere System zu verunglimpfen, das jetzige zu retten. Wenn man nämlich den scheinbaren Fehlern, die in der Militärliteratur aufgeführt werden, nachgeht, so stößt man als deren Urheber immer wieder auf den Generalstab oder auf einzelne Generalstabsoffiziere, denn Führung und Disposition lagen schließlich allein in deren Händen. Außer den Generalen v. Moltke und v. Kluck und außer den führenden Prinzen waren wohl alle auf wichtige Plätze Gestellte durchgebildete Generalstabsoffiziere. Erst im Laufe des Feldzuges vermehrten sich die sogenannten Kriegsgeneralstäbler, die nur zum Teil hinter den auf sie gestellten Erwartungen zurückblieben. Den Prinzen wie den Generalen v. Moltke und v. Kluck standen ganze Stäbe ausgesuchter Generalstabsoffiziere zur Seite.

Ich will auch die Wahrheit, aber auf Grund erschöpfender Forschung. Deshalb halte ich es mit dem ausgezeichneten Militär-Schriftsteller und -Philosophen, dem General v. Freytag-Loringhoven, der in einem beachtenswerten Artikel im Tag folgendes ausführt:

„Die Geschichtsschreibung des Weltkrieges wird sich über das Urteil des Einzelnen zu stellen und vor allem daran festzuhalten haben, daß es sich hier für uns, was die Führung im Kriege selbst betrifft, nicht um einen verlorenen, sondern in jeder Hinsicht ehrenvoll durchgefochtenen Kampf handelt.

Auch bei voller Berücksichtigung dessen erwachsen ihr jedoch Schwierigkeiten dadurch, daß sich Personen und Ereignisse den Mithandelnden vielfach im Augenblick der Tat anders darstellen, als auch nur wenig später den Zeitgenossen, ja den Beteiligten selbst. Sehr bezeichnend schreibt hierüber General v. Verdy: ‚Es ereignet sich, daß man auf das genaueste überzeugt ist, ein Vorfall, dem man beigewohnt hat, habe sich in einer bestimmten Weise oder zu einer gewissen Zeit vollzogen, bis späteres Studium von unanfechtbaren Festsetzungen den Beweis liefert, daß man sich viele Jahre hindurch im Irrtum befunden hat. Ich habe es sogar erlebt, daß Ereignisse, die mich betrafen und die ich sofort schriftlich niederlegte und durch Zeugen bestätigen lassen konnte, mir lange nachher von einem anderen als ihn betreffend oder von ihm ausgegangen erzählt worden sind.' Ich führe das an, um darauf hinzuweisen, wie sowohl offizielle Berichte als auch private Memoiren Irrtümer enthalten können. Alle Relationen, alle Memoiren bedürfen, wenn sie als Material zur Geschichtsschreibung verwertet werden sollen, der kritischen Sonde."

Man kann wohl durch die beschleunigte Freigabe des Aktenmaterials, durch die erstaunliche Schnellebigkeit unserer Zeit, die auch Forschung und Geschichtsschreibung viel eher zum Abschluß bringen wird, als es früher der Fall war, prinzipielle Fehler der Spitzenorganisation schon jetzt erkennen und freilegen. Die Fehler bei einzelnen Kampfhandlungen, bei Kriegsdetails überhaupt, können wir heute noch nicht feststellen. Eine falsche Meldung vom Feinde kann eine subjektiv richtige, objektiv verhängnisvolle Maßnahme herbeiführen, die man nicht dem Generalstabe zur Last legen darf, sondern dem meldenden Leutnant oder erschwerenden Beobachtungsverhältnissen usw., dies nur als ein beliebig herausgegriffenes Beispiel.

Die deutsche Mentalität spielt auch bei dieser ungewollten, teilweise unbewußten Übertreibung der Selbstkritik eine schädliche Rolle. Unter Selbstkritik verstehe ich hier die Kritik einer Institution, der der Kritiker selbst angehört hat. Das Ausbleiben des Sieges nach so stolzen Hoffnungen und Worten, die

Digitized by Google

widerlich-schmähliche Behandlung des Offizierkorps, insbesondere des Generalstabes und einzelner hervorragender Heerführer in der eigenen Heimat, die erfolgreich gerade von den mit Schmutz Beworfenen geschützt wurde, hat das seelische Gleichgewicht des Offizierkorps erschüttert, hierzu kommt der lobenswerte Trieb des Deutschen nach Wahrheit und Klarheit, nach Ergründung der Schuldfrage. Die Auswirkung solcher Mentalität kann zu zahlreichen Fehlschlüssen führen und vor allem zu Unfehlbarkeitsansprüchen, die an keiner menschlichen Einrichtung gerecht sind. Der deutsche Generalstab war gewiß darauf eingestellt, dazu erzogen für den Ernstfall, so fehlerlos zu operieren, wie nur möglich. Fehlerfrei konnte er nicht arbeiten. Dieses Verlangen der Fehlerlosigkeit liegt aber bei dem größten Teil der vorliegenden Kriegsliteratur, mit den schon erwähnten Ausnahmen, zweifelsfrei vor. Hielte man es für berechtigt, so müßte man sich auf den breiten, verderblichen Weg in das Reich der Halbgötter begeben.

Eine gewollte oder unbewußte Herabsetzung des deutschen Generalstabes in seiner Gesamtheit ist aus mancherlei Gründen aussichtslos oder objektiv unzutreffend. Hierüber sei nur wenig angefügt. Als feststehend kann man das Versagen der obersten militärischen Leitung im Jahre 1914 an der Marne ansehen. Wenn aber der gesamte Generalstab bis zu den kampfleitenden Stäben herab versagt hätte, wären wir im September 1914 (nach zahlreichen gewonnenen Schlachten, nach großem Geländegewinn in Feindesland!) nicht zum Halt an der Marne gezwungen worden, sondern wir hätten eine militärische Katastrophe ohnegleichen erlebt. Der deutsche Soldat hat gewiß sein gut Teil an dem Verhindern der Katastrophe, bei schlechter Führung auch der andern Stäbe, also der Gesamtheit des Generalstabes, wäre sie nicht zu vermeiden gewesen. So liegt es in zahlreichen Fällen während des langen Krieges und wohl ebenso häufig mag der vorgesetzte Stab Fehler des direkt kampfleitenden, die in der Hitze des Gefechtes entstanden sein mögen, durch weises Eingreifen ausgeglichen haben. Eine Gesamtschuld des deutschen Generalstabes konstruieren zu wollen, wird also immer aussichtslos bleiben. Wäre sie tatsächlich vorhanden, so hätten wir außerdem den großen Krieg nicht über vier Jahre siegreich bestehen können, wir wären in einigen Wochen zusammengebrochen. Die Fehler, die gemacht worden sind, sollen rücksichtslos, aber nur auf Grund lückenlosen Materials aufgedeckt werden. Die Mitarbeit des Generalstabes selbst an diesen Feststellungen ehrt ihn nur. Nirgends auf der Welt ist in militärischen Behörden unter so bedeutenden Soldaten mit solchem Ernst und so hingebungsvoll gearbeitet worden, wie in dem großen roten Hause am Königsplatz.

Der bekannte Militärschriftsteller General v. Bernhardi schiebt die sogenannte Verwässerung des Schlieffenschen Planes, da sie unmöglich von einem Generalstabsoffizier ausgegangen sein könnte, der damaligen politischen Leitung zu, er schreibt im Tag:

„. . . . Wenn man also den wahren Schuldigen an dem Verlust der Marneschlacht auffinden will, muß man ermitteln, wer die Änderung des Schlieffenschen Aufmarsches verschuldet hat. Da liegt denn die Versuchung nahe, diesen Schuldigen in den Reihen der Politiker zu suchen. Unsere Politik war dauernd von dem Wahne befangen, daß es gelingen werde, ein friedliches Zusammengehen mit England herbeiführen zu können. Als dieses auf die Seite unserer Feinde trat, fiel die deutsche Politik zusammen ‚wie ein Kartenhaus'. Da liegt denn der Gedanke nahe, daß es Bethmann-Hollweg gewesen ist, der Deutschland verhindert hat, so starke Kräfte auf dem rechten Flügel zusammenzuziehen, daß man auch gegen England Front machen und dennoch stark genug bleiben konnte, um den Schlieffenschen Plan, an dem man doch festhielt, durchführen zu können."

Digitized by Google

Wenn man, wie ich, dem immer noch berühmtesten Kriegsphilosophen, dem General von Clausewitz folgt, und den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln betrachtet, so wäre die Einwirkung des politischen Staatsleiters auf den Kriegsplan bis an die Grenze der kriegstechnischen, strategischen und taktischen Ausführung durchaus gegeben. Rein theoretisch gesprochen, könnte der Feldherr einen Plan entwerfen und zur Ausführung bringen, der einem großen Staatsmann das mühsame Lebenswerk und damit das immer überzuordnende politische Kriegsziel vernichtete. Der Feldherr könnte, um an einem extremen Fall möglichst deutlich zu experimentieren, ein Land angreifen, besetzen, zum Durchmarsch benutzen, mit dem ein politischer Geheimvertrag besteht, der zu aktiver Mithilfe, oder was von gleich großem, sogar von größerem Nutzen werden könnte, der wohlwollende Neutralität zugesichert oder garantiert hätte. Der beste Kriegsplan würde auf solche Weise verhängnisvoll werden. Der Fall könnte auch umgekehrt liegen. Der Feldherr käme zur Schonung eines Landes, von dessen Feindseligkeit der Staatsmann unterrichtet ist, ja, das er aus außenpolitischen Gründen gern besetzt sähe. Der Kriegsplan litte darunter, ebenso die Staatskunst. Es ist also eine immer wiederkehrende Aussprache vertraulichster Art zwischen oberster politischer und militärischer Leitung erforderlich. In dem Deutschland vor dem Kriege war das um so notwendiger, als verfassungsmäßig der Reichskanzler nicht nur für die friedliche Politik, sondern auch für die Politik mit andern Mitteln, also auch für die Kriegsführung verantwortlich war. Er hatte also pflichtgemäß den Chef des Generalstabes über die politische Lage zu unterrichten und so Einfluß auf die Grundlinien des Kriegsplanes zu nehmen, ohne die daraufhin für gut befundenen militärischen Maßnahmen zu beeinflussen. General v. Clausewitz sagt deshalb mit Recht, der Idealzustand sei, wenn politische und militärische Oberleitung in einer Hand wären. Die Geschichte weist ja lehrreiche Beispiele dafür auf: Alexander der Große, Napoleon I., Friedrich der Große. Bei dem Ausmaß moderner Kriege wird man kaum auf ein Genie rechnen können, das Politik, Strategie, Taktik, Weltwirtschaft, Innenwirtschaft so meisterte, daß es allein große Kriege der Gegenwart und Zukunft zu führen vermöchte. Die Frage des Generals v. Bernhardi, ob nicht der Staatsmann vielleicht auf die Änderung des ursprünglichen Schlieffenschen Planes Einfluß genommen hätte, ist also berechtigt. Ohne in den Fehler verfallen zu wollen, eine lückenlose Klarstellung hierüber zu versuchen, kann ich doch einiges dazu beitragen.

Zunächst sind im Reichsarchiv von kundigen Offizieren Nachforschungen in den Geheimakten darüber angestellt worden, ob ein Beweis für die Beeinflussung militärischer Stellen durch die politische Staatsleitung zu erbringen wäre, insbesondere in Berücksichtigung des Schlieffenschen Planes. Man wird bei der Wertschätzung, deren sich die politische Staatsleitung bei den in Frage kommenden militärischen Stellen erfreute, von der Gründlichkeit der Nachforschungen ohne weiteres überzeugt sein dürfen. Die Feststellungen haben nicht die leiseste aktenmäßige Andeutung für eine derartige beabsichtigte oder wirksam gewordene Beeinflussung ergeben. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß trotzdem eine Art Beeinflussung stattgefunden haben könnte. Der Schlieffensche Plan ist, wie eingangs erwähnt und wie uns selbstverständlich dünkt, so geheim gehalten worden, wie es nur irgend möglich ist. Gerade deshalb erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die mündliche Überlieferung staatsmännischer Erwägungen vom Grafen Schlieffen an die wenigen Mitwissenden und schließlich an seinen Nachfolger, den General v. Moltke schriftlichen Aktennotizen, die niemals absolut sicher sind, vorgezogen wurde. Ebenso kann General v. Moltke seinen wenigen Vertrauten mündliche Aufklärungen gegeben haben. Er kann sie auch ganz für sich behalten und mit

Digitized by Google

ins Grab genommen haben. Um von mir aus der Wahrheit auf den Weg zu helfen, habe ich an die beiden in Frage kommenden Staatsmänner geschrieben, an den Fürsten v. Bülow und an Herrn v. Bethmann-Hollweg und unter Darstellung der Streitfrage um Auskunft gebeten. Beide Herren sind mir schon aus ihrer Kanzlerzeit her bekannt. Dem Fürsten Bülow habe ich außerdem noch geschrieben, daß behauptet würde, er habe den Rücktritt des Grafen Schlieffen im Jahre 1906 herbeiführen helfen, vielleicht weil dessen Plan der Vernichtung des Feindes ihm zu grausam erschienen wäre. Fürst Bülow antwortete auf die Kernfrage der möglichen Beeinflussung des Schlieffenschen Planes, wie ich erwartet hatte, nicht schriftlich, er schrieb mir den nachstehenden Brief:

„Wir denken Ende des Monats wieder in Berlin einzutreffen, wo ich Ihnen gern zur Verfügung stehe. Vorläufig nur so viel, daß ich nie versuchte, den von mir sehr geschätzten Grafen Schlieffen ‚unmöglich zu machen', geschweige denn einen so teuflischen Plan ausgeführt habe. Meine Beziehungen zu dem genialen Feldmarschall waren sehr gute. Ich verstehe auch nicht, weshalb die Absicht eines Militärs, den Gegner zu vernichten, ‚unmenschlich' sein soll. Seit den fernen Zeiten, wo König Agamemnon mit den verbündeten Griechen Troja berannte und Josua im Tale Ajalon gegen die Amoriter kommandierte, pflegt jeder Feldherr mit diesem Projekt auszurücken."

Ich hatte an die Mitwirkung des Fürsten Bülow an dem Rücktritt des Grafen Schlieffen nicht glauben können, weil ich damals auch die Entwicklung wichtiger Personalfragen aus der Nähe beobachten konnte. Der Rücktritt des Grafen Schlieffen war mir sehr schmerzlich, aber er ist doch, wie eingangs geschildert wird, ganz natürlich vor sich gegangen. Der Graf war 73 Jahre alt und hatte eine schwere Beinverletzung davongetragen, die bei seinem hohen Alter nicht recht heilen wollte. Körperliche Rüstigkeit ist auch beim Feldherrn eine Voraussetzung des Erfolges, der große Krieg hat es oft genug bewiesen.

In der mir in dem vorstehenden Briefe freundlichst angebotenen Unterredung äußerte sich Fürst Bülow mit undiplomatischer Offenheit, die man bei ihm sofort empfindet und als ein Zeichen erkennt, daß er keinerlei Geheimhaltung zu beobachten gedenkt, weil es ihm in dem betreffenden Falle nicht nötig erscheint. Er sagte:

„Die Behauptung, ich hätte zum Rücktritt des Grafen Schlieffen beigetragen, ist unrichtig. Wir standen sehr freundschaftlich miteinander, der geniale Stratege wußte sehr wohl, wie hoch ich ihn schätzte. Er verkehrte als Gast in meinem Hause, außerdem sah ich ihn periodisch zu politischen Besprechungen, deren militärische Auswertung ich getrost dem Grafen Schlieffen überließ, aber er wurde von mir regelmäßig über die politische Lage unterrichtet. In militärische Einzelheiten habe ich mich nie eingemischt, ebensowenig hat Graf Schlieffen Einfluß auf meine politische Staatsleitung versucht. Graf Schlieffen hat mir auch nicht ein einziges Mal einen Präventivkrieg empfohlen oder mich etwa zum Kriege zu drängen versucht. Das Ziel meiner Politik war ihm bekannt, den Krieg zu vermeiden, bis wir auch zur See und wirtschaftlich so stark wären, daß unsere Gegner vor dem Risiko des Angriffs zurückschreckten und uns als gleichberechtigt bei der weiteren Aufschließung und Bewirtschaftung der Erde anerkannten. Dieser Politik entsprach mein Handeln, ob es das eine oder andere Mal als Schwäche ausgelegt wurde, war mir gleichgültig. Ich habe die Genug-

Digitized by Google

tuung, daß ich bis zu meinem Abgange den Erfolg für mich hatte. Was ich vom Grafen Schlieffen gesagt habe, trifft auch für seinen Nachfolger, den General v. Moltke zu. Er wurde von mir unterrichtet, eine gegenseitige Einmischung hat nicht stattgefunden, wir standen im Vertrauensverhältnis zueinander. Bei drohender Kriegsgefahr hätte ich eine erschöpfende Besprechung der Lage und der erforderlichen Maßnahmen herbeigeführt. Ich hätte keine Kriegserklärungen erlassen, sondern hätte die feindlichen abgewartet. Damit wäre ich nur dem Beispiel des Fürsten Bismarck gefolgt, der mehrfach geäußert hatte, er habe unsern internationalen Abmachungen deshalb den Charakter von Defensiv-Bündnissen gegeben, weil er nicht annehmen könne, daß bei der europäischen Gesamtlage einer seiner Nachfolger so einfältig sein werde, die immer odiose Rolle des Angreifers zu übernehmen. Vielleicht hätte ich mich von der militärischen Nützlichkeit des Durchmarsches durch Belgien überzeugen lassen, auf die ja schon vor 100 Jahren Clausewitz hingewiesen hatte; aber wohl nur nach erfolgtem feindlichen Einmarsch oder wenn eine feindliche Haltung Belgiens erwiesen gewesen wäre. Von einem an Belgien begangenen Unrecht hätte ich vor versammeltem Reichstag sicherlich nicht gesprochen, auch nicht gegenüber einem fremden und noch dazu im Kriegszustand mit uns befindlichen Botschafter Vergleiche zwischen Verträgen und Papierfetzen angestellt. Ich war der Meinung, daß, wenn wir mit Rußland und Frankreich in Krieg gerieten, England eine so günstige Gelegenheit zur Schwächung seines wirtschaftlich unbequemsten Konkurrenten schwerlich vorübergehen lassen würde. Meine Einschätzung der wirtschaftlichen, politischen, maritimen und militärischen Macht Englands hat mir gerade die Vermeidung des Krieges bis zu unserer realen Weltmachtstellung als oberste Pflicht erscheinen lassen."

Ich kann aus langjähriger politischer Tätigkeit die oben kurz skizzierte Politik des Fürsten Bülow bestätigen, den angezogenen Richtlinien seiner Politik begegnete man in allen vertraulichen Gesprächen, man konnte sie aus seinen politischen und diplomatischen Schachzügen immer wieder erkennen. Freilich, die Bildung der Entente hat er nicht zu verhindern vermocht. Wenn aber in einem Teil der Militärliteratur und auch sonst gesagt wird, England hatte den festen Plan, unsere Weltwirtschaft zu vernichten, Frankreich suchte nach Revanche, in Rußland sei der Panslavismus nicht zu bändigen gewesen, ja, dann muß man auch die Verhinderung der Ententebildung als unmöglich anerkennen und eine Staatskunst um so höher werten, die das Reich durch den bösen Willen der Nachbarn unbeschädigt steuerte. Schon ein größerer Staatsmann, Fürst Bismarck, hat darüber geklagt, daß England sich von uns nicht lieben lassen wolle. Fürst Bülow ist den Engländern nicht nachgelaufen, er hat sie nicht als überlegenes, verehrungwürdiges Weltvolk behandelt, sondern ist gleichberechtigt, einige Male auch überlegen aufgetreten. His Lordship stellte er als ebenbürtig den Herrn v. Bülow gegenüber. Diese Methode hat sich als richtig erwiesen, als wir später die gegenteilige anwandten, kamen wir erst in die Brüche, dann zum Bruch . . .

Es kann also als feststehend angesehen werden, daß Fürst Bülow eine Beeinflussung des Schlieffenschen Planes nicht versucht oder gar herbeigeführt hat. Man kann auch nicht zu dem sonderbaren Schluß kommen, Fürst Bülow hätte

Digitized by Google

gelegentlich der Marokkokrise den Krieg herbeiführen müssen, weil wir den Grafen Schlieffen hatten, der uns zum Siege geführt hätte, und weil manches andere, rein militärisch gesehen, günstig schien. Man kann eine erfolgreiche Politik, die nahe vor der Erreichung ihres Zieles war, nicht auf das Risiko hin ändern, das in jedem Kriege, in jedem Kriegsplan, in jedem Feldherrntum liegt. Man stelle sich unter vielem anderen nur einmal vor, der 1905 zweiundsiebzigjährige Graf v. Schlieffen hätte trotz aller gegenteiligen Hoffnungen körperlich versagt, als die große Kriegsmaschinerie in Tätigkeit trat. Das ist bekanntlich bei sehr tüchtigen Armeeführern, die vier oder fünf Jahre jünger waren, tatsächlich eingetreten. Vieles andere ließe sich anführen. Die Stellung eines gleichwertigen Nachfolgers eines so großen Mannes, wie Graf Schlieffen tatsächlich war, ist Sache des Generalstabes.

Der fünfte Kanzler, Herr v. Bethmann-Hollweg, hat mir auf meinen Brief mit folgenden Zeilen geantwortet:

„Die Frage einer Änderung des Schlieffenschen Feldzugsplanes ist während meiner Kanzlerzeit zwischen mir und dem Generalstab niemals behandelt worden. Ob, wie und aus welchen Gründen überhaupt eine Änderung vorgenommen ist, entzieht sich völlig meiner Kenntnis. Die sehr interessanten Ausführungen des Generals v. Kuhl über die Entwicklung des Schlieffenschen Planes, auf die ich Sie hinweisen darf, sind daher auch für mich neu gewesen. Ich wüßte meinerseits zur Aufhellung dieser Frage nichts beizutragen. Die Ausführungen des Generals v. Bernhardi greifen völlig fehl. Die Künstlichkeit seiner Konjektur wird Ihnen gewiß nicht entgangen sein. Tatsächlich hat sie keinerlei positive Grundlagen."

Außerdem hörte ich von einer, Herrn v. Bethmann-Hollweg nahestehenden Persönlichkeit, daß dem fünften Kanzler die Absicht des Generals v. Moltke, im Falle eines Krieges unseren rechten Flügel durch Belgien zu werfen, schon längere Zeit vor dem Kriege bekannt war.

Die Absicht des Herrn v. Bethmann-Hollweg den Schlieffenschen Plan abzuschwächen, hat also nicht bestanden, sie ist ebensowenig festzustellen wie in der Bülowschen Kanzlerzeit. Die Kanzlerschaft des Herrn v. Bethmann-Hollweg ist insofern bedeutungsvoller für unsere Untersuchungen, als sie die Spannung vor dem Kriege, die Kriegsgefahr, schließlich Kriegsausbruch und fast drei Jahre Weltkrieg in sich schließt. Alsbald nach dem Rücktritt des Fürsten Bülow bezeichnete Herr v. Bethmann-Hollweg eine Besserung unseres Verhältnisses zu England, möglichst eine Verständigung mit dem britischen Reiche, als die vornehmste Aufgabe seiner auswärtigen Politik. Er hat es an Bemühungen aller Art zu dem erstrebenswerten Ziele zu kommen, nicht fehlen lassen. Die Verhandlungen über ein Flottenabkommen und über eine Verständigung über einige Kolonialfragen war sichtbar der Gipfel seines Entgegenkommens. Zahlreiche Bemühungen anderer Art um Englands Freundschaft sind nicht an die Öffentlichkeit gedrungen. Reale Ergebnisse hatten diese Arbeiten nicht. Ich habe den Eindruck, Herr v. Bethmann-Hollweg hatte sich zu viel bemüht. Das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, das auf dem politischen Markt ebenso wichtig ist wie auf dem wirtschaftlichen, stand im Mißverhältnis. Die Bilanz schloß am Ende zu unseren Lasten ab.

Aber in jener Zeit der Hoffnungen von 1909—14 war rein äußerlich der Schein einer realen Verbesserung unseres Verhältnisses zu England in die Ämter, Kabinette und in die Presse geworfen. Man hörte häufig im Auswärtigen Amte, die Bemühungen des fünften Kanzlers hätten schon Früchte getra-

Digitized by Google

gen, die Annäherung zwischen England und Deutschland sei auf dem Marsche. In der „Politischen Korrespondenz" des Novemberheftes der „Preußischen Jahrbücher" von 1913 schrieb der dem Reichskanzler von Bethmann nahestehende Professor Dr. Hans Delbrück unter der Überschrift „Allgemeine Entspannung" damals folgendes: „Ich bin soeben von einem längeren Aufenthalt in England zurückgekehrt und habe den Eindruck mitgebracht, daß dort ein geradezu erstaunlicher Umschwung eingesetzt hat. Der natürliche Interessengegensatz, daß England, das sich ein Jahrhundert lang als alleiniger Herrscher der See fühlen konnte, jetzt Konkurrenten bekommen hat, und daß Deutschland an der Spitze dieser Konkurrenten steht, bleibt natürlich. Aber man hat sich darein gefunden und erkennt an, daß Deutschland ein natürliches Recht habe, an der Beherrschung des Erdballs durch die Kulturnationen in vollem Maße beteiligt zu sein..... Es unterliegt mir daher keinem Zweifel mehr, daß bei neuauftauchenden Fragen des Kolonialbesitzes oder der Interessensphären in Afrika und Asien eine gütliche Auseinandersetzung sich unschwer zwischen England und uns erzielen lassen wird... An den guten Beziehungen, die sich nunmehr zwischen England und Deutschland gebildet haben, wird der Fortgang der Schiffsbauten nichts verderben." In ähnlichem Sinne sprach sich damals in seinem unter dem Pseudonym Ruedorffer veröffentlichten Buch über die Grundzüge der Weltpolitik ein anderer Vertrauter des Reichskanzlers v. Bethmann, Herr Geheimrat Riezler aus. Die Herren, die solche Parolen aus- und weitergaben, waren selbstverständlich von deren Richtigkeit überzeugt. Diese Parolen haben naturgemäß auch die militärischen Stellen erreicht. Es wäre also rein theoretisch wohl möglich, daß eine gewisse Sorglosigkeit gegenüber England auch im Generalstabe Platz gefunden hätte, die dann zu einer Vernachlässigung der Abwehr gegen England hätte führen können. Hierher gehört auch eine Äußerung des Generals v. Moltke am 4. August 1914. Als dem General die Kriegserklärung Englands mitgeteilt wurde, sagte er: „Nun sieht man wenigstens klar, ohne England hätte ich den Krieg wohl garantieren können."

Diese Bemerkung läßt eine Fülle von Auslegungen zu, man wird sich besser mit einer vorsichtigen Auslese begnügen.

Sicher scheint zu sein, daß General v. Moltke immerhin mit der Möglichkeit gerechnet hatte, England könnte dem Kriege fern bleiben. Hätte er an diese Möglichkeit nicht gedacht, so hätte er vorher schon klar gesehen. Er kann aber nur aus politischen Gründen zu möglicher neutraler Haltung Englands gebracht worden sein, denn die militärischen Gründe zur Beurteilung der endgültigen Haltung Englands waren entgegengesetzt. Die kriegerischen Maßnahmen der englischen Flotte waren damals längst bekannt. Tatsächlich hatte ja Herr v. Bethmann-Hollweg bis zum 4. August mit England weiter verhandelt, das kann er nur in der Hoffnung getan haben, England herauszuhalten. Es ist also zweifellos richtig, daß eine indirekte Beeinflussung der militärischen Stellen vorgelegen haben kann, vor dem Kriege sowohl, wie in der Zeit der drohenden Kriegsgefahr. Daraus aber eine Mitwirkung an einer Änderung des Schlieffenschen Planes herleiten zu wollen, erschiene mir recht gewagt. An dieser Stelle muß man doch wohl das Mißtrauen der militärischen Kreise in die politische Staatsleitung des Herrn v. Bethmann-Hollweg in die Rechnung einstellen. Außerdem war das Reichsmarineamt auch noch da, Herr v. Tirpitz dürfte dem General v. Moltke gegenüber kein Hehl über seine Ansichten gemacht haben. Immerhin ist es interessant festzustellen, wie vorsichtig eine politische Staatsleitung sein muß, um nicht Gefahren herauf zu beschwören, die nicht mehr

Digitized by Google

auszugleichen sind. In der Tat hätte der deutsche Generalstabschef anders disponieren können, wenn die politische Staatsleitung ihm das Fernbleiben Englands vom Kriegstheater garantiert hätte. Die französische Front wäre durch englische Truppen nicht verstärkt, unsere rechte Flanke nicht bedroht gewesen. Graf Schlieffen hat ja aber, obwohl er England fest in seine Kriegsrechnung eingestellt hatte, im Anfang keine großen Vorbereitungen dagegen getroffen. Das ist die Kühnheit seines grandiosen Planes. Er wollte das französische Kannä in denkbar kürzester Zeit herbeiführen, kesselte er dabei Engländer mit ein, um so besser. Nach dem Gelingen dieses einen großen, vernichtenden Schlages hätte er in der Tat mit den etwa sich noch meldenden englischen Truppen nach Belieben verfahren können. So ist im Grunde die scheinbare Unterschätzung Englands in dem Selbstbewußtsein des Grafen Schlieffen begründet, das französische Kannä unter allen Umständen zu erreichen. Ein nicht so gigantischer Plan, ein nicht so starker und überragender Feldherr hätte wohl mit der Absperrung der französischen Nordküste gegen England (Calais) die größere Vorsicht seines Planes und die Änderung des Schlieffenschen besser zu operativem Ausdruck gebracht. General v. Moltke wollte zwar, wie sein großer Vorgänger das französische Kannä, aber wie sich herausgestellt hat mit unzulänglichen Mitteln.

Ergebnis.

1. Der Schlieffensche Plan ist mit Vorbedacht geändert worden. Die Änderung des Planes war begründet. Graf Schlieffen selbst hätte schon 1912 mit einem anderen Plan geschlagen als 1905.

2. Der an den Plan des Grafen Schlieffen angelehnte, im Grundprinzip mit ihm übereinstimmende Plan des Generals v. Moltke, der 1914 tatsächlich zur Anwendung kam, hätte genügt, um die französischen Streitkräfte zu vernichten.

3. General v. Moltke hat das identische Grundprinzip des Schlieffenschen und seines eigenen Planes während der Kriegshandlung verlassen und hat auch sonst seinen eigenen Plan durchlöchert. Daraus entstand der Mißerfolg im Westen.

4. Den deutschen Generalstab in seiner Gesamtheit trifft keine Schuld an unserem Unglück.

5. Die politische Staatsleitung hat keinen direkten Einfluß auf die Änderung des Schlieffenschen Planes genommen.

6. Nebenbei: Die mir begegnete Unterstellung, wenn Graf Schlieffen nicht im Jahre 1906 zurückgetreten wäre, hätten wir unter seiner Führung den Krieg gewonnen, ist irreführend. Graf Schlieffen war, als er abging (1906) 73 Jahre alt und nicht mehr felddienstfähig. Er starb 1912 also 2 Jahre vor dem Kriege. Er wäre 1914 81 Jahre alt, also kaum zur Leitung dieses gigantischen Krieges imstande gewesen

7. Es ist ein schweres Unglück für das deutsche Volk, daß dieser Graf Schlieffen nicht 20 Jahre später geboren wurde.

In der Aufklärungsarbeit bedeutender, verworrener und verwirrender Kriegsliteratur beansprucht die vorliegende kleine Studie auch nicht das bescheidenste Plätzchen. Sie möchte nur als gutmeinender Warner am Wege zu dem großen Bücherturm stehen und an einem einzigen, gewiß wichtigen, aber doch nur an einem Beispiel zeigen, wie die besten Absichten durch Überhastung, durch mehr Temperament als Klarheit zum Gegenteil des Gewollten führen. Auch glaubt sie nicht, dieses einzige Beispiel restlos geklärt, sie hofft nur ein weniges zur Klärung beigetragen und damit den langwierigen Etappenweg gezeigt zu haben, auf dem man schneller als in früherer Zeit, aber doch nicht auf dem kürzesten etappenlosen Wege der Luftlinie, ans Ziel gelangen kann.

Digitized by Google

Tannenberg.

Gustav v. Schoch, General d. J. a. D.

Der Feldmarschall Graf Schlieffen hat, nachdem er zu Beginn des Jahres 1906 den Abschied genommen hatte, durch seine schriftstellerische Tätigkeit noch einen mächtigen Einfluß auf den deutschen Generalstab und weit darüber hinaus auf alle jene Kreise des Offizierkorps ausgeübt, die sich für die Fragen der höheren Truppenführung interessiert haben. Seine Studie „Cannae" ist berühmt geworden. In ihr stellt Graf Schlieffen das Verfahren Hannibals im Jahre 216 v. Chr., den Hauptangriff nicht gegen die Front, sondern gegen die Flanken und den Rücken des Gegners zu führen, als vorbildlich hin, weil so und nur so das Ziel jeder Schlacht erreicht werden könne: die Vernichtung des Gegners. Der Fedmarschall weist darauf hin, daß Hannibal seinen glänzenden Erfolg errungen habe, trotzdem er überlegene Kräfte sich gegenüber hatte; auch mit einer Minderheit den Angriff so anzusetzen, wie es vor mehr als 2000 Jahren der punische Feldherr gewagt hat, das ist es, was Graf Schlieffen von der höheren Führung verlangt; dabei spricht er aus, daß das gegen die Theorie verstoße; Clausewitz habe gesagt: „Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht", und Napoleon habe gelehrt: „Der Schwächere darf nicht auf beiden Flügeln zugleich umgehen." Aus diesen beiden Urteilen ist mit voller Deutlichkeit zu ersehen, welch ungeheuer schwierige Leistung Graf Schlieffen fordert. Er führt dann weiter aus, daß es nicht nötig sei, Flügel, die aus irgendeinem Grunde von der Mitte getrennt seien, erst an diese heranzuführen; sie können unmittelbar auf nächstem Wege gegen die Flanke und den Rücken des Gegners angesetzt werden. Das sei es, was Moltke „die Vereinigung getrennter Teile auf dem Schlachtfelde" nennt und für das Höchste erklärt, was der Feldherr leisten könne. Moltke hat so bei Königgrätz gehandelt; hier ist der Erfolg, so groß er war, doch nicht so geworden, wie er nach der Anlage hätte sein können, weil die Armee-Oberkommandos den Gedanken Moltkes nicht richtig durchgeführt haben; bei Sedan aber gelang es, den Gegner in Front, in beiden Flanken und im Rücken zu fassen, so daß er nach anfänglich tapferer Gegenwehr, von der Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt, sich zur Waffenstreckung entschloß. Graf Schlieffen geht fast die ganze neuere Kriegsgeschichte durch, um zu zeigen, daß zwar alle bedeutenden Feldherren von dem Vernichtungsgedanken durchdrungen gewesen seien, daß es ihnen aber nie völlig gelungen sei, den Feind von allen Seiten zu packen. Friedrich des Großen geniale Anlage der Schlacht von Leuthen, der großartigsten, die er geschlagen hat, hat nur zu einem „verstümmelten" Cannae geführt; bei Jena hat nicht die Schlachtanlage, so sehr die Preußen von vornherein in eine nachteilige Lage gebracht waren, weil sie mit dem Rücken gegen Frankreich fechten mußten, sondern erst die Verfolgung die Vernichtung der preußischen Streitkräfte herbeigeführt. Erst Sedan war ein vollständiges Cannae. Dabei ist es Moltke zugute gekommen, daß er einerseits über eine große zahlenmäßige Überlegenheit verfügte, andererseits sein Gegner Mac Mahon durch die Anordnungen der Pariser Regierung ihm geradezu in die Arme getrieben wurde.

In den Tagen vom 26. bis 31. August 1914 ist in Ostpreußen bei Tannenberg ein neues Cannae geschlagen worden. In der Kühnheit und Großartigkeit der Anlage, in dem unbeugsamen Festhalten an dem gesteckten Ziele, trotz aller Zwischenfälle und aufsteigenden Bedenken, übertrifft diese Schlacht alles, was

Digitized by Google

je in der Kriegsgeschichte dagewesen ist. Was einem Friedrich dem Großen, was einem Napoleon nie völlig gelungen ist, was ein Moltke zwar erreicht hat, aber wie erwähnt, mit einer wesentlichen Überlegenheit, das hat Hindenburg, unterstützt von seinem genialen Generalstabschef Ludendorff, mit einer Minderzahl von Streitkräften gegen eine feindliche Heeresmasse durchgesetzt, die infolge ihrer gewaltigen Zahl an Streitern für ein durchschnittliches Urteil von vornherein den Sieg zu verbürgen schien. Wie ein Wunder mutet es gerade den an, der mit der Kriegsgeschichte vertraut ist, daß die Forderung Schlieffens in einer Weise erfüllt wurde, die schlechterdings unübertrefflich zu nennen ist. Hätte Hindenburg nichts weiter geleistet als Tannenberg, schon diese eine Tat würde ihm einen Platz unter den größten Feldherren aller Zeiten sichern.

Als Ludendorff zum Chef des Generalstabes der 8. Armee berufen wurde, war er lange schon im Generalstab als einer seiner fähigsten Offiziere bekannt. Aber auch in weiteren Kreisen der Armee erfuhr man zu Beginn des Krieges von ihm: sein kühnes Zugreifen bei Lüttich, das hervorragend zur raschen Wegnahme dieser Festung beigetragen und ihm als einem der Ersten den Orden pour le mérite gebracht hat, hatte ihm einen Namen gemacht. Wie aber stand es mit Hindenburg? Er war über 8 Jahre an der Spitze des IV. Armeekorps gestanden; eine immerhin verhältnismäßig große Zahl von Offizieren konnte von ihm wissen. Im Jahre 1911 hatte er den Abschied genommen; weder dienstliche, noch persönliche Reibungen irgendwelcher Art haben ihn, wie er selbst in seinem schönen Buche „Aus meinem Leben" erzählt, dazu veranlaßt. Mochte er auch eine glänzende Laufbahn zurückgelegt haben, voll wurde sein Wert doch nicht erkannt: er ist nicht in die Stelle eines Armee-Inspekteurs berufen worden, die solche Kommandierenden Generale erhielten, denen im Ernstfalle die Führung einer Armee übertragen werden sollte. Ja, im Jahre 1913 war ihm sogar eine Verwendung im Kriege nicht mehr zugedacht; als dieser ausbrach, schien man seiner nicht zu bedürfen. „Ich fügte mich in mein Schicksal", so schreibt er, „und blieb doch in sehnsuchtvoller Erwartung." Erst als in Ostpreußen eine Krisis hereinzubrechen drohte, wurde er — 4 Tage vor dem Beginn der großen Schlacht — zum Führer der 8. Armee bestimmt. General von Stein, der zu Beginn des Krieges erster Generalquartiermeister, später Kriegsminister war, hat nach einer mir gewordenen zuverlässigen Mitteilung den Anstoß zu dieser Verwendung Hindenburgs gegeben; wenn er kein anderes Verdienst habe, das könne er sich doch anrechnen, so soll er später geäußert haben.

Die Lage, in die der General von Hindenburg ganz plötzlich hineinversetzt wurde, war in hohem Grade gespannt. Sein Vorgänger im Kommando hatte mit dem Hauptteil der ihm unterstellten Kräfte, 3½ Armeekorps, der Hauptreserve der Festung Königsberg und einer Kavallerie-Division die, über die Ostgrenze der Provinz Ostpreußen vorgehende, weit stärkere Njemen-Armee des Generals Rennenkampf bei Gumbinnen angegriffen; ein Armeekorps, verstärkt durch Festungsbesatzungen und Landwehr, hatte er an der Südgrenze des Landes von der Weichsel bis an das Seengebiet belassen. Als nun gegen dieses Korps eine ganze Armee — die Narew-Armee des Generals Samsanow — heranrückte, glaubte das Armee-Oberkommando das Land östlich der Weichsel nicht mehr halten zu können. Und in der Tat, wenn das Armeekorps zurückgedrängt oder gar geschlagen wurde, was nur allzu wahrscheinlich erschien, so waren die rückwärtigen Verbindungen der Armee auf das Schwerste bedroht, ja es war fraglich, ob die Armee bei längerem Stehenbleiben nicht Gefahr lief, gegen das Meer gedrängt zu werden oder hinter den Befestigungen von Königsberg Schutz suchen

Digitized by Google

zu müssen. Es beleuchtet die Größe des Entschlusses Hindenburgs und seines Generalstabschefs, daß sein Vorgänger, der sich als Kommandierender General eines Grenzkorps einen Namen gemacht hatte und an die Spitze einer Armee-Inspektion gestellt worden war, aus der schwierigen Lage keinen anderen Ausweg finden zu können glaubte, als den Rückzug hinter die schützende Strombarriere. Die Oberste Heeresleitung teilte allerdings die Ansicht dieses Führers nicht, sie wollte ein kampfloses Aufgeben Ostpreußens vermieden wissen, daher die Berufung Hindenburgs zur Führung der 8. Armee. Im letzten Augenblick hatte sich das bisherige Armee-Oberkommando entschlossen, die Linie der Passarge, also noch etwa 2 bis 3 Tagemärsche östlich der Weichsel, zu halten, allein die Masse der Armee blieb im vollen Rückzug nach Westen. Auch das war eine Maßregel, die den Russen den größten Teil der Provinz preisgab und nur wenig Aussicht für eine glückliche Abwehr eines Angriffes bot. Zur unmittelbaren Unterstützung des schwer bedrohten Grenzkorps wurde ein anderes Korps und eine Reservedivision von der Hauptmasse der Armee gezogen.

Worin bestand nun der Plan Hindenburgs und Ludendorffs? Es sollte ein vernichtender Schlag gegen die von Süden her anrückende, starke Armee Samsanows geführt werden; alles, was irgendwie an Kräften verfügbar gemacht werden konnte, sollte auf das voraussichtliche Schlachtfeld herangezogen werden. Im einzelnen hat eine verhältnismäßig schwach gehaltene Mitte vor den Massen der Narew-Armee zunächst elastisch auszuweichen, kämpfend also, aber ohne sich schlagen zu lassen; auf dem rechten Flügel wird eine Stoßgruppe gebildet aus dem mit der Bahn heranbeförderten Korps und Teilen der Kriegsbesatzungen der Weichselfestungen; sie hat zuerst das feindliche, nach Norden marschierende linke Flügelkorps zurückzuwerfen und dann gegen Flanke und Rücken der mittleren Korps Samsanows einzuschwenken. Aber um den Gegner zu vernichten, soll auch dessen rechte Flanke eingedrückt werden; hiezu wird 2 Armeekorps und einer Landwehrbrigade, die bisher der Njemen-Armee Rennenkampfs gegenübergestanden waren und sich seit einigen Tagen von ihr losgelöst haben, statt der bisherigen westlichen Marschrichtung eine südliche gegeben; sie werden also in einem rechten Winkel abgedreht. Die so zu vereinigenden Kräfte werden immer noch hinter der feindlichen Armee, die geschlagen werden soll, also jener Samsanows, an zahlenmäßiger Stärke zurückbleiben. Dazu kommt, daß Landwehr- und Landsturmformationen mitfechten müssen, daß alle Truppen aus schweren, nicht erfolgreichen Kämpfen auf das neue Schlachtfeld herangezogen werden. Aber die vorzügliche deutsche Friedensschule, das Gefühl, daß all diese aus Ost- und Westpreußen zusammengesetzten Verbände für die Befreiung ihrer engeren Heimat von den sengenden und plündernden Eindringlingen kämpfen, das Zauberwort „Angriff", das seine Wirkung auf eine gute Truppe nie verfehlt, das Bewußtsein, daß die Führer der Korps und Divisionen, aber auch der mittleren und unteren Grade den gegnerischen an Einsicht und Entschlußkraft weit voranstehen, all das berechtigt das Armee-Oberkommando zu seinem kühnen Plan. Denn kühn sind dessen Anordnungen, weniger deswegen, weil die eben erwähnten moralischen Faktoren bei dem Angriff auf Samsanow an Stelle der fehlenden Streiterzahl in die Berechnung eingestellt werden, sondern deshalb, weil gegenüber der Armee Rennenkampfs, die die gewaltige Stärke von 24 Infanterie-Divisionen und 2 Kavallerie-Korps besitzt, infolge des Wegziehens von 2 Armeekorps gegen Samsanow nur verhältnismäßig unbedeutende Kräfte belassen werden: die Hauptreserve von Königsberg mit 2 Landwehrbrigaden, dazu eine nicht vollständige Kavallerie-Division — das ist alles! Dazu kommt, daß

Digitized by Google

der Raum, der bisher von den beiden nach Süden in Marsch gesetzten Armeekorps eingenommen war, jetzt nur von der schwachen Kavallerie-Division ausgefüllt werden kann. Diese vermag natürlich nur zu verschleiern, dem Feinde Kräfte vorzutäuschen; aber ihm einen ernstlichen Aufenthalt zu bereiten, dazu ist sie selbstverständlich nicht imstande. Rennenkampf braucht nur seine beiden Kavallerie-Korps gegen sie anreiten zu lassen und die dünne Linie wird durchbrochen; die Täuschung mißlingt, es wird offenbar, wo die deutschen Hauptkräfte sich befinden; in 2, höchstens 3 Tagemärschen können die Massen der Njemen-Armee dann herbeieilen und ihrerseits die linke Flanke, ja den Rücken der 8. Armee angreifen. Aber selbst wenn Rennenkampfs Reitermassen ihm keine Meldung über die Verschiebung der Deutschen bringen, wenn er also nach wie vor glaubt, daß er die Masse der feindlichen Armee vor sich hat, und trotz seines Erfolges bei Gumbinnen nur langsam und vorsichtig zu folgen gewillt ist, wird nicht Samsanow die Lage erkennen und den Waffengenossen zum schleunigen Herbeikommen auffordern? Wenn er dies nicht tut, wenn er glaubt, aus eigener Kraft mit der schwächeren deutschen Armee fertig zu werden, an seine vorgesetzte Dienststelle, die russische Oberste Heeresleitung, muß er doch berichten; wird dann diese nicht Rennenkampf anweisen, zur Vernichtung der deutschen Armee sich mit Samsanow zu vereinigen? Diese Gefahr, die nach Hindenburgs Ausdruck „wie ein Alpdruck auf der deutschen Führung lasten könnte", hat tagelang gedauert; denn die Schlacht der Jetztzeit wird nicht wie früher in wenigen Stunden entschieden; je länger der Kanonendonner von dem Schlachtfeld im Südwesten vernehmbar wird, je mehr er anschwillt, desto eher kann Rennenkampf, wenn ihn nicht andere Botschaften ohnehin ereilt haben, zum Entschluß kommen, dem alten Grundsatz folgend, dahin abzumarschieren.

Am 26. August, dem ersten Tage des großen Ringens, an dem auch die deutsche Mitte beginnt, zum Angriff überzugehen, kommt neben einer beunruhigenden Nachricht über die Lage auf dem eigenen rechten Flügel tatsächlich eine Meldung, daß eines der Korps Rennenkampfs im Anmarsche gegen das Schlachtfeld sei. In packenden Worten, die die Größe der zu tragenden Verantwortung auch dem Nichtfachmann klar vor Augen stellt, schildert Hindenburg die Stimmung in seinem Stabe: „Die Frage drängt sich uns auf: wie wird die Lage werden, wenn sich bei solch gewaltigen Räumen und bei dieser feindlichen Überlegenheit die Entscheidung noch tagelang hinzieht? Ist es überraschend, wenn ernste Gedanken manches Herz erfüllen; wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur festester Wille war; wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten? Sollten wir nicht doch gegen Rennenkampf uns wieder verstärken und lieber gegen Samsanow nur halbe Arbeit tun? Ist es nicht besser, gegen die Narewarmee die Vernichtung nicht zu versuchen, um die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden? Wir überwinden die Krisis in uns, bleiben dem gefaßten Entschlusse treu und suchen weiter die Lösung mit allen Kräften im Angriff." Rennenkampf kam nicht heran, er blieb im langsamen Vorgehen gegen Westen, wo er offenbar auch jetzt noch die Hauptkräfte der 8. Armee vermutete; die Meldung, er marschiere gegen das Schlachtfeld heran, erwies sich als unrichtig.

Graf Schlieffen sagt in seiner Studie, zu einem Cannae gehöre auf der einen Seite ein Hannibal, auf der anderen ein Terentius Varro, „die beide zur Erreichung des großen Zweckes zusammenwirken". Bei Tannenberg hatte es die deutsche Führung mit 2 Gegnern zu tun. Samsanow ist zwar, man möchte fast sagen, blind in sein Verderben hineingerannt, er stößt gegen die ausweichende

Digitized by Google

deutsche Mitte noch weiter vor, als schon die linke Angriffstruppe der Deutschen gegen ihn bereit steht, und bietet so dieser um so mehr die eigene Flanke dar. Ihn trifft das Verderben; die Masse seiner Armee wird, nachdem die Flügelkolonnen zerschmettert sind, in einem großen, nur nach Südosten noch etwas offenen Bogen umringt; was dem Feuer nicht erliegt, gerät in Gefangenschaft; verzweifelt gibt sich der Führer selbst den Tod. Aber in höherem Grade als dieser hat doch Rennenkampf die Rolle des Terrentius Varro gespielt; von seinem Verhalten hing es ab, ob der Sieg den Deutschen oder den Russen zufallen würde. „Der Entschluß zur Schlacht baute sich auf der Ansicht über die Schwerfälligkeit der russischen Führung auf", so schreibt General Ludendorff. Alle großen Feldherrn haben bei ihren Maßnahmen die Eigenart ihrer Gegner, ihr geistiges Niveau, ihre Willenskraft in Anschlag gebracht; sie rechneten mit den Fehlern ihrer Gegner. Leichter ist diese Rechnung dann, wenn der Krieg schon eine Zeitlang gedauert und eine gewisse Klarheit über das gebracht hat, was man dem Gegner zutrauen darf. Jetzt war man noch am Anfang; von Samsanow wie von Rennenkampf wußte man, daß sie im mandschurischen Kriege Kavallerie-Divisionen geführt hatten, Rennenkampf auch ein gemischtes Truppenkorps; sie kannten also beide den großen Krieg aus eigener Erfahrung. So war die Einschätzung der voraussichtlichen feindlichen Führerleistung nicht leicht, sie mußte ganz allgemein darauf beruhen, daß im Kriege gegen Japan kühne Initiative nicht Sache der russischen Befehlshaber gewesen war.

Aus den oben angeführten Worten des Feldmarschalls Hindenburg, ob es nicht besser sei, „die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden", geht mit unwiderleglicher Deutlichkeit hervor, wie groß der Einsatz war, den die deutsche Führung wagte. Irrte sie sich in der Einschätzung des gefährlicheren ihrer beiden Gegner, dann war die eigene Armee verloren, mit ihr Ostpreußen; die russischen Kräfte konnten von dort gegen die linke Flanke des österreichisch-ungarischen Heeres weggezogen werden, das gerade in den Tagen von Tannenberg mit seinem rechten Flügel ohnehin nicht mit Glück in der Gegend von Lemberg focht. Weithin in der ganzen Welt mußte der Glaube an die Unwiderstehlichkeit der „russischen Dampfwalze" wachsen. Dem Führer aber wären von einer wohl alsbald einsetzenden und später sich wiederholenden Kritik die schwersten Vorwürfe nicht erspart geblieben. So standen die Dinge auf des Messers Schneide.

Wie leicht hatte es doch Moltke gehabt, als er sich anschickte, seinem Gegner ein Cannae zu bereiten! Der schlimmste Fall, der eintreten konnte, war der, daß dieser sich durch einen rechtzeitigen Rückzug dem Verstricktwerden in das Netz entzog, das über ihn geworfen werden sollte. Das wäre gewiß mißlich gewesen, weil sich Mac Mahon dann, wie er anfänglich beasichtigt hatte, zur Verteidigung von Paris bereitstellen konnte; es hätte eine vollständige Umgruppierung der deutschen Kräfte, zeitraubende Operationen notwendig gemacht. Aber eine Gefahr lief Moltke bei einem Mißlingen seiner Einkreisungsabsicht nicht. Auch kam ihm zustatten, daß er sozusagen einen Verbündeten hatte an der belgischen Grenze, die die Bewegungsfreiheit seines Gegners wesentlich einschränkte. Mit diesen Worten soll selbstverständlich dem Verdienste Moltkes, dessen klare, sichere Anordnungen vor der Schlacht von Sedan in allen Armeen Schule gemacht haben, kein Abbruch getan werden; es soll lediglich beleuchtet werden, unter welch schwierigen Verhältnissen Hindenburg den Siegeskranz erringen mußte.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß die Einbuße des Feindes an Menschen bei Sedan und Tannenberg ganz gleich ist, soweit die Verluste der Russen an Toten und Verwundeten zu übersehen sind. Sie sollen 40 000 Mann betragen

Digitized by Google

haben; 90 000 Mann fielen in Gefangenschaft. Bei Sedan haben während und nach der Schlacht 104 000 Mann die Waffen gestreckt; 17 000 Mann sind durch das Feuer der Deutschen außer Gefecht gesetzt worden. Die Folgen von Sedan aber waren weit bedeutender als jene von Tannenberg: Napoleon, der zeitweise die Rolle des Schiedsrichters in Europa beansprucht und tatsächlich gespielt hatte, wurde als Gefangener nach Deutschland abgeführt und verlor wenige Tage später seinen Thron; Frankreich besaß nach der Schlacht einige Zeit keine Armee mehr, die im freien Felde aufzutreten vermochte; Moltke konnte in Ruhe die Vorbereitungen zur Einschließung der feindlichen Hauptstadt treffen. Bei Tannenberg ist den Russen zwar ein empfindlicher Schlag versetzt worden, allein einen entscheidenden Einfluß auf die Gesamtlage konnte er angesichts des russischen Millionenheeres nicht ausüben. Hindenburg und Ludendorff mußten noch auf dem Schlachtfelde bedacht sein, die Maßnahmen einzuleiten, die eine Niederlage des Generals Rennenkampf herbeiführen sollten. Am 9. September war sie durch die Schlacht an den masurischen Seen vollendet.

Ist so Tannenberg in der großen Kette der Ereignisse nicht mehr gewesen als ein strahlender, glückverheißender Auftakt, der im deutschen Heere das Gefühl zeitigte, daß man der russischen Kriegführung unendlich überlegen sei? An und für sich betrachtet ist die Schlacht ein Gipfelpunkt der Führungskunst. Solange es Männer auf Erden geben wird — das Aufhören der Kriege wird stets nicht mehr bleiben als ein schöner Traum — werden sie bewundernd zu dieser Leistung aufschauen. Graf Schlieffen gebührt ein Anteil an ihr. Das erkennt General Ludendorff an, indem er in seinen Kriegserinnerungen bei Schilderung seiner Stimmung nach dem Ausgang der Schlacht schreibt: „Ich dachte an General von Schlieffen und dankte diesem Lehrmeister."

Spätere Forschung wird sich voraussichtlich angelegen sein lassen, festzustellen, wem das größere Verdienst an dem Plan zur Schlacht und an dem Festhalten an dem großen Entschlusse zukommt, dem Befehlshaber oder seinem Generalstabschef. Ein müßiges und vergebliches Bemühen! Hindenburg selbst hat in liebenswürdig bescheidener Weise gesagt, er lasse es dahingestellt, inwieweit der Vergleich seines Verhältnisses zu General Ludendorff mit dem Blüchers zu Gneisenau von der „wirklich richtigen historischen Grundlage" ausgegangen sei. Mit vollem Recht; denn Blücher war bei aller Anerkennung seiner Unerschrockenheit und Entschlußkraft, seines gesunden Urteils, seines jugendlich frischen Temperaments, seiner fortreißenden Persönlichkeit doch ein Mann, der der Unterstützung durch den auf der vollen Höhe der militärischen und politischen Bildung stehenden Gneisenau nicht entbehren konnte. Der Feldmarschall Hindenburg hingegen hat die ganze Generalstabsschule durchgemacht, er ist selbst Lehrer für Taktik an der Kriegsakademie gewesen und war jahrelang Generalstabschef. Wie wenig zutreffend ein Vergleich zwischen ihm und Blücher ist, dazu braucht man sich nur die Frage vorzulegen, ob dieser über seine Kriegserinnerungen ein Buch hätte schreiben können wie das Hindenburgs, denen gewidmet, die mit ihm „im Feld und in der Heimat für des Reiches Größe und Dasein kämpften." Für Tannenberg schon gilt das, was er in diesem Werke über sein Zusammenarbeiten mit seinem Generalstabschef sagt: „Ich selbst habe mein Verhältnis zu General Ludendorff oft als das einer glücklichen Ehe bezeichnet. Wie will und kann der Außenstehende das Verdienst des einzelnen in einer solchen scharf abgrenzen? Man trifft sich im Denken wie im Handeln, und Worte des einen sind oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des anderen."

Digitized by Google

Der Lusitania-Fall.

Von Korvettenkapitän Friedrich Lützow.

Der Verfasser war während des Krieges Admiralstabsoffizier beim Führer der U-Boote. Seine Mitteilungen beruhen auf amtlichem Material.

Die Mißstimmung, die während des Krieges in Amerika gegen Deutschland Platz gegriffen hat, ist nach dem Urteil von Kennern hauptsächlich an zwei konkreten Tatsachen immer aufs neue geschürt worden, an dem Einmarsch der deutschen Armee in Belgien und an der Versenkung der Lusitania. Der großen Masse ist wohl bezüglich der Lusitania weiter nichts vor Augen gehalten worden, als daß die Versenkung eines Passagierdampfers eine unerhörte Unmenschlichkeit sei, für die die bösen Deutschen und der ruchlose U-Bootskommandant die Schuld tragen. Dagegen ist mit sachlichen Erörterungen nichts auszurichten. In den Verhandlungen aber, die 1918 in Amerika über den Lusitania-Fall stattgefunden haben, werden die Vorwürfe, die uns bezüglich der Versenkung der Lusitania gemacht werden, klarer umschrieben. Es lohnt sich, diese Vorwürfe einmal auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen.

Auf feindlicher Seite ist der Lusitania-Fall zweimal zum Gegenstand einer behördlichen Untersuchung gemacht worden; einmal in England durch den Board of Trade Court of Inquiry unter Vorsitz des Lord Mersey in London im Juni 1915, also bald nach dem Untergang der Lusitania (7. 5. 1915). Beisitzer waren Admiral Sir Inglefield, Kapitänleutnant Hearn, Kapitän Davies und Kapitän Spedding. Das zweite Mal, wie schon erwähnt, in Amerika im Jahre 1918 vor dem Distriktsgerichtshof der Vereinigten Staaten, südlicher Distrikt von Neuyork, auf Grund der Klage der Cunard-Dampfschiffahrtsgesellschaft als Besitzerin der Lusitania auf Begrenzung ihrer Verantwortlichkeit. Die Entscheidung dieses Gerichts ist in der Neuyorker „Times" vom 26. 8. 1918 veröffentlicht worden.

Der Hauptvorwurf, den das amerikanische Gericht gegen uns richtet, ist in den Worten zusammengefaßt: „Daß der Angriff überlegt und lange geplant war und den ruchlosen Zweck hatte, Menschenleben sowohl als Eigentum zu vernichten, kann nicht länger zweifelhaft sein." Dieser Vorwurf gründet sich zunächst auf die Annahme, der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff habe vor Benutzung der Lusitania kurz vor ihrer Abfahrt aus Neuyork am 1. 5. 1915 gewarnt. Das trifft nicht zu. Graf Bernstorff hat am 22. 4. 1915 in führenden amerikanischen Zeitungen folgende Notiz veröffentlicht: „Bekanntmachung! Reisende, die über den Atlantik zu fahren beabsichtigen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und seinen Verbündeten einerseits, Großbritannien und seinen Verbündeten andererseits Kriegszustand besteht; daß das Kriegsgebiet die Gewässer um die britischen Inseln einschließt, daß entsprechend der offiziellen Bekanntmachung der kaiserlich deutschen Regierung Schiffe, die die Flagge Großbritanniens oder eines seiner Verbündeten führen, sich der Gefahr der Vernichtung in jenen Gewässern aussetzen, und daß Reisende, die auf Schiffen Großbritanniens oder seiner Verbündeten, das Kriegsgebiet passieren, dies auf eigene Gefahr tun. Kaiserlich deutsche Botschaft, Washington 22. April 1915." Dies ist eine einfache Wiederholung der bekannten Kriegsgebietserklärung der deutschen Regierung, mit der sie den U-Bootskrieg im Februar 1915 eröffnete, in anderer Form; daß diese erneute Warnung in die Zeit vor dem

Digitized by Google

letzten Auslaufen der Lusitania fiel, war Zufall. Sie bietet, wie ihr Wortlaut zeigt, nicht den geringsten Anhalt dafür, daß Bernstorff gerade vor Benutzung der Lusitania warnen wollte.

Der Vorwurf des vorhergeplanten und vorbereiteten Angriffs auf den großen Passagierdampfer gründet sich des weiteren auf die Voraussetzung, daß „mehr als ein U-Boot der Lusitania auflauerte". Dies wiederum nimmt das amerikanische Gericht auf Grund der funkentelegraphischen Warnungen der englischen Admiralität vor deutschen U-Booten am 6. und 7. Mai an. Das Gericht sagt: „Es ergibt sich deutlich aus den Funksprüchen der Admiralität (6. Mai 7^{50} Uhr nachmittags: ‚U-Boote tätig an der Südküste Irlands'; 6. Mai 8^{30} Uhr nachmittags: ‚U-Boote bei Fastnet'; 7. Mai 11^{25} Uhr vormittags: Funkspruch, siehe oben[1]); 7. Mai 11^{40} Uhr vormittags U-Boote 5 Seemeilen südlich Cap Clear gesichtet 10 Uhr vormittags mit Kurs West), daß mehr als ein U-Boot der Lusitania auflauerte." Am 6. und 7. Mai ist außer „U 20" überhaupt kein U-Boot auch nur in der Nähe der Südküste Irlands gewesen; die Warnungen beziehen sich daher, soweit sie nicht falscher Alarm sind, nur auf „U 20". „U 20" hatte am 6. 5. 10 Uhr vormittags den englischen Frachtdampfer „Candidate", um 1 Uhr nachmittags den englischen Frachtdampfer „Centurion" in etwa 10—20 Seemeilen Abstand, südlich von Conningbeg-Feuerschiff an der Südküste Irlands versenkt. Auf diese Versenkungen bezieht sich offenbar der Funkspruch der englischen Admiralität vom 6. 5. 7^{50} Uhr nachmittags: „U-Boote tätig an Südküste Irlands." Es bedurfte naturgemäß einiger Stunden, ehe die Versenkungen bei der Admiralität bekannt waren und ehe diese den Funkspruch veranlaßt hatte. Der Funkspruch vom 6. 5. 8^{30} Uhr nachmittags: „U-Boote bei Fastnet" bezieht sich wahrscheinlich auf ein Sichten von „U 20" am 5. 5., als es Fastnet ostwärts passierte und bald darauf den Segler „Earl of Lathom" versenkte. Der Funkspruch vom 7. 5. 11^{25} Uhr vormittags bezieht sich wiederum auf die Tätigkeit von „U 20" südlich von Conningbeg-Feuerschiff. Der Funkspruch vom 7. 5. 11^{40} Uhr vormittags: „U-Boote 5 Seemeilen südlich Cap Clear gesichtet 10 Uhr vormittags mit Kurs West" muß auf falschen Alarmnachrichten beruhen. „U 20" hat am 7. 5. vormittags etwa 60 Seemeilen südöstlich, also weit außer Sicht, von Cap Clear gestanden. Nach den Versenkungen der „Candidate" und „Centurion" an der Südküste Irlands am 6. 5. sind falsche Alarmmeldungen nichts Ungewöhnliches. Es gibt in solchen Zeiten überall Leute, die ganz genau ein U-Boot gesehen haben, die sogar seinen Kurs und sonstige Einzelheiten festgestellt haben, wo gar kein U-Boot, überhaupt kein Fahrzeug war. Jeder Seefahrer wird diese Beobachtung bestätigen.

Sollte sich aber die Annahme des amerikanischen Gerichts, daß „mehr als ein U-Boot der Lusitania aufgelauert" habe, darauf gründen, daß die englische Admiralität in ihren Funksprüchen immer von U-Booten in der Mehrzahl spricht, so wäre sie sehr oberflächlich; denn die Wahl der Mehrzahl bedeutet offenbar nur eine Verallgemeinerung der gemeldeten Beobachtungen.

Wie ist nun das Zusammentreffen von „U 20" mit Lusitania tatsächlich zustande gekommen? Am 25. 4. 15 ist beim Kommando der deutschen Hochseeflotte, sowie beim Führer der U-Boote in Wilhelmshaven die Nachricht eingelaufen, in der nächsten Zeit sei die Abfahrt großer englischer Truppen-

[1]) Der Funkspruch von 11^{25} Uhr vormittags war ausdrücklich für Lusitania bestimmt und meldete, daß U-Boote — (Mehrzahl!) — im südlichen Teile des Irischen (Anm.: St. Georgs-)Kanals tätig und zuletzt 20 Seemeilen südlich Conningbeg-Feuerschiff gemeldet seien.

Digitized by Google

transporter von der West- und Südküste Englands nach Frankreich zu erwarten. Der Führer der U-Boote erhält Befehl, diese Truppentransporte mit U-Booten nach Möglichkeit abzufangen und dazu baldmöglichst 3 Stationen durch U-Boote zu besetzen: vor Dartmouth, vor dem Bristolkanal und vor Liverpool. Die Wichtigkeit der Aufgabe und der lang dauernde Anmarsch der U-Boote bis zu den bezeichneten Ausschiffungsplätzen drängt. Deshalb werden die drei zunächst verfügbaren U-Boote „U 20", „U 27" und „U 30" für den Auftrag vorgesehen. „U 30", das am 25. 4. von Emden zum Handelskrieg ausgelaufen war, also schon in See ist, erhält durch Funkentelegraphie folgenden Befehl: „Große englische Truppentransporte zu erwarten von West- und Südküste Englands. Auf schnellstem Wege um Schottland den englischen Kanal ansteuern. Stellung nehmen vor Dartmouth. Transporter, Handelsschiffe, Kriegsschiffe angreifen. Position besetzt halten, solange Vorräte gestatten. ‚U 20' und ‚U 27' gehen nach Irischer See und Bristolkanal." Für „U 20" und „U 27" wird folgender Befehl an die vorgesetzte Flotille nach Emden gedrahtet: „Große englische Truppentransporte zu erwarten, ausgehend von Liverpool, Bristolkanal, Dartmouth. Zur kräftigen Schädigung der Transporte sollen baldmöglichst entsandt werden ‚U 20' und ‚U 27'. Stationen dort verteilen; Stationen auf schnellstem Wege um Schottland aufsuchen; innehalten, solange Vorräte gestatten. ‚U 30' hat Befehl Dartmouth zu gehen. Boote sollen angreifen Transporter, Handelsschiffe, Kriegsschiffe." Die Erwähnung der Handelsschiffe in diesem Befehl bedeutete nur einen Hinweis darauf, daß durch den Sonderauftrag gegen die Transporter nicht der allgemeine Befehl zur Handelskriegführung aufgehoben war.

„U 30" befindet sich am 7. 5. bereits auf dem Rückweg, bei den Shetlands-Inseln, „U 27" erleidet eine Verzögerung in der Fertigstellung, kann erst am 4. 5. auslaufen und ist am 7. 5. auf der Ausreise nördlich von Schottland. „U 20" läuft am 30. 4. aus, befindet sich am 5. 5. an der Südküste Irlands, versenkt an diesem und dem folgenden Tage auf dem Marsche nach dem St. Georgs-Kanal zu, den Segler „Earl of Lathom", die Dampfer „Candidate" und „Centurion", muß aber ein weiteres Vordringen in die Irische See, nach Liverpool, wegen des herrschenden Nebels im Verein mit der vor Liverpool zu erwartenden stärkeren Bewachung und wegen größeren Ölverbrauchs auf dem Hinmarsch aufgeben und beschließt deshalb, südlich vom Eingang des Bristolkanals zu bleiben und hier Schiffe anzugreifen, bis der Treibölverbrauch zum Rückmarsch zwingt. Als aber auch hier derselbe Nebel wie an der Südküste Irlands herrscht, entschließt sich „U 20", am 7. 5. vormittags schon jetzt den Rückmarsch anzutreten, um gegebenenfalls nördlich von Irland durch den Nordkanal in die Irische See vorzustoßen. Es wird deshalb Kurs nach Westen auf die Südwestspitze Irlands zu genommen. Über das Zusammentreffen mit der Lusitania berichtet das Kriegstagebuch „U 20" dann folgendes:

2^{30} Uhr nachmittags[1]), Sichtigkeit sehr groß, sehr schönes Wetter.

7. 5. 15. 2^{10} Uhr nachmittags. Rechts voraus werden 4 Schornsteine und 2 Masten eines Dampfers mit Kurs senkrecht zu uns (er steuerte von SSW kommend Galley Head an) sichtbar. Schiff wird als großer Passagierdampfer ausgemacht.

2^{25} Uhr nachmittags. Auf 11 Meter gegangen und mit hoher Fahrt auf konvergierenden Kurs zum Dampfer gegangen, in der Hoffnung, daß er Kurs nach Stb. längs der Irischen Küste, ändern wird.

[1]) Nach mitteleuropäischer Zeit. Der englische und amerikanische Bericht rechnet nach mittlerer Greenwicher Zeit, differiert daher bei Zeitangaben um eine Stunde von den Angaben von „U 20".

Digitized by Google

2^{35} Uhr nachmittags. Der Dampfer dreht Stb., nimmt Kurs auf Queenstown und ermöglicht so eine Annäherung zum Schuß. Bis 3 Uhr nachmittags hohe Fahrt gelaufen, um eine vorliche Stellung zu bekommen.

3^{10} Uhr nachmittags. Reiner Bugschuß, auf 700 Meter (G-Torpedo, 3 Meter Tiefeneinstellung), Schneidungswinkel 90 Grad, geschätzte Fahrt 22 Seemeilen. Schuß trifft Stb.-Seite dicht hinter der Brücke. Es erfolgte eine außergewöhnlich große Detonation mit einer sehr starken Sprengwolke (weit über den vorderen Schornstein hinaus). Es muß zur Explosion des Torpedos noch eine zweite hinzugekommen sein (Kessel oder Kohle oder Pulver). Die Aufbauten über dem Treffpunkt und die Brücke werden auseinander gerissen, es entsteht Feuer, der Qualm hüllt die große Brücke ein. Das Schiff stoppt sofort und bekommt sehr schnell große Schlagseite nach Stb., gleichzeitig vorn tiefer tauchend. Es hat den Anschein als wollte es in kurzer Zeit kentern. Auf dem Schiff entsteht große Verwirrung, die Boote werden klargemacht und zum Teil zu Wasser gelassen. Hierbei muß vielfach Kopflosigkeit geherrscht haben; manche Boote vollbesetzt, rauschen von oben, kommen mit dem Bug oder mit dem Heck zuerst ins Wasser und schlagen sofort voll. An der B.-B.-Seite kommen wegen der Schräglage weniger Boote klar, als auf der Stb.-Seite. Das Schiff bläst ab; vorn wird der Name „Lusitania" in goldenen Buchstaben sichtbar. Die Schornsteine waren schwarz gemalt, Hecflagge nicht gesetzt. Es lief 20 Seemeilen.

3^{25} Uhr nachmittags. Da es den Anschein hat, als wenn der Dampfer sich nur noch kurze Zeit über Wasser halten kann, auf 24 Meter gegangen und nach See zugelaufen. Auch hätte ich einen zweiten Torpedo in dies Gedränge von sich rettenden Menschen nicht schießen können."

Die Schilderung der Entsendung von „U 20", „U 27" und „U 30" und des Verlaufs der Fahrt von „U 20" zeigt, daß von einer Entsendung von „U 20" oder eines anderen U-Bootes gegen die Lusitania keine Rede war. Das Zusammentreffen von „U 20" mit der Lusitania war rein zufällig. Diese einfache Tatsache konnte zwar vielleicht dem Feinde während des Krieges nicht authentisch bekannt werden. Aber man ist berechtigt zu fragen, ob bei Anhörung geeigneter Sachverständiger von der englischen Untersuchungskommission unter Lord Mersey 1915 oder dem amerikanischen Gericht 1918 ein anderer Schluß gezogen werden konnte. Die Frage ist zu verneinen. Jeder U-Bootssachverständige, in England sowohl, wie in Amerika, hätte Lord Mersey und dem amerikanischen Gericht sagen können, daß ein Lauern von U-Booten auf bestimmte Schiffe südlich von Irland, in einem Seegebiet, das praktisch als freie See anzusprechen war, (die Entfernung zwischen dem Vorgebirge Head of Kinsale, wo die Lusitania sank, und den südlich gegenüber liegenden Scilly-Inseln beträgt 130 Seemeilen = 240 Kilometer), eine Torheit seitens der deutschen Seekriegsleitung gewesen wäre. Hier hätten U-Boote die Lusitania auch nur durch Zufall in Sicht bekommen können. Ja, wenn die Lusitania unmittelbar vor der Einfahrt in einen Hafen oder in einem Defilee wie etwa dem St. Georgskanal versenkt worden wäre, dann hätte man ein absichtliches Auflauern annehmen dürfen; in freier See aber nicht.

Aber selbst angenommen, die deutsche Seekriegsleitung hätte nun einmal, törichterweise auf Zufall hoffend, ein oder mehrere U-Boote zwischen Irland und den Scilly Inseln der Lusitania auflauern lassen; wie hätte sie sich dann den Angriff gedacht?

Es gab zwei Möglichkeiten, entweder den Angriff mit der Kanone oder mit dem Torpedo. Die Kanone konnte das U-Boot nur in aufgetauchtem Zustande

Digitized by Google

bedienen. Ein Angriff mit der Kanone hätte auf große Entfernung (7000 Meter oder mehr) erfolgen müssen, denn es mußte damit gerechnet werden, daß die „Lusitania" bewaffnet war und zwar mit wesentlich mehr und wesentlich stärkeren Geschützen als ein U-Boot besaß. Denn sie hatte, wie in der englischen Fachzeitschrift „Engineering" vom 2. August 1907 bei Besprechung ihrer Baupläne ausgeführt ist, die schiffbauliche Einrichtung für Aufstellung von acht 15-cm-Geschützen; sie wird, wie ihr Schwesterschiff „Mauretania" als „sehr wertvolle Beigabe für jeden Kriegsschiffsverband" bezeichnet; und ferner sagt „Engineering": „Das Schiff sollte nicht nur nach den Bedingungen von Lloyds, sondern auch so gebaut sein, daß es den Admiralitäts-Forderungen für Transporter oder bewaffnete Hilfskreuzer entsprach." Daß es der englischen Regierung Ernst war mit der Bewaffnung von Handelsschiffen, bewies ihr schon 1913 gefaßter Entschluß, eine Anzahl von Schiffen zu bewaffnen, den sie auch noch während der Friedenszeit in die Tat umsetzte. Eine weitere Bestätigung, daß mit der Bewaffnung der „Lusitania" gerechnet werden mußte, bietet folgende Äußerung des Leiters einer anderen großen englischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, der Royal Mail Co., Sir Owen Philipps, der nach dem „Statist" vom 15. Mai 1915 in der Generalversammlung ausführte:

„Vor zwei Jahren habe ich Ihnen mitgeteilt, daß wir auf Anordnung der Admiralität unsere Schiffe auf unsere Kosten mit 4,7-zölligen Geschützen, die uns die Regierung zur Verfügung gestellt hat, ausgerüstet haben. Verschiedene andere Gesellschaften sind sofort unserem Beispiel gefolgt. Wir sind seinerzeit von einem Teil des Publikums, das damals unser wahres Verhältnis zu Deutschland nicht so richtig einschätzen konnte, scharf angegriffen worden. Wie recht wir hatten, ergibt sich daraus, daß keines unserer bewaffneten Schiffe angegriffen wurde, obwohl unser Verkehr durch die Gefahrzone führte."

Vor allem aber enthalten, wie nachträglich authentisch bekannt geworden ist, die Bücher einer größeren Seeversicherungsgesellschaft aus dem Herbst 1914, die Angabe, daß die Lusitania in der Zeit vom 12. 8. 14 bis 11. 9. 14 von der englischen Admiralität requiriert war, um als Kreuzer armiert zu werden.

Wenn daher sowohl Lord Mersey in seinem Bericht, wie das amerikanische Gericht in seiner Entscheidung, ausdrücklich feststellen, die Lusitania sei unbewaffnet gewesen, so soll mit ihnen nicht darüber gestritten werden; es ist denkbar, daß der Entschluß, die Lusitania zu bewaffnen, wieder aufgehoben wurde. Aber alle Welt wird zugeben, daß die deutsche Seekriegsleitung unter den geschilderten Umständen annehmen mußte, daß Lusitania bewaffnet war. Ein Angriff mit der Kanone aus naher Entfernung wäre in diesem Falle für das U-Boot der sichere Tod gewesen, ohne daß Aussicht gewesen wäre, den Dampfer erheblich zu verletzen. Griff das U-Boot aber aus großer Entfernung, d. h. 7000 Meter oder mehr an, so konnte die Lusitania, dank ihrer hohen Geschwindigkeit, in kurzer Zeit aus dem Feuerbereich des U-Bootes entweichen. Während das U-Boot über Wasser bei günstigem Wetter höchstens 15 Seemeilen lief, hatte die Lusitania eine Höchstgeschwindigkeit von 24 Seemeilen. In etwa 10 Minuten konnte sie daher außerhalb des Schußbereiches des U-Bootsgeschützes sein. In dieser kurzen Zeit hätte das U-Boot bei der großen Entfernung höchstens Zufallstreffer erreichen können, die nach allem Ermessen dem Schiff keinen nennenswerten Schaden getan hätten. Der Angriff mit der Kanone konnte also für ein planmäßiges Vorgehen nicht ins Auge gefaßt werden.

Somit wäre der Torpedoangriff übriggeblieben. Zu diesem mußte das U-Boot nahe an die Lusitania herankommen; die günstigste Schußentfernung für einen

Digitized by Google

Torpedo ist 300—600 Meter. Der Torpedo muß deshalb so nahe an das Ziel herangetragen werden, weil er nicht wie die Granate eine überwältigend überlegene Geschwindigkeit gegenüber der Fahrt des Ziels hat, sondern sich nur mit eineinhalb bis zweimal so hoher Geschwindigkeit als ein schnelles Schiff durchs Wasser bewegt. Beim Angriff muß deshalb, je nach Kurs und Fahrt des Ziels, mehr oder weniger weit, immer aber um ein ungleich beträchtlicheres Stück als bei Gewehr oder Kanone „vorgehalten" werden; falsche Schätzung von Kurs oder Fahrt, die dem Vorhaltemaß zugrundeliegen, bringen, da sie dem Angreifer nicht genau bekannt sein können, große Fehler hervor und machen den Torpedoschuß unsicher. Das U-Boot mußte sich also unter Wasser auf etwa 300—600 Meter an die Lusitania heranschleichen, ehe es seinen Torpedo abfeuerte. Dies Heranschleichen bei klarem Wetter und ruhiger See am hellen Tage konnte nur mit sehr geringer Fahrt geschehen. Die höchste Geschwindigkeit, die „U 20" für längere Dauer unter Wasser laufen konnte, betrug 7 bis 8 Seemeilen. Jedesmal aber, wenn das Sehrohr über Wasser gezeigt wurde — und das mußte besonders im letzten Stadium des Angriffs in kurzen Zwischenräumen geschehen —, mußte die Geschwindigkeit auf 1—2 Seemeilen herabgesetzt werden. Sonst verriet der Schaumstreifen, den das sich durchs Wasser bewegende Sehrohr an der Wasseroberfläche bei höherer Geschwindigkeit erzeugte, die Anwesenheit des U-Bootes, und der Angriff mißlang. Das U-Boot konnte sich also von dem Augenblick an, wo es beim Sichten des Dampfers (auf 10—15 Seemeilen Entfernung) zum Angriff tauchte, bis zum Augenblick des Torpedoschusses auf 300—600 Meter Entfernung mit einer zwischen 1,5 und 7,5 Seemeilen variierenden Geschwindigkeit an das Ziel heranbewegen, während dieses, die Lusitania, bekanntermaßen eine Dauergeschwindigkeit von 24 Seemeilen laufen konnte; daß sie diese in einem U-Boot-gefährdeten Gebiet ausnutzen würde, mußte als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Aus dem gewaltigen Unterschied der Geschwindigkeit zwischen Angreifer und Ziel ergibt sich klar, daß das U-Boot beim Insichtkommen der Lusitania nahe an deren Kurslinie stehen mußte, sonst konnte es unmöglich rechtzeitig in die Torpedoschußstellung gelangen. Seine Lage war ganz ähnlich der eines Fußgängers, der einen herannahenden Eisenbahnzug beim nächsten Bahnhof erreichen will; steht er nicht beim Insichtkommen des Zuges schon nahe am Bahnhof, so kann er ihn nicht mehr erreichen. In welcher Stellung aber das U-Boot die Lusitania in Sicht bekommen würde, war durchaus Sache des Zufalls. Selbst wenn das Märchen wahr wäre, daß auf der Lusitania deutsche Spione gesessen hätten, die dem U-Boot durch eine geheime Funkentelegraphie fortlaufend Standort und Kurs gemeldet hätten, hätte das Zusammentreffen nicht sichergestellt werden können. Denn „Besteckunterschiede", d. h. Unterschiede in der Berechnung des Standortes von Schiffen, von 10 Seemeilen sind in freier See nichts Ungewöhnliches. Selbst so gut ausgerüstete und geübte Schiffe, wie die Schiffe der aktiven englischen Schlachtflotte, haben solche Unterschiede unmittelbar vor der Skagerrakschlacht zu verzeichnen gehabt, so daß eine Kreuzergruppe, die zu einer anderen stoßen sollte, an ihr vorbeigefahren ist, ohne sie zu sehen.

Die vorstehenden Überlegungen hätten jeden Fachmann von der Torheit abgebracht, mit ein oder mehreren U-Booten in freier See einem Schiff, wie die Lusitania, aufzulauern, es wäre nutzlose Kraftverschwendung gewesen. Aber nicht nur aus seemännisch-militärischen Gründen, sondern auch aus der Überlegung heraus, welches der Sinn des U-Bootskrieges war, hätte die Entsendung von U-Booten gegen die Lusitania jeder Vernunft widersprochen.

Digitized by Google

Was wollte denn die deutsche Regierung mit dem U-Bootskrieg? Sie wollte, nachdem England mit der Hungerblockade im Herbst des Jahres 1914 den Kampf auf die Zivilbevölkerung, auf die Wirtschaft des ganzen deutschen Volkes ausgedehnt hatte, der Entente auf demselben Gebiete entgegentreten. Daß der U-Bootskrieg nichts weiter als eine Antwort auf die englische Hungerblockade, eine Maßnahme der Notwehr gewesen ist, geht daraus hervor, daß die deutsche Regierung stets, zum ersten Male im Februar 1915, aber sogar noch nach Eröffnung des uneingeschränkten U-Bootskrieges im Februar 1917, Amerika gegenüber ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt hat, den U-Bootkrieg einzustellen, sobald England zur Beachtung der Londoner Erklärung zurückkehrte, d. h. von der Hungerblockade gegen Deutschland abließ.

Die Wirtschaft der Entente war unbedingt abhängig von den überseeischen Zufuhren. Sie galt es zu treffen. Die Versenkung der Tonnage war der Zweck des U-Bootskrieges. Was hatte Deutschland unter diesen Umständen für ein Interesse an Passagierdampfern? Nur das, daß ein Passagierdampfer nebenbei eine gewisse Menge Fracht mitnehmen oder zur Beförderung von Truppen verwandt werden konnte. Bezüglich der Beförderung von Waren war der gewöhnliche Frachtdampfer im Vergleich mit dem Passagierdampfer wichtiger; denn er nahm im Verhältnis zu seinem Raumgehalt erheblich mehr Ladung als ein gleich großer Passagierdampfer. Es wäre also 1915, als die Beförderung von Truppen aus Amerika nicht die große Rolle spielte wie 1918, für Deutschland wertvoller gewesen, 6 Frachtdampfer zu je 5000 Tonnen zu versenken, als die eine „Lusitania" von 30000 Tonnen. Dem entspricht es, daß Deutschland am 8. Juli 1915 der amerikanischen Regierung vorschlug, einen Passagierverkehr zwischen Amerika und Europa auf besonders kenntlich gemachten und vorher angesagten amerikanischen Dampfern einzurichten; daß es sich sogar damit einverstanden erklärte, daß, wenn die amerikanischen Passagierdampfer für diesen Zweck nicht ausreichten, andere neutrale oder bis zu 4 feindliche Schiffe unter amerikanischer Flagge in den genannten Passagierdienst eingestellt würden. Alle diese Schiffe sollten von den deutschen U-Booten völlig unbehelligt gelassen werden, vorausgesetzt, daß die amerikanische Regierung die Gewähr dafür übernähme, daß sie keine Konterbande an Bord führten.[1])

Wäre es im U-Bootskrieg irgendwie auf den Untergang möglichst vieler Menschen angekommen, er wäre ein jämmerlicher Fehlschlag gewesen und hätte nie Aussicht gehabt, die Entente zum Frieden zu zwingen. Nach englischen Feststellungen haben durch den U-Bootskrieg etwa 30000 Menschen das Leben verloren. Die Zahl ist an sich genommen gewiß nicht klein; aber wie sollte sie je auf die Entscheidung des Krieges einwirken, da es sich im Landkriege um ganz andere Verlustziffern auf beiden Seiten handelte und nach den Feststellungen des deutschen Reichsgesundheitsamts[2]) an den unmittelbaren Folgen der Hungerblockade 763000 Deutsche gestorben sind!

Der Tod der Menschen war eine durchaus unbeabsichtigte, mit dem Zweck des U-Bootskriegs nicht zusammenhängende, aber nicht abzuwendende Begleiterscheinung des U-Bootskrieges.

Die Entsendung von U-Booten ausdrücklich gegen Passagierdampfer wäre daher unsinnig gewesen. Diese konnten zwar nicht ohne weiteres geschont werden, schon weil sie die gegebenen Schiffe für Truppentransporte waren; aber das eigentliche Ziel des U-Bootkriegs war die Tonnage für Frachtbeförderung.

[1]) Deutsche Antwort vom 8. Juli 1915 auf die amerikanische Note vom 10. Juni 1915.
[2]) Denkschrift des deutschen Reichsgesundheitsamts Dezember 1918.

Digitized by Google

Schließlich ist hierzu noch eins zu bemerken: Wenn „U 20" der Lusitania aufgelauert hätte, wäre es dann nicht völlig unverständlich gewesen, daß es am 6. 5. 3 Schiffe in demselben Gebiete, in dem es die Lusitania erwarten mußte, versenkte und dadurch auf seine Anwesenheit nachdrücklichst aufmerksam machte?

Man sieht: nicht nur widerspricht die Tatsache, daß „U 20" die Lusitania zufällig getroffen hat, der Annahme eines vorbereiteten Planes, sondern jede vorurteilslose und sachverständige Prüfung der Umstände mußte zu dem richtigen Schluß führen. Da nun nicht angenommen werden kann, daß die englische Untersuchungskommission 1915 und das amerikanische Gericht 1918 ihr Urteil ohne Zuziehung von Sachverständigen gefällt haben, so stellt sich dieses als böswillige oder leichtfertige Verleumdung dar. Dies mag bei der englischen Untersuchungskommission zur Not verständlich sein, weil sie noch frisch unter dem Eindruck des Untergangs der Lusitania stand. Das amerikanische Gericht aber, das 3 Jahre später zusammentrat, daher Abstand von den Ereignissen gewonnen haben konnte, hat sich durch seinen Spruch auf die Stufe gewöhnlicher Stimmungsmache gestellt und eine schwere Schuld auf sich geladen.

Den zweiten Vorwurf, den das amerikanische Gericht erhebt, deutet es bei Erörterung der Frage, ob ein oder zwei Torpedos vom U-Boot gegen die Lusitania abgefeuert seien, an. Es erkennt dem Zeugnis, daß zwei Torpedos abgefeuert seien, das größere Gewicht zu, sowohl wegen der überwiegenden Aussage der Zeugen hierfür, als auch „wegen der außer Frage stehenden begleitenden Umstände. Der überlegte Charakter des Angriffs auf ein Schiff, über dessen Eigenschaft kein Irrtum möglich war, am hellen Tage, und der Umstand, daß das Schiff keine Mittel zur Verteidigung besaß, führt zu dem Schluß, daß der U-Bootskommandant die Vernichtung des Schiffes sicherstellen wollte". Dieser Satz, zusammengehalten mit dem bereits erwähnten anderen Satz aus der amerikanischen Gerichtsentscheidung: „Daß der Angriff reiflich überlegt und lange beabsichtigt war und bestimmt, unbarmherzig menschliches Leben so wohl als Eigentum zu zerstören, kann nicht länger bezweifelt werden", zeigt, daß das amerikanische Gericht sagen will, der U-Bootskommandant habe zwei Torpedos geschossen, um möglichst viel Menschen ums Leben zu bringen. Das mußte ja die frommen Angelsachsen aufs tiefste entrüsten! Aber auch in diesem Punkt hält die Feststellung des Gerichts einer sachlichen Prüfung nicht stand. Der Auszug aus dem Kriegstagebuch von „U 20" (s. S. 393 u. 394) zeigt, daß der U-Bootskommandant mit voller Absicht aus Gründen der Menschlichkeit von einem zweiten Torpedo abgesehen hat. Dieser Bericht von „U 20" hat freilich dem amerikanischen Gericht nicht vorgelegen, aber es mußte ihm doch auffallen und zu weiteren Feststellungen veranlassen, daß von dem Personal der Wache auf der „Lusitania" und den Ausguckposten die Laufbahn nur eines Torpedos gesehen worden war, obgleich „das Wetter bemerkenswert klar war, und nur eine leichte Brise und glatte See herrschte"[1]).

Nach Angabe des amerikanischen Gerichts waren seit Annäherung an die irische Küste am 6. Mai folgende Ausguckposten besetzt: 2 im Mars, 2 auf der Back 2 Offiziere auf der Brücke und ein Bootsmann auf jeder Seite der Brücke. Sollte all diesen Posten bei dem besonders klaren Wetter und der ruhigen See wirklich die Laufbahn eines zweiten oder dritten Torpedos entgangen sein können, nachdem sie auf die erste aufmerksam gemacht worden waren? Das ist so gut wie ausgeschlossen; es war doch natürlich, daß auf die Meldung vom Sichten

[1]) Shipping casualties. Loss of the steamship "Lusitania". London H. M. stationary office 1919.

Digitized by Google

der Laufbahn des ersten Torpedos alle Ausguckposten der Steuerbordseite nach der gemeldeten Richtung mit verdoppelter Intensität ausschauten; aus derselben Richtung wie der erste aber hätte ja auch der zweite kommen müssen. Unzweifelhaft hätte seine Laufbahn von wenigstens einem Teil der Posten gesehen werden müssen. Aber das ist nicht der Fall.

Die Annahme, daß zwei Torpedos geschossen worden sind, gründet sich auf die auch von „U 20" berichtete Tatsache, daß der Explosion des Torpedos unmittelbar eine weitere gefolgt ist. Ihre Ursache ist anscheinend nicht restlos zu erklären. Auf deutscher Seite ist mit gutem Grunde behauptet worden, daß die Lusitania Munition mitgeführt habe und daß diese wahrscheinlich durch die Torpedodetonation zum Mitdetonieren gebracht worden sei. Das amerikanische Gericht stellt zwar fest: „Es ist einwandfrei erwiesen, daß das Schiff ... keinerlei Explosivstoffe an Bord hatte. Es trug 18 Kisten mit Zündern und 125 Schrapnellkisten, die nur leere Geschosse ohne irgendwelche Pulverladung enthielten, 4200 Kisten ‚Sicherheitskartuschen'[1]) und 189 Kisten Infanterieausrüstung wie Ledergegenstände." Ist es hier schon auffällig, daß die Versicherung des Fehlens der Pulverladung nur bei den zuerst genannten Kisten, nicht auch bei den „Sicherheitskartuschen" gemacht wird, so wird man noch mehr stutzig durch den folgenden Satz: „Keine dieser Munitionsmengen konnte zur Explosion gebracht werden, wenn man sie vollständig oder teilweise in Brand setzte oder einem Schock aussetzte." Wozu diese Erläuterung, wenn wirklich gar kein Pulver vorhanden war? Daß leere eiserne Geschoßhülsen und Infanterieausrüstung aus Leder nicht explodieren, wenn man sie anbrennt, weiß jeder Laie. Wichtiger aber für unsere Auffassung ist, daß Lord Mersey in seinem Bericht vom Juni 1915 schreibt: „Die Ladung war allgemeine Ladung gewöhnlicher Art, aber ein Teil bestand aus einer Ladung Kisten mit Kartuschen (etwa 5000.) Diese Munition war in den Schiffspapieren angegeben. Sie war weit vorn im Schiff im Orlop- und den unteren Decks und etwa 45 Meter entfernt von der Stelle, wo die Torpedos trafen, verstaut. **Andere Explosivstoffe** waren nicht an Bord." Aus dem letzten Satz geht also hervor, daß die genannten Kisten — entgegen der drei Jahre später vorgenommenen, „einwandfreien" Feststellung des amerikanischen Gerichts — tatsächlich Explosivstoffe enthielten.

Wenn es freilich richtig ist, daß diese Munition etwa 45 Meter von der Stelle, wo der Torpedo traf, verstaut gewesen ist, wie der englische Bericht sagt, so kann sie in der Tat nicht durch die Torpedodetonation in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Es fragt sich aber, wie die Berechnung der Entfernung zwischen der Stelle des Torpedotreffers und der Munitionslagerstelle zustande gekommen ist. Der englische Bericht sagt, der erste Torpedo habe etwa zwischen dem dritten und vierten Schornstein getroffen; die Munition habe ganz vorn gelegen. Nach Beobachtung von „U 20" hat der Torpedo nicht zwischen dem dritten und vierten Schornstein, sondern vor dem vordersten Schornstein getroffen. Dieser Beobachtung wird mehr Wert als den Angaben der Personen auf der „Lusitania" beizumessen sein, da das U-Boot den Torpedo aufmerksam verfolgen und seinen Lauf bei dem klaren Wetter ungestört beobachten konnte. Eine in den „Illustrated London News" veröffentlichte Abbildung der Lusitania, auf der die Stelle des Torpedotreffers ausdrücklich ebenfalls vor dem vordersten Schornstein bezeichnet ist, bestätigt zudem die Beobachtung des U-Bootes. Nimmt man aber diese Stelle als die richtige an, so ist die Entfernung zwischen dem Treff-

[1]) Welchen Sprengstoff die Sicherheitskartuschen enthielten, ist aus dem Bericht nicht zu ersehen.

Digitized by Google

punkt des Torpedos und der Lagerstelle der Munition erheblich geringer als 45 Meter gewesen, und die Munition kann sehr wohl durch den Torpedotreffer zur Explosion gebracht worden sein. Sollte dies dennoch nicht der Fall sein, so muß angenommen werden, daß durch die Torpedodetonation die sieben Kessel des vordersten Kesselraums oder ein Teil von ihnen zur Explosion gebracht worden sind. In beiden Fällen wäre die doppelte und schwere Explosion erklärt.

Der Unsicherheit der Vermutung eines zweiten Torpedos ist sich jedenfalls ein so wichtiger Zeuge wie der Kapitän der Lusitania, Turner, bewußt; er sagt bei seiner Vernehmung aus: „Unmittelbar nach der ersten Explosion wurde eine zweite gemeldet, aber **möglicherweise war das eine indirekte.**“[1])

Wenn aber die Frage verneint wird, daß der U-Bootsangriff an sich die Ursache des besonders großen Verlustes an Menschenleben sein soll, so bleibt noch übrig, positive Angaben über diese Ursachen zu machen. Nach dem offiziellen Bericht des Lord Mersey waren an Bord der Lusitania eingeschifft 702 Personen der Besatzung (677 männliche, 25 weibliche) und 1257 Passagiere (688 Männer, 440 Frauen, 129 Kinder). Von diesen gingen mit dem Schiff unter 413 Personen der Besatzung (397 männliche, 16 weibliche) und 785 Passagiere (421 Männer, 270 Frauen, 94 Kinder); zusammen verloren also 1198 Menschen mit der Lusitania ihr Leben.

Woher dieser große Menschenverlust? Zunächst scheint uns das Reisen so vieler Passagiere durch das Kriegsgebiet, vor dessen Befahren der deutsche Admiralstab in seiner Bekanntmachung vom 4. 2. 1915 und ebenso der deutsche Botschafter Graf Bernstorff in seiner vorhin wiedergegebenen Notiz vom 22. 4. 15 eindringlich gewarnt hatte, eine leichtsinnige Außerachtlassung dieser Warnungen. Will man uns glauben machen, daß für alle die 440 Frauen und 129 Kinder die Reise eine zwingende Notwendigkeit war? Wir stimmen der dänischen Zeitung „Extrabladet“ zu, die nach dem Untergang der Lusitania schrieb:

„Weshalb soll die Torpedierung schrecklicher sein als alles andere, was im Kriege geschieht? Ereignet es sich doch jeden Tag, daß Frauen und Kinder getötet werden, wenn eine Stadt bombardiert wird. Es ist doch nichts Neues, daß der Krieg nicht nach Alter und Geschlecht fragt. Es ist also nur Heuchelei, Hysterie und Gedankenlosigkeit, wenn sich England, Frankreich, Rußland und Amerika jetzt entrüsten. Die russischen Greueltaten gegen Frauen und Kinder, das englische Verhalten gegen Deutsche in den Kolonien und das Verhalten der Franzosen in Marokko sind doch aller Welt bekannt. Weshalb also der Entrüstungsschrei? Der einzige Gesichtspunkt bei der Kriegsführung ist, ob sie wirkungsvoll ist. Es ist jetzt nichts Außergewöhnliches, daß Engländer und Amerikaner über eine deutsche Tat heulen. Der Getroffene heult immer. Aber wir Unbeteiligten können doch einen solchen Standpunkt nicht einnehmen, wenn wir uns das Recht selbständigen Denkens bewahren wollen. Der Gesichtspunkt, der sich uns zunächst aufdrängt, wenn wir das fürchterliche Ereignis betrachten, ist die Verachtung für die englische Prahlerei. Darin liegt nichts Verächtliches, daß Englands gewaltige Flotte nichts verhindern konnte. Aber verächtlich sind der Übermut und die Sorglosigkeit, womit man in allen Kreisen Englands und Amerikas die deutschen Warnungen aufgenommen hat. Wenn man seine Sachen in vollster Ordnung hat, läßt es sich hören, daß man Übermut zeigt, obwohl es auch dann nicht gerade kleidsam ist. Aber England hatte ja keineswegs seine Sachen in Ordnung. Die englische Admiralität ist, obwohl ihr die stärkste Seemacht zur Verfügung steht, machtlos gegen die

[1]) Shipping casualties. Loss of the steamship "Lusitania". London 1919.

Digitized by Google

deutschen Unterseeboote, die auf dem Meeresgrunde herankriechen und sich im geeigneten Augenblicke in das Schiff einbohren. O England! Du der Meere stolze Herrscherin, wo ist deine Herrschaft hin?"

Die allgemeinen Warnungen der deutschen amtlichen Stellen vor Befahren des Kriegsgebietes hätte die englische Reederei, der die Lusitania gehörte, hinsichtlich dieses Schiffes um so ernster nehmen müssen, als ihr bekannt sein mußte, daß die Bauart der Lusitania schwere Mängel aufwies. Zu ihnen gehörte das Vorhandensein von wasserdichten Längsschotten, auf deren Gefahren deutsche Konstrukteure schon nach der Titanic-Katastrophe hingewiesen hatten. Die wasserdichten Längsschotten bewirkten im Fall der Lusitania, daß das eindringende Wasser sich nicht auf beide Seiten des Schiffes gleichzeitig verteilte, sondern nur die Steuerbordseite belastete und dadurch eine Schlagseite von 15 Grad hervorrief. Die Schlagseite erschwerte naturgemäß das Herablassen der Boote und damit die Rettung der Menschen sehr; an der Backbordseite konnten überhaupt nur wenige Boote, und diese nur mit Mühe herabgelassen werden. Die Schlagseite war aber auch Schuld daran, daß weitere Räume durch offenstehende Türen oder Fenster an der geneigten Steuerbordseite vollliefen und dadurch den Untergang beschleunigten. Sie hat daher wesentlich zum Sinken des Schiffes beigetragen. Ferner muß noch auf einen anderen Mangel der Konstruktion hingewiesen werden. Der amerikanische Bericht enthält folgende Mitteilung: „Die Lusitania war so gebaut, daß sie mit zwei vollgelaufenen Abteilungen noch schwamm; liefen noch mehr Räume voll, so ging sie unter. Da die seitlichen Kohlenbunker als Abteilungen rechnen, blieb das Schiff nicht schwimmfähig, wenn zwei Kesselräume und noch ein anliegender Bunker vollliefen." Deutsche Schiffe sind nach den Konstruktionsvorschriften schon seit längerer Zeit so gebaut gewesen, daß zwei vollständige Abteilungen, von einem wasserdichten Querschott zum andern, einschließlich aller Nebenräume vollaufen konnten, ohne daß das Schiff dadurch zum Sinken gebracht wurde. Die Bauart der Lusitania stand daher sowohl wegen des Vorhandenseins von wasserdichten Längsschotten wie auch wegen der ungenügenden Unterteilung durch Querschotten nicht auf der Höhe der Zeit und ist zu erheblichem Teil für den Untergang so vieler Menschen verantwortlich zu machen.

Der Vorwurf gewissenlosen Leichtsinns ist am nachdrücklichsten mit Rücksicht auf die dem Schiff mitgegebene Munition zu erheben. Ganz abgesehen von der berechtigten Forderung, daß Amerika billigerweise überhaupt keine Munition an die Entente liefern durfte, solange ihr durch die englische Seesperre die Möglichkeit genommen wurde, auch die Mittelmächte zu beliefern, sollte es für die Angelsachsen, die doch sonst die Menschlichkeit gepachtet zu haben scheinen, selbstverständlich sein, daß man nicht fast 2000 Menschen auf ein Schiff setzt, das 5000 Kisten mit Munition trägt. Man merkt dem englischen Bericht sowohl, wie der amerikanischen Gerichtsentscheidung auch an, daß ihnen dieser Punkt besonders peinlich ist. Der Engländer sucht zahlenmäßig nachzuweisen, daß die Entfernung von dem Treffpunkt des Torpedos so groß war, daß sie durch die Torpedodetonation nicht beeinflußt werden konnte. Wir haben gezeigt, daß die Angabe auf verkehrte Annahme des Torpedotreffpunktes beruht und daß die zweite Explosion mit größter Wahrscheinlichkeit doch von der mitgeführten Munition herrührte. Daß sie in erheblichem Maße zum schnellen Untergang des Schiffes (innerhalb 18 Minuten) beigetragen hat, ist ohne weiteres klar. Darum bemüht sich der englische wie der amerikanische Bericht so krampfhaft, die zweite Detonation auf die Explosion eines zweiten Torpedos zu schieben.

Digitized by Google

Dem groben Leichtsinn der Reederei, die ein konstruktiv nicht auf der Höhe der Zeit stehendes Schiff mit 2000 Menschen und 5000 Kisten Munition belud, entspricht ein unsachgemäßes, leichtsinniges Verhalten der Schiffsführung.

Die Lusitania war gut mit Rettungsmitteln versehen. Sie besaß nach dem amerikanischen Bericht 22 offene und 26 zusammenklappbare (Falt-) Rettungsboote mit einer Tragfähigkeit von 2600 Menschen. Außerdem besaß sie 3187 Rettungsgürtel (Schwimmwesten) und 20 Rettungsbojen. Für die 2000 Menschen, die sich am 7. 5. 1915 auf dem Schiff befanden, waren also Rettungsmittel in Überfluß vorhanden. Wie aber war ihre Benutzung vorbereitet? Das amerikanische Gericht sagt darüber folgendes: „Jeder Mann (der Besatzung, nicht der Passagiere) hatte ein Abzeichen mit der Nummer des Bootes, dem er zugeteilt war und eine Bootsverteilung war an drei verschiedenen Stellen des Schiffes aufgehängt. Täglich während der Reise wurde eine Übung mit dem Rettungsboot vorgenommen, das ein bestimmtes Boot war, je nach dem Wetter Nr. 13 von Steuerbord oder Nr. 14 von Backbord; der Zweck dieser Übung war zweifellos, die Leute daran zu gewöhnen, schnell ihre Station auf jeder Seite des Schiffes zu erreichen. Auf Sirenenton versammelte sich eine ausgewählte Mannschaft der Wache beim Boot, legte Schwimmwesten an, sprang ins Boot, nahm seine Plätze ein und verließ das Boot darnach wieder." Diese täglichen „Übungen" mögen vielleicht zur Not genügt haben, wenn es galt, eine über Bord gefallene Person mit dem Rettungsboot zu retten — für diesen Fall waren sie sicherlich auch angesetzt —, aber mit einem Unglücksfalle für das ganze Schiff und der Notwendigkeit, die gesamten Passagiere zu retten, haben sie nicht das mindeste zu tun. Wozu aber sollen die 48 Rettungsboote und die Tausende von Schwimmwesten dienen, wenn ihre Benutzung für den Ernstfall gar nicht geübt war? Wie soll eine Panik und damit ein großer Menschenverlust vermieden werden, wenn nicht auch sämtliche Passagiere daran gewöhnt wurden, schnell ihre Rettungsstation zu erreichen? So ist denn auch nach übereinstimmendem Urteil des Tagebuchs von „U 20", wie der englischen Untersuchungskommission, wie des amerikanischen Gerichts, die Handhabung der Boote mangelhaft gewesen, wie es um so weniger fehlen konnte, als nach dem amerikanischen Bericht „die Schiffsbesatzung an Qualität der Besatzung in normalen Zeiten nachstand", da viele der jüngeren britischen Seeleute zu den Waffen gerufen waren. Dem entspricht das Ergebnis des Rettungswerkes: nach den vorhin angegebenen Zahlen sind von der Besatzung 41,7%, von den Passagieren dagegen nur 37,5% (von den Männern 38,8%, von den Frauen 38,6%, von den Kindern 27,1%) gerettet worden. Wäre das Rettungswerk ordnungsmäßig verlaufen, so hätte der Prozentsatz der geretteten Passagiere mindestens gleich dem der geretteten Besatzung sein müssen!

Das Gericht hat eingehend das Verhalten des Kapitäns zu den seemännischen Anweisungen der englischen Admiralität mit Rücksicht auf die U-Bootgefahr geprüft. Die hauptsächlichsten Anweisungen lauteten: 1. Annäherung an Vorgebirge (Kaps) zu vermeiden, 2. die Mitte des Fahrwassers zu steuern, 3. so hohe Fahrt wie möglich zu laufen, 4. Zickzackkurse zu steuern. Der Kapitän hat diese Anweisungen nicht genau befolgt. Wegen der ersten und zweiten Anweisung braucht man ihn darum nicht zu tadeln, sie zu überschreiten hatte er Gründe. Daß er aber unterließ, im U-Boot-gefährdeten Gebiet seine Dauergeschwindigkeit von 24 Seemeilen zu halten, und sich mit 18 Seemeilen begnügte, und daß er keine Zickzackkurse steuerte, war leichtsinnig.

Ein besonders schwerer Vorwurf aber trifft die englische Admiralität, weil

Digitized by Google

sie dem Passagierdampfer nicht ein einziges Begleitfahrzeug durch das Kriegsgebiet beigegeben hat. In der englischen Unterhausdebatte am 10. 5. 15 ist der Minister Churchill deswegen gefragt worden; er hat geantwortet: „Unsere verfügbaren Hilfsmittel gestatten uns nicht, Fracht- oder Passagierschiffe durch Zerstörer begleiten zu lassen.... Wir versuchen manchmal, Geleit für Truppen-, Munitions- oder andere dringend notwendige Regierungstransporte zu schaffen. Unser Grundsatz aber ist, daß ein Handelsschiff für sich selbst sorgen muß entsprechend den allgemeinen Anordnungen" (Times, 11. 5. 15). Soll man diese Auskunft für ernst nehmen? Sollte wirklich für ein Schiff, das fast 2000 Menschen an Bord hatte, nicht ein Begleitfahrzeug in der ganzen englischen Marine frei zu machen gewesen sein?

Das amerikanische Gericht sagt zwar bei Besprechung der deutschen Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar 1915: „Es wird bemerkt, daß in der deutschen Kriegsgebietserklärung (vom 4. 2. 15) nichts von warnungsloser Versenkung feindlicher Handelsschiffe steht." Wäre diese Auffassung richtig, so wäre vielleicht ein Begleitfahrzeug für die Lusitania überflüssig gewesen. Aber die Ansicht des amerikanischen Gerichts ist nicht von der englischen Regierung geteilt worden. Denn am 19. Februar 1915 hat der britische Außenminister Sir Edward Grey in einer Note an Mr. Page, den amerikanischen Botschafter in London, ausgeführt: „Es wird so aufgefaßt, daß die deutsche Regierung ihre Absicht angekündigt hat, britische Handelsschiffe sofort zu versenken, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, Vorkehrungen für Rettung des Lebens der Nichtkombattanten in der Besatzung und der Passagiere zu treffen. Infolge dieser Drohung hat die Lusitania auf ihrer Hin- und Rückreise die Flagge der Vereinigten Staaten geführt." Der Minister begründet also die Führung einer falschen, und zwar einer neutralen Flagge durch die Lusitania auf ihren Reisen zu Anfang des Jahres 1915 ausdrücklich mit der Ankündigung der deutschen Regierung, daß britische Schiffe im Kriegsgebiet ohne wiederholte Warnung versenkt werden würden und widerlegt damit die Auffassung des amerikanischen Gerichts.

Hören wir zur Frage des Geleits noch eine Stimme aus Amerika selbst: „Die Morning Post" meldet am 11. 5. 15 aus Washington: „Mit dem Entsetzen vor der Barbarei der Deutschen verbindet sich die helle Entrüstung über die Sorglosigkeit oder die Unfähigkeit der britischen Regierung, daß sie die Lusitania in die Kriegszone ohne den entsprechenden Schutz einfahren ließ. Es ist wichtig, daß dies Empfinden bekannt und gebührend gewürdigt wird. Wir meinen, daß angesichts der Drohung der deutschen Botschaft die englische Regierung moralisch verpflichtet war, die Amerikaner zu beschützen, die den Versicherungen der Beamten der Cunard-Linie vertrauten, daß sie keine Gefahr liefen. Besondere Maßregeln hätten getroffen werden müssen, um das Schiff zu beschützen. Das Publikum frägt, weshalb das Schiff nicht begleitet wurde. Man kann sich nicht verhehlen, daß das Versenken der Lusitania unter Umständen erfolgte, für die einige Blätter die englische Regierung rechtlich verantwortlich machen, weil, wie die ‚Baltimore American' sagt, das Versprechen sicherer Begleitung durch britische Kriegsschiffe nicht ausgeführt wurde."

Wo man auch den Lusitaniafall untersucht, fast überall stößt man auf einen frevelhaften Leichtsinn bei den beteiligten Stellen Englands. Die deutschen Warnungen werden als „Bluff" lächerlich gemacht; unbekümmert setzt man 1200 Passagiere neben Munitionskisten an Bord. Man hat sich nicht die Mühe gegeben, das Passagierschiff nach neueren Erfahrungen umzubauen, obgleich das zweifellos zum Teil ohne große Mühe möglich gewesen wäre. Man versäumt

Digitized by Google

sachgemäße Bootsübungen und -exerzitien, fährt mit verminderter Geschwindigkeit ohne Zickzackkurse und ohne Begleitung durch das Kriegsgebiet. Es ist gar kein Zweifel, daß, wenn auch nur ein Teil dieser Verfehlungen oder Versäumnisse unterlassen wären, bei dem außergewöhnlich günstigen Wetter (kein Seegang und klare Luft) die Zahl der Menschenverluste im Vergleich zur Zahl der an Bord Eingeschifften verschwindend klein gewesen wäre. Denn ein noch so guter Torpedo kann einem Handelsschiff von 30 000 Tonnen, das verständig gebaut ist, keine Explosivstoffe an Bord trägt und gut geführt wird, nicht viel mehr antun, als es bewegungsunfähig zu machen. Deshalb fällt die Schuld an den hohen Menschenverlusten beim Lusitaniafall unzweifelhaft dem gewissenlosen Leichtsinn der englischen Regierung, der Reederei und der Schiffsführung zur Last. Die Stimmungsmache in Amerika gegen uns auf Grund des Lusitaniafalls ist nur ein besonders krasses Beispiel der skrupellosen Heuchelei der Angelsachsen. Von dem leicht hingeworfenen, von einem Gericht als unzweifelhaft festgestellten Vorwurf, die deutsche Regierung hätte, ausdrücklich auf Vernichtung von Menschenleben zielend, einen sorgfältig vorbereiteten Plan ausdrücklich gegen den Passagierdampfer ausgeführt, ist nicht ein Wort wahr. Der englischen Regierung lag nur daran, der Welt zu zeigen, daß der U-Bootskrieg wirkungslos war. Deshalb unterließ sie, und mit ihr die Reederei, die einfachsten Sicherheitsmaßnahmen und so wurde das Leben der Passagiere leichtsinnig aufs Spiel gesetzt. Wenn durch solche Unglücksfälle das Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland ein immer gespannteres wurde, so war das der englischen Regierung die angenehmste Sache von der Welt.

Nachschrift. Inzwischen ist es mir gelungen, eine Nummer der „Chicago Tribune" (European Edition, Paris, 30. Oktober 1920) zu erhalten, die folgende Nachricht veröffentlicht: (Sonderdepesche der Tribune) „Neuyork, den 29. Oktober. — Nach Angabe von Dudley Field Malone, welcher Zollinspektor des Neuyorker Hafens war, als das Riesenschiff ohne Warnung torpediert wurde, ist Munition an Bord der ‚Lusitania' gewesen. Malone sagte heute, daß die Ladung des Dampfers elf Tonnen (220 Zentner) Schwarzpulver enthielt. Malone ist jetzt Kandidat für den Gouverneursposten von Neuyork für die ‚Farmer-Labor' Partie."

Bei den deutschen Verwundeten in Moskau 1914.

„Frau Dr. Helene Hoerschelmann zum ungehinderten Besuch sämtlicher 22 Kriegsspitäler zwecks Verteilung von Lebensmitteln, Kleidern und Wäsche usw. an die Kriegsgefangenen." Unterzeichnet von der Generalkanzlei.

Von Frau Dr. Helene Hoerschelmann.

Nun war die Leiter erklommen, ich stand oben, die Augen nach den ewigen Sternen gerichtet, die mir wieder leuchten wollten, doch die Arme noch so ziemlich in die leere Luft gereckt, denn das Wenige, was mir der Zufall oder die ganz seltenen Fälle von Moskauer Deutschbegeisterung in die Hände spielte, — wobei ein besonderes Kapitel die Furcht war..., hatte mir wohl für mein altes Spital noch Sachen und Geld verschafft, aber für 80 000 Kriegsgefangene, — so hoch ungefähr belief sich die beständig fluktuierende Zahl der Stationierten und Durchziehenden, — reichten die 5 Brote und 2 Fische wieder einmal nicht. Da mußte ein Wunder geschehen. Und in seiner Art geschah es.

In meiner alten Heimat Livland hatte es sich bald wie ein Lauffeuer verbreitet,

Digitized by Google

daß ich den Eintrittsschein besaß, und ehe ich mich's eigentlich versah, fingen die Gaben bereits an zu strömen. Innerhalb weniger Wochen waren meine Schwester und ich bereits derart von Ballen, Packen, Kisten und Geldsendungen überschüttet worden, daß ein eigenes kleines Zeughaus eingerichtet werden mußte, ja eine besondere Kraft nötig war, um dieses in Ordnung zu halten. In meinem kleinen Quartier war ein größeres Lager überhaupt nicht unterzubringen. Das mußte im Pfarrhaus geschehen bei meiner Schwester, Frau Pastor Lisbeth Walter.

Trotz wiederholter Versuche und heißen Sehnens darnach, war es meiner Schwester nicht gelungen, gleichfalls den Eintrittsschein zu erlangen. Sie hatte dadurch nicht den direkten Kontakt mit den Spitälern noch mit den einzelnen Kriegsgefangenen, besonders den Offizieren. Hingegen war etwas anderes eingetreten.

Der Chef der militärischen Medizinalbehörde hatte eines Tages telephonisch bei meinem Schwager, dem Oberpastor der evangelischen Hauptkirche zu Moskau, Richard Walter, angerufen, ob er nicht mit Wäsche und warmen Kleidungsstücken aushelfen könne, die Kriegsgefangenen seien ohne jede Hilfe, die herbst- und winterlichen Evakuationen ständen vor der Tür, und die Regierung hätte nichts für sie verabfolgt..., die Leute müßten unbekleidet auf die Straße geschickt werden...

Das war der erste und entscheidende Anstoß — wohl vermerkt von russischer Seite ausgegangen — zu der sich nun bald entfaltenden enormen Tätigkeit, die sich im Pfarrhause entwickeln sollte. Bald klingelte ein Spital nach dem andern bei meinem Schwager an, alles bat und flehte um Wäsche und Kleidung, später, als die Not größer wurde, mit ihr Feindschaft und Grausamkeit, noch um ganz andere Dinge... Und so gelang es meiner Schwester, auf diese Weise in fast allen Spitälern zu den großen Massen-Evakuationen der Mannschaften, die nun bald einsetzten, auf dem Innenhof der Spitäler oder im großen gepflasterten Vorraum Zutritt zu erlangen, die Leute selbst anzukleiden und zu versorgen, auch einige Worte mit ihnen zu reden, dem schlimmsten Elend in den Arm zu fallen. Sie stellte ihre beiden, damals noch schulpflichtigen Töchter von 14 und 17 Jahren sofort mit in ihren Dienst, außerdem die Sekretärin ihres Mannes, ein kleines reichsdeutsches Fräulein von begeistertem Wollen und mit praktischem Sinn, und nicht zu vergessen „Marischa". Marischa war der alte russische Hausgeist, schon damals 15 Jahre im Pfarrhaus, eine primitive, aber ehrliche russische Patriotin, doch ihrer Gebieterin treuer als Fridolin ergeben, und nicht völlig verhärtet gegen die klingenden Vorteile, die ihr der Einkauf auf den Kleidermärkten in derart großem Stil von seiten der Verkäufer brachte. Das war das urewige Rattenfängerlied, dem kein biederer Moskowiter noch Provinzler standhielt. Zirka dreimal die Woche mußte Marischan auf die „Tolkutschka", das ist der große Trödler- und Kleidermarkt Moskaus, einzukaufen. Es war nichts verheimlicht, sondern alles klar erzählt worden. Etwas trotzig und finster war sie immerhin dabei, es war ja schließlich doch der Feind, der Wanja's und Grischa's ihrer Neffen und Taufsöhne, ihr ein und alles, an der Front — aber der alte liebe Obulus siegte doch jedesmal, und wenn's plötzlich wieder durchs ganze Haus erscholl: „Marischa, Marischa, laß alle Arbeit liegen, schnell auf die Tolkutschka 300 Paar wollne Socken, 200 Paar Filzstiefel, 400 Hemden, 200 Paar Unterhosen, 60 kurze wattierte Mäntel, 300 wollne Schals und ebensoviel wollne Handschuh", dann sagte sie kein Wort, sondern flog. Sie war eine historische Figur auf der Tolkutschka geworden, wie wir bei allen unsern Droschkenkutschern, bei der Straßenpolizei usw. es bald waren. Das frühere Fremdenzimmer bei Walters war nun völliges Zeughaus geworden. Die ganze Stube roch nach Wolle und Leder und die Oberzeugmeisterin wurde bald die alte Frau von Knierim aus Riga. Diese arme alte Dame, die Frau des rühmlich be-

Digitized by Google

kannten alten Professors W. von Knierim, Leiters des großen Landes-Polytechnikums in Riga, war infolge lettischer Denunziationen ihrer eigenen Leute administrativ verschickt worden und nach schwerer Irrfahrt ins Innere des Reichs schließlich mit einem sogenannten „Wolfspaß", der gar kein Paß, sondern nur ein auf kurze Aufenthaltsfrist ausgestellter Papierfetzen war, in Moskau gestrandet, zusammen mit ihrer jungen Tochter, die rote Kreuzschwester war und ihre alte kranke Mutter in die Verbannung begleitet hatte. Sie waren so ziemlich die ersten, die den unabsehbaren Reigen der deutsch-baltischen Märtyrer eröffneten, deren Los und Haltung in der Spezialgeschichte dieses Landes und dieses Krieges kaum ihresgleichen finden dürfte.

Allmählich organisierte sich meine Tätigkeit so, daß meine Schwester und ihr ganzes weibliches Gefolge nach und nach fast alle großen Mannschafts-Evakuationen übernahm und ihre Dienstboten mit großen Körben von Proviant oder hygienisch-sanitären Bedarfsartikeln in die Spitäler schickte, ich aber meine täglichen Fahrten direkt zum Besuch der Spitäler schon in den Vormittagsstunden begann, um erst im Abenddunkel heimzukehren. Auf diese kurze Frist kamen 1—3 Säle mit je 40—65 Offizieren, jeder mit einer ganzen Leidensgeschichte, und 2—800 Soldaten.

Wo kamen die Mittel her, die rastlos wie eine Quelle fließenden Gelder, die Woche um Woche neu ankommenden Kisten und Ballen mit warmen Sachen und Wäsche? Welches Land, welches Blut, welche Gesellschaft, welche Gesinnung trieb Menschen, die jetzt doch alle um ihr eigen Blut und Gut zu sorgen hatten, wo jeder seine Not und seine Leute hatte, die verarmten oder draußen verbluteten, ihr Letztes herzugeben für hereingeschleppte deutsche Kriegsgefangene, die vom Staat, von Rußland ernährt, bekleidet und versorgt werden mußten?

Da lag am Strande der Ostsee ein kleiner, vom Meer und Rußland eingezwängter Küstenstrich, den man in Deutschland bislang unter der Rubrik „die russischen Ostseeprovinzen" und mit einer ziemlich dunklen halben Vorstellung, daß dort ja wohl auch eine Handvoll recht begabter und sehr exklusiver Deutscher lebte, abgetan hatte. „Deutschland, du hast uns nie gekannt!" — fängt eins der im Kriege entstandenen ergreifendsten baltischen Gedichte an. Dieses kleine Land, neuerdings kurz das „Baltikum" genannt, mit seiner Handvoll Deutscher, hat in den zwei ersten Kriegsjahren die deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen vor dem Untergange gerettet. Das muß einmal festgestellt und unverhüllt gesagt werden. Weshalb es weder Deutschland noch Rußland taten, soll späterhin gehört werden. Genug, es waren vorderhand keinerlei Mittel noch Hilfsmaterial zur Hand — kein Geld, keine Bekleidung, kaum Nahrungsmittel — kaum die nötigen Verbandsachen, noch chemische Artikel und keine helfenden Hände. Alles, das Belebte und das Unbelebte lieferte Livland. Bis zu seinem letzten Atemzuge, das will sagen bis zu dem Moment, wo endlich die deutschen Truppen in das betende, ringende, Notschrei um Notschrei ausstoßende Land einzogen, es damit von Rußland abschneidend; noch in den Monaten, in denen ihre Güter verbrannt und verwüstet, sie selbst von Haus und Hof vertrieben, ihre Gelder beschlagnahmt, ihre Männer nach Sibirien verschickt waren, (1916—1918) schickte dieses kleine eiserne Geschlecht seinen letzten Groschen, seine letzten Anzüge und Wäsche nach Moskau, „für die gefangenen deutschen Brüder". Eine Woche vor der Einnahme Nord-Livlands, im Frühling 1918, erhielt ich noch aus Dorpat und dem kleinen „teutonischen" Fellin einige tausend Rubel, das Allerletzte. Deutschland, vergiß das nie! Deutschere Deutsche lebten dir nie!

Es war Riga, die baltische Metropole, die allen vorausging, die deutscheste

Digitized by Google

Stadt neben Dorpat und Klein-Fellin. In Riga war das Haupt und Zentrum der Bewegung für die Kriegsgefangenen der Rechtsanwalt Paul Erdmann. Mit einer wundervollen Kühnheit und erstaunlichen Offenheit spielte sich der Betrieb in seinem, an einer der ausgesetzten Straßen Rigas liegenden Quartier ab. Blitzschnell hatte sich die Nachricht in Stadt und Umgegend verbreitet, welches die Häuser seien, wo man Sachen und Geld für die „deutschen Brüder" abgeben könne, und so kamen die vollgepackten Droschken oft am hellen Tage vorgefahren, mit ihnen häufig die elegantesten Damen, die vornehmsten Männer des Landes. Seinen lettischen oder estnischen Dienstboten vertraute man diese Mission nicht an — ein eigenes Volk gab es ja nicht in diesem Lande der oberen Zehntausend — denn sie waren es ja, die ihre Herrschaft Woche um Woche verrieten, sie waren die Henkersknechte der deutschen Balten durch die ganzen 4 Kriegsjahre hindurch. Der Schweizer wußte offenbar Bescheid und verblüffte die schüchtern mit ihren Säckchen und Bündeln Hereintretenden oft mit einem kurzen: „Aha, zum Herrn Rechtsanwalt Erdmann, bitte zweiter Stock." Daß dieses Haus nicht unter Acht und Bann gekommen, sein Herr nicht im Gefängnis oder in Sibirien schmachten mußte, wie unzählige seiner Landsleute mit viel weniger Grund, bleibt noch heute ein Wunder. Seine in gleicher Stadt verheirateten Schwestern, von derselben heißen Begeisterung erfüllt, seine feurige, tatkräftige Frau, standen ihm vor allem zur Seite. Die vielen Tausende von Geld aber, die er uns immer und immer wieder schickte, warb er selbst. Es war allen voran der Adel, der gab. Die es hatten und die es nicht hatten, und solche gab es in Livland viele. Gleich neben ihnen die sogenannten „Literaten", womit man in Livland schlechthin die höhere Intelligenz bezeichnete. Neben dem tiefeingewurzelten Deutschtum fand man bei letzteren den ausgeprägten Idealismus, der mit einer Selbstverständlichkeit, wie sie sonst in ein anderes Jahrhundert gehört hätte, sein letztes Hemd gab. Was arme Lehrer und Gouvernanten, alte, von ihren kleinen Pensionen lebende Witwen, was vor allem Kinder gaben — ganz still, ohne Getue, ohne Namen zu nennen, — dürfte höher angeschrieben sein, als bloß am Himmel Deutschlands, des nun heimlich und unterdrückt angebeteten Landes mit der großen Glorie, für das Abend für Abend diejenigen ihre heißesten Gebete nach oben sandten, deren eigene Männer und Söhne an der russischen Front — für Rußland — verbluteten, von deutschen Kugeln durchbohrt.

Neben diesen immer anwachsenden Geldsummen, die meine Schwester und ich vom Rechtsanwalt Erdmann, bald privat und heimlich bei Gelegenheit zugesteckt bekamen, bald durch Postanweisung unter „Schuldenabzahlung" oder „Jahreszinsen" oder „Monatsrenten" auf unseren Namen, wurden die Kleidersendungen entsprechend der zunehmenden Winterkälte und den immer mehr durchsickernden Nachrichten über die furchtbare Not unserer Kriegsgefangenen vielseitiger und erfinderischer. Als die Leute allmählich ihre guten und schlechten Mäntel, Pelze, Anzüge, Wäsche, Stiefel, alle abgegeben hatten und aus Moskau von uns Notschrei auf Notschrei ertönte, fingen sie an von schadhaften Polstermöbeln den Überzug zu trennen, alte Portieren und Fenstervorhänge und alte Teppiche zu konfiszieren und altes Fell zu verwenden. Warme Westen und Unterziehjacken, warme Gamaschen und Halstücher, hohe Stiefel aus Renntierfell entstanden. Dann kamen die sogenannten „Verwundeten-Handschuhe", Handsäcke aus weichstem Flauschstoff genäht, gänzlich fingerlos für verstümmelte Hände, Ohrenklappen und Pulswärmer. Und das alles war mit einer Liebe und Sorgfalt geordnet und zugerichtet, daß es einem oft zum Herzen quoll, wenn man wieder und wieder in den Taschen eines alten Rocks oder Mantels ein Täfelchen Schokolade, eine hübsche deutsche Ansichtskarte, Taschentuch oder Kämmchen, ein Stück Seife oder ein kleines Neues Testament

Digitized by Google

fand. Ein Zeichen für Erdmanns idealistische Furchtlosigkeit war es auch, als ich eines Tages eine größere Anzahl fertig an ihn adressierter Postkarten von ihm erhielt, mit der Bitte, selbige an deutsche Offiziere zu verteilen, falls sie vielleicht einmal während der Gefangenschaft in die Lage kämen, seines juristischen Beistandes zu bedürfen. Er setzte seine Kraft jederzeit „für unsere Leute" ein. Die von mir sehr heimlich in Szene gesetzte Verteilung der Karten machte großen Eindruck. Die Herren fühlten wohl: nur eine der so beliebten Durchsuchungen und der Name dieses Mannes war geliefert. Außer dem obengenannten Hause war in Riga noch dasjenige von Fräulein Monika Hunnius, eine der bedeutendsten und stärksten Frauenpersönlichkeiten der Stadt, Mittelpunkt der großen Sammlungen. Ihr allbekanntes silbergraues Haupt und ihr unerschrockener Schritt zeigten sich Tag für Tag in allen deutschen Häusern, wo deutsche Luft wehte und ihre Hände streckten sich bittend nach immer neuen Gaben. Zwei kleine Mädchen, die nichts anderes zu geben hatten als ihre blonden Zöpfe, weinten und baten ihre Mutter so lange, bis sie diesen, ihren einzigen Schmuck abschneiden ließ.

Die kleineren Städte reihten sich alle würdig an und zwar in allen drei Provinzen, in denen, wie immer, Livland stolz voranging. Die alte Universitätsstadt Dorpat, die deutscheste Alma mater, die es vielleicht je gegeben, reckte sich aus ihrer Todesstarre, in der sie in fast drei Jahrzehnten geknebelt gelegen, und es begann ein emsiges, heimliches Arbeiten, Opfern und Bitten. Hier war der spiritus rector gleichfalls ein altes Professorenkind, wie Paul Erdmann in Riga, der Rechtsanwalt Adalbert Volck. Seinem unerbittlichen Deutschtum, das unbarmherzig gegen jedes auch noch so sanfte Kompromißlerwesen war, gelang alles. Auch er kannte keine Furcht, selbst da nicht, als ihn sein Schicksal ereilte, er zwangsweise nach Sibirien verschickt wurde und floh, und über Japan und Amerika seinen Weg schwierig aber unbeirrbar fand; seinen eigenen Sohn, der im deutschen Heere diente, in sibirischer Kriegsgefangenschaft zurücklassend. Auch in Dorpat gab alles, am meisten die begeisterten deutschen Korpsstudenten. Dorpat ist eine arme Stadt, Idealismus und Geist hatten von altersher alle anderen Götter vom Thron gejagt. Und das war Tradition geblieben. Es war rührend, wie charakteristisch die Sachen waren, die man in Moskau auspackte, charakteristisch für ein baltisches Auge. Die Dorpater Kisten enthielten vorherrschend Anzüge — Studentenanzüge — für unsere armen Offiziere bestimmt, denen die Uniformen entweder gestohlen oder zerrissen waren oder bei schweren Verwundungen hatten durchgeschnitten werden müssen. Das Typische war ebenso die Masse der gesamten Kostüme — es opferte ein jeder sein Letztes — als deren Zustand, der mehr akademisch als offiziersmäßig war! Voller Idealismus, aber voll Flecken und Schäden, blankgescheuert und durchgesessen und ohne Knöpfe! Nur mühsam und mit viel Arbeit setzte Frau von Knierim alles wieder in Stand. Die oft sehr eleganten schneidigen Herren, die sie bekamen, ahnten ja gar nicht, mit was für einer Begeisterung diese armen jungen Burschen zwischen 18 und 25 Jahren die Seele voll schwärmenden Deutschtums und durch Studium knapp vor dem russischen Soldatenrock geschützt, ihr Zeug hergaben. Es war das einzige, was sie für ihr Blut tun konnten.

Eine ganz besondere Rolle hat das kleine Fellin gespielt, ein Städtchen voll alter Traditionen, mit seiner alten Burgruine und seiner einst berühmt gewesenen Landesschule. Eine ganze Reihe kerniger, scharf ausgeprägter Männer- und Frauentypen lebte stets in diesem abseits vom Wege liegenden trotzigen und unbeirrbaren kleinen Nest. Hier waren es vor allem zwei, die die Zügel hielten in der Kriegsgefangenenhilfe, in unermüdlichem Geldsammeln die ganzen vier Jahre hindurch, bis hart vor der Einnahme Fellins und für ungezählte Ballen und

Digitized by Google

Kisten: Baron Walther von Ungern-Sternberg und Fräulein Hanni Schoeler, eine der Töchter des in ganz Livland bekannten Bürgermeisters Ewald Schoeler. Baron Ungern wurde hart vor Einzug der deutschen Truppen in Fellin mit einer ganzen Gruppe Deutscher nach Sibirien geschickt, wo er in Schmutz, Ungeziefer und Roheit versank; seine Frau, eine Schwester Paul Erdmanns, mußte ins Gefängnis, aus dem sie nur ihrer fünf kleinen, an einer Epidemie krank darniederliegenden Kinder wegen nach einigen Tagen befreit wurde. Als ein Zeppelin, über Fellin schwebend, aus bisher unaufgeklärten Gründen einige schwere Bomben losließ, traf die größte von ihnen das Haus dieser Familie am Marktplatz. Mitten in der Nacht und Spätherbstkälte stürzte die ganze Familie, die Kinder in Hemdchen und Decken gewickelt, aus dem zusammenbrechenden Hause in die Keller. Als der Baron und seine Frau, beide verwundet, wie durch ein Wunder beide dem Tode entronnen waren, war das erste Wort, was dem Munde der halbohnmächtigen Baronin Ungern entfuhr: „Walther, endlich, endlich, es sind die Deutschen!"

In Reval, dem Mittelpunkt Estlands, tat es für eine nie versiegende Anzahl von Kisten und Säcken der Direktor der Landesirrenanstalt, Dr. Ernst von Kügelgen und seine heldenhafte, tapfere Frau, die selbst mehrfach nach Moskau kam, um unauffälliger die Sachen als Passagiergepäck hinzubringen, allen zuvor. Mit ihm der stellvertretende Ritterschaftshauptmann, Baron Eduard von Stackelberg und seine Frau. Beide Familien wurden für Jahre in das entfernteste Sibirien verschickt. Der unermüdliche Geldsammler hingegen, dabei an exponiertester Stelle stehend, war der Probst Pastor Paul Hoerschelmann. Von ihm habe ich ungezählte Tausende bekommen. Immer wieder trafen die gänzlich kommentarlosen Geldanweisungen, an immer neue Banken gerichtet, ein. Es strömte mir von ihm zu, und daß er von Gefängnis und Verbannung verschont blieb gleich Paul Erdmann, war dasselbe Wunder. Ihn rief ein anderer Richter schon 1915 schnell und plötzlich zu sich. In Reval, wie dann in Kurland, waren es hauptsächlich Adel und höchste Intelligenz, die sich ganz für die Sache einsetzten. In Kurland — Mitau — gab es „geheime Werkstätten", wo sie an bestimmten Abenden still zusammenkamen und arbeiteten, sehr scheu und versteckt, aber mit brennenden Herzen. Auch hier gaben Reichste wie Ärmste.

Das ganze Land vom nördlichen Baltischport bis zum fast an Litauen grenzenden, südlichsten Kurland strickte, häkelte, nähte, packte, sammelte, lief, bat für 80 000 frierende, nackte Brüder. Es war die große Flamme, die durch das ganze Land ging. Das einzige, was die Geknechteten tun konnten, deren Männer sich draußen von denselben „Brüdern" totschießen lassen mußten.

Und alle warteten zitternd: „Deutschland, wann kommst du?", beteten: „Herr, gib Deutschland den Sieg!" sangen in ihrem alten niederländischen Schutz- und Trutzlied: „Herr, mach uns frei!" Bis der Tag kam.

Man hat viel darüber geredet, warum Deutschland nicht von vornherein seinen eigenen Kriegsgefangenen half, wenigstens, sobald es sah, in welch furchtbarer Notlage sie sich befanden. Und in Deutschland selbst hat man sich bei der fast naiven Unkenntnis russischer Verhältnisse und vor allem auch des eigentlich russischen Volkscharakters wohl den Kopf zerbrochen, woran es lag, daß Rußland so grausam gegen die Kriegsgefangenen verfuhr.

Nach Kriegsgesetz hatte Rußland für die fremden Kriegsgefangenen zu sorgen, sie ärztlich zu behandeln, zu nähren, zu bekleiden und den Offizieren regelmäßig ihr vorschriftsmäßiges Monatsgehalt von 50 Rubeln auszuzahlen. Deutschland konnte von vornherein nicht ahnen, nicht annehmen, daß diese Gesetze völlig in den Wind geschlagen würden, und bis es tatsächlich erfuhr, in welcher Lage sich seine

Digitized by Google

Kriegsgefangenen befanden, war nahezu ein Jahr verflossen. Nun fing es an, zu sammeln und zu schicken. Bis diese Gelder, selbstverständlich den offiziellen Weg gehend, aber wirklich in Kraft treten konnten, war wieder eine Ewigkeit dahin. Sie lagen in Schweden, in Dänemark, in der Schweiz, sie lagen auf den Grenzen, sie lagen vor allen auf den neutralen Konsulaten in Moskau, unterdessen hungerten und froren die Leute ruhig weiter.

Und wie Rußland so handeln konnte? Das „gutmütige" mit der weiten Seele. Man gestatte mir dazu nur einige kleine Andeutungen, die immerhin von einem Menschen kommen, der 22 Jahre lang im Zentrum Rußlands mit dem Volk im engsten Kontakt und mit allen Klassen und Schichten der russischen Gesellschaft vertraut gewesen. In Deutschland galt und gilt immer noch gemeinhin die Auffassung, daß der Russe ein Kind sei, was meist mit der dazugehörigen lächelnden und höchstens etwas geringschätzigen Gerührtheit konstatiert wird. Ja, das ist er auch! Und bekanntlich gibt es nichts naiv Grausameres als das Kind. Wer nicht beobachtet hat, wie das Kind Tiere quält und wie erbarmungslos es gegen Gleichaltrige sein kann, am meisten gegen die Schwachen und Gezeichneten, kennt überhaupt keine Kinder. Der Russe ist Barbar bis in seine tiefsten Instinkte hinein, und da am meisten, denn wenigstens bei der Oberschicht ist immerhin noch Tünche da. Seine sprichwörtliche Gutmütigkeit, die gar nicht abgeleugnet werden soll, ist nur eine kleine, butterweiche Glasur von dem ersten besten brutalen Instinkt seiner Natur abgewischt. Dabei ist er von einer rührenden Zeitungsgläubigkeit; das Gedruckte imponiert diesen noch sehr jungfräulichen Lesern eo ipso. Man kann sich daher den Eindruck der deutschen Greuel auf die Gesellschaft denken. Es gab kein Haus, keine Sphäre, kein Individuum, das sie nicht glaubte. Das Resultat war die Behandlung der Kriegsgefangenen. Dazu kam das weit nüchterne, aber nicht minder bezeichnende Faktum, daß tatsächlich nichts vom Staat vorgesehen war, diese Spitäler zu versorgen. Es war kaum etwas für „Näschy" (die Eigenen) da; bei der souveränen Langsamkeit, die hier üblich, geschweige denn für die zuerst bloß interessanten, dann verdächtigen, sehr bald aber schon dringlich gehaßten „Wojenno Pljennyje" (Kriegsgefangenen). Kein Zeughaus mit auch nur dem dürftigsten Bestand an Wäsche oder Kleidung. Kein Verband und Desinfektionsmaterial, keine Instrumente, kaum die nötigen Nahrungsmittel. Dabei muß man nicht vergessen, daß die Verwundeten, man kann wohl sagen, fast durchweg, in völlig ausgeraubtem Zustande, halb nackt, zerlumpt, aller Barmittel bloß, in die Spitäler kamen, wo jeder Soldat sein grobes Spitalhemd und die Offiziere ihre Schlafröcke — die typisch dunkelblauen Kittel — erhielten, die ihnen bei der Evakuation dann gegen — nichts eingetauscht wurden. Dazu kam das böse Kapitel der Gehaltsfrage. Auch hier sei bemerkt, daß die eigenen russischen Offiziere, ja diese in oft noch skrupelloserer Weise bis zu 1½ Jahren ohne das ihnen zukommende Gehalt bleiben mußten. Die kriegsgefangenen Offiziere waren darin ganz von dem jeweiligen Lagerkommandanten bezw. Chefarzt des Spitals abhängig. War Geld da, oder hatte er Lust es auszuzahlen, so tat er es, wenn er es etwa nicht für weit opportuner hielt, „diese verdammten Kriegsgefangenen-Gelder" in eine patriotische ehrliche russische Tasche wandern zu lassen. Dann wurde die Lage des Offiziers, der als Kulturmensch nicht einmal seine primitivsten Bedürfnisse wie Seife, Zahnpulver, Briefpapier, Rauchwerk, Rasierapparat usw. befriedigen, geschweige denn sich auch nur den kleinsten Kleidungsartikel kaufen konnte, eine trostlose. Und das Thema von den Heimatsgeldern wollen wir jetzt lieber gar nicht anschneiden. — Diesem allen entsprechend waren auch die Handlungen des Personals, mit alleiniger Ausnahme der meist guten, hilfsbereiten, und oft tüchtigen Schwestern, meiner Kolleginnen. Der

Digitized by Google

russische Militärarzt steht wissenschaftlich auf einer sehr niedrigen Stufe, und es gab nur wenige Spitäler, in denen Privatärzte arbeiteten. Außerdem ist er faul, indolent und war hier gänzlich gleichgültig, im besten Fall „gutmütig" gegen die Kriegsgefangenen. Während der Behandlung sahen die Leute den Arzt oft tagelang überhaupt nicht, tagelang dauerte es auch, bis sie nach dem Eintritt ins Spital, frisch vom Transport kommend, nur halb verbunden, den ersten Besuch eines Arztes empfingen. Dazu die absichtlichen Grausamkeiten mancher Ärzte, die aber nicht typisch waren. Typisch waren die Indolenz und gänzliche Indifferenz. Und das war in diesem Fall schlimm genug. Diese Kardinaltugenden des Russen herrschten in noch weit höherem Maße bei den unteren Sanitätern, wo sie sich bis zur groben Gewissenlosigkeit steigerten und in den meisten Fällen ihre Quelle wohl in Haß und Bosheit hatten. Überhaupt bildete den weitaus dunkelsten Punkt in der weiten Finsternis, die die Kriegsgefangenen umgab, das Sanitätsthema. Es war durchweg unter jeder Kritik. Nicht sowohl in Moskau (1917/18 auch in Petersburg), wo es immerhin in der großen Menge 213 Spitäler mit einigermaßen europäischer Verwaltung gab, als vor allem weiter in der Provinz, den Lagern und draußen in Sibirien. Dieser schwersten, ja verbrecherischen Verfehlungen sind die ungezählten Tausende von Menschenopfern zu verdanken. Nochmals sei betont, daß das Schwesternmaterial ein fast ausnahmslos gutes war. Das klingt überraschend, hing aber damit zusammen, daß die „gewissen" russischen Schwestern — ihrer waren wie Sand am Meere — mit hohen Absätzen und Löckchen, in großen Scharen in ihre eigenen Offiziersspitäler strömten, wo sie gut und reichlich auf ihre Kosten kamen, zu den Kriegsgefangenen sich dagegen meist ernste meldeten, von irgend einer Menschlichkeitsidee durchdrungene Frauen und Mädchen, schlichte ernste Arbeiterinnen und fühlende Seelen, dann aber auch eine große Reihe verkappter Deutscher, mit schnell ins Slawische verstümmelten Namen. Die Rolle, die diese spielten, war eine wichtige und segenbringende, nur meist von kurzer Dauer. Das deutsche Blut brach eben doch hier oder da durch, oder böswillige Denunziationen von Kollegen, Kolleginnen oder Sanitätern machten der hilfreichen Tätigkeit bald ein Ende, und meine armen Leute verloren ihren einzigen guten Geist.

Von den 22 Spitälern Moskaus, durch die zwischen 50—80000 Kriegsgefangene durchfluktuierten, waren die meisten große ausgeräumte Schulen mitten in der Stadt oder auch an der Peripherie. Sie gaben fast alle ausreichend Raum, Luft und Licht, auch Ventilation und Wasser. Abgesehen von der tödlichen Einförmigkeit der russischen Durchschnittskost, die auch die Mannschaften schließlich zu gänzlicher Appetitlosigkeit verdammte, war die Ernährung in dem ersten Kriegsjahr noch ausreichend, so daß das alles zu ertragen gewesen wäre, wäre nicht die erwähnte, meist völlig versagende sanitäre Seite und die sehr häufige moralische Vergewaltigung und Unbarmherzigkeit so groß gewesen. Eine Rolle ganz für sich spielten die 3 großen Staatskasernen, außerhalb der Stadt liegend. Die Nikolaikaserne mit 3 riesigen Spitälern für Kriegsgefangene, die Krutitzkykaserne mit deren zweien und das berüchtigte Lefortowo mit seinen Holzbaracken oben auf der Anhöhe. Diese 3 Zufluchtsstätten bildeten zusammen das große Inferno Moskaus aus diesem Winter für meine Leute. Wehe dem, der dahin verschlagen wurde! Dort hatte ich naturgemäß am meisten zu tun. Mein Eindruck von ihnen, was Luft, Raum, Behandlung, kurz alles nur Denkbare anbelangte, war ein entsetzlicher. Für Hunderte von Rubeln hat meine Schwester gerade dorthin alles medizinische Material, auch das notdürftigste schicken müssen, es war eben einfach nichts vorhanden! Ich mußte ja nun überhaupt meine Spitäler sehr wählen und einteilen. Es konnte keine Rede davon sein, alle 22 zu frequentieren, und da einige ähnliche

Digitized by Google

wie die Nikolaikaserne regelmäßig von bevorzugten Damen, Slawinnen, besucht und bedacht wurden, auch vorherrschend mit slawischen Kriegsgefangenen besetzt waren, hätte es keinen Zweck gehabt, die schwer ausgefüllte Zeit falsch zu verwenden.

Wenn wir den Österreicher und Deutschen verglichen, so zeigte sich die schroffe Benachteiligung letzterer in allem, ja bis zur veränderten ärztlichen Behandlung. Der deutsche Offizier wie Mannschaft wurden oft absichtlich später, ach, wie oft zu spät verbunden, untersucht, operiert. Ausdrücklich wurde ihm ein Gesuch abgeschlagen, das dem Österreicher gewährt ward. Die Deutschen bekamen die weitaus schlechtesten Spitäler, ihr Gehalt wurde ihnen noch öfter vorenthalten und gern hätte man sie auch in Ton und Haltung noch brüsker angefaßt, wäre nicht schon damals so etwas wie eine leise Furcht vor diesen unheimlichen eisernen Erscheinungen mit der aufrechten Kopfhaltung und dem scharfen ruhigen Blick der blauen Augen dagewesen. Etwas, was nach Tannenberg, nach den Mafurischen Sümpfen und nach diesem brutalen Mann da draußen, ihrem „Gindenbrug" oder wie er hieß, roch. Und damit war nicht zu spassen... Die Deutschen wurden von 1914—17 ausnahmslos in die entferntesten und schwierigsten Lager geschleppt, während die Österreicher meistens ins europäische Rußland kamen, wo sie's besser haben sollten, oft aber bei der allgemeinen Verwahrlosung an die allerfurchtbarsten Orte kamen. Es soll dabei nicht verschwiegen werden, daß der Deutsche es ja auch nicht verstand, sich zum Russen zu stellen, es meist auch gar nicht verstehen wollte. Er machte z. B. nicht den mindesten Versuch, wenigstens einen Elementarbegriff von seiner Sprache zu bekommen, was ja bei einer voraussichtlich langen Gefangenschaft immerhin nahegelegen hätte und vernünftig gewesen wäre. Die erquicklich unumwundene Ablehnung eines „Petrow" (der obligate russische Sprachführer, den ich damals in vielen tausenden Exemplaren bringen und schicken mußte, wenn ich von Bett zu Bett gehend und nach den einzelnen Bedürfnissen fragend, vor einem preußischen Bett stand) war charakteristisch — „vielleicht einen russischen Sprachführer?" „Nein, danke!" Sie haben diese Ablehnung bis 1918 mit echt preußischer Konsequenz durchgeführt. Als sie mir im Winter und Frühling 1917/18 in Scharen auf Transport oder Flucht wiederkehrten, aus dem fernsten Sibirien, vier Jahre in russischer Haft gewesen, fand ich fast überall dieselbe Unberührtheit von dem heißgeliebten Idiom! Es war prachtvoll, aber kolossal unpraktisch! Wie hilflos waren sie im Lager, wie völlig abhängig auf der Flucht vor allem, während der Österreicher in der Mehrzahl der Fälle ein leidliches Russisch, oft nicht ohne überraschende Gewandtheit sprach und sich überall durchhalf. Es war begreiflich, daß er diesen Grad von Widerwillen und Verachtung gegen den Russen, wie der Deutsche, auch nicht hatte. Nicht nur seiner größeren Anpassungsfähigkeit wegen, sondern auch weil er an das bunteste Rassengemisch und an die slawischen Völkerstämme in seiner Heimat gewöhnt war. Viel komplizierter gestaltete sich allmählich — in den ganzen vier Jahren sich immer mehr verdichtend — das Verhältnis zwischen dem Österreicher und Deutschen untereinander. Es war ein unerfreuliches, ja schmerzliches Thema. Schmerzlich für den, der alle mit gleicher Liebe umfassen wollte, und dabei das unbefangene Auge für die lichten und dunklen Seiten beider Stämme nie verlor.

Der dramatischste Moment am Tage war es, wenn am Telephon die Klingel ertönte und man auf seine Frage nur die bald historisch für diese Zeit werdende Antwort hörte: „Evakuation!" Entweder direkt aus dem betreffenden Spital oder von mir an meine Schwester, um das nötige Material herbeizuschaffen. Es war der große Schlachtruf, bei dem man alles stehen und liegen ließ.

Digitized by Google

„Wo?" „Spital 2." „Wieviel?" „Ca. 300." „Wann?" „Heute 3 Uhr." „Wieviel Fremde?" (natürlich Slawen gemeint), „Wieviel eigene?" „Schön." „Also bitte von jeder Sorte 300 Stück in Droschken und Punkt 2 bei mir. Schluß." Nun begann ein fieberhaftes Arbeiten im Lager bei Walters. Es wurde sortiert und ausgewählt. Die Slawenbündel zuerst fertig gemacht, denn ihrer waren meist $^2/_3$ des ganzen Bestandes. Dann mit Bedacht und sorgfältiger Liebe die deutschen Pakete gebunden. Jedes Bündel enthielt in der Regel ein wollnes und ein leinenes Hemd, ein Paar Unterhosen, 2 Paar wollene Socken, 1 Paar Oberhosen, 1 Paar Stiefel, eine warme gestrickte Jacke, womöglich irgendeinen warmen Mantel, Schneehaube, Schal und Handschuhe. Dazu hatten wir in einem Extrasack Kleingeld für Auserwählte. Dann kam der Aufbruch. Meist vier hochbepackte Schlitten. Auf dem Rande eines jeden schwebte je eine von uns, der Kutscher tauchte immer unter unter der Last von Säcken, zum Schluß rafften wir immer noch einige warme Decken und Kopfkissen für die Schwerkranken. Ich steckte, wo ich nur irgend konnte, noch heimlich eine Flasche Wein für Schwache zu mir, und so setzte sich unser Zug in Bewegung. Angegafft, bestaunt, beflüstert vom Hof, von der Straße, vom ganzen Stadtteil. Das war kein Wunder, denn auffallend war er schon dieser Zug mit seinen hochgetürmten Ballen und groben Säcken, neben denen dann immer verhältnismäßig elegant gekleidete Damen in Pelz oder Sammetmantel auf dem Rande schwebten, und der sich in die entferntesten Vorstädte zu begeben schien. Die Straßenpolizei unserer eigenen Viertel wußte bald Bescheid, ich z. B. verheimlichte es grundsätzlich nie, daß es zu den unheimlichen, etwas mystischen „Wojenno Pljennyje" ging, und da ich selbst in einer entlegenen Straße des riesenhaften Moskau lebte, wußte mein kleines Viertel um mich herum bald genug, wer ich sei, und umgab mich gleichfalls mit einem ganzen — ich muß aber billigerweise sagen — respektvollen Mythos. Ja, amüsanterweise hatte sich in kurzer Zeit ein kleiner Extra-Droschkenstand, der früher nie existiert hatte, an meiner Straßenecke gebildet. Ich rede übrigens eben nur von den großen Mannschafts-Evakuationen, denn nur um sie handelte es sich hier. Die Offiziere wurden immer gesondert befördert, manchmal in Trupps von 6—12 Mann, meist nur zu zweien und dreien. Das wußte man entweder gar nicht immer im voraus, oder wenn man es wußte, so ging ich für meine Person nie hin, weil ich's für unnütz hielt. Ich hatte sie von vornhinein mit allem versorgt und meist Abschied von ihnen genommen, wußte auch, daß die nicht offiziell arbeitenden Damen mit Proviantkörben zu diesen kleinen Sonder-Evakuationen kamen.

Jetzt wird der deutsche Leser berechtigterweise fragen: „Ja wozu — was sollten denn überhaupt diese fortwährenden Evakuationen?", denn es muß bemerkt werden, daß diese sich ja nicht allein innerhalb Moskaus, der Zentrale der Kriegsgefangenen, vollzogen, sondern noch vielmehr weiterhin, von Lager zu Lager, von Spital zu Spital, im Innern des Reichs, Turkestan, Sibirien. Der Gründe waren mancherlei. Abgesehen von dem immerhin noch einleuchtenden Sinn, die schlecht oder gar nicht vorbereiteten Lager und Spitäler bei jedem neuen Zuzug Gefangener möglichst zu entlasten und zu leeren, wirkte wohl noch mehr der Wunsch mit, das Publikum zu blenden, indem man ihm immer wieder neue Gefangene vortäuschte, und die Angst vor der Verbrüderung mit den russischen Soldaten, die unter zaristischer Zwangsherrschaft jetzt während des Kriegs je länger um so bedenklicher murrten und raunten. Auch vermied man den eventuellen zu starken Zusammenschluß oder doch eine Beeinflussung der Deutschen auf die österreichischen Kriegsgefangenen, indem man sie möglichst bald wieder trennte.

Eine meiner ersten großen Evakuationen erlebte ich im Spital 1, meinem alten

Digitized by Google

Anfangsspital, nun mit dem schwer errungenen Eintrittsschein doppelt freudig und wahrhaft herzlich von den Oberärzten und dem Personal begrüßt. Bei den ersten kleinen Evakuationen von 150 bis 250 Mann hatte es sich erwiesen, daß es für die sämtlich nicht deutschsprechenden sanitären Schwestern und Unteroffiziere unmöglich war, irgend eine Organisation dabei zu übernehmen und auch die sehr stattliche, mit Dekorationen übersäte, freundliche Oberschwester, stand unbeweglich lächelnd wie eine mächtige Holzfigur da, nicht sehr erfreut über eine führende Rolle bei den „Wojenno Pljennyje", mit denen sie weder im Guten noch im Bösen etwas anzufangen wußte. Nach all diesen Erfahrungen übertrug der Arzt mir die Leitung über die sämtlichen Evakuationen selbst. O, wie glücklich war ich! Da ein ganz großer Abtransport von über 600 Mann angesagt war, hatte ich mir beizeiten einen Stab junger Mädchen zugelegt, und pünktlich um drei — es dämmerte schon leicht — an einem kalten, nassen Nachmittag Anfang November kamen wir in 5—6 Droschken vorgefahren. Die russischen Soldaten, einer günstigen Ernte für sich gewiß, stürzten eilfertig auf uns zu, und schleppten keuchend Ballen und Säcke in den noch leerstehenden, steingepflasterten Saal unten im Erdgeschoß. Dorthin wurden nachher die Kriegsgefangenen zu Einkleidung und Abmarsch geführt. Zuerst schütteten wir alle Säcke aus, dann sortierten wir in mächtigen Haufen alle Gegenstände einzeln, — ganz leise gab ich in unserer Sprache, die nur für meine Mädel verständlichen Weisungen, gewisse zu reservierende Elitesachen betreffend — sie verstanden mich auf jedes Wimperzucken hin, in ihren Adern floß dasselbe Blut, ihre Herzen schlugen alle schneller, wenn ich etwa leise sagte: „diese Sorte Unterjacken nur für die Unsrigen." Eine wurde aufgestellt, um die Haufen zu überwachen, denn bereits hatten sich einige lüstern schielende Soldatlein bedenklich nahe zu den verlockenden Bündeln herangeschlichen. Die armen Teufel! Sie bekamen kaum je etwas Annäherndes, wenn sie an die Front mußten. — Aber oft war's auch ganz einfach Geschäft, die gestohlenen (im besten Fall von uns erbettelten) Sachen wurden zu Riesenpreisen weiterverkauft. Hinter dem Säulengang waren die Kleider aufgestapelt, in der Mitte des Saals hatten wir lange Reihen hintereinander gestellter Bänke postiert, und nun bekam jede von uns einen bestimmten Artikel zur Verteilung, eine nur Hemden, eine nur Hosen, die dritte nur Stiefel uff. Bevor aber der große Schwarm von oben aus den Krankensälen kam, lief ich mit einer Helferin und kleineren Säcken hinauf, um nach den Schwerkranken zu sehen, die von oben direkt per Tragbahre hinunter auf die Straße getragen wurden. Ja — die Schwerkranken! Denn darin wurde kein Unterschied gemacht in keinem einzigen Spital, auch dem besten nicht. 600 Mann sind einfach zu evakuieren, wahllos, schonungslos. Man konnte froh sein, wenn irgend jemand danach sah, daß es nicht Sterbende waren. Es gab auch solche Spitäler... Hier herrschte immerhin noch eine gewisse Kontrolle, die Totgeweihten oder an schwerer Blutvergiftung Krankenden durften liegen bleiben. Das war schon dankenswert. Denn Hochfiebernde, schwer Lungenkranke, vor kurzem Amputierte, gänzlich Erschöpfte — alle, alle mußten sie mit, manchmal, in den selteneren Fällen, in ein anderes leerer stehendes Spital, meist auf eine lange Reise in das Innere des Reichs, wenn nicht gar nach Sibirien. Dabei muß man nicht glauben, daß die Leute direkt auf den Bahnhof zur Abfahrt kamen! Tagelang kampierten sie auf irgendeinem der außerhalb der Stadt provisorisch und gänzlich unzureichend eingerichteten Evakuationspunkte in Bretterscheunen, durch welche Regen, Schnee und Wind ging, auf Holzplanken, hungernd und frierend. Das war die größte Hölle, diese Tage des Wartens, bis die Erlösungsstunde schlug, und sie in die ungeheizten Viehwagen geschleppt wurden.

Digitized by Google

Man fragte, man bat, man schrieb um Abhilfe dieser furchtbaren Mißstände. Vergebens. Sie dauerten fort, während manches andere sich im Laufe der vier Jahre immerhin etwas besserte, wenigstens änderte. Unzählige sind auf dieser Zwischenstation zugrunde gegangen, die auch den Offizieren eine der furchtbarsten Erinnerungen auf ihrem Leidensweg blieben.

Oben in den Krankensälen fanden wir ca. anderthalb Dutzend auf ihren armseligen Betten kauernde, halb nackte Leute, die irgendeines barmherzigen Engels harrten, der ihnen etwas zutragen wollte, „ihre Blöße zu decken", meist war ihnen ihr bißchen Eigenes längst gestohlen, zerfetzt oder auch einfach nicht gewaschen worden — blutige Lappen, und das Spitalhemd und Kittel mußten sie zurücklassen. Mit nassen Augen streckten sie uns die Arme entgegen, im Nu streifte man ihnen ein warmes Hemd über, legte einfach ein fertiges Bündel, von jedem Artikel ein bis zwei Stück enthaltend, zu ihnen, und eine freundliche Schwester erbot sich, sie anzukleiden. Selbst waren sie ja verstümmelt, zu schwach oder stark fiebernd, zu nichts imstande. Wir mußten eilen, denn schon wurde der Kommandoruf zum Zusammenscharen der großen Masse nach unten gegeben. Eilig nickte ich den unseligen Schwerkranken zu: „Seid ruhig, ich komme noch an alle Tragbahren, Euch Lebewohl sagen, und Zigaretten und Taschentücher bekommt Ihr auch noch." Dann schnell hinunter gelaufen, wo meine Mädel ungeduldig warteten. Denn schon wand sich langsam, mühsam, schleichend der große Hauptzug die steinerne Treppe hinunter. Einer half und stützte den andern. Die Deutschen hatten fast alle sauber geflickte Monturen an, wenn auch verbraucht und fadenscheinig, bei den Österreichern waren die meisten in blutigen, zerlumpten Blusen, wenige hatten ihr Zeug etwas hergerichtet, z. B. die Tiroler, hier und da ein Wiener, die Slawen bildeten eine Horde schmutzigen und verlausten Lumpenpacks. Aber erbarmungswürdig waren sie alle, alle!

Nun hieß es Ordnung machen. Also: „Alle Tschechen, Slowaken usw. usw. in die ersten Reihen gesetzt," — wie ein Schwarm grauer Flöhe wirbelten sie durcheinander —. Weiter: „Die Ungarn in die nächsten Reihen", — das ging schon mit Anstand. „Jetzt alle richtigen Österreicher." — Was für Prachtköpfe unter ihnen, man mußte sich hüten, nicht zerstreut zu werden vor den Steirern und Kaiserjägern, zuletzt: „Die Deutschen auf die letzten Bänke". Alles dieses hatte seine wohlüberlegte Taktik; die Slawen sollten zuerst abgemacht werden, ehe die Deutsch-Österreicher und Deutschen darankamen. Aber trotz aller Taktik, auf die ich so stolz war, hatte ich die Rechnung ohne meine Slowakenfreunde gemacht... Wir begannen also mit ihnen. Es gab keinen einzigen, der nach unserer üblichen, oft schon automatisch gestellten Frage: „Haben Sie ein Hemd? — Hose? Strümpfe?" usw. usw. mit „Ja" antwortete! Nicht einen! Es kam allmählich wie eine eintönige, eigentümlich quäkende Melodie ihr stetes „Njema" winselnd und jammernd heraus, mit Bettlergebärden und kriechend ausgestreckten Händen begleitet. Eine ekelhafte Bande. Knapp hielt das Mitleid die Wage mit dem Widerwillen. Aber nicht genug, daß wir alles für sie hatten hergeben müssen, nein, wenn sie nun von Kopf bis Zehen von uns ausgestattet, abgeschoben wurden und eine neue Reihe drankam, passierte es fortwährend, daß mir hier oder da ein russischer Soldat grinsend zurief: „Barnynjy (gnädige Frau), den haben Sie ja schon angekleidet." Der verfluchte Galgenvogel hatte den Trick heraus, ganz leise, während wir am Anfang einer neuen Reihe waren, sich von der anderen Seite herumschleichend, wieder ans letzte Ende zu stellen (seine erhaltenen Sachen hatte er unterdessen in einem Bündel draußen versteckt) und kläglicher denn je sein „njema, njema" zu heulen! Dabei hatten sie alle so perfid ähnliche Gesichter, diese kleinen aschfarbenen

Digitized by Google

Spitzbuben, daß kein Prophet sie unterscheiden konnte. Unzählige sind doppelt von uns angezogen worden, wobei ein sehr beliebtes Geschäft außerdem noch der äußerst vorteilhafte Verkauf an russische Soldaten war. Ganz allmählich erst lernte ich es, einfach handgreiflich zuzufassen, kräftig herein in die Brust: „Komm, zeige Dein Hemd, ist ja gelogen, Du hast ja schon zwei an, usw., der Rattenfallenhändler nahm das übrigens nicht übel, sondern winselte ruhig weiter.

Bei den ungarischen Bänken ging es viel manierlicher zu. Sie logen und betrogen nicht, zeigten Haltung, oft sogar Stolz und waren voll ehrerbietiger Dankbarkeit, meist nicht ohne einen Anflug von kavaliermäßigem Benehmen, das ihnen gut anstand. Ein liebes Arbeiten war's mit den Deutsch-Österreichern. Die herbe, etwas soldatische Frage: „Haben Sie ein Hemd?" usw. usw. erstarb einem oft in einem Lächeln vor diesem treuherzigen: „Jo Gnädigste, hob schon ein Hemderl, aber 's is halt arg verschandelt", oder einem feschen und doch nicht unbescheidenen: „Bitt schön, gnä Frau, dürfte ich um a Hos' bitten und ein Sacktücherl, küß d' Hand, eine Kappen hab' ich selber" — man hielt sich leicht zu lange auf mit diesem warmen, weichen Menschenschlag. Betrug und Gier kam bei ihnen niemals vor.

Nun waren nur noch die letzten Reihen da. Da saßen sie, die sauber Geflickten, Fadenscheinigen in Feldgrau mit den rotgeränderten Mützen und den scharfen graublauen Augen drunter, die einem so unbeirrt gerade ins Gesicht sahen. Aber all ihre Herbheit schmolz dahin, wenn man nun zum Schluß zu ihnen kam, sie anlächelte und ihnen zunickte, die ganzen Reihen entlang, es waren ihrer ja nie viel, und fühlte, wie von einem brennenden Herzen das brennende Naß dabei in die Augen stieg. Denn das waren die Eigenen, das waren Unsere! Für sie opferte, arbeitete und sparte das ganze baltische Land, für sie wollte man jederzeit sein Leben geben. Das fühlten sie blitzartig, jedesmal wie ein Ruck, ein Aufzucken ging es durch ihre Gesichter und Augen, ein Aufleuchten, eine Blutwelle, man hatte sich gegenseitig erkannt, ohne Worte, nur zum Schluß der eiserne Händedruck. Durch all die Jahre hindurch bleibt einem das unvergessen. Dann manchmal ein leise gerauntes: „Bitte, wie steht's drüben bei uns?" „Gut, Leute, glänzend." „Gott schütze unser Land", noch ein Blick, ein Druck der harten Soldatenhand, vorsichtig, schon fühlt man argwöhnisch beobachtende Augen, weiter, weiter. Es war ein kurzes, leichtes Arbeiten mit diesen letzten Bänken. Ganz stramm militärisch Frage und Antwort. „Hemd?" „Hab' ich nicht." „Hose?" „Hab ich." Nie, daß ein vorhandener Artikel und mochte er so dünn, so armselig wie möglich sein, verheimlicht wurde. Nein, wie oft mußten wir den Leuten die kleineren Gegenstände wie Handschuhe, Schal oder Schneehaube förmlich aufdrängen, weil sie sie, abgehärtet und ahnungslos, was russische Kälte bedeutet, für Luxusartikel ansahen, zu stolz und zu bescheiden, um darum zu bitten. Wie oft wies ein Mann eine Sache zurück, um den dürftigeren Kameraden vorzuschieben, oder für ihn zu bitten.

Nun hatte sich der ganze Schwarm langsam zur Tür hinausgedrängt, stand reihenweise zum Abmarsch bereit im äußeren Flur oder schon auf dem Hof draußen. Da standen denn auch die Tragbahren mit den halben Leichen drauf, trotz unserer Mäntel und warmen Jacken mit klappernden Zähnen, mitten im naßkalten Nebel dieses Novembertages. Schnell noch warme Wolldecken her, ein Kopfpolster! Es war fast Abend. Da ging's ans letzte Verteilen unserer „Leckereien". Das waren die Zigaretten, Pfeifen, Seife — und ganz heimlich versteckt — nur ich und meine Nichten hatten etwas — Kleinmünze. Die Zigarettenverteilung ging ziemlich gleichmäßig vor sich, Gerechte und Ungerechte bekamen diesen Trost gleicherweise. „Wollt's ein Pfeiferl, Leute?" zu den Österreichern. Einige Dutzend Tirolerhände fuhren blitzschnell in die Höhe, die Gesichter strahlten, denn sie sahen,

Digitized by Google

daß der Tabak im Tascherl dabeihing! Es freute sie weit mehr als die gesamte Ausrüstung. „Vergelt's Gott, gnä' Frau!" — Nun rechts und links unter den Deutsch-Österreichern ein kleiner verstohlener Händedruck mit Inhalt, ein etwas größerer mit einem harten unter den Deutschen, dann in größter Eile in Dunkelheit hie und da noch Geld zu wechseln — o, die rührenden Pfennige, die noch weit kärglicheren Hellerlein und Kreuzer — nun erscholl schon ein ungeduldiges: „Nu!, idji pora!" (Nu, marsch vorwärts, es ist Zeit) vom Unteroffizier. Und langsam setzte sich der ganze Zug in Trab, gehend, schleichend, hinkend oder getragen bis zu den Tramwagen, die hier zum Glück schon an der nächsten Straßenecke hielten. Draußen dichtgedrängt gaffendes Volk, damals noch mehr neugierig und eigentlich mitleidig und gutmütig, denn sie dachten an ihre eigenen Gefangenen drüben... Wir wurden am meisten angestarrt, man sah, daß wir halfen und gaben, die meisten flüsterten: „Seht nur wie unsere Damen den Kriegsgefangenen helfen, ja, hier haben sie's gut." Aber hin und wieder raunten sich schon Stimmen zu: „Nein, hört Ihr denn nicht, das sind ja Germanki, hört doch, deutsch sprechen sie mit ihnen", so daß wir uns langsam verzogen. Noch ein Winken, ein leises Grüßen mit den Blicken, und wir schlichen uns in der Dunkelheit davon, aber Hunderte von heißen Augen starrten uns nach, als ob sie ahnten, daß wir die letzten ihres Blutes gewesen, die sie hier in Feindesland nun für Jahre gesehen, daß es nun hineinging in Eis und Öde, in „Pestilenz und Blattern", in Hunger und endlose Verlassenheit.

Das war eine Muster-Evakuation; ich habe annähernd keine erlebt, die an Charakter und Beschaffenheit dieser geglichen, denn man ließ uns doch wenigstens machen; an sämtlichen andern Spitälern war entweder gar keine Organisation, oder ein böswilliges Schreien, Hetzen und Treiben voller Mißgunst und Neid auf die guten Sachen von seiten des russischen Unterpersonals, voll Intrigen und absichtlicher Hindernisse von den Neidern. Es war jedesmal mit soviel mühsam hinabgewürgtem Grimm und Bitterkeit verbunden, der sich langsam zu jenem zähen Haß steigern sollte, der seine Nahrung tief aus dem Schmerz um das immer wachsende Leiden der Unseren zog.

Nun muß meine Feder sich entschließen jenes dunkelste Bild von allen Finsternissen, in die mein Auge all die Jahre geschaut, heraufzubeschwören, ohne welches die Grauen dieses ganzen, in Deutschland immer noch ungeahnten Schreckensgebietes der russischen Kriegsgefangenschaft nicht genügend scharf beleuchtet werden. Eins wohl vermerkt. Ich halte in meinen Schilderungen immer noch zurück, immer noch malt mein Pinsel schwächer als die Farben waren, die ich geschaut, in ihrem furchtbaren Inkarnat. So geschildert wie sie waren, mit Höllen-Brueghels Palette, wird das nüchterne deutsche Auge sie nur ungläubig aufnehmen. Denn es kann sich in die Barbarei dieser Zustände gar nicht hineindenken.

Es war Ende November 1914, ein schneidend kalter Tag, 18 Grad unter dem Gefrierpunkt mit Schneetreiben und heulendem Sturm. Verklammt und matt vor Kälte und Erschöpfung war ich eben nach Haus gekommen, als mein altes, treues Dienstmädchen, die Mitwisserin aller meiner Sorgen und Kümmernisse, mir atemlos entgegenlief: „Gnädige Frau, es ist schon dreimal angerufen worden, Evakuation! Heute abend noch. Ganz aufgeregt waren sie, daß gnädige Frau immer noch nicht da sei!" „Himmel, es ist schon 7." Ich flog ans Telephon. Ja es war so, heut abend noch 240 Mann und in der Frühe noch 75. Nichts sei vorhanden, sie bäten um alles, ich sollte nur schnell kommen. Bei meiner Schwester wurde angerufen, ob alles bereit sei? Sie packten eben alles ein. Sie seien alle selbst erst eben von 2 großen Evakuationen nacheinander nach Hause gekommen. Deshalb die Verzöge-

Digitized by Google

rung. Ich hetzte zur Eile. „Ja, wir packen schon 4 Mann hoch mit fliegenden Händen.“ „275 Bündel bitte, meist ‚fremde Bündel‘, Ihr versteht?“ „Jawohl.“ „Schluß.“ Ich aß zum erstenmal am Tage in zitternder Eile einige Bissen, riß alles an mich, Zigaretten, Tabak, Taschentücher und mein Kleingeld, und die Minuten wurden zu Stunden. Wieder läutete es aus Lefortowo: „Um Gotteswillen“ — die Stimme des russischen Feldschers, des einzigen wohlmeinenden von der ganzen Brut da oben — „schnell, schnell, die Trams sind schon in Sicht, die Leute sitzen parat.“ „Unbekleidet?“ „Na, ja, so ziemlich ...“ kam es zögernd. Ich saß wie auf Kohlen. Endlich, Frl. v. Knierim war da, mit ihr zwei hochbepackte Schlitten, ich schlüpfte in meinen Pelz. „Frau Doktor, verwahren Sie sich gut, es ist eisig.“ Ich hörte kaum hin, nur vorwärts. Wir saßen im dritten Schlitten und fuhren in die Dunkelheit hinein. Ein unbarmherziges Wetter schlug uns wie Schrotkörner ins Gesicht. „Evakuationswetter“, hieß es längst bei uns. Wir versprachen hohen Fuhrlohn, nur vorwärts, endlos dünkte uns die Fahrt. Endlich verschwand die Stadt, endlich tauchten die massigen dunklen Gebäude des Militärkomplexes Lefortowo vor uns auf. Nun hinauf die arg verschneite Anhöhe zum Bretterzaun, wo die Baracken lagen. Im flackernden Laternenschein war das erste, was wir erblickten, zwei langgestreckte Tramwagen, dicht vollgepropft von dunklen Menschenmassen, die Fenster von Schnee verweht, so daß man nicht hineinsehen konnte. Unten vor den Wagen einige Soldaten, der Feldscher, ein Wachtmeister, kein Sanitäter, keine Schwester, der fauchende verbissene Militärarzt, der wütend auf und ab schritt, im Gefühl peinlichster Verlegenheit über die immerhin ganz infame Lage der Dinge da drinnen im Wagen ... und der Wut über mein spätes Kommen. Er fuhr mich ziemlich rauh an. Ich antwortete sehr kühl, trotz meiner inneren Erregung, daß ich den ganzen Tag in Lazaretten gewesen sei und erst jetzt von der Evakuation erfahren habe. „Nun aber vorwärts“, rief er unwirsch. „Die Wagen müssen fort“, mich dabei doch nur widerwillig in die Trams hineinsteigen lassend. —

Nun war ich drin. Barmherziger Gott! Waren das Menschen? Was ich sah, war eine Masse zusammengebrochener, sich aneinander klammernder Lebewesen, die nun aber buchstäblich mit Heulen und Zähneklappern mich anstierten, mit weit aufgerissenen Augen und blauen Lippen, denn sie waren fast nackt. Nackt in der Hundekälte, in ungeheiztem Tram, in der Nacht, schwerkrank, in einigen Lumpen sollten sie hinaus in den Schneesturm gefahren werden. Einen Moment war mir alles Blut in den Adern erstarrt. Ich stand wie leblos. Dann sah ich die streckenden Hände — Dutzende — Hunderte — schien es mir, die nackten ausgemergelten, blaugefrorenen Arme. Dann verging alles, und ich schleuderte nur nach rechts und links — Hemden — Hosen warme Jacken — Socken — Mäntel — Schals — Stiefel — alles flog — wie ein Heulen ging es durch den Wagen. Von oben griffen schwache, zitternde Arme, wo auf Brettern die Erschöpften lagen, die sich nicht rühren konnten und nur leise wimmerten: „O bitte ein Hemd, ein warmes, gnädigste Frau“, und Leidensgesichter, ein Elend, ein Entsetzen — eine stiere Verzweiflung, oder eine Verzerrung in halbwahnsinnigen Mienen Ertrinkender, daß man nicht mehr auf der Oberwelt zu sein glaubte. An ein regelrechtes Ankleiden oder Verteilen kein Gedanke. In atemloser Hetze flogen die Sachen durch den Wagen, kaum vermochten die armen erstarrten Hände der Unseligen die wärmenden Hüllen überzustreifen, viele weinten vor Erregung, Jammer und Dankbarkeit. Draußen fluchte der Arzt, der Tram müsse fort, was sei das für eine Wirtschaft, heraus mit den Damen; aber er fand taube Ohren bei mir, nur die Verzweiflung um die Leute und ein Rest von Besinnung, sich nicht alles zu verscherzen, hielt

Digitized by Google

mich davon ab, ihm nicht die furchtbarste Anklage, die je Menschenmund geschrien, ins steinerne, erbarmungslose Gesicht zu rufen. — Da kam Frl. v. Knierim, die unterdessen im Vorderwagen gearbeitet, zu mir hereingestürzt: „Frau Dr., ich habe keine Sachen mehr, kommen Sie schnell in den ersten Wagen und sehen Sie!" Im Nu war ich drin. Inmitten desselben Jammerknäuels stand ein Mann, nicht mehr menschlich anzusehen, aufrecht und rief laut: „Helft mir, helft mir, sonst sterbe ich vor Kälte." Er war bis auf ein kurzes zerlumptes Hemd völlig nackt, ohne etwas. Der Körper schüttelte sich in Frostschauern, mir wurde dunkel vor Augen. Es war ein deutscher Soldat; alles, was ich noch im Arm hatte, bekam er. Wir zogen ihn selbst an, unbekümmert um das Toben des Arztes draußen; denn der Unglückliche konnte kein Glied mehr rühren; ich goß ihm einen mächtigen Schluck Kognak, den ich mitgenommen, in die Kehle. Er lächelte halb abwesend und drückte sich in seine Ecke. In diesem Wagen waren schwer Verstümmelte ohne Krücken, schwer Verwundete, kaum verbunden und einige in den letzten Zügen der Agonie, sie werden ihr neues Asyl nicht mehr erreicht haben.

Wir konnten nun nichts mehr machen, unsere Sachen waren verteilt, die Trams setzten sich in Bewegung, der Arzt knirschte vor Wut, mit Not und Mühe konnte ich mich noch mit ihm auseinandersetzen; er wandte sich schroff, und ich blieb am Tor mit dem verschüchterten Feldscher, während die Wagen langsam hinunter in der Dunkelheit entschwanden. „Ums Himmelswillen Peter Iwanowitsch", wandte ich mich zu dem einzigen, doch halbwegs Mitleidigen, „warum machen Sie denn diese Sachen nicht wenigstens am Tage, warum denn nachts, es ist ja furchtbar!" Stockend und verlegen kam es heraus: „Was ist zu tun, gnädige Frau, am Tage — da wagen wir es eben nicht." Ich wandte mich stumm und wechselte nur einen Blick mit meiner Begleiterin. Wir beide haben diese Antwort des Russen nie vergessen.

Nun aber schnell in die Baracken, um wenigstens den Rest, der in 3—4 Stunden aufbrechen sollte, einigermaßen zu versehen. Unsere ausgedörrten Blicke fanden keine Entlastung bei dem neuen Bilde. In den 4 großen niedrigen Sälen mit der pestilenzialischen Luft dieser Baracken lag eine schlafende, stöhnende, sich wälzende Menge. Die neu Hereingeschleppten, oft zu zweien und dreien auf einer stinkenden Strohpritsche, alles Schwerverwundete oder Schwerkranke, wenig Deutsche, fast nur Österreicher und meist Slawen. Die ca. 75 aber, die heute früh — es war ungefähr 2 Uhr nachts — noch fort sollten, lagen auf den Dielen ohne jede Unterlage und warfen sich in Fieber oder Schmerzen hin und her. Nur wenige waren in bleiernen Erschöpfungsschlaf oder Stumpfheit gefallen. Man mußte sie aufrütteln und bekam kaum Antwort auf seine Fragen, was sie nötig hätten. Sie waren wie gelähmt in ihrer Hoffnungslosigkeit. So legten wir jedem sein Bündel fest in den Arm, schärften ihnen nachdrücklich ein, es sich ja nicht stehlen zu lassen, und warfen hier und da einen Blick auf die neu angekommenen Schlafenden. Das war die Arbeit für morgen. Unter ihnen fiel uns ein Greis auf, er mochte wohl zwischen 70 und 80 Jahren alt sein, der mit verwildertem Haupt- und Barthaar, mit einer Kruste Schmutz bedeckt und in einem übelriechenden schmutzstarrenden Fetzen von Hemd, halb entblößt auf seinem Stroh lag, leichenfahl mit weißen Lippen. Flüsternd wandte ich mich an den Feldscher. „Was ist denn das, Peter Iwanowitsch, wie kommt der Greis hierher?" „Was weiß ich, gnädige Frau, offenbar mitgeschleppt aus Ostpreußen wie so viele Weiber, Kinder, Greise. Die meisten sterben ja unterwegs, die andern werden direkt von Ugreschskaja (das war der berühmte Evakuationspunkt draußen bei Moskau, die Hauptwirkungsstätte von Frau Cornels und Frau Dr. Bösebecks Heldentaten) weiter nach Sibirien verschleppt."

Digitized by Google

„Um dort zu verhungern", fügte ich lakonisch hinzu. Er zuckte die Achseln, so weit ging seine Slawenseele nicht. Gleichmütig wandte er sich vom Alten ab ... „Nein, Sie bleiben," sagte ich, „wird dieser Alte heute Morgen weitergeschleppt?" „Jawohl." „Er ist ja halb tot, seid doch keine Unmenschen!" „Mir ist's einerlei, gnädige Frau, mag er meinetwegen bleiben, aber es ist Befehl so, jede Nummer ist bezeichnet." „So — dann ist hier sein Bündel, sobald er sich regt, ziehen Sie ihn völlig an, ich verlasse mich auf Sie; er soll wenigstens nicht tot frieren." Ich drückte ihm dabei den nie versagenden Harten in die Hand und wandte mich, denn im letzten Saal hörte ich Stimmengewirr und sonderbare Töne. Wie ich hinkam, stand vor mir ein hagerer, von meiner Gefährtin indessen schon ausgefragter und angekleideter Mann — ein Reichsdeutscher — mit abgezehrtem Gesicht, halb schmerzvoll, halb einfältigem Lächeln um die blutleeren Lippen und sonderbar geöffneten ausdruckslosen Augen. Er hielt Reden an den Kaiser, ans deutsche Volk, hochtrabend und doch rührend. Dazwischen unterbrach er sich, sah uns an und sagte dann auf einmal mit ganz kindlich weicher Stimme und einem um Verzeihung bittenden Lächeln, das einem ins Herz schnitt: „Verzeihen die gnädigen Herrschaften, es ist nichts, mir fehlt nichts, ich bin bloß blind." Die Kugel war durch die Augen ins Gehirn gegangen und hatte sein Denken zerstört. Aber er schien ganz glücklich.

Ich aber wandte mich. Ich fühlte plötzlich, daß ich nicht mehr konnte, meine Knie versagten den Dienst, ein furchtbares Schluchzen würgte an der bis dahin eisern zugeschnürten Kehle. Wie ich an dem Bett des Greises vorbeikam, fand ich den Feldscher über ihn gebeugt stehend, der Alte lag völlig unbeweglich. „Was ist, Peter Iwanowitsch?" „Gnädige Frau, er ist wohl schon —" „Tot?" fragte ich. Der Feldscher nickte stumm.

Wie wir Euch sahen!

Eines Deutschen Beobachtungen und Betrachtungen während des Waffenstillstandes in der Türkei.

Von Hans Gerhard Creutzfeldt.

Einen Spiegel will ich Euch, meine deutschen Landsleute, in die Hand geben, und Ihr werdet Euch darin sehen, wie wir Euch sahen, als wir verlassen von der Heimat, vergessen von Euch an des Marmarameeres Ufern der Stunde der Heimkehr harrten. Wie wir den Zusammenbruch der deutschen Macht, den Waffenstillstand mit seinen Erpressungen erlebten, will ich schildern. Was wir über Deutschland erfuhren, habe ich hier mit allen Irrtümern, die für uns unvermeidlich waren, niedergeschrieben. Ich wollte wahrheitsgetreu alles berichten, Verzweiflung und Hoffnung, alle Sorgen und Nöte und all die Pläne, die Euer, unser Geschick uns erfinden ließ, um Euch zu helfen, Euch beizustehen, um den deutschen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Da ich als Unterhändler mit den wichtigsten Dienststellen der Feinde in Berührung kam, war es mir möglich, Einblicke in das Leben dort zu tun, die manches anders erscheinen lassen, wie es von Deutschland aus gesehen werden konnte. Ich habe lediglich die Quellen benutzt, die aus der Zeit vom September 1918 bis zur Rückkehr nach Deutschland im Juni 1919 stammen. Die Niederschrift geschah, ohne daß ich mit den Strömungen im Lande mich beschäftigt hatte, in einem Riesengebirgsdorfe. So ist mein Urteil in keiner Weise durch Inlands-Eindrücke bestimmt.

Digitized by Google

Als ich im Sommer 1918 einige Monate, um die sich meine Kommandierung an Bord einer Flotille nach der Türkei verzögerte, an Land zubringen mußte, gewann ich einen Eindruck von dem Leben der Zurückgebliebenen und von dem Geist, der unter ihnen herrschte. Das Wesentliche dieses Eindrucks war, daß in dieser Heimarmee andere Werte galten, als bei uns in der Front. Ich sah das Bild eines Zerfalls, des Zerfalls in Egoismen. Jeder schien lediglich bestrebt, zu erreichen, was nur irgend menschenmöglich war, sei es an Nahrungsmitteln, an Genuß, an eigener Sicherheit oder an Ehren und Auszeichnungen, an Ansehen und Geltung. Man machte kein Hehl daraus, daß man froh war, einen ruhigen Posten zu haben, ja, zeigte einen gewissen Stolz, nicht auch so dumm zu sein, wie die im Schützengraben oder auf den Untersee-, Torpedo- und Minensuchbooten. Man rühmte sich sogar der Drückebergerei. Nahrungsmittelschiebungen waren das Erlaubte, ja, die etwas Einsichtigeren versuchten mit allerlei Entschuldigungen ihr Tun zu beschönigen und sich ein Mäntelchen des guten Rechtes umzuhängen.

Bei der Intelligenz, und nicht nur bei ihr, machte sich eine Kritiksucht breit, die vor nichts zurückscheute und die zur Verneinung vorhandener Werte und zur eitlen Besserwisserei führte. Es hatte oft den Anschein, als säßen die so Denkenden im Schmollwinkel der Vergessenen oder nicht genügend Gewürdigten. Ich versuchte mir diese Stimmung daraus zu erklären, daß bei der Betonung der Tat im Kriege die Intelligenz natürlich nicht so führen konnte wie in den vorhergehenden Jahren friedlicher Entwicklung, des Reichtums, des Luxus und daher sich unbeachtet und nicht anerkannt fühlte. Der Geist, der nicht eigentlich produktiv sein konnte, jedenfalls für seine Produkte keine Bewunderer oder Abnehmer fand, wandte sich gegen das Bestehende, setzte mit der Kritik ein und mußte zur abfälligen Kritik gelangen. Dazu kam, daß durch manche Fehler und Unzulänglichkeiten, die nun einmal menschlich sind, und auch unseren Führern nicht fern blieben, diesen Urteilen ein gewisser Schein des Rechts gegeben wurde.

Ein anderes mächtiges Moment für die Ausbildung dieser Art der Kritik war wohl die Zensur, die den offenen Widerspruch, der das Eintreten für die geäußerte Meinung und damit das Verantwortlichkeitsgefühl verlangt, unmöglich machte. Das böse Beispiel, das so die Intelligenz gab, vergiftete die öffentliche Meinung.

Den Sieg erwartete ich von der Front im Gegensatz zur Heimat. Nicht um einen überragenden Sieg konnte es sich handeln, aber um eine unbestreitbare Feststellung unserer militärischen Überlegenheit. Der Damm von Mannesmut und Tapferkeit, der durch unsere Braven aufgebaut war, sollte den Ansturm der Feinde brechen. Aber der Grund unter und hinter diesem Damm hielt nicht; er brach und bröckelte ab. Die Heimat isolierte die Front und verriet in ihr das Vaterland.

Mit solchen Sorgen und Hoffnungen ging ich Ende September nach Konstantinopel, vertrauend auf den guten Geist der Front, in der ich den Krieg erleben durfte. Wie anders sollte alles kommen. Ende September brachen die Bulgaren zusammen. Der Balkanweg war gesperrt. Die einheitliche Front der Mittelmächte war durchbrochen. Wir da draußen waren auf uns selbst gestellt. Nachrichten aus Deutschland kamen unregelmäßiger, und die, die kamen, zeigten das Vordringen der Kräfte und des Geistes, die wir als die zersetzenden, schädlichen bisher zu betrachten gewohnt waren. Am 6. Oktober erfuhren wir, daß wir auf Grund der Wilsonschen 14 Punkte um Waffenruhe und Friedensverhandlungen gebeten hatten. Eine neue Regierung auf parlamentarischer Grundlage hatte sich gebildet. Wir hatten uns liberalisiert. Einen tiefen Eindruck machte auf mich der echt liberal-krämerhafte Leitsatz der neuen Regierung: freie wirtschaftliche Betätigung für jedermann. Das hieß für mich soviel, daß der Geist des händlerischen Kriegs-

Digitized by Google

gewinnlers im Lande triumphierte. Wir wandten uns ab von dieser neuen Zeit, in der Gewinnsucht mehr galt als Opfersinn. Das Vertrauen war dahin, und wir begannen unsererseits mit der Kritik, wenn auch vorsichtig.

Der Haupteindruck war der, daß unter den derzeitigen Verhältnissen unser Waffenstillstandsangebot ein Zeichen der Schwäche war. Denn einmal waren die Feinde im Westen im Vordringen, unsere alte Staatsform war erschüttert, die Hauptverkehrsader des Vierbundes war unterbunden, sodann löste Österreich sich in seine blutfremden Bestandteile auf, Bulgarien lag am Boden, und die Hauptfront der Türkei in Palästina war zerrüttet. Diese Tatsachen mußten dem Feinde den Rücken stärken. Er brauchte also nur unseren Kleinmut auszunutzen, um uns niederzuzwingen. Oder er konnte weiter kämpfen in dem Glauben, uns bis zur bedingungslosen Übergabe treiben zu können. Wenn er nun im Kampfe beharrte, erschien es uns allerdings denkbar, daß in unserem Volke noch einmal das Schamgefühl erwachen, und wir dem Vernichtungswillen unsern letzten Widerstand entgegensetzen würden. Es war anzunehmen, daß die feindlichen Massen bei unserer jetzt bewiesenen Friedensbereitschaft und bei der Friedenssehnsucht, die nun einmal alle Welt erfüllte, in wenigen Wochen oder Monaten das Aussichtslose der Fortsetzung des Krieges in den Winter hinein einsehen, sich in Gegensatz zur Maßlosigkeit ihrer Führer setzen und von sich aus auf Verständigung dringen würden.

Das Wilsonsche Programm war jedenfalls eine Grundlage, auf der man sich mit gutem Willen einigen konnte, selbst wenn man die Flachheit und Undurchführbarkeit der meisten Punkte einsah. Dabei erhob sich selbstverständlich die Frage, ob Wilson ehrlich wäre. Die Mehrzahl war wohl der Meinung, daß er es nicht wäre, wenn auch viele dies nicht laut sagten, weil er ihnen die Friedenshoffnung gab.

Innere Unwahrheit fühlte man schon in dem Manifest, das am 10. Oktober bei uns bekannt wurde. In advokatenhaft-kniffiicher Ausdrucksweise suchte er darin, sein Programm den Wünschen seiner Freunde anzupassen, d. h. es ihnen zu opfern. — Wie sehr die Geldgeber der Wallstreet und die bevorstehenden Neuwahlen mithalfen, ihn gefügig zu machen, ließ sich nicht übersehen, immerhin schien es wahrscheinlich, daß sie ihn auf der abschüssigen Bahn weiterstießen. Bei dieser Einsicht, die wir draußen gewannen, war es widerlich, die schleimige, unterwürfige Glossierung der Wilsonschen Antwort durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, das „altbewährte Regierungsblatt", zu lesen. So also weht der Wind, sagten wir uns. So würdelos sind wir geworden. So spricht die Regierung eines Volkes, das in vier langen Kriegsjahren Opfersinn gezeigt hatte, wie kaum je ein Volk es tat! Der Geist, den wir vor wenigen Wochen noch als schädlich, ja als undeutsch verurteilt hatten, herrschte jetzt? „Nichts ist verloren, nur die Ehre", das war das Beruhigungswort. Wir fühlten uns heimatlos, entehrt, verraten.

Die Nachricht vom Einbruch der Engländer bei Cambray zeigte uns deutlich, daß unsere Front, weil unsere Heimat helfend nicht hinter ihr stand, zu dünn wurde. Dazu das Jubeln unserer Feinde, die Schadenfreude, die Schmähungen. Und innerlich mußten wir zugeben, daß durch unser Verhalten die Anwürfe oft genug berechtigt erschienen. Solange es uns gut ging, waren wir hoffärtig, jetzt würdelos. Doch ich sage wir — wir nicht — die Leute, die unsere Geschicke lenkten, die vorgaben uns zu vertreten, und die wir uns gefallen ließen.

Und die Etappe wird man fragen? Sie gehörte leider mehr zur Heimat. Am 11. Oktober hörte ich, wie unsere Etappenhelden in Südrußland geräubert hatten, als sie im Frühjahr 1918 dahin gekommen waren. Und so manches erfuhr ich, was den moralischen und militärischen Tiefstand unter Soldaten, Offizieren und Mannschaften zeigte. Zuviel ist's zum Aufzählen, und zu schmutzig zum An-

Digitized by Google

fassen. Als wir von den letzten Deutschen, die noch zu uns herausgekommen waren, ein ungefähres Bild der Lage daheim erhalten hatten, glaubten wir Mitte Oktober folgendes Urteil fällen zu können:

Wir hatten daheim eine liberal-demokratische Regierung, die das Bestreben hatte, dem Lande den Frieden auf der Grundlage der Wilsonschen — also liberal-demokratischer — Programmpunkte zu verschaffen. Das Heer befand sich auf dem Rückmarsche, war aber in den Händen der Führer. Aus den äußeren Ereignissen war nicht zu ersehen, warum wir gerade jetzt den Frieden anboten, ja das Anerbieten war bei den vorhandenen äußeren Schwierigkeiten ungünstig, weil es erstens aus einer pessimistischen niedergedrückten Stimmung der Zurückgebliebenen, wenigstens des jetzt die Macht innehabenden Teils von ihnen, entsprang, zweitens auf die Front, der gegenüber dieser Kleinmut wie ein Mißtrauen wirkte, einen demoralisierenden Einfluß ausüben, drittens den Feinden maßlose Hoffnungen wecken mußte, weil es sie zum erstenmal im Kriege von dem schwer lastenden Druck der Angst vor uns befreit hatte. Die Hoffnung, daß Wilson sich seinen Bundesgenossen gegenüber durchsetzen würde, war gering.

Der ideale Verständigungsfriede schien also ausgeschlossen, es blieb der Machtfriede als Wahrscheinlichkeit bestehen, wenn nicht in unserem Volke Ehre und Scham siegen, und wir uns zu einem letzten verzweifelten Widerstande durchringen würden. Dadurch wäre es wohl möglich gewesen, den Krieg um einige Wochen, ja vielleicht Monate zu verlängern und die friedensbedürftigen Völker der Ententestaaten im Gegensatz zu ihren beutelüsternen kapitalistisch-imperialistischen Führern zu bringen. Dann erst würde ein Verständigungsfriede möglich gewesen sein. Ob aber unsere Regierung dazu fähig sein würde, blieb eine offene Frage. Zu bedenken schien, daß wir mit der liberal-demokratischen Führung eigentlich nur die sozialen und politischen Forderungen der Entente bei uns zu Hause verwirklicht hatten. Wenn man unsere frühere Verfassung als aristokratisch-monarchische bezeichnen will, so war die neue eine bürgerlich-demokratische. Wir waren durch Nachäffung der Westmächte aus dem Volke von gestern ein Volk von heute geworden.

Die Aufgabe für ein neues, werbestarkes Deutschland mußte aber sein, das Volk von morgen zu werden, und dazu bedurfte es der Verwirklichung sozialer Umordnungen, nur dadurch konnten wir wieder die Einheitlichkeit erlangen, die uns zur Weiterentwicklung unseres Volkes und zur Beispielgebung der ganzen Welt gegenüber fähig machen konnte. Ein sozialer Nationalismus, das war das Ziel, das erstrebt werden mußte. Das höchste Recht jedes Deutschen mußte die Möglichkeit sein, sein Bestes für sein Volk hinzugeben.

Die Grundlage des neuen Deutschtums mußte das Verantwortlichkeitsgefühl bilden. „Einer für alle, alle für einen." Der Kapitalismus als Selbstzweck mußte verschwinden. Der Sozialismus als Selbstzweck mußte vermieden werden; beide konnten nur Mittel sein für einen in sich sicher begründeten Volksstaat.

Unsere nächste Umgebung, die Türkei mit ihrem völkischen und staatlichen Brennpunkt Konstantinopel, wies uns in diesen Tagen noch einmal Wege, die wir gegangen waren, und mahnte uns an alte Verfehlungen und Irrungen. Der Tag nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes, der 1. November — Fliegerangriffe hatten noch am Tage vorher die humanen Absichten der Entente allen vor Augen geführt — sah Pera, die Levantiner- und Fremdenstadt, im bunten Flaggenschmuck. Ein Sieg konnte nicht freudiger begrüßt und begeisterter gefeiert werden. Alle Ententeflaggen kamen zum Vorschein. Wir konnten an ihrer Mannigfaltigkeit erkennen, wie viele Feinde nötig gewesen waren, um uns zu bekämpfen. Die ganze Welt war ausgespien worden gegen uns. Die Juden und Armenier

Digitized by Google

liefen mit farbigen Schleifen herum, benahmen sich aufreizend, und machten aus ihrer Deutschfeindlichkeit und ihrer Schadenfreude kein Hehl. — Der Türke stand ruhig, würdig dabei; kopfschüttelnd sah ich manchen alten Turbanträger in dieses wilde Leben blicken. Nach Stambul zog mich's, dort war es still, unheimlich still. Unter den gleichmäßig ruhigen Mienen der Menschen schien es zu glühen, da erglomm etwas — ein Nichtvergessen, ein Rachedrang. Der Tag bleibt ihnen angerechnet, den Armeniern, den Feinden, das war der Eindruck, den ich an diesem Tage hatte. Gegen Abend riß die Polizei die Flaggen und Schleifen ab, und feige verkroch sich das Levantinerpack.

Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren hart und gaben der Entente freie Hand in der Türkei. Nur für die deutschen Truppen hatte der neue Großwesir „Izet Pascha", — das sei ihm nie vergessen — trotz Drohungen und Erpressungen der Entente, freien Abzug, und, wenn die Abfahrt längere Zeit in Anspruch nehmen würde, die Zusicherung erhalten, daß sie nicht als Kriegsgefangene behandelt werden sollten. Noch einmal Bundestreue! — Wir mußten versuchen, möglichst viele Truppen abzutransportieren und mit allen verfügbaren Mitteln begann diese traurige Tätigkeit. Die Organisation klappte. Es war eine schwere Arbeit, aber sie gelang, obwohl wir es fast ausschließlich mit Etappentruppen zu tun hatten. Das Nachhausedrängen der Einzelnen war ungezügelt, und beim Verladen der Leute gab es manche häßliche Szene, in der die Angst um das eigene Heil hervortrat. Nach Hause, nach Hause, heim, zurück! — Das war kein Ruf, der die Moral stärken konnte. Dazu kam, daß Cospoli uns ein Capua geworden war. Levantinische Gewinnsucht, Schiebertum und orientalische Trägheit hatten unsere Männer angesteckt und ihren Geist vergiftet. Das waren keine Truppen mehr, waren Händlerkarawanen, auswandernde Krämer, die ihr Hab und Gut und ihr armes Leben in Sicherheit bringen wollten. Überfüllte Dampfer fuhren durch den Bosporus ins Schwarze Meer, um in Rußland oder Rumänien die traurige Fracht zu löschen. Von da sollte die Fahrt durch die Steppe gehen, durch Feindesland, denn die slawischen Stämme lökten schon wider den deutschen Stachel. — Wir hatten ja keine Freunde mehr — und wie wir Cospoli und das europäische Ufer des Marmarameeres und der Dardanellen räumten, so kamen drüben auf der anatolischen Seite in Haidar-Pascha neue Scharen an, die Trümmer der Palästinaarmee. Ein Heer von Kranken war es, von Menschen, die durch die Sonne und Fieber ausgemergelt, zum großen Teil von räuberischen Beduinen ausgeplündert waren und fort wollten aus dieser Hölle der Sonne und der Krankheiten. Der Bagdad-Traum war ausgeträumt. Heimwärts, zurück.

Die von den Levantinern sehnsüchtig erwarteten Ententetruppen kamen nicht so schnell, wie man glaubte. Erst 8 Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes erschien die „Ariadne" des Nd. L., mit französischen Flaggen behangen, im Marmarameer und machte am Sirkedji Kai fest. — Englische Offiziere mieteten sich im Pera-Palast-Hotel ein. Allmählich folgten die alliierten Truppen nach; wir mußten ein Haus nach dem andern räumen. Das Zivil mitsamt der Botschaft mußte nach den Waffenstillstandsbedingungen die Türkei verlassen. „Tous sans exception", erklärte ein französischer Offizier, der gefragt wurde, ob denn auf Kranke, Frauen und Kinder keine Rücksicht genommen würde, und der englische Marineattaché meinte: „Wir machen keinen Unterschied zwischen deutschen Soldaten und deutschem Zivil, einschließlich Frauen und Kindern." Auf der Straße bleckten die Franzosen uns die Zunge und spuckten aus. Der Ruf „boche" begleitete uns auf allen Wegen. Uns wurde offiziell mitgeteilt, daß wir interniert werden würden, aber unsere Waffen behalten dürften, jedenfalls keine Kriegsgefangenen wären.

Digitized by Google

Das war unsere Zukunft hier — wie ihr entgehen, war nun die Frage. Schiffe standen nicht mehr zur Verfügung. Die Wege zu Lande waren versperrt. In Ungarn Arbeiter- und Soldatenräte, in Rumänien offene Feindschaft, in der Ukraine Bolschewismus. Böhmen war tschecho-slowakische Republik, Polen selbständig unter der Präsidentschaft eines Pianisten, und Deutschland war dabei, die Erpresserbedingungen der Entente anzunehmen. Revolution in Berlin, Meuterei bei der Flotte, Flucht des Kaisers, Volkskommissionen bei den Ministerien und Reichsämtern, Edeltypen wie Erzberger waren Machthaber geworden.

Das Deutsche Reich war eine sozialdemokratische Republik geworden. Die Revolution der Feigheit, für die die Flottenmeuterei das kennzeichnendste Ereignis war, hatte gesiegt. Wir Soldaten hatten keinen Herrn mehr, denn der Kaiser war geflohen. Für uns da draußen ergab sich daraus zunächst, daß der Fahneneid ungültig geworden war. Wir mußten also damit rechnen, daß unsere Leute auseinanderliefen. Die Not und militärisches Gefühl hielt sie aber zusammen. Wir beobachteten sogar, daß die Disziplin in diesen schweren Tagen besonders gut war; der einzelne riß sich zusammen, um dem Feinde gegenüber sich keine Blöße zu geben. Jeder fühlte sich verantwortlich für die Ehre der Armee und des Vaterlandes. Die Flucht des Kaisers hatte zuerst eine niederschmetternde Wirkung, obwohl liberale und sozialistische Zeitungen schon eindeutig sie verlangt hatten, und wir also vorbereitet waren. Bei einiger Überlegung sahen wir darin nichts, was nicht in den Rahmen der letzten Ereignisse gepaßt hätte. Der Kaiser vermied nur damit, vom Mob an den Pranger gestellt zu werden oder gar durch seine Anwesenheit den Bürgerkrieg zu entfesseln. Da wir keine weiteren Befehle von Hause erhielten, erklärten wir uns weiterhin dem Vaterlande gegenüber für verpflichtet. Was nun die Räte anging, so konnten sie für uns kaum in Betracht kommen, denn wir hatten lediglich den Abtransport in Gang zu bringen, dazu bedurften wir der Unterstützung der Ententemilitärbehörden, und die verhandelten natürlich nur mit Offizieren. Der Versuch einer von einem jüdischen Unteroffizier geführten Gruppe, sich als Vertreter der Mannschaften an das englische Hauptquartier heranzumachen, erfuhr von englischer Seite eine Abfuhr und hatte Waffenabgabe und verschärfte Internierung zur Folge. Der Rädelsführer wurde trotz aller Nachforschungen — die Mannschaften selbst waren entrüstet über ihn und die Folgen seines eigenmächtigen Vorgehens — erst zufällig im Juni 1919 entdeckt.

Am 18. November wurden wir in Moda, Kadiköy, Haidar-Pascha interniert. Jeder deutsche Heeresangehörige, der sich noch außerhalb der Internierungszone sehen ließ, wurde von der Entente verhaftet und nach Saloniki geschickt.

Zum erstenmal hörten wir das Wort Spartakisten. — Wir wußten nicht recht, was für Leute das waren, vermuteten nur, daß sie bolschewistische Bestrebungen hatten und durch den Terror sich die Macht verschaffen wollten. Was wir vom Bolschewismus hörten, war auch nicht viel mehr. Er war halt eine kommunistische Bewegung in Rußland, die als Ziel die Gemeinschaftswirtschaft hatte und als Mittel zur Macht und zur Erhaltung der erlangten Gewalt den Terror anwandte. In eigenartigem Widerspruch zu diesem Ziele schien zu stehen, daß zunächst einmal jeder sich bereicherte, so gut er konnte. Es wurde also nur ein Besitzwechsel vorgenommen. Der Arme wurde reich, der Reiche arm. Aus den russischen Häfen meldete am 18. November das rückkehrende Lazarettschiff Plünderungen, die die angeblich bolschewistisch infizierten österreichischen und deutschen Soldaten, besonders die Marinebesatzung des Dampfers „Fleiß" (früher Kronstadt) begangen hatten. Erst später wurde uns klar, wie weit die Bolschewiki schon zu einer Organisation gekommen waren, bezw. inwiefern es ihnen geglückt war, die Trümmer der

Digitized by Google

alten Ordnung wieder zusammenzuflicken und mit ihnen notdürftig eine Verwaltung und Wirtschaft zurechtzuzimmern. Es gelang ihnen auf diese Weise positiv zu werden. Wesentlich half ihnen dabei die Entente, die ihnen die Fehde ansagte und damit das russische Nationalgefühl weckte. Es hatte den Anschein, als wenn das Wort Bolschewismus zum Schlagwort gegen Rußland bestimmt wäre, wie das Wort Militarismus gegen Deutschland helfen mußte, ja trotz sozialdemokratischer Republik und bestmöglicher Würdelosigkeit (Erzberger-Depeschen) noch half.

Die Ententestaaten selbst boten in dieser Zeit folgendes Bild:

In England machte sich der Kampf zwischen der Lloyd George-Regierung einerseits und den Manchesterleuten und Arbeitervertretern andererseits erneut bemerkbar. Abschaffung der Dienstpflicht, Demobilisation, Verständigungsfrieden waren die Hauptforderungen dieser Opposition. Streiks der Kohlenarbeiter und anderer Industriezweige störten das Wirtschaftsleben. Doch die äußere Politik Groß-Britanniens wurde nicht dadurch beeinflußt. Das Geschäft wurde unbekümmert zum Abschluß gebracht. Zielbewußt ging man an die Internierung der deutschen Kriegsflotte, den Raub der Handelsflotte und die Wegnahme der Kolonien. Das Strafgericht an den „Kriegsverbrechern" blieb als spannende Sensation das Mittel, um noch weiterhin das Interesse des „Bürgers" wach zu erhalten. Die Blockade blieb bestehen, wie in Cospoli ein höherer englischer Offizier sagte: „um Deutschlands Nachwuchs noch gründlicher zu schädigen, die Rasse zu verschlechtern."

Der Franzose gab sich in taumelnder Begeisterung dem Gefühl des Siegers hin, maßlos, haltlos. Für die Wirklichkeit fehlte ihm jedes Gefühl. Wo er auftrat, verdarb er sich die Sympathien. Die Entartung dieser Rasse trat erst jetzt, als der Druck der Angst etwas nachgelassen hatte, deutlich hervor. Hatten wir selbst als Feinde mit dem tapfer sich schlagenden Gegner ein gewisses Mitgefühl gehabt, jetzt wollten nicht einmal mehr die Freunde mit ihnen gehen. Und berechtigt war diese Abneigung. In seiner Haltung, in seinem Benehmen, in seinen Anschauungen zeigte sich der Franzose so unerzogen und unedel, wie man es von einem weißen Menschen nicht erwarten sollte. „Die andern Weltteile haben Affen; Europa hat Franzosen." Viel Wahrheit liegt in diesem Wort Schopenhauers. Die Meldungen aus Frankreich berichteten von Streiks. Bei den Truppen in der Türkei lockerte sich die Disziplin. Manche Abteilungen weigerten sich nach Rußland zu gehen.

Die Italiener versuchten herauszuschlagen, was sie konnten. In Österreich gingen sie vor, wie um Wien zu besetzen. Man hatte den Eindruck, als wollten sie um jeden Preis die Aufmerksamkeit des Volkes von der inneren Lage ablenken. Die Gefahr aber drohte, daß sie mit den Jugo-Slawen, Serben und Griechen in der Frage der Adria als Mare clausum in Händel geraten würden.

Die griechisch-italienische Spannung machte sich gelegentlich schon in der griechischen Cospoli-Presse stark bemerkbar. Die Griechen traten vorläufig nicht in die Erscheinung. Venizelos hatte seine Truppen für Süd-Rußland verschachert. Die Haupttransporte dahin wurden aber erst langsam vorbereitet.

Das Verhältnis unter den Ententevertretern in der Türkei war nach außen hin korrekt. Wer aber mit ihnen zu arbeiten hatte, merkte die gegenseitige Eifersucht.

Der Engländer ärgerte sich über das kapaunenhafe Auftreten der Franzosen, soweit es ihm schädlich werden konnte. Im übrigen nutzte er es für sich aus. Der Franzose machte sich über den fischblütigen, nicht sehr intelligenten Engländer lustig, und kroch vor ihm, wo er mit ihm persönlich in Berührung kam; vom grünen Tisch aus aber machte er ihm Schwierigkeiten. Der Italiener hatte das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, möglichst rasch wieder ins Geschäft zu kommen, fühlte sich mehr als Kriegsgewinnler, denn als Sieger, war sachlich, wenn auch büro-

Digitized by Google

kratisch schwierig. Die gute Gelegenheit, den Verbündeten ein Schnippchen zu schlagen, ließ sich keiner entgehen. Der Grieche verhielt sich ruhig, unterstützte die Propaganda der byzantinischen Griechen wegen der Wiederbesetzung der „Aja Sofia" fühlten sich aber noch nicht stark genug, um energisch aufzutreten.

Ein Ereignis zeigte mehr als andere die wahren Kriegsziele der Entente, das war die Ausweisung des Zivils. Mit einer Schroffheit und Härte wurde vorgegangen, wie keiner es erwarten konnte. Die Absicht war die Ausrottung des deutschen Einflusses im Orient. So ging man zunächst gegen alle Dienststellen, bei der Botschaft beginnend, vor, dann kamen die Professoren und Lehrer, dann die Banken und Geschäftshäuser. Während sich viele Österreicher durch Wechsel der Staatsangehörigkeit der Verfolgung entziehen konnten, waren die Reichsdeutschen mit seltenen Ausnahmen dazu nicht imstande. Ja, es muß manchem zur Ehre angerechnet werden, daß er die gute Aussicht, Pole oder Franzose zu werden, nicht benutzte. Welche Werte durch diese Massenausweisungen vernichtet sind, ist kaum abzuschätzen. Das Vorgehen der Feinde erstreckte sich auch auf Osmanen und Neutrale, die mit deutschen Behörden oder Geschäften in Verbindung gestanden hatten. So wurden ein großer Teil der alten Bahnbeamten der anatolischen Bahn, Schweizer und andere Neutrale entlassen. Dagegen beließ man manche deutschtechnische Beamte in ihrer Stellung, ja, zwang sie dazubleiben, juspu'à nouvel ordre, d. h. bis man sie durch eigene Leute ersetzen zu können glaubte. Dann aber wurden sie ebenfalls rücksichtslos ausgewiesen.

Das oben angegebene System der Ausweisung wurde häufig durchbrochen, weil die Privatinteressen mancher Ententebeamten und Offiziere in Einzelfällen den Ausschlag gaben, z. B. bei guten Wohnungen, schönen Frauen usw. Mehr oder weniger offen sah man auf feindlicher Seite — dienstlich und privatim — das Bestreben, ein gutes Geschäft zu machen, ja echte Diebstähle kamen vor. In solchen Diebereien brachten es die Italiener bei der Wiederübernahme des italienischen Hospitals, das während des Krieges von einer deutschen Rotenkreuzmission musterhaft geführt worden war, zu einer großen Fertigkeit. Der Vertreter einer hohen englischen Dienststelle äußerte mir auf meine Beschwerden, daß er einschreiten wollte, aber wir möchten ihn, den Engländer, nicht für das verantwortlich machen, was die Italiener und Franzosen täten, sie machten uns ja auch nicht für Übeltaten der Türken verantwortlich. Ein höherer französischer Offizier sprach von neapolitanischen Briganten, von denen man nichts Besseres erwarten könnte. Die oberste Dienststelle der Italiener wußte von diesen Vorgängen nichts, trat auf unsern Protest hin sofort für uns ein und zeigte stets die größte Bereitwilligkeit uns zu helfen, so daß wir unsere Krankentransporte durch Italien leiten konnten.

Wie weit Gewinnsucht und Händlergeist bei den Ententetruppen — Offizieren und Mannschaften — vorherrschte, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß schon nach wenigen Wochen der Besetzung die Geschäfte und Straßenhändler reichlich mit Waren aus den Kantinen und Verpflegungsämtern der Alliierten versehen waren, daß die Soldaten ihre Waren an Privatleute verhandelten, und ihnen sogar ins Haus trugen. Ein energisches Verkaufsverbot und äußerst schroffes Vorgehen (Beschlagnahme der Waren und Verhaftungen der Eigentümer) gegen die einheimischen Käufer führten nur dazu, daß wir für unsere Kantinen und Verpflegungsämter später zu billigen Preisen von Levantinischen Zwischenhändlern im Großen die englischen, französischen, amerikanischen Heeresvorräte (gestempelt) kaufen konnten. Also die kleinen Diebe werden bestraft, um den Großen das Geschäft nicht zu stören. Diese Erscheinungen, die wir bei uns als beklagenswerte, schimpfliche Anzeichen des Zusammenbruches der Disziplin und des Niedergangs

Digitized by Google

der Moral unserer Truppen auffaßten, waren hier gang und gäbe. Wir erinnerten uns, wie die Verkäufe der russischen Soldaten vor 2 Jahren als schlimmes Zeichen für die russische Armee gedeutet wurden, sahen jetzt die gleichen Zeichen bei uns und den „Siegern". War es zu verwundern, daß wir sie auch bei ihnen als Äußerungen des Niederganges auffaßten? Indes, wir gewöhnten uns daran, sie nicht für bedenklich zu halten. Und ich glaube, wir taten recht daran. Die hohe Auffassung vom Beruf des Soldaten, wie doch noch immer eine erhebliche Zahl bei uns sie besaß, bestand eben bei unseren Feinden gar nicht. Bezeichnend dafür mag die Äußerung eines französischen Offiziers von der base navale sein, die er einem unserer Offiziere gegenüber machte, als dieser ihn vor dem Geschäftsgeist eines Schlepperkapitäns (türkischen Seeoffiziers) warnte: „Ja, aber das tun wir ja alle." Bezeichnend mag auch sein, daß dieser betreffende Schlepperkapitän uns später „aus alter Freundschaft" zu viel billigeren Preisen als den dienstlich festgesetzten, mahonenweise [1]) Kohlen anbot, mit dem Bemerken, das wäre bei dem französischen Kohlenhof so üblich. Der Löschverlust aller Dampferladungen wurde mit 10 Prozent in Rechnung gesetzt. Es war dazu nichts zu sagen, als daß es sich bei unsern Feinden grundsätzlich um eine andere Welt handelte, wie die es war, zu der wir unmodischen Menschen uns gerechnet hatten.

Wir unmodischen Menschen sage ich und erkläre, daß unsere Hauptexponenten zwei Typen waren, der preußische Offizier und der preußische Beamte, die Träger des junkerlichen, d. h. — hört es, ihr Bourgeois von rechts und links und ihr sozialistischen Proletarier, die ihr es immer nur zu Bourgeois bringen werdet — adeligen Gesinnung, der Treue und Unbestechlichkeit. Wir hatten geglaubt, Deutschland gehöre dieser alten Welt an. Äußerlich tat's das auch wohl, innerlich war es modern geworden, und hatte in dieser Modernität während des Krieges Fortschritte gemacht. Der durch die Bourgeoisie gezüchtete Kapitalismus hatte den Offiziers- und Beamtenstand mit seinen individualistischen Bestrebungen verdorben, hatte ihn mit Gewinnsucht und Eigenliebe vergiftet. Wir waren gar nicht mehr die, die wir sein sollten, waren nicht mehr die Militaristen, gegen die der großbürgerliche Unternehmer der Westmächte den Krieg geführt und den Haß gesät hatte, und den er fürchtete. Der Typ unseres Offizierkorps war nicht mehr der in strenger Standesschulung aufgewachsene, schlichte, innerlich vornehme, tapfere Offizier, es war der reiche Offizier, der nur die alten Formen nachahmte; den alten Geist aber nicht aufnehmen konnte, sondern mit seinem Geiste das ganze Heer zersetzte. Der Schein galt, das Sein galt nichts. Wir waren soweit gekommen, daß vielleicht noch quantitative Unterschiede zu den andern bestanden, der qualitative, grundsätzliche Gegensatz war verwischt. Aus diesem Grunde waren wir nicht mehr innerlich berechtigt und somit nicht mehr fähig, den Feinden Paroli zu bieten. Wir waren innerlich schon besiegt, als der äußere Zusammenbruch kam.

„Weil wir hungerten." So wird man sagen, und jeder wird mit Freuden diesen Entschuldigungsgrund aufgreifen. Die sittliche Verderbnis auf Rechnung des Hungers setzen zu wollen, heißt aber doch die Schuld zu leicht abschütteln. Ich glaube vielmehr, daß durch den Hunger lediglich die üblen Triebe, die in uns zur Zeit des Glückes verborgen blieben, offenbar werden mußten. Die bösen Beispiele waren da; und wir wollen nicht vergessen, daß die übelsten sittlichen Entartungszeichen bei denen sich zeigten, die wahrhaftig, ich möchte sagen, nicht eine Stunde gehungert haben. Der Schleichhandel scheint mir mehr ein Kind der Gier als der Not zu sein. Der Hauptverbraucher des Schleichhandels war der Kriegswucherer, Lieferant letzten Endes der durch den Kriegsgewinnler händlerischer Abkunft korrumpierte Groß- und Kleinbauer.

[1]) Mahone = schweres türkisches Ruderlastboot.

Digitized by Google

Die Zeit des Waffenstillstandes war für uns draußen eine lange Kette von Demütigungen und Mißhandlungen. Das Zivil wurde auf den Dampfern in Scharen zusammengetrieben und dann zusammengepfercht abtransportiert. Die Presse schimpfte und schmähte, an ihrer Spitze stand das offiziöse Blatt der französischen Botschaft, der „Stamboul". Gewiß, die Art wie er schmähte, war für ihn schimpflicher als für uns. Aber die gemeinen Triebe, denen seine Art entsprang, sind nun einmal derart, daß sie gerade bei den Levantinern, die uns umgaben, den stärksten auf innerer seelischer Verwandtschaft beruhenden Nachhall finden mußten. Zu hören, daß Deutschland mit einem abzugurgelnden Huhn oder einem abzustechenden Schwein verglichen wird, ist für einen Deutschen keine Freude. Und doch gewöhnten wir uns daran, ja wir sahen in diesem Gebahren etwas anderes: nämlich die Tatsache, daß wir ja gar nicht militärisch besiegt worden waren. Frankreich, das nicht die gloire dieses Krieges hatte, wollte sie uns wenigstens beschmutzen. Der Haß galt nicht den Besiegten, er galt dem eigentlich unbesiegten Gegner, der noch immer zu fürchten war. Ob Clemenceau uns noch fürchtete, weiß ich nicht, jedenfalls war er kaum so töricht, unsere neue Regierung zu fürchten. Aber dem Volke war der deutsche Schrecken zu sehr ins Gebein gefahren, als daß es schon jetzt wieder seiner ledig und frei geworden wäre. Brauchte man den wirklich Besiegten weiter zu fesseln, ihm dauernd neue Bande umzuschnüren, um ihn ganz wehrlos zu machen, wenn er nicht noch zu fürchten gewesen wäre? Dazu kam, daß in Rußland die Entente eine Erfahrung erlebte, die katastrophal war, weil sie den unbestreitbar höheren Wert unserer Führer und unseres Namens erwies. Ich hörte, wie in meiner Nähe ein französischer Offizier auf dem überfüllten Fährdampfer einen Kameraden fragte: „Wie ist es möglich, daß dieser eine Hindenburg mit ein paar Divisionen in Rußland eindringen kann, und wir mit einer Armee und einer Flotte können nicht einmal Odessa halten?"

Ich glaube die Heimat — ich meine damit stets den friedensuchenden Teil des Volkes — mit ihrem Rufe „Frieden und Fraß" war, wie sie uns eine Schande und ein Schmerz war, den Feinden mit Recht ein Hohn und Ubelkeit erregendes Spiel der Würdelosigkeit; mußte es sein. Denn zu groß war der Gegensatz zwischen den vier Jahren der Furcht vor der feldgrauen Wehr und dem Anblick oder dem Anhören dieser liberal-sozialistischen, politischen Kriegsgewinnler, die zum großen Teil undeutschen Ursprungs, alle undeutscher Gesinnung waren. Das war unser Eindruck draußen: Der deutsche Geist war im Kriege noch stark genug gewesen, um das Volk vier Jahre zusammenzuhalten, aber er war in schnöder Weise als Mittel für Gewinnsucht benutzt und dadurch entartet und vergiftet worden, immerhin hatte er noch die Feinde in Schach gehalten, jetzt war er ganz verschwunden. Wir hatten mit der Revolution verflucht, was wir angebetet hatten, verbrannt was unser Heiligtum gewesen war. Wofür? Um Frieden zu haben, um nicht mehr opfern zu brauchen, um zu nehmen, zu gewinnen, um nach dem Muster der Kriegsgewinnler, Friedensgewinnler zu werden. „Frieden und Fraß" und — „Feste". Das war das Gemeinste. Eine unfähige Regierung gab dem Volke statt des Brotes die Zirkusspiele und den Tanz auf den Trümmern der alten Zeit. Wenn wir zu den feindlichen Dienststellen kamen, wollten etwas erreichen, so sagte man uns: „Ja, beklagen Sie sich, bitte, nicht bei uns. Die Schuld liegt an Ihren Leuten, Ihre Regierung kann nichts tun, denn die Arbeiter streiken." Zuerst widersprach ich in heftigem Ton. Dann aber schwieg ich, es war ja wahr, unser Volk war wirklich so tief gesunken, so verantwortungs-, so würdelos, wie seine neuen Führer. Und dieses Volk wollte Schuldige zur Verantwortung ziehen, schrie nach Gerichtshöfen gegen die früheren Führer. Es war hohnvoll und so verlogen.

Digitized by Google

Und namenlos traurig wurde uns zumute. Wir fragten uns, was werden sollte. Wir hörten von Spartakusputschen. Wir erlebten in Rußland die Disziplinierung der Roten Garden, die Organisierung des Landes, Positivwerden des Bolschewismus und den Zusammenbruch aller Versuche den nationalistisch gewordenen Bolschewismus zu bekämpfen. Die Annullierung des Brest-Litowsker fehlgeborenen Friedens war noch in unserem Gedächtnis. Die Maßlosigkeit wild gewordener Kapitalisten drohte uns einen ähnlichen Frieden zu geben. War es da nicht erklärlich, daß wir im Bolschewismus — der ja bei uns nie so negativ geworden wäre, da unser Volk wachstumsmäßig reifer und daher positiver ist als das russische — die Rettung vor dem Frieden erwarteten?

Der Bolschewismus war uns, soweit wir ihn für notwendig hielten, ein notwendiges Übel, er war die Radikaloperation, war ein Mittel zur Befreiung vom drohenden Frieden, zur Befreiung von Selbstsucht und Gewinngier zur Wiedergewinnung unseres Volkstums und zur Aufrichtung der deutschen Gemeinschaft.

Wie aber sah der Bolschewismus wirklich aus? Das bolschewistische Rußland war ohne eigentliche Verbindung mit der Umwelt. Was wir hörten, waren Ententeberichte, und vom April ab die Erzählungen der deutschen und russischen Flüchtlinge aus Süd-Rußland. Danach war in der Tat der Bolschewismus nicht mehr die Schreckensherrschaft, wie in den ersten Zeiten der Bewegung. Gewiß, das Mittel zur Disziplinierung des Heeres und der Massen blieb der Terror, aber er war auch nötig, und führte zum Erfolge, denn die Franzosen sogar mußten zugeben, daß das Rote Heer nicht plünderte, gute Mannszucht hielt und gut geführt würde. Viele Offizere der alten Armee täten in ihr Dienste und deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Offiziere wären dazugekommen. Die Waffen- und Munitionswerkstätten arbeiteten gut, die Verpflegung der Truppen war gut. Koltschak, der von der Entente, besonders von Japan, unterstützte Weißgardenführer, hatte zwar Erfolge, doch glaubte man einmal nicht an die Richtigkeit, der mit viel Lärm in die Welt gesetzten Siegesmeldungen, sodann nicht, daß er bei weiterem Vordringen sich würde halten können. Er bedeutete also keine Gefahr. Denikins Armee war nie von ernstlicher Bedeutung gewesen. Aus Odessa, Nikolajew, Sewastopol flohen die Franzosen in eiligster Flucht. In Batum bereiteten die Engländer schon die Rückverlegung der Stabsquartiere nach Trapezunt vor. In Archangelsk waren sie in schwerster Bedrängnis, und wenn es auch seit dem Januar 1919 immer wieder hieß, daß die Finnen demnächst Petersburg einnehmen würden, die Stadt wollte und wollte nicht fallen. Die Bolschewisierung Ungarns war ein nicht zu unterschätzender moralischer Erfolg der Russen. Die Ententeblätter schrien und jammerten über die bolschewistische Gefahr, „ohne Besiegung des Bolschewismus kein Friede", das war der ewige Kehrreim ihrer Klagen, anderseits wollte sich keiner mit dem Bolschewismus befassen, denn die deutschen und französischen Erfahrungen waren abschreckend genug. So waren die Erfolge des bolschewistischen Rußlands unbestreitbar. Und das sollte an uns Deutschen da draußen, die miterlebten, wie diese Erfolge an Ort und Stelle auf die Feinde wirkten, eindruckslos vorübergehen?

Zusammengehen mit Rußland, Positivierung des Bolschewismus, energische Linksschwenkung in Deutschland und Einigkeit, das war's, was den Ententegelüsten Einhalt geboten hätte. Aber nichts geschah. Wie tönern die Füße des Rates der vier waren, merkte man an dem Fiume-Handel. Wie stark ein einheitliches Deutschland wirkte, merkte man an der Erledigung der Frage des Polendurchmarsches, merkte man an dem Interesse, das Frankreich insbesondere an der süddeutsch-norddeutschen Spaltung, an der Rheinlandabsonderung hatte. Und was geschah in Deutschland zu dieser Zeit?

Digitized by Google

Im März brachen in Berlin neue Spartakusunruhen aus. Die Zurücknahme der Truppen im Osten wurde verfügt, das bedeutete die Opferung der Ostdeutschen an Polen. Im Rheinlande herrschten separatistische Strömungen. In Bayern erstand die Räterepublik mit Schreckensherrschaft und Bruderkrieg. Die Begleitung dazu spielte das Orchester der politischen Führer, die ja jetzt „Führer des Vaterlandes" waren, mit Reden, Reden, Reden. Als Leichenredner schienen sie uns mit abgedroschenen Phrasen einen Toten zu begraben. So kam der 1. Mai als Weltfeiertag und Siegesfest des sozialistischen Proletariats. Ihm folgte der 9. Mai als Siegesfesttag der kapitalistischen westländischen Bourgeoisie. Rantzaus Rede unter all den Reden der Zeit die einzige Tat, erschien uns wie der Dornenkrone schmerzvoller Kranz unter dem Geschmeiß der Schächer: Das war Deutschlands Leid, umspottet von der haßerfüllten feindlichen Welt.

Die Friedensbedingungen folgten. Man sagte uns: „Die Bedingungen können Sie nicht annehmen." Ein englischer General sprach uns von „Awfully stiff conditions"; „unmöglich", sagten wir uns selbst, „unmöglich", klang es aus der Heimat. Wie ein Weheruf, ein Schmerzensschrei, drang es uns ans Ohr und ins Herz. Und Deutschland schien einig zu sein in seinem Leid. — Schien — war's nicht. Die Rheinländer gingen ernstlich an die Gründung ihrer Republik. Stimmen wurden laut, die von Annahme der halsabschneiderischen Bedingungen schwätzten. Unverantwortliche Parteimänner nahmen die gute Gelegenheit wahr, den Regierungen einen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, und aus dem Geschwätz wurde ein Gekläff und Gerede: „Wenn ihr auch nicht unterzeichnet, wir hier, die unabhängigen Sozialisten, unterzeichnen." Sie wollten sich das politische, und eine andere Gruppe, die händlerisch gesinnt waren, wollte sich das finanzielle Geschäft nicht entgehen lassen, denn Zwischenhändler verdienen überall noch ihr Geld. Die Einheit, die zuerst in Deutschland zu herrschen schien, die einen solchen Eindruck auf die Entente gemacht hatte, daß man schon dabei war, nachzugeben, war Täuschung gewesen. Vor diesem Deutschland brauchte man keine Angst zu haben. Das feldgraue Deutschland war ja dahin.

Es war sehr lehrreich, bei der Entente zu beobachten, wie die Urteile über den Frieden sich änderten. Zuerst war die Stimmung der feindlichen Presse recht unsicher gegenüber den Friedensbedingungen, die ja nur in Auszügen veröffentlicht werden durften. Dann wirkte die deutsche Ablehnung stark deprimierend und eine gewisse Erleichterung machte sich bemerkbar, als man von Verhandlungen hörte. Die sozialdemokratischen Blätter (Humanité usw.) griffen in scharfen Worten die Kapitalisten ihrer Länder an. Doch änderte sich dieses Bild rasch, als aus Deutschland die Haase und Konsorten für die bedingungslose Friedensmacherei eintraten, das war für die Bourgeoisblätter der Feinde Wasser auf ihre Mühlen, nahm ihnen das Mißtrauen und stärkte von neuem ihre Maßlosigkeit, während der sozialistischen Presse jede Grundlage zum Protest genommen wurde, und sie sich in der höchst lächerlichen Lage sah, jemandem helfen zu wollen, der selbst keine Hilfe verlangte. Deutschland hätte es in der Hand gehabt, jetzt schon mit seiner moralischen Beeinflussung erfolgreich zu beginnen. Aber es fehlte ihm an moralischer Stärke und an politischer Einsicht. Die Friedensfreunde in Deutschland waren die Händler- und Industriekreise, die sich durch die Unterzeichnung vor Schaden bewahren wollten, und die unabhängigen Sozialisten, die wohl nur aus Parteiinteresse sich in Gegensatz zur Mehrheit setzten.

Die Einmarschdrohung der Feinde schien uns nicht so gefährlich, weil wir ja von vornherein keinen Widerstand leisteten, also lediglich eine Besetzung des Landes erfolgen konnte. Drei Millionen Mann brauchte die Entente dazu. Amerika war

Digitized by Google

nicht geneigt, sich noch in Europa weiter festzulegen (Johnsongruppe). England hatte seine Kriegsziele erreicht, es blieb Frankreich noch, und dort sah es auch anders aus, wie Clémenceau und Foch sagten. Ja, es gab zu denken, das Fochs mündlicher Bericht an Clémenceau die Aufforderung zum verantwortlichen schriftlichen Bericht zur Folge hatte, und daß über beide Berichte nichts weiter verlautete. Wir jedenfalls hatten den Eindruck, daß die Franzosen nicht so einmarschbereit waren, wie sie bramarbasierenderweise behaupteten. — Die Engländer beurteilten die Lage nüchterner und erklärten nur immer, daß die deutschen Verhältnisse zu verfahren wären, als daß die Regierung zu einheitlichen großzügigen Maßnahmen schreiten könnte.

Wir konnten uns solchen Meinungen nicht anschließen und erwarteten die Lösung der Spannung durch die Weigerung Deutschlands, den Frieden zu unterzeichnen. Zu dieser Ansicht kamen wir nicht nur infolge unseres Glaubens an Deutschland und die dadurch bedingte optimistische Färbung unseres Urteils, sondern auch infolge des Einblicks, den wir in die Verhältnisse der Ententestaaten tun konnten. Das Zusammenarbeiten der feindlichen Behörden verschlechterte sich im Laufe des Waffenstillstandes immer mehr. Die Reibungsflächen nahmen zu, die Bindemittel mit dem Herannahen des Friedens ab. Hatte die gemeinsame Furcht und Feindschaft als allen gemeinsame Stimmung und Interessenrichtung die Einigung erzwungen, so hob das Aufhören dieser Furcht, die Befriedigung des Hasses und der feindlichen Gefühle, das Gemeinsame wieder auf, und die Einzelinteressen traten neu hervor. Gesteigert hervortreten mußten sie noch, weil die Maßlosigkeit, die sich uns gegenüber zeigte, auch in den Wünschen und Forderungen, die jeder für sich hatte, untereinander hervortreten mußten. Auch Rivalität um den Ruhm des glücklichen Ausganges spielte eine gewisse Rolle.

Jedenfalls hatte der Engländer längst keine Lust mehr, den Franzosen bei ihren Mätzchen zu helfen. Er hatte auch wohl Grund dazu, denn erstens war er zufriedengestellt durch die Auslieferung unserer Flotte, den Raub unserer Handelsschiffe, die Wegnahme der Kolonien, zweitens hatte er genug eigene Sorgen infolge des Bergarbeiterstreiks, Demobilisierungsschwierigkeiten, Unruhen in Indien. Das englische Großbürgertum hatte sich im Kriege übernommen; eine seiner Hauptherrschaftsstützen, die Berufsarmee, war durch das Volksheer ersetzt, also nicht mehr als Gewaltmittel gegen die Untertanen zu verwenden, ja man hatte die Kolonien selbst in größtem Maßstabe bewaffnet. Es war also zu befürchten, daß die jetzt zum Schutze des Reiches notwendigen Mittel bei Selbständigkeitsgelüsten Geknechteter gegen die bisherigen Herren verwendet werden würden. In Ägypten kam es schon zum Aufstande. Die Besetzung Smyrnas führte zu der Kundgebung der Moslemin in Indien, worauf prompt Englands Verzicht auf Konstantinopel — vorläufig und äußerlich wenigstens — erfolgte.

Frankreich taumelte berauscht von Maßlosigkeit zu Maßlosigkeit, es stieß an, wo es nur konnte. In Rußland brach seine Herrlichkeit endgültig zusammen, militärisch und moralisch hatte der Franzose für absehbare Zeit in Rußland ausgespielt. Der Engländer wäre den „Verbündeten, nicht Freund" je eher desto lieber los gewesen, und hatte allen Grund, vor weiteren französischen Ungeschicklichkeiten sich zu wehren. Der englische Spottname für den General Franchet d'Esperey, den Führer der Orientarmee, „the desperate Franky", war kennzeichnend. Die innere Lage Frankreichs war keineswegs geeignet, das Vertrauen zur Schlagkraft des Franzosenheeres zu erhöhen. Schon der Eindruck der im Orient befindlichen Truppen war schlecht. Die Straßendisziplin war mangelhaft, Mannschaften und auch viele Offizere machten einen unsauberen Eindruck. Die Belästigungen von Frauen

Digitized by Google

und Mädchen nahmen ständig zu. Die Rußlandkatastrophe war durch Meuterei an Bord der Schiffe und an der Front verschlimmert worden. Die bolschewistische Infektion hatte stattgefunden und breitete sich aus. Der größte Teil der weißen Truppen mußte heimgeschafft werden, und immer häufiger sah man entwaffnete weiße Franzosen von bewaffneten schwarzen Franzosen eskortiert.

Amerika war in der Verhetzung gegen uns soweit gekommen, daß es erst sehr allmählich wieder dazu gelangte, eine objektivere Kritik und Stellungnahme zu versuchen. Die französische Art half dabei zu unseren Gunsten nach. Es stellte sich heraus, daß die Mehrheit des Volkes tatsächlich mehr aus — was man in Amerika so nennt — idealen Beweggründen in den Krieg gezogen war, als man bei uns und vielleicht auch bei den Feinden angenommen hatte. Daß die amerikanischen Truppen nicht die angenehmsten Erinnerungen aus Frankreich mitgebracht hatten, kam noch hinzu.

Die Fiumefrage, die den Rat der Vier sprengen konnte, schien uns bezeichnend für die Verhältnisse im Ententelager zu sein. Italien legte doch für längere Zeit die Konferenz lahm und zeigte der Welt einerseits, daß Abmachungen — selbst der Londoner Vertrag — bei ihnen auch nur ein Fetzen Papier wären, anderseits, mit welchen Henkerslöhnen die Vorkämpfer der Menschlichkeit, Zivilisation und Freiheit gedungen werden mußten. Der sacro egoismo war bei allen militärischen Niederlagen die erfolgreiche Waffe Italiens. Ob sie aber dieses Mal wirksam werden sollte, war fraglich. Hinter den Jugoslaven, die Fiume verlangten, standen die Franzosen und neben ihnen die Griechen. Das war zuviel und Italien gab nach. Das mußte auf das Land wirken, und ich glaube, daß dieser diplomatische Mißerfolg den Sozialisten die äußere Gelegenheit gab, einzugreifen, denn jetzt begannen (im Juni) die schweren Unruhen in Spezia usw.

Die neuen Staatengründungen der Entente zeigten uns eigentlich immer nur das Prinzip: Deutschland zu verkleinern, zu zerstückeln. Nur aus dieser Absicht heraus war die Nordmarkabtrennung, die Loßreißung Danzigs, die Preisgabe Ostschlesiens begreiflich.

Die polnische Drohung bestand für uns als eine Tatsache, die für die Entscheidung der Regierung, ob unterzeichnet werden sollte oder nicht, von Wichtigkeit war. — Wäre eine Verständigung mit Rußland möglich gewesen, so hätte die Hoffnung bestanden, im Osten die Polen so zu bedrängen, daß sie gegen uns nicht noch eine Front errichten, geschweige denn uns angreifen konnten. —

Dies war das Urteil, das wir über die Schlagkraft unserer Feinde hatten. Daß es unsere Meinung so beeinflußte, daß wir für die Nichtunterzeichnung des Friedens waren, wird jeder begreiflich finden. Die Schuld der Heimat war's, daß von innen die Lage so ganz anders aussah, daß wieder einmal Deutschland sein schlimmster eigener Feind war. Im Hafen von Falmouth erklärte uns ein sehr deutschfreundlicher, fließend deutsch sprechender englischer Seeoffizier, daß wir unter den gegebenen Verhältnissen unterzeichnen müßten. Der Regierungswechsel wurde gemeldet. Rantzau ging. Scheidemann ging, Bauer kam und die deutsche Regierung unterzeichnete den schmachvollen Frieden.

Noch einmal überdachte ich die Zeit da draußen. Da will ich erklären, wer uns als Exponent des deutschen Wesens erschien und bis heute mir noch erscheint. Es ist Hindenburg, der in seinem Pflichtgefühl und seiner Treue gegenüber seinem Volke, in der opfermütigen Hingabe an sein Vaterland dem tiefen Verantwortungsgefühl für seine Truppen diejenigen sittlichen Kräfte verkörpert, die wir als Haupteigenschaften des deutschen Ethos ansehen. Seine sittliche Stärke und unbeirrbare Opferfreudigkeit, die ihn ausharren ließen bis zuletzt, in seinen Händen bis über den Zusammenbruch hinaus ein treues, schlagbereites Heer ließen, sind

Digitized by Google

die Tugenden, die ihn für alle Zeiten als Muster deutschen Wesens dastehen lassen. Ihm müssen wir nacheifern. An ihm haben wir uns aufzurichten, durch ihn können wir deutsch bleiben, deutsch werden. So wird er, der einzige, noch einmal Deutschlands Retter werden.

Ja, dieser Geist hat es fertig gebracht, Deutschland preußisch zu machen, bis Preußen selbst wilhelminisch wurde und damit das Recht verlor, noch Deutschland nach sich zu arten. Das wilhelminische Deutschland war der mißglückte Versuch mit fritzischen Formen den Mangel an eigenem Gehalt vorzutäuschen. Es war unehrlich, unwahr und mußte an dieser Unwahrheit und Hohlheit zugrunde gehen, es war undeutsch. Kaiser Wilhelm II. war mehr ihre Erscheinungsform, wenn auch die ausgeprägteste, als ihr geistiger Schöpfer. Ursächlich wichtig für die wilhelminische Ära ist der Geist, der in einer Stadt großgezogen wurde und von da aus nach oben und unten sein Gift verspritzte. Diese Stadt ist Berlin, die Stadt der Parvenüs. Der Weg dieses Berlins geht von der Ackerstraße nach dem Kurfürstendamm, mancher seiner jetzigen Großbürger ist ihn gegangen. Zwischen diesen Polen ließe sich geschmackvoll die Friedrichstraße noch als Verbindung denken, als Ausdruck des neuen Geistes in der alten Form. Und was ist der Geist dieses neuen Berlins? Selbstsucht, Gewinn- und Genußgier, Protzentum, Entartung. Bei der stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands in den letzten 40 Jahren war in allen Großstädten, besonders in den nun einmal auf westlicher Kolonisation weiterhin angewiesenen östlichen Großstädten die Möglichkeit der Berliner Infektion besonders groß, sie wurde hier nicht so unangenehm empfunden, weil ja gegenüber dem Ansehen der Reichshauptstadt die Kritik sich nicht recht herauswagte. Anders war's im Westen, wo vielleicht von je gegen das slavischere Ostelbien eine gewisse Abneigung bestand. Dort tönte seit langem mehr oder weniger vernehmlich der Ruf: „Los von Berlin". Und dieser mußte nach der Revolution an Stärke gewinnen, denn Berlins Hauptstadtstellung war dahin. Es war jetzt eine Stadt wie alle andern, ja in deren Augen schlechter als sie.

Wir da draußen begrüßten die Meldungen über die Wahl Frankfurts zum Versammlungsort des verfassunggebenden Reichstags mit Freuden. Als man dann von Frankfurt auf Weimar überging, sahen wir auch darin noch das Zeichen für das aufrichtige Streben, den Wünschen aller Deutschen gerecht zu werden. Aus technischen Gründen mußten leider noch die Behörden in Berlin bleiben. Und merkwürdig genug, sie blieben berlinisch, einsichtslos gegenüber den Wünschen der Grenzmarken, verständnislos gegenüber den Sonderbedürfnissen der Südstämme. Phrasen tönten, Ungeschicklichkeiten wurden begangen. Es wurde weiter mit der Faust auf den Tisch gehauen, und nachher mit wunder Hand Abbitte geleistet.

Die neue Regierung schien keine Autorität zu haben. Sie war zur Macht gekommen durch Versprechungen, sie hatte also für die Wähler nur den Wert, Versprechungen zu erfüllen, Einzelwünsche zu verwirklichen. „Der Staat" — so faßte der freigelassene Durchschnittswähler die Sache — „war früher mein Herr, mein Feind, jetzt bin ich sein Herr, er hat mir zu dienen, und wehe ihm, wenn er das nicht will oder kann." Daß bei solcher Auffassung selbst die „kulanteste" Regierung nicht genügen konnte, war nur zu erklärlich. Und die Regierung verlor an Vertrauen. Dazu kam, daß ihre Vertreter uns nur parteiabgesandte Strohmänner zu sein schienen, die von der Technik der Verwaltung keine Ahnung hatten, also entweder Unsinn machten, oder dem alten Personal blindlings zu folgen hatten.

Als der einzig starke Mann erschien uns Noske. Aber er war — zum Besten des Landes — seinen alten Grundsätzen untreu geworden und fühlte jetzt vielleicht, was es hieß, Wind zu säen. Er mußte die Masse, das „souveräne Volk", aber

Digitized by Google

auch am meisten enttäuschen. Wer das Volk führen will, muß seinen Willen lenken oder brechen, muß, bis er seinen Willen durchgesetzt hat, sein Feind scheinen. Wer dem Volke gefallen will, ist sein Verführer und, in leitender Stellung, sein Verderber.

Die Streiks und Spartakusunruhen waren die Illustration zur Ohnmacht der Regierung. Das Ausbleiben vernünftiger antikapitalistischer Maßnahmen war ein Beweis ihrer Unfähigkeit. Durch dauerndes Nachgeben schuf sie nur neue Unzufriedene. Die Teuerung stieg und das Geld wurde entwertet. Die Massen wühlten in Scheinen und hungerten weiter. Wirtschaftlich und gesellschaftlich schien völlige Anarchie zu herrschen. Keine Disziplin, keine Autorität. Wir fragten uns besorgt, was werden sollte. Sichere eigene Nachrichten hatten wir nicht. Wir konnten also nur das, was uns in der Verwelschung der feindlichen Presse zuging, verwerten. Da muß ich zunächst betonen, daß wir natürlich nicht alles glaubten, was man uns vorsetzte, und daß wir zuerst das Günstige, später das Ungünstige glaubten, je nachdem wie es den Interessen der Feinde entgegengesetzt war.

So kamen wir zu dem Schluß, daß aus dem bestehenden Chaos sich eine neue Ordnung nicht aufrichten ließe; es standen und lagen noch zu viele Trümmer herum. Die sittliche Verderbtheit des Volkes war zu groß.

Bei dieser Entartung unseres Charakters spielte sicher eine wichtige Rolle der Einfluß, den in zunehmender Weise das Judentum auf unsere Lebensauffassung und Gestaltung gewonnen hatte. Selbstverständlich gibt es Juden — ich kenne manchen derart — die deutsches Wesen so in sich aufgenommen haben, daß sie als Deutsche im besten Sinne gewertet werden dürfen. Aber sie liebten Deutschland und schwiegen. Sie waren eben so sehr deutsch geworden, daß sie sich nicht mehr hervordrängten. Ich greife den jüdischen Geist an, wie er sich in seiner Besonderheit gerade in diesem Kriege in Gegensatz zum alten deutschen Geiste gesetzt hat. Besonders im Kriege trat der Jude in der Heimpolitik, sei es als Kapitalist, sei es als Antikapitalist hervor, er gab die internationale Note an, die scharf in jeden nationalen Zusammenklang hineinschrillte. Wir haben sie in den Auslassungen der liberalen und sozialistischen Presse vernommen. Wir sahen, daß diese Juden überall die Kriegsgewinnler bildeten. Sie konnten ihrer Anlage nach und infolge ihrer rassenmäßigen Sonderstellung allen Völkern gegenüber im Kriege, der überall Opfer forderte, Gewinn einheimsen. Sie konnten vom Kriegswucher ihr gut Teil für sich nehmen, sie konnten bei der Proklamation der Gleichberechtigung aller, wie sie der Liberalismus aufstellte, definitiv das Ghetto zu verlassen hoffen, sie konnten bei den Revolutionen in Machtstellungen kommen, wie sie ihnen in nationalen Staaten nie und nimmer offen gestanden hätten. Sie kannten keine Rücksichten auf die Imponderabilien unseres Wesens, sie kannten kein Vaterland, keine Treue gegenüber den Landsleuten. Sie waren uns in dieser versachlichenden Rücksichtslosigkeit überlegen. Wo wir in Scham und Schmerz zerrissen waren, blieb der uns artfremde jüdische Intellekt objektiv und sachlich. Es ging ihn das ja alles nur soweit etwas an, wie sein eigener Vorteil getroffen wurde. Vorläufig war die Gewinnchance groß. Und wir sahen in der Regierung die zahlreichen Juden, die jetzt mit deutschen Werten handeln konnten. War es ein Wunder, daß die Vertretung auch nach außenhin undeutsch erschien? Daß von nationaler Würde — wir Deutschen haben leider an sich nicht gar zuviel davon — in schmählichster Weise vergeudet wurde.

Der hysterische Franzose wieherte vor Lust darüber, daß wir wirklich so gemein geworden waren, wie er uns wünschte. War sein Haß nicht der Haß des Minderwertigen gegen den Besseren gewesen? Jetzt war er Angst und Achtung los und sah uns im eigenen Kote uns wälzen. Wir draußen haben's gespürt, was das

Digitized by Google

heißt, einer wegen ihrer Würdelosigkeit verachteten Nation anzugehören. Wir haben's auch gesehen, welche Achtung und Furcht sie vor denen hatten, die ihnen gegenüber die deutsche Würde wahrten. Haben, und darauf sind wir heute noch stolz, dafür sind wir dem Schicksal dankbar, den Haß der Ohnmacht verspürt.

Kurz möchte ich die Gedanken, die wir da draußen über die Heimat hatten, zu folgenden vier Sätzen zusammenfassen: 1. Die Revolution ist nicht imstande gewesen, eine neue Autorität aufzurichten, einen Frieden auf Grund der Wilsonschen Punkte zu erlangen, eine soziale Neuordnung einzuführen. Die Wahlen zur Nationalversammlung zeigten eine Übermacht der bürgerlichen Kreise. Deutschland ist nicht sozial-, sondern liberal-demokratisch, denn der wirtschaftliche Individualismus hat überall obgesiegt. Die Streiks sind der Ausdruck für die maßlose Gewinnsucht der Arbeiter und zeigen so recht, wie wenig die sozialdemokratische Partei es verstanden hat, ihre Anhänger politisch und sittlich zu erziehen.

2. Die derzeitige sozialdemokratische Regierung ist ein Kompromiß zwischen einigen Parteileitungen, und fristet kümmerlich ihr Dasein zwischen den inneren Opposition von rechts und links, und dem von außen kommenden Druck der Feinde. Die politische und wirtschaftliche Neugestaltung sucht sich an die Verhältnisse der Westmächte, der großen Demokratien anzulehnen, also den Geist, den wir bisher bekämpft haben, uns einzupflanzen, ihm unsere nationale Eigenart zu opfern. Die kontrabourgeoisen Parteien, die großbäuerliche einerseits und proletarisch-unabhängig-sozialistische anderseits, beweisen damit, daß sie ihrer Struktur und Willensrichtung nach auch die ententefeindlichen Parteien in Deutschland sind, also in ihrer negativen Einstellung zunächst im positiven, also nationalen Sinne bewertet werden können. Der Name Spartakus bezeichnet lediglich eine sehr lästige, von den U. S. P. als Propagandatruppe benutzte, aber auch eigenen anarchisch-bolschewistischen Zwecken lebende Gruppe, deren Bestehen in Deutschland wohl durch den slavischen, also rassenmäßig minderwertigen Einschlag des Großstadtproletariats begünstigt ist.

3. Der jetzige Zustand in Deutschland weist darauf hin, daß wir noch weiter ins Elend geraten müssen, denn mit individualistisch gerichteten Menschen läßt sich keine neue Gemeinschaft gründen. Wir müssen uns zwei Fragen vorlegen: Versklavung an den Kapitalismus der Ententestaaten und Untergang unseres Volkstums unter Beibehaltung einer liberal-sozialdemokratischen bourgeoisen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung oder Untergang der bestehenden Gesellschaft, Aufrichtung einer neuen nationalen Gemeinschaft, die als das neue der alten bürgerlichen Ordnung gegenübersteht und durch ihre werbende Kraft diese untergraben wird. Wir müssen aus dem Volk von heute das Volk von morgen werden. Wir, als die zuerst wieder Geordneten, werden dann die Führenden sein, werden Rußland beispringen, und so als der neue Bund zweier Volksgemeinschaften uns den wankenden westländischen Gesellschaftsstaaten gegenüber als die junge Welt sieghaft entgegenstellen können.

4. Die Untergrabung der Disziplin und die Weckung und Nährung der Selbstsucht waren die Mittel, deren die Revolutionäre sich bedienten, um sich die Macht zu verschaffen. Sie waren jetzt Sklaven dieser Mittel geworden. Denn nur durch Stillung des schier unstillbaren Gewinnhungers ihrer Gefolgsleute und weiterhin aller konnten sie sich mühselig in der Herrschaft halten. Sie treiben Raubbau mit dem Reichsvermögen. Einmal muß das Ende mit Schrecken kommen. Es wird nichts mehr da sein. Nach der ersten Wut gegen die Betrüger wird zunehmend die Einsicht durchbrechen, daß mit der Selbstsucht jeder verliert. Eine Gruppe ernsthafter, starkwilliger, vaterlandsliebender, selbstloser Männer, unter einem überlegenen Führer wird auftreten müssen, und zunächst mit Gewalt wieder eine Ord-

Digitized by Google

nung, eine Disziplin schaffen, und weiterhin durch ihr Beispiel ein Vorbild des Opfersinns geben, und das Volk zum Verantwortlichkeitsgefühl erziehen. Die Masse muß zunächst gegen ihren Willen zu ihrem Besten gezwungen werden. Es ist ihr Geschick, daß sie an sich formlos und willenlos ist, sie ist nur Mittel für höhere Zwecke, ist der knetbare Ton in des Meisters gestaltender Hand. — — —

Am 26. Juli morgens sichteten wir ein deutsches Fahrzeug, das noch die schwarz-weißrote Flagge führte, die allbekannte, die das Symbol für Deutschlands Weltgeltung gewesen war. An der Bordwand des Dampfers stand „Waffenstillstand — Armistice, es war der deutsche Lotsendampfer. Der Lotse kam an Bord. Er machte einen Erpressungsversuch bei dem türkischen Kapitän und unserer Transportleitung und betrank sich gründlich. Der holländische Lotse half uns weiter und nachts vor der Weser ein Boot der eisernen Flotille, dessen Kommandant uns durch die Weserfahrt zum Ankerplatz lotste. Am 27. Juli morgens liefen wir nach Bremerhaven ein. Der erste Eindruck war der, daß keine Autorität bestand, Reste alter Organisation bemerkte man noch, aber die waren kümmerlich genug. Die Zeitungen meldeten Spartakusrevolten in Hamburg, Eisenbahnstreiks in Berlin und Schlesien, Verkehrsstreik in Groß-Berlin, Hungerrevolten in verschiedenen Orten, die Republik Rhenania unter Frankreichs Schutz. Das war alles so traurig, soviel schlimmer als wir es erwartet hatten. „Finis Germaniae", wenn das Wort jemandem durch den Sinn ging, man konnte es ihm nicht als Kleinmut auslegen. Und doch! Ich konnte es nicht glauben, daß es wirklich mit uns Deutschen zu Ende sein sollte, ich überdachte, was geschehen war und neues Hoffen begann zu keimen. Die Leistung des Krieges, in dem wir unterlagen, stand mir vor Augen. Und wie ein Leuchten ging es davon aus, wie von dem Feuerturm, der hell blinkend dem heimkehrenden Seefahrer die Küste des Vaterlandes kündet. Wer einer solchen Übermacht widerstand, wer von solchen Feinden wie die unsrigen, befehdet worden war, der mußte etwas wert sein. Und der Glaube an mein Volk reckte sich empor. Heldische Hingabe machte uns stark, Selbstsucht warf uns nieder. Unter dem Schutt des Zusammenbruches bedeckt ruht die deutsche Seele, befreiter Sklavensinn tollt wiehernd vor Lust auf den Trümmern. Räumen wir die Trümmer fort, wir werden sie wiederfinden.

Rundschau.

Die Kinder sterben.

Sie schicken uns den feigen Tod ins Land,
den dürren Reiter auf dem fahlen Pferde,
der mäht und mäht mit unbarmherziger Hand
in unsrer vogelfreien Menschenherde.

Von Kinderleibern wird der Moloch satt,
und seine Priester läßt er schmatzend künden,
daß der Tribut ihm wohlgefallen hat, —
von wegen Wiedergutmachung der Sünden.

Und wir? Wir zetern, daß der Himmel gellt?
Zu *einem* Volk geschmiedet durch das Grauen,
ziehn wir die Mörder vors Gericht der Welt?

O nein! Zuerst gilt es, in Grund zu hauen
den Bruder, der ein andres Blättchen hält,
und dann: am Völkerbund uns zu erbauen.

Tim Klein.

Digitized by Google

Adolf von Hildebrand.

Wenn ein Sonnenstrahl durch trübe Wolken bricht, ist es ein Eindruck, dem ähnlich, den Hildebrands Erscheinen uns gab. Sein Wesen war sieghaft strahlend, bei außerordentlichem Temperament antike Harmonie atmend und voller Sinn für Humor. Große strahlende blaue Augen, in der Erregung noch dunkler leuchtend, hoben ihn aus der Umgebung, und sein hoher klarer Geist, immer anregend und voller Probleme, originell und spontan denkend, blitzartig beleuchtend und immer großzügig, wandelte Alltägliches in Besonderes.

Die Bande, die uns an den geliebten Mann knüpften, waren nicht nur freundschaftlicher Art — eine Liebe wie zu einem unerreichbaren Geliebten war dabei, und das kam von dem gewinnenden Reiz und der großen Schlichtheit seiner überragenden Persönlichkeit und der rührenden Einsamkeit seiner Seele. Nicht der Einsamkeit eines Einsiedlers — er empfand nur sehr stark die Einsamkeit jedes Individuums. Denn in diesem Leben stand er stets bejahend mitten drin, umgeben von seiner großen Familie, in welcher er der geliebte, verehrte und liebende Patriarch war, und leidenschaftlich verehrt von zahlreichen Freunden. Einsam im Innersten, blieb er sein ganzes Leben lang vollkommen naiv und weltfremd, eine seltene Eigenschaft bei seiner Verstandesklarheit. Seine Naivität hing bei ihm eng zusammen mit großer Sachlichkeit. Er gab sich den Dingen hin, rückhaltlos, ohne mit Vergütung und Dank zu rechnen, ohne an Folgen zu denken, mit seiner eigenen Person sich zu beschäftigen; oft verkannt um seiner großen Sachlichkeit willen. Und, obgleich nicht bewußt ethisch, war er gut aus der glücklichen Fülle seiner Natur heraus, ergriffen von jeder schönen, selbstlosen Tat. Ueberquellend von Glück über das Leben, die Schönheit und den Reichtum der Welt und voll Ehrfurcht vor der Größe der Schöpfung.

Sein Leben, das abgeschlossen vor uns liegt, erscheint wie ein antikes Kunstwerk: klar, rein, voll Temperament und Poesie in der Jugend; ebenso klar, rein, voll Temperament und Poesie, dazu reich als Entwicklung und Inhalt in der Vollendung. In außergewöhnlichen Menschen sind Einsamkeit und Poesie oft vereint, der großen Menge unverständlich. Nur wenige verstehen diese Gaben, nur wenigen sind sie Geschenk und Glück. Auch Hildebrand war, berühmt weit über die Grenzen seines Vaterlandes und trotz populärer Werke, weder als Künstler noch als Mensch populär.

Seine Jugend fiel in eine Zeit, die jeglichen Sinnes für Kunst entbehrte, in der Darstellung von Allegorien und Genrefiguren sich verlor, an einen Kanon leerer Schönheit sich klammerte, oder als Ideal den Naturabguß anstrebte; eine Zeit, die einen Mann wie Begas um die Frucht seiner Begabung brachte. Trotz dieser Zeit erreicht Hildebrands Kunst solch eine Höhe; seine Produktion, in ihrer Gesamtheit betrachtet, überragt weit die Leistungen Jüngerer, die gebahnte Wege bereits vorfanden. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, Hildebrand bedeute nur eine wichtige Etappe auf dem Entwicklungsgang deutscher Plastik; er bedarf der Stütze relativer Einschätzung nicht, und es gibt seit der Renaissance keinen Künstler, dessen Gesamtwerk an umfassender Bedeutung die Höhe des seinigen erreicht.

Einen wesentlichen Wert seiner Kunst bedeutet der sichere Geschmack, der ihm Natur war; nie hat er etwas Triviales gemacht. Gewiß finden sich mitunter schwächere Leistungen in der großen Zahl seiner Arbeiten, aber selbst unter diesen war nie ein künstlerischer Mißgriff. Schon in früher Jugend hat er erstaunlich reife Werke geschaffen, dank seiner Fähigkeit, die künstlerische Kultur der Renaissance und Antike in sich aufzunehmen und innerlich so zu verarbeiten, daß

Digitized by Google

seine Werke stets echte Hildebrands sind. Seine Erfindungen aber, Figuren und Reliefdarstellungen, schöpfte er aus der Natur. Sein außergewöhnlich starkes Verhältnis zur Natur, seine Freude an der Schönheit der Naturformen und die Gabe, jede besondere Situation in ihrem vollen Reiz zu erfassen, füllten seine Vorstellungswelt schon früh mit unzähligen Möglichkeiten und Entwürfen, und mit seltener Begabung bedeckte er bei jeder Gelegenheit Papierfetzen, Bretter und Wände mit reizvollen Zeichnungen. In seinen Sommerfrischen malte er Familienbilder der Bauern in großem Stil auf die Holzwände ihrer Häuser; von seinem malerischen Können zeugen auch einige vornehme Olbildnisse. Eigenartige Stukkaturen entstanden an seinem Münchner Heim, Sgraffitti und Wandbilder in seinen Häusern in Italien, die in allem der Niederschlag seiner Persönlichkeit sind; einer Persönlichkeit, bei der Natur und Kunst so eng verschmolzen waren, daß sein Leben seine Kunst ebenso stark beeinflußte wie seine Kunst sein Leben. Besonders wohl fühlte er sich in den alten italienischen Villen, die einfach und groß in der Landschaft stehen, deren weite getünchte Säle wenige schöne, schwere, dunkle Möbel enthalten, und denen alles fehlt, was der moderne Mensch zu seinem gemütlichen Behagen für unentbehrlich hält. Diese Einstellung macht sich vor allem in seinem Florentiner Hause geltend, das, im Laufe von Jahrzehnten aus einem alten Kloster gestaltet, nichts enthält, was nicht der lebendigste Ausdruck seines Wesens, seiner Lebensweise, seines Geschmacks und seiner vielseitigen künstlerischen Betätigung wäre. Er schuf frei und innerlich hemmungslos, in vollem Genuß glücklicher und, dank einer herkulischen Konstitution, unermüdlicher Produktivität. Aber mit antiker Scheu vermied er leidenschaftlichen Ausdruck, ging nie an letzte seelische Probleme. Er kämpfte oft hart um die Reinheit des Eindrucks seiner Kompositionen, vernichtete unerbittlich schon fertige Werke, wenn ihn etwas daran störte, und kümmerte sich weder um Verluste noch um Erfolge. Sein Interesse an der Ausgestaltung des künstlerischen Gesamteindruckes, bei der kein Lehrer ihm mit seinen Erfahrungen beigestanden war, hatte ihm, wie er selbst sagte, Zeit und Kraft geschmälert, die er sich in der Jugend für die Durchbildung der Form gewünscht hätte. Diese blieb ihm fast immer nur Mittel, seine Kompositionen als Eindruck zur Wirkung zu bringen. Die Form des menschlichen Körpers war für ihn, obgleich er sie vollkommen beherrschte, nicht gewaltiger Ausdruck wie für Michelangelo, oder leidenschaftlicher Selbstzweck wie für Rodin. Deshalb empfinden so viele Menschen Hildebrands Kunst als klassizistisch und theoretisch. Sie reagieren nur auf Detailform und ihren Reiz, Bruchstück bedeutet ihnen schon Vollendung, aber ihnen fehlt der viel wichtigere Sinn, einen künstlerischen Gesamteindruck zu erleben. Die Mehrzahl namentlich der heutigen Romanen scheint diese Einstellung zu haben, während das Volk der Renaissance ganz anders, wollen wir sagen mehr im Hildebrandschen Sinn, orientiert war.

Ungeheuer reich und poetisch ist die künstlerische Welt, aus deren Fülle er seine Werke schuf, und ob es Figuren, Reliefs, Porträts oder Brunnen sind, alles ist durchströmt von dieser Welt, alles umgeben von ihrem Zauber. Namentlich seine herrlichen Brunnen, die in der gesamten Kunst einschließlich der Renaissance und Antike etwas ganz Einzigartiges sind, ein besonders starker und intimer Ausdruck seiner Persönlichkeit, erfüllt von Freude an der Natur und zuweilen von einem ganz eigenartigen, aus seinem Körpergefühl entstandenen, kindlichen Humor. Eine strahlende mozartische Welt, nur hat Mozart etwas gelöst Überirdisches, während Hildebrand auch als Künstler von liebenswürdiger Vitalität durchflutet und von einer irdischen Sonnigkeit durchglüht ist.

Dabei sind seine Brunnen und Denkmalsanlagen wie alle seine Architekturen

Digitized by Google

Ergebnisse genialer architektonischer Schöpferkraft, stets eine außerordentliche Leistung als zwingende Ausgestaltung der Situation, und von überaus feiner Empfindung für Maßstab und Verhältnisse. Der Öffentlichkeit noch unbekannt sind seine Entwürfe von großartigen und dabei schlichten Monumentalbauten, von denen, ein trauriges Zeichen unserer Zeit, keiner zur Ausführung gelangte.

Ganz überragend auf dem Gebiete der Porträtkunst sind seine vielen Bildnisbüsten und Reliefs, die, immer vornehm und schön abgeschlossen, prägnant das Wesen wiedergeben, ein eigenes intensives Leben haben, das Generelle zum Typus prägen und kraftvoll und architektonisch klar in der Form sind. Viele gehen durch besonders starke künstlerische Beleuchtung und bildhafte Fassung, durch Ausdruck einer zauberhaft poetischen Welt, weit über den Rahmen eines Bildnisses hinaus.

Seine Schriften, vor allem das vielumstrittene „Problem der Form", gingen nicht aus verstandesmäßiger Überlegung hervor. Auch waren sie nie, wie viele glauben, Ausgangspunkt für sein Schaffen, Rezept für seine Erfindungen. Das „Problem der Form" entstand auf dem Wege der Anschauung, aus dem Bestreben, künstlerische Wirkungen, die er mit den Sinnen erlebte, zu ergründen, ihren Zusammenhang zu erfassen und die Gesetzmäßigkeit ihrer Ursachen mit dem Verstande zu klären. Besonders schön sind seine „Gesammelten Aufsätze", die, eine Steigerung in künstlerischer Richtung, seine dichterische Gabe offenbaren.

Seine Eindrucksfähigkeit in der Kunst war umfassend, die großen Werke der Musik und Literatur waren ihm ebenso wichtig wie die der bildenden Kunst, ebenso tief ward er von ihnen ergriffen; Beethoven und Shakespeare waren ihm so nahe wie Michelangelo, sein natürlicher Geschmack und sein Urteil gleich sicher in allen Künsten.

Eine seltene Unvoreingenommenheit in der Beurteilung von Werken der bildenden Kunst setzte, besonders in seinen späteren Jahren, jeden in Erstaunen, der sein zielbewußtes Schaffen kannte. Seine Eindrücke waren immer unmittelbar, niemals gehemmt durch irgendwelche Schranken. Er war für die Kunst der feste Steuermann, der im Chaos der unzähligen neuen Kunstbestrebungen der Gegenwart sicher den Weg fand und falschen Glanz vom echten schied.

Wer füllt die Leere, die für uns sein Weggang schuf? Nur selten wird so gottbegnadete Fülle zum Ereignis. Er aber ragt einsam, schon jetzt Gestalt der Geschichte, neben den großen Meistern vergangener Zeiten. Theodor Georgii.

C. G. Schillings.

Das Thema unserer Zeit: Kampf der Zivilisation mit der Natur. Der Mensch bekämpft und vergewaltigt die Natur — Menschengeist wird zum Menschenwahnsinn! Maschine, Weltpolitik, Welthandel, Ausbeutung, Eroberung, angewandte Wissenschaft — alles ist eins — sie haben sich überschlagen. Überfluß wird zur Entbehrung, Klugheit zur Narrheit. Denn es sind den Menschen Schranken gesetzt. Die Natur wehrt sich, die Natur in uns, die Natur um uns — die Natur rächt sich an dem erbärmlichen größenwahnsinnigen Menschengeschlecht.

Wißt Ihr noch, Ihr Freunde, wenn Schillings mit uns Abende und Nächte über dieses Thema sprach, wenn er es in tausend Variationen geistvoll beleuchtete? Werdet Ihr ihn je vergessen, wenn er über diese und jene Welt zu uns sprach, über Mensch und Natur, seinen Buddhakopf mit der glatten Stirn und den schweren Augenlidern, wenn er wie aus tausend Jahren in hinreißender Rede seine Weisheit hoher menschlicher Kultur uns mitteilte, ein Prediger in der Wüste der Zivili-

Digitized by Google

sation? Wißt Ihr noch wie sie die Nasen rümpften, all die Zivilisierten und Zivilisierer, denen Natur nur Objekt ihrer Ausbeutung, ihrer Habsucht bedeutet? Sie erklärten Dich für einen Narren, Schillings, zum wenigsten für einen Schwärmer.

Ja, das warst Du, ein sonderbarer Schwärmer. Weil Du voller Ideale warst. Weil Du tiefer sahst als andere. Weil Du Dich ereiferteſt über Dinge, die jenseits der Nützlichkeit liegen. Weil Du schließlich, wie alle Propheten, zum Fanatiker, zum Monomanen Deines Evangeliums wurdeſt. Unbequem warst Du ihnen, denn Du sprachst die Wahrheit. Verlegen war man über Dich in der Gesellschaft, weil Du, selbst zu ihr gehörend, ihren Rahmen sprengteſt. Man riskierte nicht, Dich ernst zu nehmen, weil man der Majorität der Flachköpfe ihr angestammtes Recht lassen wollte. Man feindete Dich an, weil Du den Händlern das Geschäft verdarbst. Ein Narr — ja, weil Du die Existenz eines Edelreihers höher schätzteſt, als seine Federn auf den Hüten eines Regimentes von Köchinnen. Das konnten sie nicht verstehen. Ein „bitterer" Narr warst Du ihnen. Du sagteſt ihnen allen, was sie nicht hören wollten. Du kämpfteſt bis zur Selbstaufgabe für die Rettung der Natur. Du kämpfteſt gegen die Ausrottung der Tierwelt, gegen den Naturmord zu Hause und über See mit allen glänzenden Mitteln Deines schonungslosen Geistes. Niemals werden wir Dir vergessen, deinen glühenden Kampf gegen den Reihermord, den Du Schulter an Schulter mit unserem Freund Heymel an dieser Stelle der S. M. ausfochteſt — Deine beredten Aufsätze über Natur und Menschlichkeit. Dankbar werden dir alle Einsichtigen sein, daß Du den Jagdschutz für die Kolonien durchsetzteſt, selbst wenn er augenblicklich durch brutale englische Händlerpolitik illusorisch wurde. Du hast uns die Natur als Heiligtum gerettet, Du warst selbst ein Stück Natur, Du wurdeſt ihr Priester.

Darum auch fandeſt Du die Tiere erfreulicher, als die modernen Menschen. Darum deckteſt Du mit Deiner Seele Gottes Kreatur, die Du göttlich liebteſt.

Wer Deiner Gemeinde wird sich nicht erinnern, mit welcher Zärtlichkeit Du Deine Lieblinge, die Gnus und Nashörner und Antilopen, in Deinem geliebten Gürzenich und in den Tiergärten streicheltest, wenn Du die Löwen und Leoparden nur durch Deine Gegenwart bändigteſt, wie die Schimpansin sich Dir in toller Freude entgegenstürzte, sobald sie Dich nur kommen hörte, wie Du die Hyäne, selbst dem Vater Hagenbeck widerspenstig, durch Dein Streicheln zähmteſt. Nur weise Menschen können Tiere so lieben.

Du mußteſt ein Saulus sein, um ein Paulus zu werden.

Alle Kreise des Lebens hatteſt Du durchlaufen. Menschen und Tiere hatteſt Du in allen Sphären erlebt — ihr Leben war Dir in allen Äußerungen bekannt. So wußteſt Du, was gut und böse war. Deine vielen Reisen in Afrika, wo Du in wilder, unberührter Natur wohl hundertmal Dein Leben einsetzteſt, wo Du Hunderte von Tieren töten mußteſt, um sie in tausendfacher Form zu erleben und sie in der Wissenschaft zu neuem Leben zu erwecken — sie haben Dir das Wesen der Natur und ihrer Geschöpfe offenbart. Deine zoologischen Sammlungen in allen Museen Deutschlands, Deine herrlichen Lichtbilder, die ersten Naturdokumente, die Du der Mitwelt in Deinen beiden Hauptwerken „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Im Zauber des Eleleſcho" offenbarteſt und die Dich zur Weltberühmtheit machten, werden immer von Deinem Geist zeugen. Als Weltkind durch ganz Europa in die Wildnis Afrikas — durch Menschen und Tiere zurück zur Menschlichkeit, das war Dein Weg. Wir sind Dir dankbar, lieber Freund, für das, was Du uns gabst. Nichts geht verloren, was aus Natur kommt und in Natur bleibt, Menschenüberhebung vergeht. Die Zivilisation ist im Begriff verzerrten Angesichts sich totzutanzen. —

Zu Lebzeiten belächelt und bekämpft, wird man Dir, Schillings, als Propheten der Natur, Dein Grab bekränzen.

Fritz Behn.

Digitized by Google

Volkstümliche naturwissenschaftliche Schriften.

Harry Schmidt, Probleme der modernen Chemie (L. Friederichsen & Co., Hamburg). Der Verfasser dieses Büchleins ist ein Virtuos der populären Darstellung. Er weiß durch eingestreute ermunternde Betrachtungen und Vergleiche die etwa ermattende Aufmerksamkeit zu fesseln, er zieht Altertum und geschichtliche Stimmungsbilder, Wahlverwandtschaften und Faust heran, weiß zu verschweigen und Schwierigkeiten zu unterdrücken, und behält den Leser in der Hand, bis er ihn am gewünschten Endziel hat. Das Beste aber, was man ihm nachrühmen kann, ist, daß er nichts Falsches sagt, — und das bedeutet bei neuesten, noch im Fluß befindlichen Errungenschaften der Wissenschaft nicht wenig. Auch scheint es, daß er seine Gewährsmänner zu wählen weiß; offenbar hat bei diesem Büchlein Herr Paneth Pate gestanden. Die Darstellung von dessen geistreicher chemisch-radioaktiver Mikroanalyse bildet wohl den lebendigsten und originellsten Abschnitt des Buches.

Um auch einige nebensächliche Ausstellungen zu Worte kommen zu lassen, sei bemerkt, daß uns die Schilderung der alchimistischen Hexenküche im Anfangsabschnitt etwas reichlich breit scheint, und daß die Figur des Wulfschen Elektrometers mit ihren, dem Laien kaum verständlichen Einzelheiten eigentümlich aus dem Rahmen der sonst eingehaltenen Beschränkung auf das Hauptsächliche und Einleuchtende herausfällt.

Die Anforderungen, die an die Fassungskraft des Lesers gestellt werden, sind hier noch um eine Stufe tiefer gehalten als in den „Fortschritten der Physik und Chemie", die die Süddeutschen Monatshefte in ihrem Novemberheft gebracht haben. Was dort die Herren Kossel und Fajans geschrieben haben, wird hier als „Plaudereien über Arbeiten von Aston, Curie, Fajans, Kossel, Paneth, Rutherford, Soddy und anderen Forschern" breiter und blumiger auseinandergesetzt. Wem das Verlangen nach der Wunderwelt des Atoms durch die Monatshefte geweckt ist, aber die dortige Darstellung etwa noch zu gedrängt war, wird zweifellos bei Harry Schmidt auf seine Rechnung kommen.

Wege zur Relativitätstheorie von Rudolf Lämmel (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart). Das Problem von Rudolf Lämmel ist schwieriger als das von Harry Schmidt: Die Relativitätstheorie ist wirklich nur für einen mathematisch geschulten Geist voll zu erfassen. Das hat der Schreiber dieser Zeilen verschiedentlich betont, als er in den Süddeutschen Monatsheften versuchte, ein ungefähres Bild von dem Gedankengange der Relativitätstheorie zu zeichnen. Er war sich bewußt, daß seinem Versuch kein volles Gelingen beschieden sein konnte.

Herr Lämmel, der auch als Vortragsreisender der Relativität aufgetreten ist, hat in seinem Buche den Ton breitester Popularität gewahrt, aber auf Kosten des zu erreichenden Zieles. Er hat sich damit begnügt, eine lebendige Schilderung der Relativität aller geographischen und kosmischen Ortsbestimmungen zu geben und an Hand des Michelsonschen Versuches einige Gedanken aus Einsteins spezieller Relativitätstheorie anschaulich darzustellen. Dagegen wird Einsteins allgemeines Relativitätsprinzip nur in einem etwas dürftigen Anhange gestreift. Mir scheint, es sollte bei seinem philosophischen Interesse die Mitte der Darstellung, nicht einen Anhang bilden. Bezüglich der Relativität der Ortsbestimmungen wäre zu sagen, daß man hierzu eigentlich noch keinen Einstein braucht. Der wirkliche Einstein kommt bei Lämmel entschieden zu kurz. A. Sommerfeld.

Digitized by Google

Geologische Bücher.

In der Weihnachtsrundschau unseres Dezemberheftes vermißt ein überseeischer Geologe mit Recht geologische Bücher, die geeignet sind unsere Leser in dieses Wissensgebiet einzuführen. Er nennt als solche: Frech, Aus der Vorzeit der Erde (Aus Natur und Geisteswelt, B. G. Teubner, Leipzig), Carl Diener, Paläontologie und Abstammungslehre (Sammlung Göschen, 460, Berlin), Neumayr, Erdgeschichte (Bibl. Institut, Leipzig), Joh. Walther, Vorschule der Geologie (Fischer, Jena).

Eine Geschichte der neuesten Zeit.

Es gehörte zu den Kennzeichen der deutschen Geschichtsforschung seit 1871, daß ihr die Lust oder die Fähigkeit zur Darstellung der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit fast völlig fehlten. Unsere wissenschaftlichen Darstellungen unsrer eignen deutschen wie der europäischen Geschichte reichen fast alle nur bis an die Schwelle des neuen Deutschen Reiches, für die Jahrzehnte seither sind wir meistens auf ausländische Bücher angewiesen. Unter den wenigen einheimischen Werken, die diese Schwelle überschritten, hat die „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart" des Stuttgarter Oberstudienrates Gottlob Egelhaaf seit 1908 ihren Platz in Ehren behauptet (siehe die Würdigung im Maiheft 1910 unserer Zeitschrift). Ihre neueste, 8. Auflage (Stuttgart, Verlag C. Krabbe), auf 2 Bände erweitert, enthält bereits eine zusammenfassende Bearbeitung des Weltkriegs und seiner Folgen und schließt damit den Bogen, den sie bei der Reichsgründung in Versailles 1871 einsetzen läßt, mit dem Versailler Frieden von 1919 traurig wieder ab. Eine gute Zeittafel, nützliche Tabellen, und ein sorgfältiges Register erhöhen die Brauchbarkeit des zuverlässigen, dankenswerten Buches. Es zählt seit langem zu denjenigen, die nicht so viel zitiert, aber um so häufiger benützt und ausgeschrieben werden. v. Müller.

Dostojewskij geschildert von seiner Tochter.

In ganz einfacher, anspruchsloser Sprache schildert die Verfasserin das Leben ihres Vaters (Verlag E. Reinhardt, München 1920). Wenn dabei so manches Interessante für die literarische und politische Geschichte Rußlands abfällt, so kann man ihr nur dankbar sein. Vielleicht wird sie der Bedeutung ihres Vaters nicht ganz gerecht — es soll ihr daraus kein Vorwurf gemacht werden. Man schüttelt zwar manchmal den Kopf, aber man liest mit steigendem Interesse weiter. Einer der Hauptreize des Buches liegt in seinem völkerpsychologischen Wert; wenn die Verfasserin mit den Begriffen normannische, ukrainische, slawische, litauische Seele auch manchmal ein bißchen Unfug treibt, so hat sie doch recht gut begriffen, was den Tenor und die Dynamik der einzelnen Völkerseelen ausmacht und eine ganze Reihe Stellen ihres Buches lassen uns wieder einmal verstehen, wie jene Hölle des Tobens niedrigster Leidenschaften zustandekommen konnte, die das heutige Rußland ist. Bei dem großen Interesse, das man jetzt in Deutschland nicht nur Dostojewskij, sondern allem Russischen entgegenbringt, wird das Buch um Leser nicht bange sein. Die von Frau G. Oukama Knoop besorgte Übersetzung ist gut und flüssig. A. Dirr.

Digitized by Google

Berichtigung.

Im Dezemberheft „Unsere Ernährung" hat sich auf Seite 160, Zeile 11 und 12 von oben ein Fehler eingeschlichen. Statt: „so daß aus dem Überschuß von 1 Hektar Ackerfläche usw." muß es heißen: „daß aus dem Überschuß von 1 Hektar Brotgetreide-Ackerfläche" usw. — Im Aufsatze „Die Verbesserung der Gesundheit während des Kaiserreichs" im Januarheft befinden sich folgende Fehler: Seite 235, Zeile 21 von oben, ist in der Überschrift der Tabelle „Mittlere Lebenserwartung im Deutschen Reiche in den Jahren:" das Wort „den" zu streichen. Seite 235, Zeile 2 von unten, muß es heißen statt „45 Prozent" 55 Prozent. Seite 238, Zeile 25 von unten, muß es heißen statt „bei den 51 jährigen" „bei den 50—60 jährigen."

Populäre Medizin.

Alle Welt kennt die Namen Behring und Ehrlich; was sie und andere geleistet haben, ist den meisten, auch Belesenen, unbekannt und das Forschungsgebiet, auf dem sie gearbeitet haben, eine verschlossene Welt. Und doch ist diese Welt von phantastischem Reiz, wir stehen in ihr dicht an der verschlossenen Pforte, die uns von den Geheimnissen des Lebens trennt und können sogar, wie durch ein Schlüsselloch, einen Blick in die wunderbare Werkstätte des innersten Getriebes werfen. Wer einen Einblick in diese Welt, in die Immunitätslehre, tun will, dem sei das Büchlein Kämmerers „Die Abwehrkräfte des Körpers" (Aus Natur und Geisteswelt 479 bei Teubner, Leipzig 1919, 2. Auflage) aufs wärmste empfohlen. Der schwierige Stoff ist hier leicht faßlich und lebendig dargestellt. Es werden die natürliche Immunität, die angeborenen Schutzeinrichtungen, all die komplizierten, natürlich und künstlich erzeugten Schutzstoffe besprochen. Wer sich über die Bedeutung der verschiedenen Impfungen klar werden will, der Pockenimpfungen, wie der im Krieg so viel durchgeführten Typhus- und Choleraimpfungen, findet hier die nötige Aufklärung. So bietet das Büchlein, aus der Feder eines, als Theoretiker wie Praktiker hervorragenden Fachmannes, Gutes, sowohl denen, die sich über medizinische Gewissensfragen klarwerden wollen, wie denen, welche den reizvollen Rätseln des Lebens nachzuspüren wünschen.

Hermann Kerschensteiner.

Emil von Schleinitz.

Im Heft „Auswandern?" der Süddeutschen Monatshefte habe ich in meinem Aufsatz „Verlorenes deutsches Blut" ein Wort des Herausgebers des „Germania-Herold", Emil v. Schleinitz, zitiert, um das Mißverhältnis zwischen der Sättigung der Vereinigten Staaten mit deutschem Blut und Gut und der geringen Anteilnahme der Deutsch-Amerikaner am Schicksal des Mutterlandes im Welttrieg zu beleuchten. Ich habe damit, ohne es zu wissen und zu wollen, einem Toten Unrecht getan, dem das Schicksal seiner alten Heimat das Herz gebrochen hat. Es ist eine selbstverständliche Pflicht gegen diesen Toten, sein Bild von dem Vorwurf zu reinigen, als habe er es an Liebe zu seinem alten Vaterlande fehlen lassen. Ein kanadischer Freund des Verstorbenen schrieb an einen österreichischen Leser unserer Zeitschrift einen Brief, der das tragische Ende dieses deutschen Edelmannes erzählt. Ich entnehme diesem Brief die folgenden Stellen, die auch sonst allgemeines Interesse beanspruchen dürfen: „Emil v. Schleinitz ... gab seinen Posten als Herausgeber des ‚Germania-Herold' auf, als Amerika in den Krieg eintrat und von dieser Zeit an war er ein gebrochener Mann. Er starb im letzten

Digitized by Google

Sommer in seinem Landhause zu Cedar-Lake. Vor seinem Ende sagte er mir, daß ich ihn wahrscheinlich nicht mehr sehen würde und sprach seine Sehnsucht nach dem Tode aus. Amerikas Teilnahme am Krieg, die er abzuwenden bemüht war, und die Niederlage Deutschlands waren zuviel für ihn und er begehrte danach nicht länger zu leben. Er war zu dieser Zeit ein enger persönlicher Freund Roosevelts, der ihn, wie ich glaube, als politischen Strohmann benutzte, um die deutsch-amerikanischen Stimmen zu erhalten und ihn zuletzt, als der Krieg erklärt war, unbedenklich über Bord warf. Der alte Herr v. Schleinitz war ein echter Edelmann und ein Mann von Ehre und Grundsätzen. Allein er war etwas kindlich und ich glaube nicht, daß er einen wirklichen Einblick in die realen Zustände Amerikas hatte. Er war wahrscheinlich selbst zu hochgesinnt und zu lauter, um die Motive anderer zu durchforschen und glaubte, daß seine Umgebung durch ebenso ehrenhafte Beweggründe bestimmt würde wie er selbst, mit anderen Worten: der typische deutsche Fehler! ... Wie dem auch sei, der alte Edelmann hat seine Harmlosigkeit wieder gut gemacht, denn er zog den Tod der Schande seines Landes vor und ist wirklich ebenso für sein Land gestorben, als wenn er auf dem Schlachtfeld gefallen wäre. Es war das eines meiner erschütterndsten Erlebnisse, und an vielen Abenden, die Schleinitz bei mir in meiner Wohnung zubrachte, hatte ich das Gefühl, daß hier ein Mann saß, der, in allen seinen Hoffnungen und in seinem guten Glauben betrogen, langsam Zoll für Zoll starb und den Tod als Befreier willkommen hieß ... Er hätte ein besseres Ende verdient. Das Schicksal, das die meisten von uns erwartet, ist tragisch — seines war es ganz offenbar." Tim Klein.

Aus Peru.

Immer deutlicher tritt es in die Erscheinung, daß die — hauptsächlich von Berlin ausgehende — überwiegend geschäftliche Denkweise auch derjenigen Kreise, die unsere nationalen Güter zu wahren wünschen, sie zu wahren berufen und in der Lage sind, eine Hauptursache unseres Unglücks ist. Einen solchen Fall von überwiegend wirtschaftlicher Denkweise in einer nationalen Angelegenheit scheint uns die folgende Zuschrift eines Lesers in Peru zu enthüllen:

Lima, den 16. XII. 20.

Peru begeht im nächsten Jahre die Feier seiner hundertjährigen Unabhängigkeit.

Ausgerechnet am zweiten Jahrestage des Waffenstillstandes, mit dem unser unglücklicher Krieg seinen Abschluß fand und der hier festlich begangen wurde, hat eine von deutschen Firmen eingesetzte Kommission es fertig gebracht, dem Lande zu jener Centenarfeier ein Ehrengeschenk (Errichtung eines Uhrturmes in Lima) im Namen der Deutschen Kolonie anzubieten.

Als einzige Entschuldigung könnte man allenfalls annehmen, daß die Herren der Kommission sich bei ihrem Entschluß von Liebedienerei gegenüber unserm ehemaligen Gegner nicht hätten freimachen können, obwohl dazu bei der Haltung der Regierung (Schiffsraub) und der Presse (Hetzartikel im Dienste der Entente) vollständiges Hintansetzen jeglichen nationalen Ehrgefühls gehört.

Der Umstand aber, daß die Kommission mit dem in aller Öffentlichkeit gemachten Anerbieten die Deutsche Kolonie überrumpelt hat, ohne ihr vorher ein einziges Mal Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben zu haben, ohne auch irgendwie von der Kolonie ermächtigt zu sein (die andern fremden Kolonien rufen ihre Landsleute zu Besprechungen zusammen), läßt allein die Deutung zu, daß die Herren sich nur von ihren recht robusten geschäftlichen Sonderinteressen haben leiten lassen, in denen sie allerdings durch die zu erwartende ablehnende Haltung der gesamten Deutschen Kolonie empfindlich gestört worden wären.

Digitized by Google

Eine Protestbewegung ist eingeleitet worden, ob — mangels irgendwelcher Rechtsmittel — mit Erfolg, bleibt abzuwarten.

Ich bringe die Angelegenheit zu Ihrer Kenntnis in der Hoffnung, daß Sie davon in dieser oder in einer anderen Form Gebrauch machen werden, denn es ist meine Überzeugung, daß die Presse uns Deutschen in diesen Zeiten immer und immer wieder mehr Nationalbewußtsein einhämmern muß, ganz abgesehen von vorliegendem Falle, in dem eine kleine Minderheit aus egoistischen Interessen glaubt, dieses mit Füßen treten zu können.

Erzberger in der Deutschen Verlagsanstalt.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart Stuttgart, den 18. Dez. 1920

Herrn Professor Paul R. Coffmann, Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte", München.

Im letzten Heft der „Süddeutschen Monatshefte" tobt sich Herr Josef Hofmiller gegen unsern Verlag aus, weil wir Erzbergers Erlebnisse in Buchform herausgebracht haben. Wir glauben zwar selbst nicht, daß der eigentliche Zweck des Angriffes war, unseren Verlag an sich herabzusetzen, da Herr Hofmiller wissen muß, daß wir den Verlag von Memoiren und Geschichtsquellen schon seit Jahren planmäßig pflegen und dabei nicht nach der Person oder politischen Stellung der Verfasser, sondern nur nach dem zu fragen haben, was sie an Material für die Geschichte der letzten Jahrzehnte bieten können. Vielleicht ist es Herrn Hofmiller auch nicht unbekannt geblieben, daß wir vor Übernahme der Erzbergerschen Erlebnisse angesehene Historiker um ihr Urteil gefragt haben. Wir können deshalb nur annehmen, daß Herr Hofmiller sich gern als Held eines der jetzt so beliebten Beleidigungs-Prozesse sehen würde; diese Freude können wir ihm allerdings nicht machen, da wir weder Zeit noch Lust haben, dem Publikum derartige öffentliche Schauspiele zu bieten und außerdem der Ruf unseres Verlages bei allen Urteilsfähigen zu fest begründet ist, als daß wir es nötig hätten, ihn gegen eine so hemmungslos gehässige Polemik, die sich bei allen billig Denkenden von selbst richtet, verteidigen zu müssen. Wir können den Fall also auf sich beruhen lassen; was uns aber veranlaßte, Ihnen zu schreiben, ist der Wunsch, Ihnen zu sagen, daß wir jede weitere Beziehung zu einer Zeitschrift abzubrechen wünschen, die ihr Publikum so niedrig einschätzt, daß sie glaubt, ihm derartige literarische Kost vorsetzen zu dürfen.

Hochachtungsvoll! Deutsche Verlagsanstalt (gez.) G. Kilpper

Wir begreifen den Ärger des Direktors der Deutschen Verlagsanstalt. Man ärgert sich immer, wenn einem ein Vorwurf gemacht wird, dessen Berechtigung man innerlich anerkennen muß. Aber auch im Ärger soll man nichts Unrichtiges behaupten. Der Direktor der D. V. weiß, daß Hofmiller sich weder gegen die D. V. ausgetobt, noch sie herabgesetzt hat; im Gegenteil hat er in den Besprechungen des Dezemberheftes ihre großen Verdienste anerkannt und nur immer wieder bedauert, daß ein Verlag, der so viele schöne Bücher veröffentlicht, die Erzbergerschen Memoiren verlegt. Ein großer — wir vermuten der weitaus größte — Teil des deutschen Buchhandels wird der Ansicht sein, daß Hofmiller damit das Ansehen der D. V. höher einschätzt, als derjenige Direktor der D. V., der das Erzbergersche Buch zum Verlag angenommen hat. Gewiß, daß die D. V. Memoiren verlegt, war uns bekannt. Nicht aber, daß sie dabei „nicht nach der Person" fragt. Uns erscheint der Wert einer Memoirenbibliothek nicht erhöht zu werden durch Erinnerungen, deren Autor dadurch durch Prozesse kommt,

Digitized by Google

daß er sich im gegebenen Augenblick nicht erinnert. Fürst Hohenlohe würde sich wohl bedankt haben, seine Erinnerungen neben denen Erzbergers erscheinen zu lassen. Und wenn Friedrich Theodor Vischer erlebt hätte, daß Erzberger in diesem Verlag „Auch Einer" ist, wäre er gröber geworden als Hofmiller. Daß Hofmiller nicht ganz ohne Verdienst um gute Literatur, und kein Mann ist, der durch Sensationsprozesse auf sich aufmerksam machen möchte, muß Herrn Direktor Kilpper gleichfalls bekannt sein; eventuell können ihn andere Mitglieder seiner Direktion darüber aufklären. Auch um die gute Literatur der D. V. hat er sich Verdienste erworben. Daß zu dieser Literatur der von ihm gefeierte Otto Braun nicht mehr gehört, ist nicht die Schuld Hofmillers; daß die D. V. Otto Brauns Erinnerungen an Bruno Cassirer weggegeben hat, tat Hofmiller fast so leid, wie daß sie die Erinnerungen Erzbergers an Paul Cassirer nicht weggegeben hat. Außerdem wird doch kein Mensch, der verklagt sein will, sich dazu ausgerechnet Erzberger aussuchen. Ist Direktor Kilpper nicht bekannt, daß man seinem Verlagsautor so und so oft Steuerhinterziehungen, Schiebungen, falsche Eide vorgeworfen hat, ohne daß er geklagt hat? Keine bekannte Persönlichkeit ist so schwer zum Klagen zu bringen wie der Autor der D. V. Man muß ihm dazu die ehrenrührigsten Vorwürfe nicht nur so und so oft machen und öffentlich, sondern dann auch noch in der Presse immer wieder feststellen, daß er immer noch nicht geklagt hat, und selbst dann ist es nicht sicher, ob er zieht. Überhaupt — verzeihen Sie, Herr Direktor Kilpper — welch albernes Gerede ist das, was Sie da von Beleidigungsprozessen verführen: Sie wissen doch, daß nichts in den Hofmillerschen Besprechungen Ihrer Weihnachtsneuheiten enthalten ist, das irgendein Gericht der Welt beschäftigen könnte. In einem Punkt scheinen allerdings wir nicht unterrichtet zu sein. Sie setzen als bekannt voraus, daß angesehene Historiker Ihnen zugeraten haben, diese Erinnerungen zu veröffentlichen. Uns ist das nicht bekannt geworden, und wir würden gar zu gern die Namen dieser angesehenen Historiker kennen. Allerdings war es vielleicht doch nicht zweckmäßig, gerade wegen der Erz-Berger-Erinnerungen einen Historiker zu bemühen; ein Auskunftsbureau hätte auch genügt; außerdem — gibt es denn auf den Stuttgarter Dächern keine Spatzen? Immerhin freut es uns zu hören, daß Sie diesen Verlagsartikel der Memoirenbranche nicht ohne Referenzen akzeptiert haben; haben Sie das beim Fürsten Hohenlohe auch so gemacht? oder beim Grafen Zichy? oder beim Baron Schlözer? Nicht? Ja warum denn nicht, Herr Direktor? Und warum bei Erzberger, Herr Direktor? Geben Sie acht, Herr Direktor, daß Erzberger das nicht erfährt! Es würde ihn kränken, Herr Direktor! Sie ahnen nicht, wie feinfühlig der Mann ist; eine Mimose ist ein Dickhäuter dagegen! Er würde klagen. Jedenfalls würde er „jede weitere Beziehung zu einem Verlage abzubrechen wünschen, der seinen Autor so niedrig einschätzt, daß er glaubt, ihn dem Publikum erst auf Empfehlungen angesehener Historiker hin vorsetzen zu können". Da Sie im obigen die diplomatischen Beziehungen zu uns abgebrochen haben, lassen Sie uns die Namen der angesehenen Historiker vielleicht über einen neutralen Staat zukommen. Nur raten wir Ihnen, in Ihrem Interesse, nicht Ihren Verlagsautor Erzberger mit der Reise in das neutrale Land zu betrauen. Wegen der Handlungsunkosten. Wegen der Spesen. Und vor allem lassen Sie ihn nicht in die Schweiz! Sitzt da nicht in Göschenen ein auch von uns aufrichtig verehrter Autor der D. V.? Stellen Sie sich doch vor, Herr Direktor: Erzberger geht in die Schweiz, Erzberger setzt sich nach Göschenen, Ihr Autor Ernst Zahn sagt sich: das ist das Modell für meinen politischen Roman „Helden des Wahltags" oder „Die da kommen und nicht gehen" — da dreht sich der alte Gottfried Keller im Grab um und schreit: „Halt, der Kerl gehört mir, es ist der Louis Wohlwend aus dem Martin Sa-

Digitized by Google

länder" — Herr Direktor, die Folgen sind nicht auszumalen: Erzberger flieht durch den Gotthardtunnel nach Lugano, und der Gotthard sagt sich: ich kann mir's ja leisten, ihn auszuspeien, ich bin ja nicht die D. V. — Krach, Bums, ein neuer Vulkan in den Zentralalpen — Herr Direktor, nicht in die Schweiz! Um Himmelswillen nicht in die Schweiz! Eher zum Kaiser Karl: Tee bei hohen Herrschaften (entsprechende Reisespesen immer vorausgesetzt) ist Ihrem neuen Autor doch das Liebste.

Wollen Sie noch weitere Werke von Erzberger verlegen, Herr Direktor? Da die D. V. auch von andern Leuten volkswirtschaftliche Bücher veröffentlicht, und „nicht nach der Person" frägt, empfehlen wir, Erzberger ein Buch schreiben zu lassen „Wie veranlage ich zur Steuer?" (würde übrigens viel besser gehen als die „Erlebnisse"). Ferner ein Gegenstück zu des vortrefflichen Max Eyth, bei Ihnen erschienenen „Hinter Pflug und Schraubstock", worin erzählt wird, wie ein Bauernjunge durch eiserne Sparsamkeit auf redliche Weise und ohne unerlaubte Nebeneinnahmen die Schraube zu den reichsten Unternehmungen in die Hand bekommt, weil es ihm gelungen ist, sich das fürstliche Gehalt eines Volksschullehrers zu sichern. Endlich Erzbergers gesammelte Gedichte, da wie uns bekannt, die D. V. auch Gedichte von andern Verfassern verlegt und „nicht nach der Person" frägt. Wir kennen bis jetzt nur das eine das wir im Heft „Der Friede" aus dem Stuttgarter Neuen Tagblatt abgedruckt haben; am 14. Juni 1919 hatte der Erz-berger in fröhlichem Kreis, bevor der von ihm zur Unterzeichnung empfoh'ene Friedensvertrag unterschrieben wurde, in einem Weimarer Weinhaus dem Wirt ins Stammbuch geschrieben:

Erst schaff dein Sach',
Dann trink und lach.[1])

Das Goethe-Schiller-Archiv, das, wie wir wissen, auch von einem andern Schwaben Gelegenheitsgedichte veröffentlicht hat, könnte, falls es wie die D. V. „nicht nach der Person frägt", in den Weimarer Vergnügungslokalen Nachforschungen nach weiteren Gelegenheitsgedichten Ihres Autors anstellen. Auch erwarten wir, da wir wissen, daß das Archiv bereits andere historische Darstellungen veröffentlicht hat, von ihm eine Geschichte der Blütezeit Weimars von der Berufung des Schwaben Schiller bis zum Einbruch in die Fürstengruft, mit einem Anhang über die spekulative Philosophie bei Schiller und Erzberger. Nur eins würden wir vor der Veröffentlichung weiterer Erzberger-Literatur noch abwarten: den Prozeß wegen der ihm vorgeworfenen Verletzung der Eidespflicht. Sollte ihm Meineid nachgewiesen werden, so wäre es doch eine etwas gezwungene Empfehlung, wenn die D. V. in ihren Verlagskatalogen von den Erzberger-Erinnerungen sagen würde, der Verfasser habe nicht geschworen, daß das, was in seinen Memoiren stehe, wahr sei, und wenn er nicht geschworen habe, spreche er die lautere Wahrheit und verschweige nichts, so wahr ihm Gott helfe.

Um diese im Grund sehr traurige Sache ernst zu schließen: unsere Leser wissen, daß wir niemals einen angesehenen Verlag angegriffen haben, weil er einmal ein weniger gutes Buch herausgegeben hat; wir wissen, daß unsere Hefte auch nicht alle gleich gut sind. Aber wenn das, was Generationen von tüchtigen deutschen Buchhändlern aufgebaut haben, eine derartige Verunglimpfung erfährt, können wir nicht schweigen. Wir hoffen immer noch, daß die D. V., wenn die bevorstehenden Prozesse entsprechend ausfallen — für uns andere haben die Helfferich-Prozesse genügt — diesen Flecken aus ihrer weißen Weste entfernen wird.

[1]) Nach einer andern Lesart soll das Gedicht lauten:

Erst schaff dein Sach | Beiseit, dann trink und lach!

Redaktionell abgeschlossen am 12. Februar 1921.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 05602 3560

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05602 3560

Digitized by Google

Digitized by Google